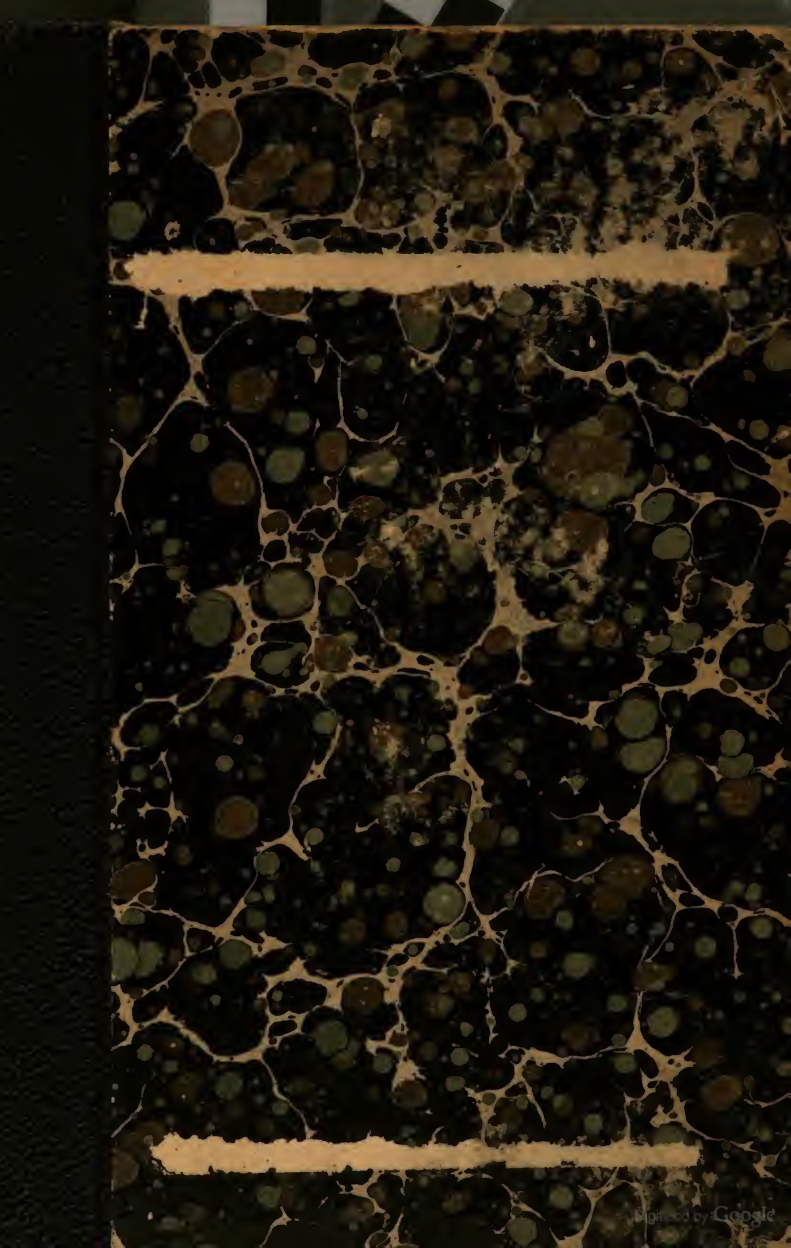
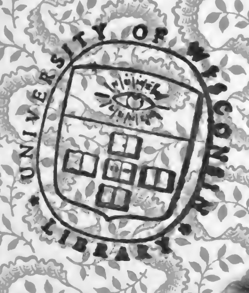



UNIVERSITY OF WISCONSIN
LIBRARY



Münstersche Beiträge zur neueren Literaturgeschichte.
Herausgegeben von **Dr. Schwering,**
Professor an der Universität zu Münster i. Westf.

I. und II. Heft.

Das Zeitungswesen in Westfalen von den ersten Anfängen bis zum Jahre 1813

In seiner geschichtlichen Entwicklung und kulturellen Bedeutung dargestellt

von

Dr. Carl d'Ester.

Münster in Westfalen.
Verlag von Heinrich Schöningh.
1907.

Das Zeitungswesen in Westfalen

von den ersten Anfängen bis zum Jahre 1813

In seiner geschichtlichen Entwicklung und kulturellen Bedeutung dargestellt

von

Dr. Carl d'Ester.



Münster in Westfalen.
Verlag von Heinrich Schöningh.
1907.

Inhalts-Verzeichnis.

Verzeichnis der benützten Quellen und Hülfsmittel.

A. Akten.

I. Verschiedene Akten betreffend die Einrichtung des Münsterischen Intelligenzblattes, Handhabung der Zensur in Münster, Buchdruckerprivilegien, Kaufverträge u. a. im Besitze des Mitinhabers der Aschendorfschen Verlagsanstalt in Münster, Herrn Anton Hüffer (zitiert A. H.).

II. Münsterisches Staatsarchiv (zitiert M. St. A.).

a) Geheime Kabinettsregistratur (Geh. Cab.-Reg.) Politica. (P.)
Postreuter bei der Geheimen Kanzlei. X. A. 7.
Lesebibliothek in Münster. XXXIII. B. 13.
Erlaubnis zur Herausgabe eines Wochenblattes in Münster. XXXIII. B. 2.
Intelligenzblatt in Münster. XXXIII. A. 1.
Cameralia. (C.)
Generalbericht wegen der inländischen Posten XIX. A. 38.
Generalbericht wegen der fremden Posten. XIX. A. 37.
Ecclesiastica. (E.)
Bücherzensuren und Buchhändler. XVIII. 4.

b) Archiv der neueren Zeit. (A. N. Z.)
Oberpräsidium.
Wegen der Amtsblätter. Nr. 6.
Die Herausgabe eines Intelligenzblattes in Höxter. Nr. 24.
Intelligenzblatt in Münster. Nr. 40.
Die Monatsschriften Westfalens. Nr. 42.
Buchdruckerei und Intelligenzblatt in Recklinghausen. Nr. 88.

c) Stadt Herford.
Wegen der Zensurgesetze. Depot I. 149.
Postwesen. Depot II. 64—66.
Intelligenzwesen. Depot II. 80—84.
Kalenderwesen. Depot IV. 32.

d) Vest Recklinghausen, Statthalterei-Archiv Repert. 131,3. a E. Nr. 8.
Buchdruckerei in Dorsten.

B. Mehrfach zitierte gedruckte Werke.

Allgemeines Sachregister über die wichtigsten Zeit- und Wochenschriften. Leipz. 1790.

L. Berger, Der alte Harkort. Leipz. 1891.

(Berghaus), Wallfahrt durchs Leben vom Baseler Frieden bis zur Gegenwart, von einem Sechsundvierziger.

K. Biedermann, Deutschland im 18. Jahrhundert. 4. Bde. Leipz. 1854—80.

K. Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. Bd. I—VIII., Dresden 1887 ff.

J. Gruner, Meine Wallfahrt zur Ruhe und Hoffnung oder Schilderung des sittlichen und bürgerlichen Zustandes Westfalens am Ende des 18. Jahrhunderts. Frankf. a. M. 1802. 2. Bd.

H. J. Hüffer, Erlebtes. Münster. (Als Manuskript gedruckt.)

Fr. Jostes, Westfälisches Trachtenbuch. Bielefeld 1904.

Kreyssig, Justus Möser. Berl. 1857.

Ladwig, Denkschrift zur Eröffnung des neuen Reichspostgebäudes in Lippstadt. (zit. Ladwig.)

A. Mallinckrodt, Versuch einer Verfassung der kaiserlichen und des hl. römischen Reichs freyen Stadt Dortmund. Dortmund 1795.

A. Mallinckrodt, Preßfreiheit, Preußens Grundton. Dortmund 1817.

A. Mallinckrodt, Bemerkungen, Deutschlands Literatur und Buchhandel betr. Dortmund 1815.

E. Milberg, Die Moralischen Wochenschriften des 18. Jahrh. Meißen 1880.

J. Möser, Sämtliche Werke. Herausgegeben von L. R. Abeken. Berlin und Stettin 1842/43. 10 Bde.

J. Nordhoff, Denkwürdigkeiten aus dem Münsterischen Humanismus. Münster 1874.

Fr. Perthes Leben. Nach dessen handschriftlichen und mündlichen Mitteilungen aufgezeichnet von Clem. Theod. Perthes. I.—III. Bd. Gotha 1872.

R. Prutz, Geschichte des Journalismus. Bd. 1. Hannover 1845.

Fr. Raßmann, Münsterländisches Schriftstellerlexikon Lingen 1814. (zitiert Raßmann.)

— Dasselbe I. Nachtrag. (zitiert Raßmann.) Lingen 1815.

— Dasselbe II. Nachtrag. (zitiert Raßmann II.) Münster 1818.

— Dasselbe III. Nachtrag. (zitiert Raßmann III.) Münster 1824.

— Dasselbe IV. Nachtrag. (zitiert Raßmann IV.)

E. Raßmann, Nachrichten von dem Leben und den Schriften Münsterländischer Schriftsteller des 18. und 19. Jahrhunderts. Münster.

L. Salomon, Geschichte des deutschen Zeitungswesens. Oldenburg und Leipzig 1900/06. 3 Bde.

J. M. Schwager, Bemerkungen auf einer Reise durch Westphalen bis an und über den Rhein. Leipzig 1804.

Scotti, Sammlung der Gesetze und Verordnungen, welche in den ehemaligen Herzogtümern Jülich, Cleve und Berg über Gegenstände der Landeshoheit, Verfassung, Verwaltung und Rechtspflege ergangen sind. Düsseldorf 1821. 3 Bde. (zitiert Scotti.)

(Fr. Steinmann), Fr. Raßmanns Leben und Nachlaß. Münster 1833.

— Westfalens Oberpräsident Frhr. L. von Vincke, sein Leben und seine Zeit 1874—1844, vom Verfasser der Schrift „das Haus Rothschild, seine Geschichte und seine Geschäfte": Lemgo und Detmold 1858.

Stephan, Geschichte der preußischen Post von ihrem Ursprung bis auf die Gegenwart. Berlin 1859.
Über Cleve. In Briefen an einen Freund aus den Jahren 1811 und 1814. Frankfurt a. M. 1822.
P. Fl. Weddigen, Handbuch der historisch-geographischen Literatur Westfalens. Dortmund 1801.
R. Zenker, Geschichte der Wiener Journalistik von den Anfängen bis zum Jahre 1848. Wien und Leipzig 1892. 2 Bde.

C. Zeitschriften (außer den im Texte selbst behandelten).

Allgemeine deutsche Bibliothek 1765—1791. 106 Bde. Berlin.
Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein. Köln 1855 ff.
Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels. Leipzig 1879 ff. 9 Bde.
Beiträge zur Geschichte Dortmunds und der Grafschaft Mark. Dortmund 1886 ff.
Beiträge zur Geschichte von Stadt und Stift Essen. Essen 1881 ff.
Blätter zur näheren Kunde Westfalens herausgegeben von J. Seibertz. Arnsberg 1862 u. ff.
Hermann, Zeitschrift von und für Westphalen. 1813—18 Hagen, 1826—30 Schwelm.
Der Sprecher oder der Rheinisch-Westph. Anzeiger. Dortmund 1823 ff.
Westphalia, Hamm 1825.
Westphalen und Rheinland. Herford 1822 ff.
Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins. Bonn und Elberfeld 1863—1895.
Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Altertumskunde. (zitiert Z. f. v. G. u. A.) Münster 1838 ff. 56 Bde.

Einleitung.

Im Jahre 1697 schrieb in Hamburg ein biederer Zeitungsleser, Kaspar Stieler, ein eifriges Mitglied der „Fruchtbringenden Gesellschaft", „von Zeitungs-Lust und Nutz" ein eigenes Buch zum Lobe der Presse und endigte die Vorrede zu seinem Panegyrikus mit den bedeutungsvollen, ja fast prophetischen Worten:

„Wir ehrlichen Leute, die wir itzt in der Welt leben, müssen auch die jetzige Welt erkennen, und hilft uns weder Alexander, Cäsar noch Mahomet nichts, wenn wir klug sein wollen.

Will aber wer klug sein und werden, wo er anders in der Staats-Handels- oder bürgerlichen Gesellschaft leben will, so muß er Zeitungen wissen, er muß sie stets lesen, erwägen, merken und einen Verstand haben, wie er mit denenselben umgehen soll. Und ich bezeuge hiermit vor Gott und der Welt, daß, wer die Zeitungen nicht weyß (wenn anders er ein Politikus sein will), nicht geschickt sei, noch geschickt werden könne, sich in Welt und Staats-Sachen einzulassen." [1])

Wohl mögen damals manche gelehrte Herren die gepuderten Köpfe geschüttelt haben über die Worte des Hamburger Zeitungslesers und Lobredners, wohl mögen sie mit Verachtung auf die kleinen Blätter geblickt haben, die der eine Tag schafft, und der folgende wieder vernichtet, doch die Nachwelt hat Stielers Urteil bestätigt. Mächtige Herrscher, bedeutende Staatsmänner und berühmte Gelehrte neuerer wie neuester Zeit haben die gewaltige Macht der Presse anerkannt. So nannte noch auf dem glänzenden internationalen Preßkongreß in Wien (1904) der österreichische Ministerpräsident von Körber die Presse „den größten Welteroberer und den mächtigsten Weltbeherrscher, den erfolgreichsten Lehrer für jedermann", [2]) und selbst der erste Kanzler des deutschen Reiches, obwohl er im allgemeinen der Presse nicht besonders gewogen

---

[1]) (Stieler) Zeitungs-Lust und Nutz von dem Spaten (Hamburg 1697, Vorwort.) Vgl. auch Salomon, Geschichte des Deutschen Zeitungswesens, Bd. I, 82, Oldenburg und Leipzig 1900.

[2]) „Der Türmer", Jahrg. 1904, S. 249, Stuttgart 1902.

war, meinte einmal: „Ich kann aus einem tüchtigen Redakteur leichter einen Staatssekretär des Äußeren oder Inneren machen, als aus einem Dutzend Geheimräten einen gewandten leitenden Redakteur.“ [1]) Auch mehrere Literarhistoriker unserer Tage weisen auf den weitgehenden Einfluß der Zeitungen auf das literarische Leben der Nation hin, betonen aber auch zugleich, daß es eines langen, mühseligen Ringens bedurfte, bis die Zeitungen sich die gebührende Anerkennung verschafften; „den Klassikern wie den Romantikern galten sie noch vielfach als Hauptförderer des Dilettantismus, und ganz langsam erst sind sie die natürlichen Vermittler zwischen den Anspruchsvollen und den Anspruchslosesten geworden.“ [2]) Wie es nun eine Reihe von Jahren währte, bis die Presse sich die heutige Machtstellung eroberte, so wurde auch die Geschichte des Journalismus gerade in Deutschland bis in die neuere Zeit sehr stiefmütterlich behandelt, eine Tatsache, die um so auffallender erscheint, als Deutschland als das Geburtsland, wie des Buchdrucks, so auch der Zeitung gilt, und dort Männer, die auf das Geistesleben der Nation den größten Einfluß ausgeübt, entweder mit journalistischen Arbeiten begonnen, oder doch längere oder kürzere Zeit ihre Kräfte in den Dienst der Presse gestellt haben. [3])

Zwar wurden schon seit dem 18. Jahrhundert schüchterne Versuche gemacht, der historischen Vergangenheit der Zeitungen nachzuspüren, hin und wieder kam es auch zu einem dürftigen Artikel über Intelligenzblätter u. dgl., besonders die Jungdeutschen, allen voran Börne, waren es, die mit ätzendem Sarkasmus die jämmerlichen Zustände der damaligen „Oberpostamtszeitungen“ mit ihrem Zwang und ihrer Zensur beleuchteten; doch den Plan, das ganze umfassende Gebiet des Journalismus in einer großangelegten historischen Untersuchung zur Darstellung zu bringen,

---

[1]) Vgl. Löbl, Kultur und Presse, 188, Leipzig 1903.

[2]) R. M. Meyer, Die deutsche Literatur des Neunzehnten Jahrhunderts. S. 19, Berlin³ 1906.

[3]) Von bekannteren Journalisten, wie Görres, Schlözer und anderen ganz abgesehen, seien erwähnt Hamann, W. Hauff, Uhland, Gregorovius, der Philosoph Hegel (der 1807/8 die „Bamberger Zeitung“ redigierte), u. a. Löbl a. a. O. 212. Frankreich und England besitzen schon seit längerer Zeit umfassende Darstellungen ihrer Journalistik, so Frankreich in den Werken Hatin's „Bibliographie historique et critique de la presse periodique française“. (Paris 1866), Histoire politique et littéraire de la presse en France (Paris 1859—61 in 8 Vol.) Von den englischen Werken sei nur Andrews, The history of British journalism. 2. Bd. London 1859 genannt.

unternahm erst Robert Prutz in seiner noch heute brauchbaren „Geschichte des Journalismus". (1. Teil. Hannover 1845.)

Leider ist das vielversprechende Werk nicht über den ersten Band hinausgekommen. Mehr als ein halbes Jahrhundert verstrich, ehe L. Salomon den ersten Band einer „Geschichte des deutschen Zeitungswesens von den ersten Anfängen bis zur Wiederaufrichtung des deutschen Reiches" erscheinen ließ. (1900 Oldenburg.) Mit diesem Werke, von dem 1903 der zweite und 1906 der dritte und letzte Band herauskam, das von bedeutenden Preßorganen recht günstig beurteilt wurde, ist nur dem dringendsten Bedürfnis auf dem Gebiete der Zeitungsgeschichte abgeholfen, doch bleibt noch ein gutes Stück Arbeit zu leisten, denn erschöpfend ist die Darstellung Salomons bei weitem nicht. Sie sollte es auch, nach dem Plane des Verfassers, gar nicht sein, der vor allem „ein lesbares Buch schreiben wollte", und eine Monographie der deutschen Presse, wie sie Hatin für Frankreich geliefert hat, bleibt der Zukunft vorbehalten, wird auch wohl noch etwas auf sich warten lassen; denn die Schwierigkeiten, die der Ausführung eines solchen Unternehmens lange entgegenstanden und teilweise noch entgegenstehen, sind nicht unbedeutend. was auch von Prutz und Salomon nachdrücklich hervorgehoben worden ist. Vor allem fehlte es für eine solche Arbeit lange an dem nötigen Interesse. Auch dem Journalisten flicht die Nachwelt meist keine Kränze, und nur ganz wenige haben es vermocht mit ehernem Griffel ihren Namen in die Annalen der Menschheit einzugraben. „Wie es einst für die politische Geschichtsschreibung nur Könige und Feldherren, Große und Vornehme gab, die Kulturzustände des niederen Volkes, der großen Masse, aber einer historischen Würdigung meist nicht für wert erachtet wurden, so verfuhr man auch in der Literaturgeschichte"; „auch hier", so meint Prutz,[1]) „hatte man anfangs nur einzelne Könige des Geistes proklamiert, Werke, denen die vorübergehende Mode oder der Grad des augenblicklichen ästhetischen Interesses eine Stelle in den Besprechungen gönnte. Nur den Sternen erster Größe wurde die Ehre einer ausführlichen Besprechung zu teil; die übrigen dagegen, die etwa unbeschadet ihrer historischen Bedeutsamkeit geringe ästhetische Ausbeute lieferten, wurden als dii minorum gentium mit Stillschweigen übergangen, oder höchstens nannte man Titel und Namen der Schriften. Mit einem Worte: man verfuhr ebenso exklusiv in der Literaturgeschichte

[1]) Prutz, Geschichte des Journalismus I, 4 ff.

wie ehemals in der politischen, man verwechselte das ästhetische Interesse mit dem historischen und schrieb Literaturgeschichte nicht vom Standpunkt des Geistes, sondern des Schöngeistes."

So lange diese Ansicht die herrschende war, konnte auch von einer Würdigung der Zeitungen keine Rede sein, die ja zur damaligen Zeit oft nur in ungeglätteter und urwüchsiger Sprache der neugierigen Menge Neuigkeiten auftischten und daher meist ästhetisch wertlose Erzeugnisse darstellten.

Erst seitdem durch die Arbeiten von Gervinus [1]) und Schlosser die Literaturgeschichte in engere Beziehung zu den historischen Wissenschaften gebracht ist, seitdem wir wissen, „daß auch hier der Weg der Erkenntnis nicht bloß von Gipfel zu Gipfel geht, sondern auch die unscheinbaren Täler, die ermüdenden Ebenen durchwandert werden müssen, weil auch sie dem Gebiet des Geistes und der Geschichte angehören", [2]) ist eine Änderung zum Besseren eingetreten.

Seit den fünfziger Jahren beginnt man das bis dahin so vernachlässigte Feld emsiger zu bebauen. Bedeutende Preßorgane schreiben bei Gelegenheit ihres Jubiläums ihre eigene Geschichte, [3]) und auch die Gelehrten, denen früher vielfach eine Beschäftigung mit der Presse für unwissenschaftlich galt, wenden dem Gebiet nun größere Aufmerksamkeit zu. [4]) Ja, seit 1895 hat sogar die Journalistik akademisches Bürgerrecht erhalten, denn auf verschiedenen Hochschulen tragen Professoren über Theorie und Praxis des Journalismus vor. [5]) Und das mit Recht!

---

[1]) Vergleiche Gervinus' Einleitung zu seiner „Geschichte der deutschen Dichtung" 1. Bd., 13. „Wer eine Geschichte der Dichtung schreiben will, darf, wie Grimm verlangt hat, seiner Forschung kein Ziel setzen; er muß Gutes und Schlechtes gleichmäßig seiner Betrachtung unterwerfen."

[2]) Prutz a. a. O. Seite 5.

[3]) Vgl. z. B. die „Geschichte der Frankfurter Zeitung. 1856—1906." Herausgegeben vom Verlag der Frankfurter Zeitung Frankf. a. M. 1906, ein Monumentalwerk von über 900 Folioseiten).

[4]) Vgl. die interessante Würdigung der Zeitschriften vom Standpunkt der Psychologie bei M. Dessoir, Geschichte der neueren deutschen Psychologie, I, 146 ff. (Berlin[2] 1902).

[5]) Im Jahre 1895 machte die Universität Heidelberg den ersten, kühnen Versuch, dieses Fach zu lehren. Das Vorlesungsverzeichnis für das Wintersemester 1905/06 enthielt eine Reihe von Vorlesungen über Journalismus. In Heidelberg trug Prof. Ad. Koch über „Geschichte, Wesen und Bedeutung der öffentlichen Meinung, der Presse und des Journalismus in Deutschland" vor.

Denn die Geschichte der Journalistik ist ein wertvoller Beitrag zur Kulturgeschichte; ist ja doch die Zeitung nach Schopenhauer „der Sekundenzeiger der Geschichte".

Wenn auch so, dank den veränderten Zeitanschauungen, dies Hindernis beseitigt ist, so bleiben dem Geschichtsschreiber der Journalistik weit größere auch heute noch zu überwinden. Vor allem sei hier erwähnt die schwierige Herbeischaffung des Materials. In den meisten unserer Bibliotheken sind die Journale, wenn sie nicht ausgesprochen gelehrten Charakter trugen, sehr stiefmütterlich behandelt worden.[1]) Es ist in den meisten Fällen unmöglich, vollständige Jahrgänge von Zeitschriften aus älterer Zeit aufzutreiben, ja oft nur eine Nummer ausfindig zu machen. Es muß sich die Forschung daher zunächst auf ein enger abgegrenztes Gebiet beschränken und erst, wenn solche Spezialuntersuchungen aus allen deutschen Gauen vorliegen, wird eine einigermaßen erschöpfende Geschichte der deutschen Presse zustande kommen.

Von diesem Gedanken ausgehend, hat der Verfasser der nachfolgenden Abhandlung den Versuch unternommen, den Anteil Westfalens am deutschen Journalismus zu untersuchen, d. h. Westfalens im weiteren Sinne genommen, nicht nur der heutigen Provinz Westfalen.

An einer umfassenden Darstellung der Geschichte der periodischen Literatur dieses Gebietes fehlt es ganz und gar. Zum Glück ist der den Westfalen angeborene Sinn für historische Forschung, wenn auch leider nur in beschränktem Maße, auch dem Zeitungswesen zu gute gekommen, und so haben sich denn spärliche Notizen, meist in den Zeitungen selbst, über das und jenes Blatt in unsere Tage hinüber gerettet. Diese Hinweise sind bei all ihrer Dürftigkeit von großem

---

Er hielt auch praktische Uebungen zur Einführung in die Journalistik ab. In Greifswald las Prof. von Wenckstern zum erstenmale über Presse und Journalismus, an der Danziger Technischen Hochschule kündigte Prof. Thieß und an der Handelshochschule in Köln Dozent Brunshuber Vorlesungen über Zeitungswesen an. An der Universität in Zürich hat der Dozent Dr. Wettstein, der sich unlängst dort als Privatdozent für Journalistik niedergelassen hatte, einen amtlichen Lehrauftrag für dieses Fach erhalten, sodaß die Journalistik in Zürich nun auch Gegenstand der Doktorprüfung sein kann. In Berlin besteht sogar eine Journalistenhochschule, geleitet von Richard Wrede (ehemals Herausgeber der „Kritik").

[1]) Hoffbauer erzählt in seiner Geschichte der Universität Halle (1805 S. 483, Anm.), daß dort die Anschaffung von Journalen ausdrücklich gewissen Beschränkungen unterworfen war.

Werte, da, wie leicht erklärlich, der größte Teil des nur für den Tag bestimmten Zeitungsmaterials verloren oder in Privathänden d. h. unauffindbar ist. Die vorhandenen Arbeiten über die Geschichte der westfälischen Presse erweisen sich mit wenigen Ausnahmen als so dürftig und unzuverlässig, daß sie fast nur verwirren konnten.[1]) Wirklich wertvolles Material dagegen lieferten nur einige Spezialuntersuchungen über die Tagespresse einzelner größerer Städte Westfalens, so ein Aufsatz über die Anfänge der Tagespresse in Dortmund, den der unter dem Namen „roter Becker" weithin bekannte preußische Politiker und Oberbürgermeister von Dortmund und Köln 1869 für den „Dortmunder Anzeiger" schrieb.[2]) Diese vortreffliche Arbeit bot manche willkommene Hinweise und konnte der Darstellung einiger Organe zu Grunde gelegt werden.

Eine konzentrierte, knappe und einheitliche Behandlung der journalistischen Verhältnissen wird gerade für Westfalen unmöglich gemacht durch die zeitweilige staatliche Zerrissenheit dieses Gebietes. Welch eine bunte Musterkarte von Staaten und Duodezstaaten der verschiedensten Regierungsformen stellte nicht Westfalen im weitesten Sinne dar! und wie oft haben die einzelnen Landesteile im Laufe der Jahrhunderte ihre Herren ge-

---

[1]) Wie vorsichtig man bei der Benutzung mancher dieser Arbeiten zu Werke gehen muß, möge nur ein drastisches Beispiel zeigen. In der Zeitschrift f. v. G. u. A. (Bd. 42. II, S. 164/5) schreibt Nordhoff: Rietberg. Nach einem alten Verzeichnisse (im Kgl. Staatsarchiv zu Münster, Repert. 151. 22. Nr. 144.) existierte ein Hochfürstlich-Kaunitz-Rietbergsche (!) Journal" 1793, 1794, 1795. Da ich keine nähere Beschreibung geschweige denn ein Exemplar besitze, so bleibt man hinsichtlich des Druckers und Druckortes auf die Vermutung angewiesen, daß der letztere Rietberg sei, und falls sich die Vermutung bestätigt, mag die dortige Presse kaum mit anderen Artikeln befaßt worden sein, weil mir solche in Verzeichnissen und Katalogen niemals vorgekommen sind." Da es höchst auffallend erschien, einmal daß in einer so kleinen Stadt wie Rietberg (1895 hatte es 1832 Einwohner nach Meyers Konv.-Lex.) ein Journal erschienen sein soll, wo bedeutend größere Orte in Westfalen damals ohne jede Zeitung waren, dann auch, daß eine Presse eingerichtet gewesen sein sollte nur für den Druck einer Zeitung, so prüfte ich die Angabe auf dem Kgl. Archiv nach und fand, daß das „Hochfürstlich Kaunitz-Rietbergsche Journal" zwar existierte, aber ein „Landkassenjournal" war.

[2]) Herm. Heinr. Becker, „Die Anfänge der Tagespresse in Dortmund." wieder abgedruckt in den Beiträgen zur Geschichte Dortmunds und der Grafschaft Mark. Bd. XI. S. 89—157. (Dortmund 1902.)

wechselt! Wenn aber auf einem Gebiete das Wort: „Wes Brot ich eß, des Lied ich sing,“ von Bedeutung ist, dann sicher auf dem hier in betracht kommenden, war ja doch der Text des Liedes meist den Untertanen von dem jeweiligen Herrscher diktiert.[1])

Die vorliegende Arbeit macht auf Vollständigkeit keinen Anspruch, da sie nur das Material benützte, das von Münster aus zugänglich war, sie will nur einen bescheidenen Beitrag zu dem bisher so wenig berücksichtigten Gebiete des westfälischen Journalismus bieten und zu weiteren Forschungen anregen. Neben den Zeitungen und Zeitschriften sollen auch die andern periodisch erscheinenden literarischen Erzeugnisse (Kalender und Musenalmanache) kurz berücksichtigt werden. Weil ein Teil der zu behandelnden Organe sehr selten und in den verschiedensten Bibliotheken versprengt ist, so schien es geraten, häufiger Proben aus dem Inhalte mitzuteilen, die Zeitschriften selbst sprechen zu lassen, weil dadurch auch zugleich das Bild lebenswahrer vor das Auge des Lesers tritt als durch kritisierende Betrachtung und pragmatische Darstellung.

Die Fülle des Stoffes macht eine Teilung desselben notwendig. Die vorliegende Arbeit soll die Zeitungen und Zeitschriften von den ersten Anfängen bis zum Jahre 1813 behandeln. Gerade dieses Jahr bildet einen Wendepunkt nicht nur in der politischen Geschichte Westfalens, indem es die Befreiung vom Joche der Franzosen und die Neubegründung der preußischen Herrschaft brachte, es ist auch für die Geschichte der Journalistik bedeutungsvoll. Ein zweiter Teil, der später folgen soll, wird die Darstellung des Zeitungswesens der preußischen Provinz Westfalen bis zum Jahre 1848 enthalten. Das Material häufte sich im Laufe der Untersuchung so gewaltig, daß es im Interesse der Darstellung angebracht erschien, manches nur kurz zu streifen und für Spezialuntersuchungen zurückzustellen; so sollen z. B. die genauen bibliographischen Angaben über die einzelnen Blätter später in einem eigenen Anhang gegeben werden, weil dadurch die Arbeit, die sich die Aufgabe stellt, weitere Kreise auf das interessante Gebiet der westfälischen Zeitungsgeschichte aufmerksam zu machen und so zum Sammeln des vielleicht noch versprengten Materials zu veranlassen, zu sehr belastet würde.

---

[1]) Ein anschauliches Bild von der staatlichen Zersplitterung Westfalens im 18. Jahrh. gibt L. Berger, Der alte Harkort. S. 23.

Es ist mir eine angenehme Pflicht, allen denen, die zu dem Zustandekommen vorliegender Untersuchung beigetragen haben, hier meinen tiefgefühlten Dank auszusprechen, vor allen meinem hochverehrten Lehrer, Herrn Prof. Dr. Schwering, der mich auf diesen dankbaren Stoff aufmerksam machte und mir auch während der Arbeit stets mit Rat und Tat zur Seite stand, sodann den Beamten des Königlichen Staatsarchivs zu Münster, insbesondere Herrn Geheimrat Professor Dr. Philippi, sowie Herrn Archivrat Dr. Krumbholtz, dem Bibliothekar des Altertumsvereins, Herrn Dr. Bömer in Münster und Herrn Prof. Dr. Hesselbarth in Lippstadt, sowie der Verwaltung der Auskunftsstelle deutscher Bibliotheken in Berlin.

Besonderen Dank schulde ich auch Herrn Wilhelm Grevel in Düsseldorf, der seit mehr denn dreißig Jahren mit unermüdlichem Eifer die westfälischen Periodica gesammelt hat und mir nicht nur sein reiches Material in zuvorkommendster Weise zur Verfügung stellte, sondern mich auch mehrfach durch seinen sachkundigen Rat förderte. Ferner bin ich sehr verpflichtet dem Mitbesitzer der Aschendorffschen Buchdruckerei in Münster, Herrn Anton Hüffer, der mir in liebenswürdigem Entgegenkommen das gesamte, wertvolle Aktenmaterial der Aschendorffschen Buchdruckerei, die seltenen Jahrgänge des Münsterischen Intelligenzblattes und andere gedruckte und ungedruckte Quellen zur Zeitungsgeschichte zu freier Benutzung überließ.

I. Abschnitt.

Die Grundlagen der westfälischen Journalistik.

Mit Recht richtet die wissenschaftliche Kritik an den Forscher, der es unternimmt, das literarische Leben eines größeren oder kleineren Gebietes zu schildern, die Forderung, daß er sich nicht darauf beschränke, die einzelnen Geistesprodukte einfach aufzuzeigen und ästhetisch zu bewerten, sie verlangt vielmehr, daß er auch die kulturellen Verhältnisse des betreffenden Landes stets berücksichtige.

Das Gleiche kann sie noch in erheblich größerem Umfange von dem Geschichtsschreiber der Journalistik erwarten, denn hier sind die Fäden, die sich zwischen Literatur und Kultur spannen, weit zahlreicher und verwickelter. Wenn Robert Prutz Recht hat mit seiner Behauptung, daß die Zeitung für ein Land das darstellt, was Memoiren und Tagebücher für den einzelnen sind, so ist es nicht minder wahr, daß die kulturellen Verhältnisse auf die Ausgestaltung des Zeitungswesens einen bestimmenden Einfluß ausüben, eine Tatsache, die durch die Geschichte der Journalistik stets bestätigt wird. Wie die Pflanze eines geeigneten Bodens, so bedarf auch die Zeitung zu einem gedeihlichen Wachstum stets eines schon vorhandenen Kulturuntergrundes. Sogar in dem Kindesalter der Journalistik, solange die Zeitung sich darauf beschränkte, die Neugier der Menge durch ihre Berichte zu befriedigen, mußte ihr Leserkreis wenigstens schon über die elementare Kenntnis des Lesens hinaus sein weit höhere Anforderungen stellte sie natürlich, als sie dazu überging, die gemeldeten Tatsachen einer Kritik zu unterwerfen. Das Gedeihen wissenschaftlicher Zeitschriften aber setzt, wie Roscher hervorhebt, schon einen nicht allzu engen Kreis von gebildeten Fachmännern voraus, die die Redaktion mit Aufsätzen unterstützen können, und auf Seite des Publikums eine genügende Menge von Lesern, die hinreichend gebildet sind,

um eine gelehrte Zeitschrift zu verstehen, und zugleich wohlhabend genug sind, sie zu bezahlen. „Man darf sich ja die Rolle dieses Leserkreises nicht zu passiv vorstellen. Er hat gegenüber der Redaktion und deren Mitarbeitern gerade ebensoviel zu bedeuten, wie der Chor im griechischen Drama gegenüber dem Schauspieler, oder wie die öffentliche Meinung gegenüber den Parteien des Landtages." [1]) Die Zeitung ist weit mehr als jede andere literarische Erscheinung abhängig von dem allgemeinen Bildungsstande eines Volkes. Wie leicht erklärlich, üben auch günstige oder ungünstige Verhältnisse des Buchdrucks und Buchhandels Einfluß auf das Zeitungswesen. Die Zeitung ist aber auch eine Verkehrseinrichtung und als solche an die Entwickelung des Verkehrslebens gebunden. Wo kein Verkehr, da auch keine Zeitung. Dies zeigt sich besonders in der Geschichte ihrer Entstehung.

Aus all den angeführten Gründen, die sich noch beträchtlich vermehren ließen, [2]) scheint es angebracht, bevor wir in den westfälischen Zeitungswald selbst eintreten, eine Skizze der kulturellen Zustände Westfalens vorauszuschicken, soweit sie für die Ausgestaltung des Journalismus in Betracht kommen, gleichsam den Boden zu beschreiben, damit man nicht enttäuscht ist, dort, wo man vielleicht Hochwald erwartet hatte, nur Heide anzutreffen. Es soll daher im folgenden eine kurze Darstellung des literarischen Bildungsgrades Westfalens im 18. Jahrhundert gegeben werden, wobei besonders Buchdruck und Buchhandel als die Lebensbedingungen der Journalistik, sowie auch die Zensurverhältnisse berücksichtigt werden. Weil aber die Zeitung auch vom Verkehrswesen abhängig ist, sollen auch die Postverhältnisse Westfalens eine kurze Besprechung erfahren. Wir glauben um so weniger dadurch von dem eigentlichen Gegenstande unserer Darstellung, der Geschichte der periodischen Literatur Westfalens, abzuweichen, als wir das Material für die folgenden Ausführungen zum größten Teile den westfälischen Zeitschriften selbst entnehmen, dadurch der später folgenden Charakterisierung der Blätter vorarbeiten und zugleich zeigen, wie so manches kulturhistorisch sehr Interessante sich in den vergilbten, heute oft gänzlich vergessenen Blättern findet.

---

[1]) Roscher, Geschichte der Nationalökonomie in Deutschland, S. 430 (München 1874).

[2]) Näheres in den zahlreichen Werken über die Presse als Bildungsfaktor oder Kulturmacht. Vgl. z. B. Wuttke, die deutschen Zeitschriften und die Entstehung der öffentlichen Meinung (Leipzig³. 1875), das vortreffliche Werk von E. Löbl, Kultur und Presse (Leipzig 1903), u. a.

1. Bildung und Verkehr.

„Vatum terra altrix tantorum Westphala gaude,
Lumine te dextro docta Thalia videt“,

so sang einst Alexander Hegius begeistert zum Lobe der roten Erde, und ein anderer Panegyrikus rühmte: „quamquam Westphaliae Academia defuit, Academiis Westphali nunquam defuerunt“.[1])

Und das mit Recht, denn an dem Hofe der Edelherrn von Lippe ertönten des Minnesängers Lieder, und unter den ersten Humanisten findet sich der Name eines Westfalen, Rudolfs von Langen, Kanonikus in Münster. Es war jene glänzendste Epoche in der Geschichte Westfalens, da seine Städte unter dem Banner der großen deutschen Hansa Reichtum und reges Leben in ihren Mauern sahen, wo die meisten Mitglieder des Hansabundes waren,[2]) und Städte wie Dortmund und Soest, obwohl sie im Binnenlande lagen, ihre Handelsflotten hinaussandten in ferne Meere, wo ein Dortmunder Aldermann einen der vier Schlüssel der in der Marienkirche zu Wisby auf Gotland aufgestellten Geldlade „des gemeinen Deutschen aus allen Städten“ verwahrte, wo westfälische Waren bis Nowgorod und Bergen gingen, Dortmunder Bürger Memel und Dorpat gründeten, und der König von England ihnen seine Krone verpfänden mußte (1340).[3]) Doch nur allzubald erreichte diese Herrlichkeit ein Ende; nach dem Untergang des Hansabundes verfiel der Handel und damit auch die Städte Westfalens selbst immer mehr. Reichtum und Einwohnerzahl gingen von Jahrzehnt zu Jahrzehnt zurück, ja, dieser Niedergang wurde beschleunigt durch die heillosen Kriegswirren, die West-

---

[1]) Blätter zur näheren Kunde Westfalens (Arnsberg 1862), Nr. 10. S. 72. Zur Würdigung des Landes und Volkes in Westfalen (S. 66—72). Über die „Westphalia docta“ vergl. Zeitschr. f. v. G. u. A., Bd. 21, S. 231 ff. und 280 ff. Vergl. auch J. Schwering, Friedr. Wilh. Weber, Sein Leben und seine Werke (Paderb. 1900) und L. Berger, Der alte Harkort: Die Grafschaft Mark im Ausgange des 18. Jahrh. (S. 22—72). Über westfälische Studenten an fremden Hochschulen vergl. Heräus, Studierende aus der Grafschaft Mark und der Stadt Dortmund auf deutschen und ausländischen Hochschulen 1294—1650 im Jahrb. des Vereins für Orts- und Heimatskunde der Grafschaft Mark. 1893.

[2]) Außer Dortmund und Soest gehörten zur Hansa von westfälischen Städten Coesfeld, Duisburg, Hamm, Herford, Höxter, Lemgo, Lippstadt, Minden, Osnabrück, Paderborn u. a.

[3]) L. Berger, der alte Harkort 66—68, Jakobi, Westfalen sonst und jetzt. Blätter z. näheren Kunde Westfalens. 1863, Nr. 3, S. 18—28.

falen jahrhundertelang heimsuchten. Wohl wurden in Münster, im Herzen des westfälischen Landes, zum erstenmale die Friedensglocken geläutet nach einem dreißigjährigen Sengen und Brennen, doch gerade Westfalen sollte die Segnungen des Friedens sobald nicht dauernd genießen können. Völlig erschöpft durch die nicht enden wollenden Kriegssteuern und Plünderungen gingen die westfälischen Städte aus dem dreißigjährigen Kriegselende hervor.[1]) Nicht genug, daß die Kriegsfurie Tausenden Tod und Verderben brachte, die Blüte der Städte vernichtete, auch Seuchen rafften viele dahin, und Brände zerstörten das Wenige, was man aus dem Rauben und Plündern der Soldateska gerettet hatte.[2]) Kein Wunder, daß im 17. und 18. Jahrhunderte die einst so blühenden Städte ein Bild des Jammers darboten, die kaum den Namen Stadt verdienten und meist nur elenden Dörfern glichen, die man sich nicht klein genug vorstellen kann. Noch im Jahre 1755 schrieb der „Westphälische Beobachter": „Unsere meisten Städte sind nicht sonderlich groß, oder nicht übrig volkreich. Es sind mehrenteils Landstädte, welche sich von dem Ackerbau oder Viehzucht erhalten, und sind also gegen diejenigen, in denen der Handel blühet, oder hohe Landeskollegien sind, weniger lebhaft und an abwechselnden Vorfällen fruchtbar".[3]) Stille, verlassene Fußpfade anstatt der einst von Rossen und Warenzügen belebten Straßen, kleinbürgerliche Verhältnisse anstatt der einstigen Macht.[4]) Die Geschichte

---

[1]) Um nur ein Beispiel anzuführen, wie die Städte zu leiden hatten, sei an Herford erinnert. 1636 mußte diese Stadt an die Schweden 100000 Brote, 200 Tonnen Bier, 8000 Tlr. gleich und monatlich 1000 Tlr. liefern. Mit Eintritt der rauheren Jahreszeit verlangten die Kaiserlichen von der Stadt Winterquartiere, sie wurden in ähnlicher Weise wie die Schweden durch Zahlung einer monatlichen Kontribution von 500 bis 1000 Tlr. abgefunden. Natürlich mußten unter solchen Verhältnissen, die noch lange fortdauerten, die Hilfsmittel einer Stadt erschöpft und der Wohlstand der Bürger untergraben werden. Rose, Gesch. d. Stadt Herford, Westf. Provinzialblätter, IV. Bd., Heft 1, S. 130, und Kretzschmar, Zur Geschichte Herfords im 30jähr. Kriege, Zeitschr. f. v. G. u. A. Bd. 58 I, S. 1—29.

[2]) In dem Raubkriege Ludwigs XIV. brandschatzten die Franzosen Lippstadt, so daß viele auswanderten und kaum 400 Bürger in der Stadt blieben. (Ladwig 14). Vergl. auch einen Aufsatz von W. Overbeck im Lipp. Intelligbl. 1783, Nr. 36—39, „Kriegsschäden der Stadt Lemgo im 30jährigen Kriege".

[3]) Westph. Beobachter 1755. 3 Stück. 18.

[4]) Cleve war mit 5000 Einwohnern nach dem siebenjährigen Kriege lange Zeit die bedeutendste Stadt in westfälischen Landen. Es folgten Wesel

der Völker bestätigt es aber auf mehr als einem Blatte, daß der Niedergang des materiellen Wohlstandes meist ein Sinken der geistigen Kultur zur Folge hat. Auch in Westfalen sehen wir diese Wahrheit bestätigt. Nur allzubald verstummten die frohen Klänge der Minne, die gelehrten Werke versanken im Staube der Bibliotheken, und mit dem äußeren Verfall ging der innere Hand in Hand. Still wurde es in den Gauen der roten Erde in literarischer Hinsicht, recht still, wie in einer Totenstadt. Hatten früher zahlreiche Gelehrte den Namen ihrer Heimat auch in der Ferne zur Geltung gebracht, so wurde das bald anders. Westfalen, einst hoch gepriesen, wurde verdammt, in der Literaturgeschichte die Rolle eines modernen Böotien zu spielen. Lipsius, der das Unglück hatte, auf einem elenden Dorfe in dem jetzt oldenburgischen Teile Westfalens einzuregnen, eröffnete als einer der ersten die schier endlose Reihe der Spötter auf das Land der Schinken und des Pumpernickels.[1]) Als nun gar erst Voltaire auf einer Reise durch Westfalen wohl wegen seiner Häßlichkeit als der Leibaffe des Königs angestaunt und verhöhnt wurde und nun die Lauge seines giftigen Spottes über Land und Leute ergoß, als er in seiner „Candide" den westfälischen Baron „Tunder-ten-Tronkh, dessen Schloß Türen und auch Fenster hat", in die Modeliteratur des 18. Jahr-

mit 4439, Iserlohn und Minden mit gegen 4000, Soest 3963, Bielefeld mit 3130, Duisburg 2645, Herford mit 2635, Bochum mit 1470, Lippstadt mit 2660 (Becker 101), Brilon, einst eine Stadt von 11 000 Einwohnern mit 1400 Häusern, kam erst im 19. Jahrh. wieder auf 3000 Einwohner mit 400 Häusern. (Wiegand, Archiv III, 34). Von Lemgo heißt es in Weddigens Magazin (Bd. III, 29: „Lemgo ist von der Größe einer Hansastadt zu einem eingemauerten Dorfe herabgesunken, in dessen Wällen und Ringmauern Wiesen und Felder liegen. 1788 zählte die Stadt 3050 Einwohner, 10 000 könnten dort leben."

Entsprechend waren auch die gewerblichen Zustände.

„Der Landmann lebt so vor sich weg, der Handwerker hat wenig Arbeit, die Märkte sind schlecht, man siehet nichts als die elendeste rote Münze und die, welche sich noch am besten stehen, sind Kornhändler, Fleischer, Bäcker, Brauer und Branntweinbrenner," so klagt der „Westph. Beobachter" (28. St., S. 233). Im Jahre 1798 machte der Magistrat von Herford in der „Lippstädtischen Zeitung" (Nr. 143, Beilage) bekannt: „In hiesiger Stadt fehlet noch ein geschickter Hutmacher. Es wird daher ein solcher eingeladen, sich hierselbst zu etabliren."

[1]) Über Lipsius und die Verteidigung Westfalens durch Hamelmann vergl. Weddigen, Westf. Nationalkalender für 1800 (273—294), ferner Ersch und Gruber, 2. Sekt. (2), S. 8. Zahlreiche interessante Urteile über Westfalen sind zusammengestellt bei Jostes, Westfälisches Trachtenbuch, S. 111—120.

hunderts einführte,[1]) da „galt es fast als eine Schande, aus Westfalen zu stammen".[2]) Wie weit die allgemeine Verachtung verbreitet war, zeigt die Antwort Friedrichs des Großen auf das Gesuch eines Westfalen um eine Stelle: „Nein, er kann sie nicht haben, denn die Westfalen haben gar kein Genie."[3]) Selbst ein doch ganz unparteiischer Mann wie Herder schreibt: „Ich habe auf unserer Reise (1783) fast ganz Westfalen gesehen und gewiß, wenn Gott seinen göttlichen Hauch den Menschen verlieh, so muß diese Nation wenig davon bekommen haben, daß man wohl fragen möchte, ob diese Menschen denkende Menschen sind oder nicht".[4]) In den meisten Reisebeschreibungen und in geographischen Werken wurde Westfalen meist so geschildert, daß man „es eher zwischen dem Amadis und Camtschatka, als zwischen Rhein und Weser suchen sollte".[5])

Das Einzige, was man in Westfalen rühmenswert fand, waren die Schinken und Würste. So schreibt 1701 der Pfarrer Kayser aus Cleve in seinem „Parnassus Clivensis", man finde in Westfalen gewöhnlich vier Säue im Zimmer, eine Sau über der Tafel, einige Seiten Specks an den Balken, eine Sau auf der Tafel — Schinken und Würste, eine Sau an der Tafel — eine schmutzige Wirtin — und endlich eine Sau unter der Tafel, „ein und anderes westphälisches Renntier, welches aus

---

[1]) Vergl. Weddigen, Magazin für Westfalen (II. 246). Ein ausführlicheres Urteil Voltaires über Westfalen s. bei Jostes, a. a. O. S. 117.

[2]) und [3]) Kreyssig, Justus Möser, 3 und Schlözer, Staatsanzeigen, Heft 11, S. 355.

[4]) Herder, Briefe zur Beförderung der Humanität, 2. Sammlung, Riga 1793. Vergl. Niesert, Beiträge zu einer Münsterischen Buchdruckergeschichte, Vorrede 4.

[5]) Westph. Brockenkorb 1783. I. S. 20, wo auch ein Urteil aus Lediards (Verfasser der Naval history of England) „Reisen durch Westphalen und Niedersachsen" (deutsch Lemgo 1764) angeführt ist. Es wird ein Nachtquartier in einem westphälischen Dorfe geschildert. „Als wir uns niederlegten, so widerkäueten die Kühe auf der einen Seite, und die Schweine grunzten auf der anderen. Ich schlief noch so erträglich wohl bis ein plötzliches Gezupfe mich meines Hauptkissens beraubte, worüber ich erwachte. Als ich meinen Arm ausstreckte, so war das erste, was ich ergriff, das Horn einer Kuh. Dieser kleine Grundriß kann ihnen überhaupt einen Begriff von dem ganzen Lande geben u. s. w." „Freilich," so fügt der Prediger Müller, der diese Stelle mitteilt, hinzu, „nach solchen Grundrissen kann der Begriff vom Lande eben nicht vorteilhaft ausfallen. Man wird aus folgendem sehen, wie schief der Verfasser alles vorgestellt hat." (Müller gibt dann eine genaue Beschreibung des westfälischen Bauernhauses). Vergl. auch Jostes, a. a. O. S. 62

dem Stall gelassen an Statt eines Schoßhündleins die Brocken aufsammelt, aber mannigmal die ganze Tafel über den Haufen wirft".[1]) Auch der Barde Kretschmann scheint von Westfalen nur die Schinken gekannt zu haben, wenn er von dem „Westphalen im siebenjährigen Kriege" singt:

„O Freiheit und o Vaterland
(Rief Harkow aus Westphalenland),
Was hilfts, daß ich entfernt von Weib und Kindern kriege
In Schlesien und in Böhmen siege,
Indeß der Franzmann froh in meiner Kammer ist
Und mir die Schinken alle frißt".[2])

Wohl fehlte es nie an Männern, die für die Verteidigung ihres geschmähten Vaterlandes in die Schranken traten. Gerade in den Zeitschriften erstanden dem Westfalenlande eifrige Verfechter, die ihre, wenn auch nur schwache Stimme erhoben, um ungerechte Vorwürfe zu widerlegen, oder ihre Landsleute aus ihrer Saumseligkeit aufzurütteln.[3]) Freilich schoß man auch wohl im Übereifer über das Ziel hinaus und malte die Zustände so schwarz in schwarz, daß die Verteidigung eher wie eine Anklage aussah und so ihren Zweck, dem Auslande mildere Begriffe vom

---

[1]) Parnassus Clivensis III, 150 f., wo auch eine Anekdote aus Harsdörffers „Großer Schauplatz jämmerlicher Mordgeschichten" erzählt wird, von einem westfälischen Bauer, der sein Geld in einer Schweinsblase auf die Ban gelegt und es nachher im Bauche eines geschlachteten Schweins wiedergefunden habe, wozu Harsdörffer bemerkt: „Daß dies leicht geschehen könne, wird der glauben, welcher in Westphalen gewesen und gesehen, daß Stube und Stall dort nicht unterschieden seyn."

[2]) Kretschmann, sämtliche Werke, Bd. 2. 274. (Leipzig 1784). Vergl. auch, was Gleim in seinem „Siegesliede nach der Schlacht bei Roßbach" von dem Paderborner und „Münstermann" singt. Ferner auch H. Heine „Gespräch auf der Paderborner Heide" (Elster, Bd. I. 53 54.)

[3]) So z. B. der „Westphälische Brockenkorb" (1784). 6. Stück 495. „An Westphalens Söhne".

„Westphalens Söhne wacht doch endlich auch einmal
Aus eurem Schlummer auf, und lehrt das Erdental,
Das euch bisher verkennt, durch unverhoffte Proben,
An euch das Kraftgenie, mit stiller Ehrfurcht loben.
Seht, wie man überall jetzt auf Erfindung denkt,
Und ihr, ihr fühlt noch nicht, wie sehr der Vorwurf kränkt:
Westphalen könne nichts, nach längst erwogenen Gründen?
Als Pumpernickelbrod, und Schinkenrauch erfinden."

Westfalenlande beizubringen, völlig verfehlte. Mit Recht wies man darauf hin, daß die Tadler kein Verständnis bezeigten „für die Schätze altdeutscher Sitte, Familientugend und Tüchtigkeit, für die Überlieferungen starren, altdeutschen Rechtsgefühls, welche auf jenen einsamen Höfen, hinter jenen Hecken und Eichenkämpen eine Zuflucht fanden, als längst hüben und drüben fremde Bildungsmächte Sitte und Leben der Nachbarn verwandelt hatten".[1]) Doch durch die glühendsten Verteidigungsschriften klang es stets wie Wehmut darüber, daß die Musen die rote Erde so beharrlich mieden, während sie andere Gegenden Deutschlands bevölkerten, daß überhaupt, was die allgemeine literarische Bildung betraf, die Tadler nicht Unrecht hätten.[2]) Eine der interessantesten Schriften dieser Art ist ein Artikel des Predigers Schwager, der längere Jahre in Joellenbeck in der Grafschaft Ravensberg gewirkt hat.[3]) Schwager will hier den Beweis führen, daß die Westfalen eben so gut Anlage haben, „sich modeln und aufklären zu lassen wie jede andere Nation des heiligen römischen Reiches", und gibt zunächst eine kurze Charakteristik des Volkes und Landes der Westfalen. „Recht gesunde vierschrötige Leute mit noch nicht völlig aus-

---

[1]) Kreyssig a. a. O. 3.

[2]) Zwar fehlte es auch im 18. Jahrh. Westfalen nicht an Dichtern. Vergl. z. B. eine im „Westphälischen Brockenkorb" angezeigte Sammlung: „Launhafte zärtliche und Moralische Gedichte von Westphälischen Dichtern". 1784 (Köln, 10 Stüber); aber diese Reimereien fanden höchstens in einer vaterländischen Zeitschrift Erwähnung: „Im übrigen Deutschland," so meint ein unverdächtiger und zuverlässiger Zeuge (Hermann Becker a. a. O. 103), „wußte man von einem geistigen Leben in Westfalen gar nichts, ehe Justus Möser die „Osnabrück'schen Intelligenzblätter" herausgab (1766—1782), und noch fast 20 Jahre später ließ man außer Osnabrück höchstens Lemgo, wo die Meyersche Buchdruckerei bestand, und der gelehrte Postmeister Benzler das Lippe-Detmoldsche Intelligenzblatt schrieb, als Oasen an der Grenze gelten."

[3]) In einem Aufsatze „Versuch einer Schutzschrift für die Westfälinger" in der „Berlinischen Monatsschrift" von Gedike und Biester, einem Hauptorgane der Aufklärung (1783. 5. Stück, S. 487—500), vgl. auch: Briefe über Westfalen. (Deutsches Museum 1784. S. 234 ff. u. 352 ff., Nachrichten über das preußische Westfalen (Schlözer Staatsanzeigen Heft 11, S. 353 und Heft 19, S. 295). Kampschulte, Zur Würdigung des Landes und Volkes der Westfalen. (Blätter zur näheren Kunde Westfalens. 1862, S. 66—77.) Von den Verteidigungsschriften Westfalens werden mehrere in den Spalten der westfälischen Zeitschriften näher besprochen; vergl. z. B. Westfälische Bemühungen u. s. w. Lemgo 1753 (Stück III, Stück II. S. 132 und Stück VI, S. 419/425). Die gleiche Zeitschrift fertigte auch Zachariä ab, der folgende Verse zum Lob der westfälischen Langeweile gesungen hatte:

gelöschter Nationalphysionomie sind sie, Söhne der baren Natur, ohne Einmischung fremden Zusatzes. Das Wasser ihrer Heimat ist herrlich, die Luft gesund, Schinken und Pumpernickel derbe und bekannt, und das Klima besser als auf Neuseeland." Er gesteht zu, daß dies alles dem Heldenmute günstiger ist als der Belletristik. „Darum sind wir auch arm an Genies nach dem neuesten Schlage", meint Schwager, „Dichter und Dichterlinge gedeihen bei uns nicht, denn unsere Konsistenz ist zu derbe, aber Feuer fangen wir doch auch, wir erschießen uns wohl auch in der ersten Hitze, aber bloß als verunglückte Kopien, denn von Hause aus sind wir nicht dafür. Unsere jungen Leute sind auch hin und wieder für Süßeleien, machen Gedichte, faseln und sind empfindsam auf Universitäten und 14 Tage darnach, dann hats aber auch ein Ende, und die Natur, die sie zu Männern zuschnitt, behauptet ihre Rechte wieder. Wir trinken den Wein, ohne ihn zu besingen, nehmen Weiber, ohne vorher verrückt zu werden, zeugen Kinder voll Kraft und Tat, ohne diese Phrasen zu kennen und lieben unsere Hälften, ohne jedem Vorübergehenden unsere Wonne zuzuschreien." [1])

„Tief in Westfalen liegt ein Wald von alten Eichen,
Auf dessen Grund niemals des Tages Strahlen reichen:
In diesem dicken Wald erhebt sich ein Pallast,
Der stolz den Boden drückt mit seiner gotschen Last.
Hier herrscht seit langer Zeit die finstre Langeweile,
— — — — — — — — — — — —
Liebhaber gähnen hier bei ihren dummen Schönen,
Und Mädchens schlafen ein, bei dummer Schäfer Tönen" ꝛc.

Westf. Bem. 23. Stück. S. 382. Vergl. auch W. Neuhaus „Otia parerga", Hammonae 1725. S. 604. „Lob des Sauerlandes", ein Gedicht, das beginnt: „Neid pflegt das Suderland ein saures Land zu nennen."

[1]) Schwager (492). In den „Briefen eines in Deutschland reisenden Deutschen" (1828 in Frankfurt erschienen) konnte man über Westfalen lesen: „Westfalen kann man wegen seiner ausgezeichneten Schweine oder Schweinezucht durchaus keine Vorwürfe machen, und ich halte auch das für ungerecht, daß es keine berühmten Männer habe. Dichter und Künstler kann es freilich keine haben, was sollte sie begeistern?" Darauf antwortete ein Leser des „Hermann" (1830, S. 310):

„Laß sie immer uns Westfalen
Keine Dichter haben wollen,
Wenn wir selber nur es wissen,
Was wir davon halten sollen.
Haben sie denn dort im Lande
Schönre Täler, kühnre Berge,

Mochte es auch mancher Vaterlandsfreund beklagen, daß Westfalen so wenig Dichter zum Helikon entsandte, für die Geschichte der Journalistik war dies, abgesehen von den schöngeistigen Organen, weniger von Belang. Weit schlimmer war es, daß bis ins 18. Jahrhundert hinein das Interesse an der schönen Literatur, das literarische Leben überhaupt, gering war. Die Bildung weiter Schichten ging nicht über die Kenntnis des Notwendigsten hinaus, was wieder seinen Grund in den mangelhaften Schulverhältnissen hatte. Die Zeitschriften Westfalens entwerfen uns ein trauriges Bild von den Bildungsmitteln in einem großen Teile des Landes. Das Volksschulwesen lag wegen Mangels an Lehrern und Schulgebäuden lange im argen.

So schreibt Weddigen: „Und wie waren in jener Periode die Landschulen beschaffen! Was haben sie gewirkt? Bei dieser Frage tritt mir eine Träne der Wehmut ins Auge. Keine Provinz Westfalens hatte an Anlegung zweckmäßiger Seminarien gedacht, durch sie künftige brauchbare Lehrer des Volkes zu bilden. Man schien in einigen benachbarten Provinzen die Landschulen wie Asyle für abgedankte Bedienten und Bratenwender anzusehen, welchen, weil man sie sonst nicht unterbringen konnte, von gnädigen Patronen und Kammerjungfern diese Stellen zum dürftigen Unterhalt, bald mit, bald ohne Schürze, anvertraut wurden. Ein wenig stümperhaftes Lesen (an Schreiben ward selten gedacht) und ein gedankenloses Auswendiglernen des Katechismus, war das non plus ultra der Erkenntnis, welche die arme, unglückliche Landjugend sich zu verschaffen Gelegenheit hatte. Die Menschen mußten dumm bleiben.“ [1])

Der Unterricht wurde meist nur im Winter gehalten, in den Orten, die kein eigenes Schullokal hatten, in einem Backhause, auch wohl unter

---

Sind denn gegen einen Deutschen
Markwestfalen schwache Zwerge?
Wissen irgendwo denn andre
Besser Stahl und Erz zu schmieden,
Besser Schlachten durchzuschlagen
Und zu wirken fest im Frieden?
Herrlich ist das Land am Neckar,
Herrlich tönen dort die Lieder,
Schön ists hier auch und voll Lieder,
Und die Menschen brav und bieder.“

[1]) Westf. Nationalkalender (1800), S. 260/61.

dem Turme der Kirche oder Kapelle.[1]) Nicht viel besser sah es mit den höheren Schulen aus.[2]) So blieben die Zustände in den Gebieten, auf die sich nicht die segensreiche Schulreform Fürstenbergs erstreckte, bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts, und wenn es nach und nach besser wurde, so ist das nicht zum wenigsten der westfälischen Presse zu verdanken, die unermüdlich für eine Neugestaltung des Volksunterrichts eintrat. Nachdem schon Friedr. v. Derschau im „Westphälischen Beobachter" 1755 die Mängel der Schulverhältnisse aufgezeigt und Vorschläge zu Verbesserungen (z. B. Anlage von Realschulen) gemacht, die verschiedenen „Magazine" Weddigens diese Bestrebungen fortgesetzt, nahm sie der „Westphälische Anzeiger" wieder mit neuem Eifer auf. Immer und immer wieder mahnte man hier ernstlich die Bauern, doch den Luxus, wie er häufig bei Hochzeiten und Gastereien gang und gäbe war,[3]) zu Gunsten der Anlage von Schulen zu beschränken, und eifrige Lehrer, besonders J. F. Wilberg, ein Zögling des um das preußische Schulwesen hochverdienten Domherrn von Rochow auf Rekahn, der an einer von dem Grafen von der Recke-Volmarstein gestifteten Schule zu Hamme bei Bochum im Amte stand,[4]) traten in den verschiedenen westfälischen Zeitschriften unermüdlich für eine gründliche Reform des Unterrichtswesens in Westfalen ein.[5])

Von größtem Nachteile für die Journalistik in einem großen Teile Westfalens war es aber auch, daß infolge des Verfalls von Handel und

---

[1]) Krabbe, Leben B. Overbergs (Münster, 1846), S. 31, ferner: Magazin für Westf. Jahrg. 1797. 6. Stück (558 ff.). Berger, der alte Harkort. 29/30. Über Schulwesen in der Mark vergl. Wilberg, Erinnerungen (Essen 1836).

[2]) J. Gruner berichtet von Dortmund, daß das einstige berühmte Gymnasium zerfallen sei, das Gebäude diene unten zur Niederlage von Bier- und Branntweinfässern, oben als Lazarett für das preußische oder kantonierende Militär. Meine Wallfahrt zur Ruhe und Erholung. II. 260. Über die traurigen Schulverhältnisse in Lippstadt im 18. Jahrh. vergl. Hesselbarth, Aus der Geschichte des alten Lippst. Gymnasiums, Progr. des Realgymnasiums zu Lippstadt. 1889.

[3]) Vergl. z. B. Immermann, Oberhof. II. 6. (Hesse) und „Eine Bürgerhochzeit" (Westph. Anz. 1800. S. 790).

[4]) Berger a. a. O. 31.

[5]) Berger 31. Vergl. auch Wilberg, Lebenserinnerungen und die verschiedenen Jahrgänge des „Westphälischen Anzeigers". Wilberg ließ 1799 ein „Kleines Erziehungsbüchlein für Bürger und Bauersleute" erscheinen (vergl. Westph. Anz. 1800, Nr. 32, S. 511).

Verkehr, zahlreiche Kaufleute, die früher fremde Länder bereist, zum Pfluge griffen und nun, auf ihre Scholle gebannt, wenig Interesse bezeigten für die Händel und den Lauf der großen Welt. „Einfach und ruhig floß ihr Leben dahin selten schlugen die Wogen der Kulturbewegungen in jene einsamen Gehöfte, für viele galt das Dichterwort:

„Glückliches Volk der Gefilde! noch nicht zur Freiheit erwachet,
Teilst du mit deiner Flur fröhlich das enge Gesetz.
Deine Wünsche beschränkt der Ernten ruhiger Kreislauf
Wie dein Tagewerk, gleich, windet dein Leben sich ab."[1])

Die schon im Charakter der Westfalen liegende Vorliebe, sich streng abzuschließen, wurde so durch die Verhältnisse noch begünstigt, jeder lebte abgeschieden in einem begrenzten Landstriche für sich, der Blick wurde verengert, es kam so weit, daß nach den Worten damals lebender Schriftsteller „die Bewohner von ihrem Lande nicht mehr wußten, wie von den Malabrischen Inseln, und daß innerhalb desselben Kirchspiels sich die entgegengesetzten Orte so unbekannt blieben, als ob das Weltmeer dazwischen läge".[2])

Zwar brandeten nicht die Wogen des Ozeans zwischen den Städten und Bauernschaften Westfalens, wohl aber drohten Schlamm und Kot der in unbeschreiblichem Zustande befindlichen Wege jedes den Verkehr vermittelnde Gefährt zu verschlingen. Sah es schon im übrigen Deutschland mit den Wegen im 17. Jahrhundert nicht zum Besten aus, so waren die „Knüppeldämme" Westfalens besonders gefürchtet. Die Reisenden gingen daher oft lieber weite Strecken zu Fuß, als sich in

---

[1]) Jakobi a. a. O. 21. In seinen „Allgemeinen Anmerkungen über den politischen Zustand von Westphalen" behandelt der „Westph. Beobachter" (1755) sehr eingehend diese Frage. „Der Mangel des Handels ziehet notwendig eine allgemeine Trägheit der Einwohner, eine schläfrige langweilige Lebensart, den Mangel der Pracht, der Lustbarkeit, des feinen Geschmacks, der Gelehrsamkeit, und also auch der feineren Sitten, er ziehet Unwissenheit, ungeschliffenes Wesen, und eine wahre Armut des großen Haufens nach sich, der gemeine Mann hat wenig Aufmunterung zur Arbeit, er siehet, wie er sich mit den Seinigen von einem Stück Vieh und einem kleinen Stück Landes kümmerlich hinbringet, und die meisten leben dann wenig besser als der grunzende Hausgenosse, den sie auf den Winter mästen ......" Westph. Beobachter, 28. Stück, S. 232/3.

[2]) Jakobi a. a. O. (24)

einem Wagen den fortwährenden Stößen auszusetzen.[1]) Am traurigsten war es um die Wege im Münsterlande bestellt. Man reiste dort, wie Berghaus berichtet, stets mit vier Pferden, man konnte nicht anders „der abscheulichsten Wege halber, die es im hl. römischen Reiche gab".[2]) Das „Münsterische gemeinnützige Wochenblatt" vom Jahre 1788 entwirft uns eine anschauliche Schilderung eines solchen westfälischen Wegeidylls: „Auf dem Fußwege watet man durch einen Sumpf dahin, ein mit einzuscheuernden Kornfrüchten beladener Wagen begegnet uns, aber mit einigen Leuten an beiden Seiten, welche ihre äußerste Kraft anstrengend, bemüht sind, vermittels Gabeln den Umsturz des beladenen Wagens zu verhindern. Langsam folgt ein Reisewagen, dessen Vorspannpferde aussehen, als ob sie frischerdings aus dem Schlamm gänzlich herausgezogen, desgleichen etwas weniger der Fuhrmann. Die Reisegesellschaft, bei dem stetigen Hin- und Herschwanken des Wagens, bemerkt den Wandersmann kaum."[3]) Häufig lesen wir im gemeinnützigen Wochenblatt Klagen über diese Zustände und Vorschläge zur Verbesserung der Landstraßen. Doch es half nicht viel. Sachverständige sprachen sich dahin aus, daß es wegen der geologischen Beschaffenheit des Bodens und bei dem geringen Gefälle völlig unmöglich sei, die Straßen in eine bessere Verfassung zu bringen, solange man nicht über jede ein Dach bauen könne, und Freiherr von Fürstenberg war der Meinung, daß das Land in seinen fast unpassierbaren Wegen einen besseren Schutz habe als in der Macht seiner Waffen, und hielt daher die Anlage neuer Landstraßen durch das Münsterland für unzweckmäßig.[4])

Erst unter der Regierung Friedrich Wilhelms II. von Preußen begann man mit dem Bau von Chausseen in der Mark, bis dahin mußte man, nach einem Ausspruche von Seibertz, „die Ausbesserung der Straßen mehr von Gottes Barmherzigkeit und Gnade, als von dem

---

[1]) So ging der Kammerpräsident von Vincke bei der Eröffnung des letzten Cleve-Märkischen Landtages den $4^{3}/_{4}$ Meilen langen Weg von Münster nach Hamm ganz zu Fuß, um sich der Marter einer Wagenfahrt auf der schlechten Straße zu entziehen. Berger, Der alte Harkort 62. Dort noch eine Reihe interessanter Beiträge zu den Straßenverhältnissen Westfalens. Vergl. ferner W. Richter, Der Übergang des Hochstifts Paderborn an Preußen, in der Zeitschrift f. v. G. u. A. 62 II. 163 ff. u. 63 II. 41 ff.

[2]) Berghaus, Wallfahrt I, 193.

[3]) Münst. gemeinn. Wochenbl. 1788. III. St. S. 9 ff.

[4]) Esser, Frz. v. Fürstenberg. 59.

Unverstande der Menschen erwarten".[1]) Es ist das Verdienst der beiden preußischen Minister Heinitz und v. Stein, mit der Anlage von Kunststraßen in Westfalen einen Anfang gemacht zu haben. v. Vincke, der erste Oberpräsident der Provinz Westfalen, setzte das begonnene Werk rüstig fort, trotz zahlreicher Vorurteile, die man seinen segensreichen Arbeiten entgegenbrachte, und bei deren Bekämpfung ihm die westfälische Presse gute Dienste leistete.[2]) Dank seinen Bemühungen wurden die Verkehrsverhältnisse langsam besser.

2. Das Postwesen.

Die ganze Kläglichkeit und Erbärmlichkeit des Verkehrslebens in Westfalen bis ins 19. Jahrhundert hinein zeigt uns ein Blick auf die Postverhältnisse. Die Post ist ja sozusagen der Gradmesser des Verkehrs in einem Lande, und schon darum muß der Geschichtsschreiber der Journalistik sie berücksichtigen. Die Post steht aber auch in einem direkten Verhältnis zu der Ausgestaltung der Journalistik. Schon Stieler sagt in seinem früher erwähnten Buche:[3]) „Vor allem andern aber kommet der Zeitungen Ursprung aus den Posthäusern her", und Schwarzkopf macht darauf aufmerksam, daß von alters her bis auf die neueste Zeit meist solche Städte die Hauptsitze der Zeitungsliteratur gebildet haben, welche von den vornehmsten Postkursen berührt wurden.[4]) Geraume Zeit bevor die Posten aufkamen, durchzogen Boten zur Vermittelung von Briefen und andern Gegenständen die deutschen Lande. Auch für Westfalen sind solche Boten,[5]) „lopers" schon früh bezeugt, ja sie spielten dort eine große Rolle und wurden erst spät durch die Posten verdrängt.

---

[1]) Jakobi, 24. Über die Straßenverhältnisse in dem ersten Drittel des 19. Jahrhunderts vergl. „Westfälische Zustände. Eine freimütige Denkschrift beim Regierungsantritt Sr. Majestät Friedrich Wilhelm IV." (Iserlohn 1841). 35 ff.

[2]) Vergl. z. B. seinen vortrefflichen Aufsatz im „Hermann", Jahrg. 1816, 15. Stück und Berger a. a. O. 60 ff.

[3]) Vergl. Kunzemüller, Hannov. Zeitungspresse. Preuß. Jahrb., Bd. 97 (426).

[4]) Schwarzkopf, Über polit. u. gelehrte Zeitungen (Frankf. 1802). S. 11—14. Weiteres siehe Prutz, Gesch. d. Journalismus I. S. 91—92.

[5]) Rübel, Postalisches aus dem 18. Jahrh. Beiträge zur Gesch. Dortmunds und der Grafschaft Mark. 7. Heft (210 f.).

Die kulturellen Verhältnisse Westfalens waren auch für die Ausgestaltung des Botenwesens weit günstiger als für eine gedeihliche Entwickelung des Postwesens. Der Mangel an wichtigen Verkehrsplätzen, die schlechte Beschaffenheit der Wege, die besser zu Fuß als von einer schwerfälligen Postkutsche passiert werden konnten, führten eher zur Nachrichtenvermittlung durch Boten als durch die Post; dazu kam noch der Umstand, daß die große Anzahl der Analphabeten weit bequemer das Wenige, was sie den in der Ferne wohnenden Verwandten mitzuteilen hatten, mündlich einem Boten zur Vermittlung anvertrauen wollten. Die Boten standen meist im Solde eines Fürsten, einer Stadt oder Gemeinde, und waren teils Fußboten, teils „Postreuter". 1534 finden wir im Fürstbistum Münster die erste derartige Einrichtung, indem ein Postkurier von der bischöflichen Residenz Wolbeck mit Briefen nach Worms zieht.[1])

In einem Berichte vom Jahre 1715 sagt der Münsterische Kanzlei-Registrator und frühere Botenmeister Hardenack, dessen damals 70jähriger Vater, „in derselben Funktion vorher eine geraume Zeit bestanden", daß „die reitenden Postboten nach Köln damals bereits vor hundert und mehr Jahren angestellt gewesen seien, hingegen aber die Einführung des kaiserlichen Postamtes bey dahier vorgewesenen Friedenshandlungen von einem Privaten, Namens Arning allererst Platz gehabt.[2]) Die Kanzleireuter bestehen, laut Pfennigkammerrechnungen seit 1641 im Gehalt, und sie sind zu mehrerer Commodität des Publici und Commercii, da sie sowohl Briefe als Barschaften von einem zum anderen Orte bringen". Als man von Seiten der kaiserlichen Postreuter die Kanzleireuter aus dem Wege schaffen wollte, wurde vom Geheimen Rat „kräftig auf Beibehaltung der Kanzleiboten angetragen".[3]) Als es dann später zur Einrichtung regelmäßiger Posten kam, blieben die Postboten doch noch lange bestehen, gleichsam als eine unangenehme Konkurrenz der Posten, so daß der Münsterische Oberpostmeister mehrfach an den Rat die Bitte richtete, doch zu verfügen, „daß kein Bote auf Poststraßen sich fernerhin mit Brief oder Paketsammeln weiter abgeben dürfe, als in seinem Orte, in

---

[1]) Fr. Zurbonsen, Die älteste Postbotenfamilie in Westfalen. Zeitschr. f. v. G. u. A. (Bd. 54/200 f.). Vergl. auch ebd. Bd. 4/144; Peveling, Aus der Chronik des Münsterischen Postamts. Archiv f. Post und Telegraphie Nr. 5. Berlin, März. 1876. Th. Esch, Zur Geschichte des Postwesens im Veste Recklinghausen, Zeitschr. der Vereine f. Orts- u. Heimatskunde im Veste u. Kreise Recklinghausen, VII. Bd. 1—52, (Münster 1877).

[2]) und [3]) M. St. A. (Geh. Cab. Reg.) P. X. A. n. 7.

dem er das Schild trage, und daß ihnen solches bei namhafter Strafe verboten würde".[1])

In ein neues Stadium trat das Verkehrs- und Nachrichtenwesen, als es zur Einrichtung regelmäßiger Posten kam. Im gleichen Jahre, in dem Magelhäns Schiff zum erstenmale die Welt umsegelte, durchfuhr der erste Postwagen des Fürsten Thurn und Taxis die deutschen Lande.[2]) 1595 wurde Freiherr Leonhard von Taxis vom Kaiser zum General-Reichspostmeister für das ganze Reich ernannt, doch störten sich viele Fürsten nicht daran und legten eigene Landesposten an. Zur Verwaltung des Postwesens in den heutigen Provinzen Rheinland und Westfalen bestand schon im Jahre 1580 in Köln ein Reichsoberpostamt.[3])

Von größter Wichtigkeit für die Verkehrserschließung der westfälischen Lande war es, daß im Jahre 1649 der Große Kurfürst eine direkte Postlinie Berlin-Cleve durch Westfalen legte (über Hannover, Minden, Bielefeld, Lippstadt, Hamm, Wesel, Cleve). Dadurch erlangten verhältnismäßig kleine Orte, wie Minden, Lippstadt und Hamm eine Bedeutung für Verkehr und Nachrichtenvermittlung, wie sie manche größere Städte, die abseits der Poststraße lagen, nie erreichten.

Der Fürstbischof von Münster legte auch eigene Posten an, erließ eine Postordnung und wachte mit Strenge darüber, daß sein Regal nicht von fremden Posten geschädigt werde. Einigen preußischen Fuhrleuten aus Ibbenbüren, die Reisende nach Rheine befördert hatten, ließ er einfach die Pferde ausspannen.[4])

Als Preußen 1744 eine Postverbindung zwischen Ostfriesland und dem Hauptlande herstellen wollte, verweigerte die Fürstbischöflich Münstersche

---

[1]) M. St. A. (Geh. Cab. Reg. C. XIX. A. 38). In Preußen wurden Boten, welche sich unterstanden, zur Post gehörige Sendungen zu befördern, auf die nächstgelegene Festung zur Arbeit gebracht. „Die Landkutscher und Fuhrleute, einheimische und fremde Chaisen, Karren und Führer, die Schiff- und Kahnführer, die verschlossene Briefe und Paquete unter 20 Pfd. beförderten, wurden beim ersten Falle mit 20 Thlr. Strafe belegt, die durch Exekution von ihnen beizutreiben, zum zweiten Male aber ihrer Pferde und Wagen, wie ihres Schiffgefäßes verlustig erklärt." (M. St. A.) 64. Herford Dep. II.

[2]) Stephan, Geschichte der preußischen Post. S. 5.

[3]) Postwesen in Stadt und Stift Essen, Essener Blätter, 23. Bd. 135 ff.

[4]) Stephan 70. In einem Berichte über die Einrichtung der Münsterischen Post heißt es: „Am Ende vorigen saeculi fingen eigentlich das hiesige Postamt, da bis dahin nur die Routen oder Poststraßen mit einigen Landkarren befahren waren, zu existieren an." (M. St. A. Geh. Cab. Reg.) C. XIX. A. 38.

Regierung der Post den Durchgang durch ihr Gebiet. Die Verhandlungen, welche endlich zu einem für Preußen günstigen Resultate führten, dauerten über 30 Jahre.[1]) Durch den siebenjährigen Krieg wurde auch das Postwesen zwischen Rhein und Weser sehr gehemmt, einmal durch die Kriegswirren, die sich ja in jenen Gegenden abspielten, dann aber auch, weil der Generalpostmeister Fürst Thurn und Taxis die preußischen Posten besetzte.[2]) Clemens August, der ja das Erzstift Köln, die Stifter Paderborn, Münster, Osnabrück und Hildesheim unter seinem Krummstabe vereinigte, suchte die kaiserlichen Posten zu Gunsten eigener Landesposten aus seinen Landen zu verdrängen; er ließ öfters die Posten in seinem Gebiete anhalten und die Ladung auf seine Wagen bringen.[3]) Maximilian Friedrich verpachtete dann 1764 das Postwesen seinem Oberpostamts-Hofkammerrat Duesberg auf 20 Jahre.[4])

Diese egoistischen Bestrebungen einzelner Landesfürsten mußten aber gerade in Westfalen ungünstig auf die Ausgestaltung eines geregelten Postwesens wirken, da sich ja dort so viele Herren in den Besitz des Landes teilten.[5]) Ein Postkurs von 20 Meilen Länge, der nicht durch die Gebiete von drei oder vier verschiedenen Landesherrn ging, bildete eine merkwürdige Ausnahme.[6]) Es gab in der heutigen Provinz Westfalen Stadtkölnische, Kurkölnische, Kurpfälzische, Fürstlich Thurn und Taxissche, Fürstbischöflich Münsterische und Paderbornische, Holländische und Hamburger, sowie Königlich Preußische Posten, ganz zu schweigen von den vielen Privatunternehmungen, die auf Grund eines Privilegs, das sie sich von irgend einem Grafen oder Bischofe gekauft, die Landstraßen mit einer „Postkarre" beherrschten. Am Posthause in Detmold befanden sich vier Wappen, das lippische, das preußische, das hessische und thurn- und taxissche.[7]) Wie mangelhaft und

---

[1]) Näheres Stephan 212/14.

[2]) Stephan 246–258.

[3]) Ebd. 70.

[4]) Ebd. 213.

[5]) Bis 1782 entbehrte die Grafschaft Mark jeglicher Fahrpost. Erst in diesem Jahre gelang es, nach unendlichen Streitigkeiten mit Kurköln und Thurn und Taxis eine solche anzulegen, von Hamm über Camen, Unna, Schwerte, Iserlohn, Limburg, Hagen auf Schwelm und Elberfeld. (Stephan 234.)

[6]) Stephan 233.

[7]) Ladwig 17.

jämmerlich der Verkehr damals gewesen sein muß, geht aus der Tatsache hervor, daß bis ins 18. Jahrhundert hinein die Kaufleute und Seidenfabrikanten von Krefeld die Kiepen auf dem Rücken tragend von Haus zu Haus zogen, um ihre Waren zu verkaufen, und es erst 1778 gelungen ist, die Straße von Düsseldorf nach Wesel, die nur 8 Meilen lang ist, in einem Tage zurückzulegen, während damals eine Reise von Düsseldorf nach Aachen im Sommer fünf, im Winter sechs Tage dauerte.[1]) Dieser schneckenartigen Geschwindigkeit entsprach ganz die Einrichtung der Wagen und die sonstigen Verkehrsverhältnisse. Louis Berger beschreibt uns in seinem interessanten Buche „Der alte Harkort" die vorsündflutlichen Zustände der Posten in damaliger Zeit. Die Wagen mußten mit einer Leiter bestiegen werden. In einer Schilderung eines solchen Aufstiegs heißt es: „Artige Frauenzimmer können sich unmöglich auf einen solchen Wagen setzen, wenn sie sich nicht in der Jugend im Zaunklettern, Elsternester ausnehmen und Äpfelpflücken umgesehen haben, denn der Schwung über die Seitenleiter erfordert eine besondere Gewandtheit, und wenige können es tun, ohne den untenstehenden Wagenmeister und die Stallknechte zum Lachen zu bringen."[2]) In einem Edikte vom 6. März 1712 wird berichtet, „daß die Passagiere vor lauter Päckereien und üblem Geruch in den Wagen kann sitzen konnten, daß die Postwagen oft dergestalt mit Sachen und Menschen befrachtet sind, daß sie zum öfteren, zu nicht geringer Blamage königlicher Posten, ganz stecken bleiben, und einmal hat bei Bielefeld ein Hause Bauern den Postillon erst abprügeln müssen, weil er über ihren Acker gefahren, ehe er die Fahrt hat fortsetzen können".[3]) Denkt man nun noch daran, daß die Wege meist in einem unbeschreiblichen Zustande waren[4]) und seit dem siebenjährigen Kriege durch allerlei Raubgesindel unsicher gemacht wurden, so wird man von

---

[1]) Essener Blätter, 23. Bd., 135. Weitere interessante Berichte über die westfälischen Postverhältnisse siehe L. Berger 69/70.

[2]) und [3]) Ladwig 18. Kayser feiert in seinem „Parnassus Clivensis" die westfälische Post mit folgendem Epigramm: „Alß ich auff einem Post-Wagen gefahren, welchen man den „Fliegenden Wagen" genannt.

„Hier ist ein F zu viel. Wie kann der Wagen fliegen?
Wir bleiben hie und da ja unterwegens liegen!"
(II. Teil. 165.)

[4]) Mehrfach kehrt in den Berichten über die Posten die dringende Bitte wieder, die Wege doch in einen einigermaßen fahrbaren Zustand zu setzen. M. St. A. (Geh. Cab. Reg.) C. XIX. A. 37, Berichte der Hofkammer).

dem damaligen Postwesen in Westfalen keine zu hohe Meinung bekommen. Bei Berücksichtigung aller dieser Schwierigkeiten und Übelstände, auf welche die Ausbildung eines geregelten Postwesens in Westfalen so lange stieß, wird man leicht begreiflich finden, daß in Westfalen die Postmeister nicht so leicht, wie in manchen anderen Gegenden Deutschlands ihre günstigen Verbindungen zum Avisen- und Zeitungsdruck verwerteten. Sie waren meist schon froh, wenn sie ihre „Postkarren" durch den „Dreck" glücklich hindurch gebracht hatten, ohne daß es den Passagieren Hals und Bein gekostet hatte. Auch mag ihre Bildung zu einem solchen Unternehmen oft doch nicht ausgereicht haben. Mit wenigen Ausnahmen blieb die Aufgabe des Zeitungsdruckes und Verlages den Buchdruckern und Buchhändlern überlassen.[1])

3. Buchdruck, Buchhandel, Zensur.

Die Buchdruckerkunst blühte schon sehr früh in Westfalen. Münster ist bekannt in der Buchdruckergeschichte wegen seiner alten und schönen Drucke, und auch kleinere Orte, wie Wesel und Lemgo, hatten schon früh ihre Pressen.[2]) Die Meyersche Buchdruckerei in Lemgo, die seit etwa 1650 im Besitz der Familie Meyer war,[3]) nahm im 18. Jahrhundert einen gewaltigen Aufschwung; sie wurde für das geistige Leben der lippischen Lande und auch für das Gedeihen der Zeitschriftenliteratur von größter Bedeutung. Zahlreiche auswärtige Gelehrte ließen dort ihre Werke erscheinen, sie galt damals als die typenreichste Buchdruckerei in Deutschland.[4]) Doch blieben andere Landesteile lange ohne Druckereien, so erhielt das Herzogtum Westfalen erst 1766 in Arnsberg die erste Druckerei,[5]) in anderen Gebieten gingen einst bestehende ein (so hatte die Grafschaft Ravensberg nach dem Eingange der Herforder Druckerei von Moritz Vogt nur noch eine, die von Tränkener — später Bädeker in

[1]) In dem sehr umfangreichen Vertrage, den der Kurfürst Maximilian Friedrich am 18. Juli 1764 mit Duesberg schloß, ist nichts vom Zeitungsdebit erwähnt. (M. St. A. G. C. R. P. XIX. A. 38).

[2]) Nordhoff, Denkwürdigkeiten 129 ff.

[3]) Nordhoff, ebd. 202.

[4]) Nach gütiger Mitteilung der Meyerschen Hofbuchdruckerei in Detmold, die die Fortsetzung der Lemgoer Druckerei darstellt.

[5]) Nordhoff, Zeitschr. f. v. G. u. A. 42 II, S. 161.

Bielefeld).[1]) Bei dem geringen literarischen Bedürfnisse wurden meist nur Schulbücher und ähnliches gedruckt. 1753 klagt ein Einwohner der Grafschaft Mark über den Tiefstand des geistigen Lebens in seiner Heimat, und findet einen Hauptgrund für diese Zustände in dem Mangel an guten Verlegern. „Es bestehen ja solche in Dortmund, Essen, Hamm, Lippstadt, Iserlohn, Soest, aber was drucken sie? Disputationen, Gesang- und Spruchbüchlein, Kalender, Gelegenheitsgedichte, Totenzettel, hier und da eine Leichenrede. Warum drucken sie nichts anderes? Weil es ihnen niemand abkauft.“ [2])

Noch weniger ausgebildet als das Buchdruckergewerbe war in Westfalen der buchhändlerische Verkehr. Buchhandel und literarisches Leben bedingen ja einander wechselseitig. Wo die Bildung auf hoher Stufe steht, und daher das Lesebedürfnis rege ist, da findet auch der Buchhändler reichen Gewinn, während andererseits der Buchhandel großen Einfluß auf die Entwickelung des wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens auszuüben vermag, eine Tatsache, die der berühmte Verlags-

---

[1]) Becker a. a. O. S. 104 u. 114/15. Es liegt natürlich außer unserem Plane, eine Buchdruckergeschichte Westfalens zu geben. Wir verweisen auf die Darstellung, die Nordhoff im Anhange zu seinen „Denkwürdigkeiten aus dem Münsterischen Humanismus“, sowie in der Zeitschr. f. v. G. u. A. Bd. 41 II, S. 137 ff. gibt, die aber der Ergänzung und teilweisen Berichtigung bedarf, ferner auf die „Beiträge zu einer Buchdruckergeschichte Münsters“ von Niesert (Coesfeld 1828) und dessen „Fortgesetzte Beiträge zu einer Buchdruckergeschichte Münsters“. Vergl. auch: Krumbholz „Veröffentlichungen aus Kgl. Preuß. Staatsarchiven“. Bd. 70. (503, 512), (Steinmann), Westfalens Oberpräsident Frhr. v. Vincke. S. 115—128.

[2]) Westphälische Bemühungen zur Aufnahme des Geschmackes und der Sitten (Lemgo 1753) Stück VII., S. 9. Welche Bücher damals in Westfalen am meisten gedruckt wurden, kann man aus den Buchdruckerprivilegien und den Verordnungen über den Nachdruck ersehen. Es wurden natürlich die Bücher nachgedruckt, die den meisten Absatz fanden. So waren nach einem Edikte des Kurfürsten Clemens August (1. Februar 1746) die der Hofbuchdruckerei privilegierten Bücher von anderen Buchdruckern auch außer Landes nachgedruckt worden. Als im Hochstift gangbare Bücher werden hier bezeichnet: „Teutsch Testament, Bücher pro Infima, Hoch und Nieder-Teutsches Evangelienbuch, gebräuchliche Gesangbücher, geistlicher Seelentrost und Herzensermahner, Morgenstern, Paradeyß und Rosengärtlein, Seelen-Schatz und geistlich Schild, Lateinisches Meßbüchlein, Aureus libellus genannt, Bett- und Tugendbuch, Wegweiser, kleine und in Quarto Kalender“ u. a. (Edikt Clemens Augusts vom 1. Febr. 1746).

händler Perthes, selbst Fachmann und Gelehrter zugleich, gestützt auf reiche, durch mannigfache Beobachtung gesammelte Erfahrung, betont. Ohne eine großartige Gestaltung des Buchhandels schien ihm Wissenschaft und Kunst in ihrer Wirkung gefährdet, „wo der Balgtreter fehlt, spielt der größte Virtuos vergebens auf der Orgel". In Westfalen waren aber die Aussichten für einen betriebsamen Buchhändler nicht verlockend, wie schon aus den geschilderten Verhältnissen geschlossen werden kann, und wie mannigfache Zeugnisse bestätigen. Die Kriegswirren und die durch sie herbeigeführte materielle Erschöpfung wirkten ungünstig auf den einst so blühenden Verlagsbuchhandel, und der auswärtige Sortimentshandel litt sehr unter den mangelhaften Verkehrsverhältnissen. 1756 berichtet ein Einwohner der Grafschaft Mark: „Duisburg und Lemgo sind die einzigen Orte, wo bei uns Buchhandlungen sind. Selbst die freie Reichsstadt Dortmund, da sie wohl am ersten zu vermuten wären, weiß nichts davon." In Dortmund habe schon einmal ein gewisser Georgi aus Leipzig eine Filiale angelegt, sei aber bald wieder nach Leipzig zurückgezogen.[1]) Als in der Stadt Münster eine neue Buchhandlung eingerichtet werden sollte, richtete der Buchhändler Theissing eine Bittschrift an den Kurfürsten, in der er ein Klagelied über die schlechte Geschäftslage des Münsterischen Buchhändlers singt. „Westfalen ist ein Land, wo der Geist der Handlung überhaupt und das literarische Gewerbe noch in seinen Keimen liegt, wo ein Gelehrter außer einem Schulbuche nichts schreibt." Sodann machten die Buchbinder starke Konkurrenz, und die französischen Emigranten, die sich ja damals in großer Menge über Westfalen ergossen, verkauften nicht selten die Bücher aus den zerstörten Bibliotheken ihres Vaterlandes. Während in dem benachbarten Kurfürstentum Hannover die Buchhändler sich einer völligen Postfreiheit oder doch ermäßigter Taxen erfreuten, müsse der Münsterische von den weitentlegenen Meßorten alles „auf ordentlicher Post" senden lassen.[2])

---

[1]) Westf. Bem. Stück XX. 100 101. Vgl. auch Rhein.-Westf. Ztg. 1900, No. 785.

[2]) M. St. A. (Geh. Cab. Reg.) P. XXXIII. B. 13. Die Buchhandlung wurde nicht bewilligt (Antwort des Kurfürsten vom 13. Mai 1799). Häufig findet sich in westfälischen Zeitschriften auch die Klage über den Mangel an guten öffentlichen Bibliotheken. Vergl. Westph. Bemühungen XI, 362 71; gerühmt wird dort die Bibliothek zu Soest, dagegen heißt es von Dortmund, daß dort in der Reinoldskirche „ein Überbleibsel einer angefangenen Bibliothek aufbewahrt werde. Motten, Staub und Spinnengewebe haben die Bücher vor allem Durchblättern in Sicherheit gesetzt, und es sind ihrer so wenig, daß eine

In der preußischen Zeit wurden die Verhältnisse besser, wie der schon genannte Buchhändler Perthes in einer interessanten Schilderung des westfälischen Buchhandels hervorhebt. Westfalen war ihm als ein abgeschlossenes Gebiet für den Buchhandel entgegengetreten. „Sinn für Wissenschaft, namentlich für Geschichte, hat hier", so heißt es in Perthes' Briefen, „lange schon bestanden, gelehrte Sammler und gebildete Liebhaber sind von alters her durch das ganze Land zerstreut, sie waren bisher nur in sehr geringer Verbindung mit dem literarischen Treiben in Deutschland. Aber das wird anders werden, schon jetzt ist ein neuer Geist erwacht, und v. Vinckes Persönlichkeit regt mächtig an. Westfalen erscheint jetzt in jeder Hinsicht als eine für den Buchhandel höchst wichtige Gegend." Doch sah es nach seinem Berichte noch traurig aus. „In Barmen, Duisburg, Lemgo, Detmold, Paderborn und Hamm können sich gegenwärtig Buchhandlungen gar nicht halten, in Osnabrück ist die einzige Buchhandlung eingegangen, nur Buchbinder pfuschen noch im Bücherverkehr. Münster ist keine literarische Stadt, die früheren guten Handlungen sind vor 30 Jahren schwach geworden und untergegangen. Einzelne Gelehrte und gebildete Sammler, wie Dombechant von Spiegel, die Herrn von Droste, Dr. Herold, Kistemaker, Katerkamp finden sich, und das neue Verhältnis zu Preußen wird den wissenschaftlichen Sinn schon wecken. Einige junge tüchtige Buchhändler regen sich auch bereits, aber ihre Verbindung mit Leipzig ist sehr erschwert, da der Frachtverkehr gänzlich fehlt, und die Kosten der durch die hessischen, hannöverschen und sächsischen Anstalten zugleich vermittelten Postsendungen unerschwinglich sind. Vom Buchhandel allein können sie daher nicht leben und sie müssen nebenbei den sogenannten Kunsthandel treiben, Bilder, Landkarten, Farben und dgl. verkaufen."[1])

Ordnung darunter nicht nöthig ist." (368). Über Bibliothek-Wesen in Münster s. Nordhoff, Denkwürdigkeiten. S. 21/22. Das Sauerland kam nach Seibertz nie zu einer öffentlichen Bibliothek. „Es schnitten konfessioneller Hader und blutige Kriegswirren zu tief in die angeknüpften Kulturfäden, als daß die erfreulichen Anfänge des Bibliothekwesens blühten." (Westph. Beiträge. II. 478). 1784 richtete die berühmte Buchhandlung von Haude und Spener in Berlin in Lippstadt eine große Büchierniederlage ein, um von dort aus das an Verkehr und Pressen arme Sauerland zu versorgen. Zwanzig Jahre später ging das Unternehmen wieder ein. (Seibertz, Westph. Beiträge, II, 477).

[1]) Perthes Leben II. 146 ff.

Von großem Nachteil für die Herstellung von Büchern und besonders auch Zeitungen in Münster war es ferner, daß das Münsterland keine Papierfabrik besaß. Der Buchdrucker Aschendorff suchte dem Übelstande abzuhelfen und stellte das Ansuchen, ihm für einige Jahre freies Lumpensammeln zu gestatten. Das Lumpensammeln gehörte damals zu den fürstlichen Regalien! Doch der Bescheid der Hofkammer lautete: „Das freie Lumpensammeln könne nicht gewährt werden, wenn er aber auf der neuen Fabrik, die er anzulegen beabsichtigte, so gutes Papier liefere, wie das feinste holländische, so solle ihm eine Gratifikation von 30 Dukaten zu Teil werden." Doch auf diese glänzenden Aussichten hin wagte natürlich Aschendorff nicht, das kostspielige Unternehmen zu beginnen.[1])

Nicht genug, daß Buchdruck und Buchhandel durch die verschiedenen ungünstigen Verhältnisse, mit denen sie in Westfalen zu kämpfen hatten, zu keiner gesunden Entwickelung kamen, auch die Obrigkeit hemmte das Gedeihen dieser auch für die Journalistik so überaus wichtigen Faktoren durch eine, die freie Bewegung hindernde Bevormundung. Knüpfte sie doch ganz im Einklange mit den damaligen engen Anschauungen von Zunftzwang und Geschäftsbeschränkungen auch die Ausübung dieser beiden Gewerbe an Privilegien, und eine argusäugige Zensur wachte sorgsam darüber, daß keine der in den Privilegien enthaltenen kleinlichen Bedingungen und Vorschriften verletzt wurde. Die Privilegien sollten eigentlich nur den Inhaber vor unbefugtem Nachdrucke schützen, ermöglichten aber zugleich auch eine genaue Überwachung der einzelnen Pressen und unterstützten dadurch wirksam die Zensurbehörde. Dem Buchdrucker wurde nicht nur die Anlage seiner Druckerei gestattet, sondern es wurden ihm auch bestimmte Bücher privilegiert, d. h. er allein hatte das Recht, diese Bücher aufzulegen. Die privilegierten Buchdrucker waren zugleich auch meist die Verleger ihrer eigenen, und die Verkäufer auch fremder, anderswo gedruckter Bücher. Die Buchbinder trieben gleichfalls Buchhandel, besonders an kleinen Orten lieferten sie den dürftigen Bedarf an Büchern für Schule und Haus (Schulbücher, Katechismen, Kalender, Gebetbücher u. a.). Doch war auch ihr Bezirk, wie der der einzelnen Verleger gegeneinander, durch genaue Vorschriften und Privilegien ab-

[1]) H. Hüffer, Erlebtes. S. 18. (Als Manuskript gedruckt.)

gegrenzt.[1]) Bei der Verleihung des Privilegs wurde der Verleger „in Eidt genommen“ und feierlich auf seine Pflichten und Rechte,[2]) vor allem auf sein Verhalten der Zensurbehörde gegenüber aufmerksam gemacht.

Den ungeheueren Einfluß, den die Zensur auf die Ausgestaltung des Preßwesens, besonders die Journalistik ausüben kann, haben wir kurz angedeutet. Es erübrigt nun noch zu untersuchen, wie man in Westfalen die Zensur handhabte. Die Zensur war ursprünglich nur als ein Mittel gegen die Verbreitung kirchenfeindlicher Schriften gedacht, wurde aber bald auf Werke jeden Inhaltes ausgedehnt. Die Frankfurter Reichspolizeiordnung vom Jahre 1577 verfügte, „daß keine Bücher, klein oder groß in Truck ausgehen sollten, sie seyen denn zuvor durch ihre ordentliche Oberkeit eines jeden Ortes oder ihre darzu Verordnete besichtiget und der Lehr der christlichen Kirchen, deßgleichen den auffgerichteten Reichsabschieden gemäß befunden, darzu, daß sie nit aufrührisch oder schmählich, es treff gleich hohe und niedere Stände, gemeine oder sondere Personen an.“ [3]) Buchdruckereien sollten nur in Städten, „da Churfürsten und Fürsten ihre Hofburg haben und da Universitatis seyn“, gestattet werden, „alle Winkeldruckereien gestracks abgeschafft werden“.[4]) Diese Bestimmungen, die für das ganze Reich Geltung haben sollten, wurden von den einzelnen Landesherrn verschieden durchgeführt, besonders die Reichsstädte zeichneten sich oft durch eine mildere Zensur aus. In Westfalen, das ja damals eine bunte Musterkarte in politischer Beziehung darstellte,

---

[1]) Nach Nordhoff durften sie die Bücher nur gebunden, nicht „in albis“ verkaufen. Denkwürdigkeiten, 153 u. Zeitschr. f. v. G. u. A., Bd. 39/184.

[2]) Was man damals von den Buchdruckern verlangte, zeigt ein Privileg des Kurfürsten Clemens August an J. Nagel. (18/VII. 1727). „Dann soll er, Nagel, sich eines aufrichtigen frommen Handels und Wandels befleißigen, die Druckerei mit guten ohnstrafbaren literaturen jedesmalen versehen, und keine verdächtige Bücher unser seligmachenden Catholischen religion oder uns zum Nachteil bei Verlust dieser unserer gnd. concession, Vermeidung schwerer Bestrafung drucken, sondern, wenn ein newes Buch oder sonst ichtwaß aufzulegen vorhabens wär, solches allmahl einem zeitlichen Vicario oder commissario in spiritualibus generali, welchem die Aufsicht auf unsere Druckerei kraft dieses kommitirt wird, zur Censur vorher anzeigen und präsentieren, in maßen dann derselbe darüber zuvor nach genauer Examination und revidirung behörige Approbation nach Befinden gewärtige und sich in allem halten soll, wie einem ehrlichen Buchdrucker wohl ansteht.“ (Original im Besitze des Herrn A. Hüffer in Münster.)

[3]) u. [4]) Kapp, Gesch. d. deutsch. Buchhandels I, 783 ff.

war natürlich auch die Handhabung der Zensur nach der Staatsangehörigkeit verschieden, es sollen hier nur die Verhältnisse in dem Hochstift Münster und den Herzogtümern Cleve-Berg kurz berücksichtigt werden.

Im Hochstift Münster finden wir eine ganze Reihe von Zensurvorschriften, ein Edikt folgte dem andern. Wenn man bedenkt, wie leicht doch schon die Überwachung der wenigen Druckereien war, die sich zudem stets sagen mußten, daß sie durch ihre Privilegien ganz von der Gnade des Kurfürsten abhingen, und sich schon darum wohl hüteten, etwas zu drucken, was gegen die Vorschriften der Behörden verstieß, so wird man leicht einsehen, daß es unter solchen Verhältnissen zu einer reichen Blüte des Journalismus nicht leicht kommen konnte. Schon 1567 hatte der Rat der Stadt Münster bestimmt: „Es sollen die boekdruckers henferners nichts drucken oder prenten, sie hebben dan tovorn solchs dem rade angegeven und solchs to drucken vom rade verloffet, wie dan ock die boekverkoepers geyne Calvinische oder andere verdechtige und verbottene boeke feile hebben noch verkoepen sollen, allent by ernstlicher straff des erbarn raitz.“[1])

Doch scheint man diese Vorschrift nicht allzustreng gehandhabt zu haben, wie die große Anzahl von Flugschriften, die ohne Namen des Druckers in Münster erschienen, schließen läßt.

1609 (2/5) wurde dann von Bischof Ernst ein Zensuredikt erlassen, wonach keine kirchenfeindlichen Bücher „pasquilische, Schmach oder schamlose Gedicht, Lieder, Gemähl, oder dergleichen ichtwes, das zu Unruhe, Missverstandt so in Religion als politischen Sachen erwecken, Verführung und Aergernuss der Jugend und einfältigen Volks verursachen möchte, weder öffentlich noch heimblich gedruckt, feilgehabt, umbgetragen, verkaufft oder in einigen Schulen gelesen werden sollen“.[2]) Noch schärfer lauten die zahlreichen Edikte, die Klemens August für Buchdruck und Buchhandel in seinen Ländern erließ. Als bayrischer Prinz konnte er der Presse nicht sehr hold sein, denn Bayern stritt ja mit Österreich um den Ruhm, das klassische Land der Zensur zu heißen. 1729 verfügte er von München, daß nichts gedruckt werden solle, das nicht vorher

[1]) Die Geschichtsquellen des Bistums Münster. V. Bd. Kerssenbroch 93.

[2]) Nordhoff, (Denkwürdigkeiten 161). In dem Privilegium, durch das der Kurfürst Friedrich Christian den Christoph Nagel zum Hofbuchdrucker ernannte, wurde der Generalvikar mit der Zensur beauftragt. „Er soll die Bücher einem Generalvikar, welchem die Aufsicht auf unsere Druckerey krafft dieses committirt wird, zur Censur vorhero anzeigen.“ (Edikt vom 7./3. 1705).

von dem Zensor nachgesehen sei,[1]) und 1743 wurden für Buchhandel und Preßwesen bis ins Einzelne gehende Vorschriften erlassen, die dann 1746 noch erweitert wurden. Bei einer Strafe von hundert Goldgulden in jedem einzelnen Falle und Konfiskation der gedruckten Bücher, wurde allen Buchdruckern verboten, solche Bücher, die nicht in ihrem Privileg genannt seien, ohne Erlaubnis des Generalvikars aufzulegen. Die Buchbinder und die andern mit Büchern handelnden Personen durften die privilegierten Bücher nur bei dem mit dem Drucke derselben beauftragten Buchdrucker kaufen und zu einem vom Generalvikar ein für allemal festgesetzten Preise. Besondere Aufmerksamkeit sollte den von auswärts eingeführten Büchern geschenkt werden. Diese mußten von dem Torwärter sofort dem bischöflichen Generalvikariate angezeigt werden. Fanden sich darunter Unterschleif oder nachgedruckte Werke, so sollte derjenige, für den die Bücher hereingebracht worden waren, „nebst obgesagter Unserem Generalvikariat verfallener Confiscation und Geldstraff dem anmeldenden Thor Schreiber, oder wer es sonsten seyn möchte, nicht nur für jeden Ballen fünff Reichsthaler zahlen, sondern auch diejenige, welche zwar mit Büchern nicht handelen, doch derley verbottene Waar in ihren Häusern niedersetzen und zu verbergen sich unterstehen würden, jedesmahl Unserem Fisco Ecclesiastico mit 20 Goldgulden Straff verhafftet seyn".[2]) Jährlich mußte wenigstens zweimal eine allgemeine Untersuchung und Visitation aller Bücher durch Kommissare des Generalvikariates in allen Städten stattfinden. Nach dem Tode Klemens Augusts wurden die Verhältnisse für Buchhandel und Preßwesen günstiger, besonders als Freiherr von Fürstenberg die Regierung führte. Eine strenge Zensur gab es unter diesem anscheinend nicht.[3]) Fürstenberg war selbst eine gerade und offene Natur und fürchtete wohl auch die offene und freie Meinungsäußerung nicht, weil er sie nicht zu fürchten brauchte. „Er liebte keine Winkelzüge, verachtete die Schleichwege einer verrotteten Diplomatie und schloß

---

[1]) Vergl. Preßfreiheit und Zensur im Erzstift Köln in älteren und neueren Zeiten in „Materialien zur geistlichen und weltlichen Statistik des Niederrheinisch-Westfälischen Kreises und der angrenzenden Länder, nebst Nachrichten zum Behuf ihrer älteren Geschichte". 1. Jahrgang (Erlangen 1781). S. 163 ff.

[2]) Verordnung Klemens August's vom 1. Febr. 1746 (A. H.).

[3]) Nordhoff, Allg. d. Biogr. VIII. 236. Ein 1784 in Münster anonym erschienenes Buch „Etwas über Zensur und Bücherverbote" war leider nicht mehr aufzutreiben.

keine Kompromisse auf Kosten seiner Grundsätze, sein Weg war der gerade, sein Handeln konsequent, offen und aufrichtig", konnte sein Biograph mit Recht von ihm sagen.[1])

In ein völlig neues Stadium trat das Zensurwesen mit dem Beginne jener mächtigen Bewegung, die da französische Revolution heißt, eine der gewaltigsten im ganzen Leben der Menschheit und ein bedeutender Markstein in dem langen Kampfe der Presse um Freiheit.

Sobald von jenseits des Rheines die ersten schrillen Töne der französischen Freiheitshelden den deutschen Fürsten in die Ohren gellten, als sie sehen mußten, wie gleich einer alles mit sich fortreißenden Woge die neuen Ideen sich verbreiteten, ohne sich an die Grenzpfähle zu stören, da fürchteten auch sie für ihre morschen Throne und suchten in einer scharfen Unterdrückung jeder freien Meinungsäußerung den gefährlichen Eindringlingen einen starken Damm entgegen zu setzen.[2]) „Das rote Gespenst des Jakobinismus ging bei den besonnensten Regierungen um, die Angst, daß durch die Presse das fremde Gift eingeimpft werden könne, war bald beispiellos", und natürlich in den Nachbarländern Frankreichs, besonders im Westen, am größten. Zensurvorschriften, eine schärfer als die andere, kamen in rascher Folge, ja nicht nur das durch den Druck verbreitete, auch das gesprochene Wort kam unter Polizeiaufsicht. Besonders bezeichnend sind in dieser Beziehung die Zustände in den Herzogtümern Jülich-Cleve-Berg. Hatte man dort schon in früheren Zeiten ein wachsames Auge auf Zeitungsdrucker und Buchhändler gehabt,

---

[1]) Galland, Histor. polit. Blätter 82, 366. Fürstenberg selbst aber spricht sich in einem Briefe an den Kurfürsten Maximilian Franz über seine Verwaltung aus: „Vielleicht beschuldigt man mich auch einer übertriebenen Eifersucht für alles, was die Verfassung betrifft . . . ein Beweis meiner Aufrichtigkeit ist dieser: daß, bevor ich in die Administration kam, während der Administration und nachher, ich beständig die nämlichen Grundsätze geführet, allzeit offen und meistenteils schriftlich meine Meinung und Gründe zum Protokoll gegeben habe. Dieses konsequente und gerade Verfahren gegen Herrn und Land in den öffentlichen Angelegenheiten hat mir Zutrauen verschaffet." Galland a. a. O. 336.

[2]) So schreibt bezeichnend der Kollege Goethes, Geheimrat Voigt (28. Juli 1792): „Die französischen Affairen werfen unsere Denk- und Preßfreiheit in Deutschland auf mehrere Jahre wieder zurück. Jeder Fürst und Herr lauert und will gleich anfangs nichts aufkommen lassen, was Landesreligion und Unterwürfigkeit zu beeinträchtigen scheint." Bielschowsky, Goethe II. 71.

so wurden die Verhältnisse in den wildbewegten Tagen der französischen Revolution geradezu unerträglich.[1]) Da man im Lande selbst einflußreiche, bedeutende Organe nicht hatte, und die kleinen (Intelligenzblätter, Wochenblätter), bei nötiger Beaufsichtigung keinen großen Schaden stiften konnten, so galt es vor allem, den verderblichen Einfluß der auswärtigen Presse von den Untertanen fern zu halten. Eine Zeitung nach der andern wurde für Konterbande erklärt; das „Journal general de l'Europe", das zu Lüttich erschien, machte den Anfang, es wurde 1790 bei 100 Rtlr. Strafe verboten.[2]) 1792 folgten die Straßburger und die Mainzer Zeitungen, ja sogar Nicolais „Allgemeine Deutsche Bibliothek" wurde wegen ihrer gegen die christliche Religion gerichteten Tendenz bei 50 Dukaten Strafe verboten. (8. Juli 1794).[3])

Die Herausgabe von Zeitungen und periodischen Schriften war an eine landesherrliche Erlaubnis geknüpft. Der erste Abdruck eines jeden Blattes mußte der Zensurbehörde vorgelegt werden. Die Zeitungsschreiber waren „zur anständigen und bescheidenen Rede besonders in Bezug auf die Höfe und Regierungen, zur einfachen Erzählung der Tatsachen ohne Beifügung eigener Raisonnements und zur Nachweisung der Quellen, woraus auffallende Nachrichten geschöpft waren", verpflichtet.[4]) 1792 wurden „alle unter äußerem Gepräge von Lesegesellschaften stattfindenden Zusammenkünfte von Privatpersonen" aufgehoben[5]) und dieses Verbot zwei Jahre später dahin verschärft, daß die durch geheime Späher entdeckten Teilnehmer an Lesegesellschaften und dgl., wessen Standes sie auch seien, ohne vorherigen Prozeß mit Zuchthaus und nach der Größe ihres Verbrechens mit noch schärferer Strafe belegt werden sollten. Auch der Buchhandel wurde scharf überwacht. Wer ein anonym erschienenes

---

[1]) Nach der Polizeiordnung des Herzogs Wilhelm von Jülich-Cleve-Berg (1608) war die Verbreitung von verbotenen Büchern und Schmähschriften bei der Strafe „der Winkelprediger", d. h. Strafe an Leib und Leben und im Falle des Entweichens des Straffälligen mit Konfiskation seines Vermögens untersagt, und die Pastöre, Schultheiße, Vögte und Richter hatten über die Befolgung dieser Vorschrift zu wachen. Vergl. Archiv für Gesch. d. deutschen Buchhandels IX, S. 243.

[2]) 1758 hatte Kurfürst Karl Theodor „das öffentliche Schreiben und Reden in Gesellschaft über Politik" streng verboten. Scotti Nr. 1847 u. 2389.

[3]) Scotti 2396. Am 17. April 1794 war die „Allg. d. Bibliothek" auch in Preußen verboten worden. M. St. A. (Stadt Herford. Depot I. 149).

[4]) Edikt Max. Josephs (6. Septbr. 1797). Scotti Nr. 2532.

[5]) Scotti Nr. 2389 u. 2844.

Werk verkaufte, fiel in eine Geldstrafe von 100 Rtlr. (Scotti 2425). Zur besseren Kontrolle mußten die Behörden ein Verzeichnis aller in ihrem Bezirke wohnenden Buchhändler, Buchbinder, sowie derjenigen, die mit Büchern ein kleines oder großes Nebengewerbe trieben, einsenden. (Scotti 2425.) Seit 1803 hatten alle mit Büchern Handel Treibenden bei einer Strafe von 100 Rtlr. der Polizei ihre Kataloge vorzulegen; solche, die keine obrigkeitliche Konzession hatten, durften nur zur Meßzeit Bücher feilbieten.[1])

Auch in Münster scheint man unter dem Einflusse der Zeitereignisse, die unter Fürstenbergs Regierung gelockerten Zügel der Zensur wieder straffer angezogen zu haben, wenigstens klagte der Herausgeber des „Münsterischen Gemeinnützigen Wochenblattes", J. W. Aschendorff, daß er wegen der Strenge der Zensur meist mit erborgten Artikeln sein Blatt habe füllen müssen.[2]) Man fürchtete auch hier ein Eindringen der neuen Ideen. Der Generalvikar erwirkte von dem Kurfürsten, daß öffentliche Gebete angeordnet wurden gegen den „auffallend neu erstandenen, höchst verderblichen Geist".[3])

Die damaligen Verhältnisse veranlaßten nun auch Fürstenberg als Generalvikar, ein schärferes Auge auf die Buchhändler, besonders die Lesebibliotheken in Münster zu haben. Es war ihm zu Ohren gekommen, daß der Weinhändler Claßen, der neben dem physischen auch den Lesedurst der Münsteraner durch eine Leihbibliothek stillte, eine Reihe gefährlicher Schriften ausleihe, die in einem besonderen, dem Rate nicht vorgelegten Kataloge ständen, und daß dies besonders bei den Studenten großen Unfug anrichte.[4]) Nach vielen Bemühungen gelang es endlich Fürstenberg, sich eine Abschrift dieses Nebenkataloges zu verschaffen. Er ließ die Bibliothek durch den Stadtrichter obsignieren und fand höchst verderbliche Bücher, z. B. den „Ardinghello", das „Mädchen v. Orleans", u. a. In einem Berichte an den Kurfürsten ersuchte er dann, dem

---

[1]) Mit dem Buchhandel war es daher im Bergischen auch anfangs des 19. Jahrhunderts schlecht bestellt. Wie Perthes (a. a. O. I/150) erzählt, mußten die Gymnasiallehrer in Düsseldorf sich jedes Buch, das sie nötig hatten, aus Frankfurt a. M. oder Essen kommen lassen.

[2]) Nach einer Aufzeichnung im Besitze des Herrn A. Hüffer.

[3]) Galland, Leben der Fürstin Gallitzin S. 192. Auch in Münster wurde damals die Marseillaise mit Begeisterung gesungen und das Manifest des Herzogs von Braunschweig verspottet. (H. Hüffer, Erlebtes 6).

[4]) M. St. A. (Geh. Cab. Reg.) P. XXXIII. B. 13.

Claßen die Konzession zu entziehen (22. April 1801) und machte den Vorschlag, künftig den Verkauf von Romanen und Komödien in öffentlichen Auktionen zu untersagen. Der Kurfürst verfügte daraufhin, daß von den zum Verkauf gelangenden Werken ein Katalog gedruckt und zugleich mit der Anzeige für das Intelligenzblatt zur Zensur vorgelegt werden solle.[1])

Kurfürst Maximilian Franz war überhaupt den Schriften, die nicht zur Bereicherung des Wissens beitrugen, nicht sehr wohl gesinnt. Als es sich darum handelte, in Münster eine neue Leihbibliothek zu bewilligen, sprach er in der Verweigerung der Genehmigung seine Ansichten in dieser Hinsicht aus. Den Inhalt einer solchen Bibliothek bildeten ja doch nur Romane, Zeit- und Flugschriften, deren Lektüre „keinen soliden Sinn verbreite". Das Publikum werde „mit unnützem Geschreibsel überspannt, Gedächtnis und Verstand mit einer idealischen Welt vollgepfropft. Die Sammlungen hl. Väter, theologische Schriften, große Geschichtswerke, Encyklopädien, das Corpus juris verdienten gemeinnützig gemacht zu werden." Zeitungen und Monatsschriften mögen nach seiner Ansicht „ungebildeten Leuten und Geschäftsmännern zur kurzen Übersicht der Fortschritte des Geistes der Zeit in den verschiedenen Wissenschaften, zur Anleitung oder zur Kompletirung ihrer Lektüre dienen, nur muß man nicht junge Leute zu voreiligen Polyhistors machen".[2])

Alle bisher betrachteten Zensurvorschriften sind noch milde zu nennen im Vergleich mit dem organisierten Überwachungssystem, wie es die französische Herrschaft brachte, wie wir später bei der Darstellung des Zeitungswesens jener Zeit sehen werden.

---

[1]) u. [2]) M. St. A. (Ebendort).

II. Abschnitt.

Die Anfänge der westfälischen Journalistik. Relationen und Flugschriften.

Wenn wir heute von einer Zeitung sprechen, so verstehen wir darunter eine Druckschrift, die innerhalb bestimmter Zeiträume in einzelnen Blättern erscheint und Nachrichten über politische oder sonstige Tagesbegebenheiten enthält.[1]) Doch hat das Wort Zeitung erst eine längere Entwicklung durchmachen müssen, ehe es zu der angeführten Bedeutung kam. „Zitunge", ein verhältnismäßig junges Wort, hieß ursprünglich nur „Nachricht" und bezeichnete eine mündlich oder schriftlich mitgeteilte Neuigkeit.[2])

Die Erscheinung, die wir heute Zeitung nennen, ist durch Verschmelzung dreier Gattungen der Nachrichtenvermittlung entstanden, die anfangs getrennt und unabhängig neben einander herliefen, und erst nach und nach zu dem einheitlichen Gebilde erwuchsen, das wir heute vor uns haben. Diese drei Gattungen, in denen die wesentlichen Merkmale der heutigen Zeitung liegen, stellen sich dar als die aus dem Brief des Mittelalters entstandene geschriebene Zeitung, die in bestimmten Zeiträumen (periodisch) erschien, die Relation, die wie die heutige Zeitung weite Verbreitung in alle Schichten des Volkes fand, und die Flugschrift, die in ihren „Raisonnements" den Leitartikel im Keime enthielt. Diese Erscheinungen sind auch für die westfälischen Lande die Vorläufer und Keime der heimatlichen Journalistik geworden.

Da aber für diese Periode der Zeitungsgeschichte die Quellen für westfälisches Gebiet sehr spärlich fließen, so soll nur mit wenigen Worten

---

[1]) Vergl. Handwörterbuch der Staatswissenschaften von Conrad-Lexis. VI. Bd., S. 805 (Jena).

[2]) Fr. Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 6. Aufl. S. 434.

zur Vervollständigung des Gesamtbildes auf diese Kinderzeit der Journalistik eingegangen werden.

Von den ersten der genannten drei Vorläufer der modernen Presse, der handschriftlichen Zeitung, die ihre größte Verbreitung im Dienste des Großhandels und der Politik fand, ließ sich für unser Gebiet nichts ausfindig machen. Vielleicht ist bei dem großen Auto da fé, das die Wiedertäufer auf dem Domplatz in Münster veranstalteten, manches Schriftstück dieser Art verloren gegangen.[1])

Eine verhältnismäßig reiche Ernte aber liefert auch in Westfalen das Feld der zweiten und dritten Gattung, das der Relationen und Flugschriften.

Unter dem Namen Relation faßt man in der Geschichte der Journalistik jene fliegenden Druckblätter zusammen, die teils in einer ungefügen rohen Prosa, teils in holperigen Reimen von allerlei bemerkenswerten Ereignissen der neugierigen Menge „eilige Kunde gaben".[2]) Sie erschienen nach der Erfindung der Buchdruckerkunst in ungeheurer Masse; alles und jedes, was das Interesse des Volkes erregen konnte, wurde der Mitteilung für wert erachtet; besonderer Vorliebe aber erfreuten sich Kriegsnachrichten, ausführliche Beschreibung von Prunk und Pomp bei Festen der Höfe, Mordgeschichten und wunderbare Himmelserscheinungen.

Trotz ihres unscheinbaren äußeren Gewandes und ihres mageren Inhaltes können wir die Relation mit Recht die Zeitung des Mittelalters nennen, denn sie leistete alles, was damals, da die Journalistik noch in den Kinderschuhen steckte, von einer Zeitung verlangt werden konnte. Sie stellte auch keine hohen Anforderungen, weder an ihre Verfasser noch an ihre Leser, denn zum Relationenschreiben war jeder befähigt, der einer merkwürdigen Begebenheit beigewohnt hatte und eine Presse fand, die ihm seinen Bericht zum Druck brachte. Der Inhalt aber beschränkte sich meist auf die ungeschmückte Mitteilung eines oder mehrerer Ereignisse, für die Analphabeten wurde das Verständnis erleichtert durch einen Holzschnitt, der das Gemeldete möglich drastisch zu illustrieren suchte.

---

[1]) Nordhoff, Denkwürdigkeiten 158. Münst. Gesch.-Quellen I. 333.

[2]) Außer dem Namen Relation, der (nach Prutz a. a. O.) den diplomatischen Verhandlungen entlehnt zu sein scheint, kommen noch die Bezeichnungen vor: Mär, Nachricht, Neues, Aviso, Post, Postreuter, Postillon, Kurier, Fama, Depesche, Felleisen, Newe Zeitung. (Prutz a. a. O. 100).

Die Relationen traten in jeder Hinsicht das Erbe der fahrenden Sänger an, die vor Gutenbergs Erfindung die deutschen Gaue durchzogen hatten. Buntscheckig und grell, und doch äußerst dürftig wie das Gewand dieser Fahrenden, war auch der Inhalt ihrer Botschaft.[1]) Die nahe Verwandtschaft zwischen den Relationen und den Liedern der Bänkelsänger zeigt sich auch darin, daß häufig die Relationen in gereimter Form abgefaßt sind, und eigens die Melodie angegeben ist, nach der die Verse zu singen seien, z. B. „Im Thon: O Welt, ich muß dich lassen". In dieser Form leben die Relationen auch in unsern Tagen noch fort in den „Mordgeschichten", wie sie auf Messen und Jahrmärkten wohl hier und da vorgeführt werden.

Auch in Westfalen fanden die Relationen bald nach ihrem Entstehen große Verbreitung, denn dort waren ja alle Vorbedingungen für ihr Aufblühen gegeben. Frühzeitig schon hatte das Buchdruckerhandwerk Eingang in die westfälischen Städte gefunden, und auch an Stoff fehlte es den Relationsschreibern nicht. Das Wiedertäuferdrama mit seinem buntwechselnden Leben und Treiben im neuen Zion, die Belagerung und Eroberung der Stadt Münster durch den Bischof, die Hinrichtung der Propheten gab zu einer Fülle von „Newen Zeitungen" Anlaß, besonders zu der Zeit, als sich die Wiedertäufer der Pressen bemächtigt hatten und wacker drucken ließen, ergoß sich eine ganze Flut von Relationen von Münster über Deutschland. Ein kleiner Teil dieser Druckwerke hat sich bis in unsere Tage gerettet.[2]) Als die Wiedertäuferunruhen sich gelegt hatten, lieferten die fortdauernden Kriegswirren, die Westfalen und die benachbarten Niederlande heimsuchten, reichen Stoff für die Schreiber der

---

[1]) Vergl. W. Crezelius, das geschichtl. Lied und die Zeitung des 16. u. 17. Jahrh. (Zeitschr. des Berg. Gesch.-V. Bd. 24, 1—22). Eine Übersicht über die Drucke solcher Lieder Goedeke Grundriß II. 287/315. Weller, Annalen der poetischen Nationalliteratur der Deutschen im 16. u. 17. Jahrh. S. 1—196. Nordhoff, Das Volkslied in Westfalen, in dessen altwestf. Dichtungen, Germania, Neue Reihe 6. (281—301). A. Jul. Becker, Über historische Lieder und Flugschriften aus der Zeit des dreißigjähr. Krieges. Rostock 1904. Zur Entstehungsgeschichte der Zeitungen. Beilage zur Allg. Ztg. 1899. Nr. 202.

[2]) Die Wiedertäuferzeitungen sind abgedruckt bei Weller, die ältesten deutschen Zeitungen; Cornelius, Münsterische Geschichtsquellen, 2. Bd. Berichte der Augenzeugen über das Münsterische Wiedertäuferreich, Münster 1853, S. IX—XI, führt elf solcher Relationen an. Die ausführlichste Zusammenstellung gibt Bahlmann, Zeitschr. f. v. G. u. A. 51. Bd., S. 141—148. Außerdem vergl. Bd. 27, S. 267 und Westphalia 1826/376, Hamm 1826.

„Newen Zeitungen". Lemgo und Wesel (damals Niederwesel im Gegensatz zu Oberwesel am Oberrhein genannt) erscheinen häufig als Druckorte für Kriegsnachrichten aus Holland.[1]) In Wesel gelangte das Buchdruckergewerbe zu großer Blüte, als zahlreiche Gelehrte, die aus den Niederlanden wegen ihres Glaubens vertrieben waren, dort eine Zufluchtsstätte fanden. Bis 1568 war die Presse in Wesel frei. Als aber mit der steigenden Einwanderung die Flüchtlinge durch Flugschriften auf die Bewegung in ihrem Vaterlande einzuwirken suchten, wurde eine strenge Überwachung der Winkelpressen angeordnet, wie wir dies aus den Ratsprotokollen ersehen.[2]) Solange die Relationen objektive Berichterstatter waren, solange sie schlicht und einfach die Tatsachen ohne jede Beurteilung im guten oder schlechten Sinne brachten, ließ man sie ruhig gewähren. Als sie aber mächtige Bundesgenossen im Streite, besonders in den religiösen Wirren wurden, da hatten auch die geistlichen und weltlichen Behörden vielfach ein wachsames Auge auf sie. Die Flugschriftenliteratur, die also, wie schon erwähnt, einen Fortschritt gegen die Relationen bildet, weil sie auf eine Besprechung der mitgeteilten Tatsachen eingeht und das „Raisonnement" liefert, hat auch in Westfalen eine große Verbreitung gefunden. Sie erblüht ja überall dort, wo konfessioneller oder politischer Hader die Gemüter erhitzt; und an religiösen oder politischen Wirren hat es im 16. und 17. Jahrhundert auch in Westfalen nicht gefehlt. Seitdem die Wiedertäufer in zahlreichen Flugschriften für ihre Lehre Propaganda gemacht hatten, bediente man sich bei den verschiedensten Anlässen der Flugschriften und Pasquille als Agitationsmittel; so trafen z. B. scharfe Schmähschriften 1555 den Weihbischof Johann Kridt wegen seines Reichtums.[3]) Besonders heftig aber befehdeten sich die Parteien mit Flugschriften in den Kämpfen des Bischofs Christoph Bernhard von Galen mit der Stadt Münster, doch wuchsen diese Pamphlete meist zu dickleibigen Büchern an, so daß sie in einer Geschichte des Zeitungswesens wohl unbeachtet bleiben können.

[1]) Weller hat folgende Nummern Lemgo: 702, vom Jahre 1589 Niederwesel: 228, 229, 397, 405, 569, 674, aus den Jahren 1572—1588. Außerdem befindet sich eine Relation in der Zeitschr. f. v. G. u. A. Bd. 36, S. 81, die 1599 zu Paderborn gedruckt, das Treiben der spanisch-niederländischen Soldateska beschreibt. Vergl. auch: Nordhoff, Zwölf Zeitungen aus dem dreißigjährigen Kriege. (Z. f. v. G. u. A., Bd. 36, I. Heft, 33/82.)

[2]) Näheres s. Zeitschr. des Berg. Geschichtsvereins, Bd. 2, S. 358 ff.

[3]) Nordhoff, Denkwürdigkeiten, 166., und Niesert, Beiträge zu einer Buchdruckergesch. Münsters. S. 153; weitere Belege bei Nordhoff.

III. Abschnitt.

Die periodischen Zeitungen in ihren ersten Anfängen.

Mit der größeren Verbreitung der Relationen kam es auch bald zur Gründung periodisch erscheinender Zeitungen. Der erste Schritt auf dem Wege von der Relation zur periodischen Zeitung geschah in der Weise, daß man Nachrichten, die entweder zeitlich oder örtlich in Beziehung standen, auf einem Blatte vereinigte. Mit der allmählichen Ausbildung eines geregelten Botenwesens und eines Nachrichtenverkehrs, besonders durch die Einführung der Posten, war dann das öftere Erscheinen solcher Relationssammlungen gegeben. Die Nachrichten, die der an bestimmten Tagen eintreffende Bote mitbrachte, wurden einfach auf ein Blatt gedruckt, und die „Zeitung" war fertig. An solchen Orten nun, wo wichtige Poststraßen vorbeiführten oder sich kreuzten, und daher die meisten Neuigkeiten zusammenströmten, kam es natürlich früher und leichter zu der Herausgabe einer periodischen Zeitung. Daher bildete auch das „Zeitungs- oder Avisenschreiben" oft einen einträglichen Nebenerwerb der Postmeister, denn diese Zeitungen erfreuten sich damals großer Beliebtheit. Doch gingen auch die periodischen Zeitungen lange nicht über den Stoffkreis und die Darstellungsweise der Relationen hinaus. Von einer kritischen Beleuchtung der berichteten Tatsachen und Vorfälle, von einem politischen Raisonnement war natürlich noch keine Rede. Nur die Neugier des Volkes sollte befriedigt werden, und das Volk wollte auch nichts anderes. „Sie eilen nach den Posthäusern und Zeitungskrämern, und wird ihnen die Zeit zu lang, zu erfahren, was der König von Frankreich, der Papst und der Sultan zu Konstantinopel mache, ob der Berg Ätna und Vesuvius noch brenne, und ob die Retourschiffe in Holland und England glücklich angekommen sind oder nicht." [1])

---

[1]) Stieler (bei Opel. Anfänge der deutschen Zeitungspresse). Archiv für Gesch. d. deutschen Buchh. III. 5.

In Westfalen war das Interesse für die „Avisen“ an einigen Orten schon früh erwacht.[1]) Mancher betriebsame Buchdrucker kam auf den Gedanken, seine feiernde Presse durch den Verlag von Relationen wieder in Betrieb zu setzen, auch zog wohl hier und da ein rühriger Postmeister aus der günstigen Lage seiner Station Nutzen und verschaffte sich durch die Herausgabe von Postzeitungen einen guten Nebenverdienst; leider haben wir über die ersten journalistischen Unternehmungen in Westfalen nur sehr spärliche, unsichere Nachrichten. Die erste periodische Zeitung Westfalens, von der wir Kunde haben, erschien in Herford und zwar schon im Jahre 1630. Diese interessante Mitteilung verdanken wir dem unermüdlichen westfälischen Historiker P. Fl. Weddigen, der in seiner Schrift „Beschreibung der Grafschaft Ravensberg“ berichtet, daß in Herford im genannten Jahre eine Zeitung unter dem Titel: „Coniun- und Augirte Wöchentliche Avisen“ gedruckt bei Moritz Vogt, erschienen sei. Als diese Angabe angezweifelt wurde, sah er sich veranlaßt, eine nähere Beschreibung der Zeitung zu liefern.[2]) Es sei hier eine Probe aus dem Inhalt gegeben: Hamburg 12. 8 br. Oktober. „Der König von Schweden hat sein Volk an einen Ort, genannt Desow, drei Meyl von Lübeck an Landt gesetzt. 300 000 zu Fuß 3000 Roß ietzo kümpft Zeitung, daß er Rostock belagert und die Wismarischen Schiffe alle eingejagt haben, sollte auch nach Demnitz, so ein starker Paß, ziehen und helt man dafür, wenn er desselben könte mächtig werden, würde er den Kaiserischen in Pommern und Mecklenburg allen Sukkurs abschneyden können, köndte auch Magdeburg desto besser beschützt werden. Man hat hie lauffende Zeitung der Administrator hab Havelburg eingenommen. Der Bodt von Dantzig hat Zeitung gebracht, die Schwedischen hetten Colberg durch ein Anschlag gewiß eingenommen, indem sie sich

---

[1]) So proponierte in den Landtagsakten der Grafschaft Limburg aus dem 17. Jahrh. einer der Stände: „Es kommen jetzt, wie man höre, Avisen (Zeitungen) heraus, worin von großer Herren Praktiken, Kriegen, Frieden u. s. w. wöchentlich Nachricht gegeben wird. — Quaeritur: „Ob es nicht gut sey, eine dergleichen Avisen zu halten?“ Es wurde dann dem Proponenten aufgetragen, eine solche Avise zu bestellen, die von einem adeligen Hause zum andern zirkulieren sollte! Über das adelige, weltliche Fräuleinstift Elsey in der Grafschaft Hohenlimburg (Aschenbergs „Niederrhein.-westph. Blätter“, II. Bd. 591).

[2]) Neues fortgesetztes Magazin 1798, I. 66 ff.; vergl. auch Göttinger gelehrte Anzeigen 1790, 134. Stück; Nordhoff, Zeitschr. f. v. G. u. A. Bd. 42 I/147 f., Denkwürdigkeiten 217.

vor der Stat sehen ließen, als ob sie alles Vieh hinweg treiben wollten, dahero die Kayserischen sich hinausbegeben, die Bürger aber hatten die Thor verspärret, die übrigen Kayserische erschlagen und die Schwedische eingelassen, dahero die Kayserische draußen meistenteils geschlagen und zerstrewet werden u. s. w.

Aus alten Stettin vom 27. VII. bris. Mit einnehmung und verübter Tyranei zu Posewaldt ist es viel erger zu gangen als vor acht tagen gemeldet worden. Man hat die Bürger und Soldaten jämmerlich umb das Leben gebracht, die Predikanten aber lebendig ins Feuer geworfen. Der Stadt Ockermunde, in welcher die Schwedische 8 Stück Geschütz gehabt, ist es auch nicht besser ergangen. Man hat die Porten verschloßen gehalten, darnach die Stadt in Brandt gesteckt und also iung und alt verschmort und verbrandt. Inmittelst begaben sich täglich zwischen den Schwedischen und Kayserischen starke Scharmützelen und fangen auch die Kayserischen an von Gärz und andern Orten auff und nach Meckelenburg unn der Stadt Magdeburg zu ziehen."

In Herford scheint also eine regelmäßige Botenverbindung mit den Städten an der Küste der Nord- und Ostsee bestanden zu haben. Weddiggen behauptet sogar, daß schon vor 1630 in Herford Zeitungen erschienen seien, die sich nach der Angabe des Herrn Stadtdirektors Dietrichs von Herford, dem er auch die Nachricht von den erwähnten Avisen verdankt, auf dem Rathause in Herford befänden. Wahrscheinlich wurde dem Zeitungsunternehmen durch den dreißigjährigen Krieg, der ja die Blüte der Stadt völlig vernichtete, ein jähes Ende bereitet.

Auch in Münster kam es (nach Nordhoff) [1]) einige Jahre später zur Gründung periodischer Blätter. Während der Friedensunterhandlung

---

[1]) Nordhoff, Denkwürdigkeiten. 167. Doch müssen wir Nordhoff die Verantwortung für diese Angabe überlassen. Er schreibt: „Diese Nachricht verdanke ich der Mitteilung des Herrn cand. phil. Aander. Sie findet sich in Gundlings „Gründlicher Diskurs über den westfälischen Frieden", angebunden Feustel, „Die Ursachen des dreißigjährigen Krieges" (Frankfurt u. Leipzig 1736), der zugleich die Seltenheit dieser Druckstücke andeutet." Seitenangabe ist nicht vorhanden, und es ist mir auch nicht gelungen, die Bestätigung der Mitteilung aus dem umfangreichen Werke festzustellen. Es wird dort im Index wohl ein „Mercure historique" genannt, aber nicht gesagt, daß er in Münster erschienen sei; es wird dies wohl der berühmte „Mercure historique et politique contenant l'état present de l'Europe, ce qui se passe dans toutes les cours ect." gewesen sein, der 1686 bis 1782 in Parme und La Haye erschien, (Vergl. Hatin, Bibliographie historique et critique de la presse periodique

(1648) sollen nämlich dort wöchentlich „Acta“ und ein „Mercur historique“ erschienen sein. Mit dem Weggange der Gesandten hatten jedenfalls auch diese, nur durch den belebteren Verkehr und eine geregeltere Nachrichtenvermittlung ins Leben gerufenen Zeitungen ein Ende. Trotzdem in Münster der Buchdruck in verhältnismäßig hoher Blüte stand, hören wir doch lange Zeit nichts von einer Zeitungsgründung dort. Wahrscheinlich sah die Zensurbehörde den Buchdruckern zu scharf auf die Finger, und da diese ihr Handwerk auf Grund eines bedingten Privilegs ausübten, so hüteten sie sich wohl, durch ein noch dazu einen sehr zweifelhaften Gewinn versprechendes Unternehmen ihr Privileg zu verscherzen.

Erst in den vierziger Jahren des 18. Jahrhunderts soll in Münster wieder eine regelmäßige Zeitung erschienen sein, in der Stadt selbst zweimal wöchentlich gedruckt, in Quartformat unter dem Titel: „Münsterische Staats-Relation derer neuesten Europäischen Nachrichten und Begebenheiten“.[1]) Ein Exemplar dieser Zeitung war nicht mehr aufzutreiben, auch sonst nichts Näheres über das Blatt zu ermitteln. Schon der Titel läßt darauf schließen, daß es sich auch hier um eine ähnliche Zusammenstellung von allerlei Nachrichten gehandelt haben wird, wie in der genannten Herforder Zeitung. Später kam es in Münster noch zu mehreren ähnlichen Versuchen von Zeitungsunternehmungen, die aber wegen ihres engen Zusammenhangs mit der Gründung des Intelligenzblattes an einer andern Stelle besprochen werden sollen.[2])

---

française. Paris 1866.) oder der „Mercure parisien“, der seit 1649 in Paris erschien (Hatin a. a. O. S. 17). E. Aander erwähnt den „Mercur historique“ auch in einem Artikel der Zeitschrift f. v. G. u. A. (Bd. 35/154): „Gründliche Nachrichten über den westfälischen Friedensschluß.“

[1]) Westfalens Oberpräsident Frhr. von Vincke, sein Leben und seine Zeit. (1774—1844). Vom Verfasser der Schrift: Das Haus Rothschild, seine Geschichte und seine Geschäfte. Lemgo u. Delmold 1858. (S. 126). Auch diese Nachricht ist mit Vorsicht aufzunehmen. Lange vor den Tageszeitungen gab es in Münster Kalender, die neben dem herkömmlichen „Prognosticon Astrologicum“ (so z. B. im Jahrgang 1646 des bei B. Raesfeld erschienenen Kalenders „durch Johannem Gigantem sonsten Riesen, Doctorem Medicum et Mathematicum zu Münster, calculiret“) auch geschichtliche Nachrichten oder Beschreibungen von Tagesereignissen brachten (z. B. Von dem Ursprung, Nahmen und Thaten derer Völker, welche Münster erbauet (1762) oder einen Bericht über die Feier beim Einzuge des neuen Landesherren, Maximilian Friedrich (1763), sie konnten einigermaßen die fehlende Zeitung ersetzen.

[2]) Vergl. den Abschnitt VI über das Intelligenzblatt.

Verlassen wir nun diese sporadisch auftauchenden Erscheinungen und wenden uns einem Blatte zu, das mehr Bedeutung erlangte, sich einer längeren Lebensdauer erfreute, und über das wir eingehendere Nachrichten besitzen.[1]) Schon mehrfach ist auf den engen Zusammenhang zwischen Journalismus und Postwesen hingewiesen worden. In Westfalen bietet die Zeitungsgeschichte von Lippstadt einen interessanten Beleg für diese Behauptung, und hier haben wir den sonst in westfälischen Landen seltenern Fall, daß die Post zugleich die Herausgabe von Zeitungen besorgte. Lippstadt hatte als Grenzpostamt und als wichtige Station auf der vom Großen Kurfürsten angelegten Poststraße Königsberg—Berlin—Cleve eine Bedeutung, wie kaum eine andere Stadt in westfälischen Landen. 1777 wurde es in der Postkonvention zwischen Preußen und Taxis erwähnt, und alle Briefe aus dem Reich, der Schweiz, Italien, die für die westfälischen Provinzen und Ostfriesland bestimmt waren, mußten über Lippstadt befördert werden.[2]) Daher genoß Lippstadt auch den Vorzug, daß sein Postamt mit tüchtigen Berufsbeamten besetzt wurde, denn nur wichtige Haupt- und Grenzpostämter konnten sich damals dieser Vergnügung rühmen, während der sparsame König Friedrich Wilhelm I. die weniger bedeutenden Stellen dem gab, „der am habilsten ist und am meisten giebt“ (d. h. für die Rekrutenkasse).[3]) Im Jahre 1700 wurden neben der Reitpost auch fahrende Posten eingerichtet, und in Lippstadt fand Pferdewechsel statt. Ein solch verkehrsreicher Platz, wo die Postillone Nachrichten sowohl aus der Landeshauptstadt als auch aus den belebten Gegenden am Niederrhein mitbrachten, war so recht geeignet zu einer Zeitungsgründung. Zu einer Zeit, wo von Reporterwesen, Depeschenbureaus und ähnlichen Errungenschaften der modernen Presse auch der kühnste und gewandteste Zeitungsdrucker sich noch nichts träumen ließ, war man froh, wenn an einem Orte nur einige Nachrichten, sei es durch mündliche Mitteilung

---

[1]) Vergl. die Skizze, die Ladwig in der Festschrift zur Eröffnung des neuen Reichspostgebäudes in Lippstadt gibt, der wir im wesentlichen gefolgt sind. Ladwig schöpfte seine Nachrichten aus dem Fürstl. Lipp. Archiv zu Detmold. Repert. XXXVI. Registratur und Repertorium über Lippstadt. C. Jura superioritatis III. Edicta publ. Nr. 6 d. Intelligenzblätter. Die Bibliothek des Gymnasiums zu Lippstadt besitzt von der „Lippstädtischen Zeitung“ folgende Jahrgänge: 1795 vollständig, 1796 die drei letzten Quartale, 1797 das erste Quartal, 1798 das dritte und 1812 wieder vollständig. Die Blätter wurden mir zur Einsichtnahme in liebenswürdiger Weise zur Verfügung gestellt.

[2]) u. [3]) Ladwig 16.

der Reisenden, sei es durch auswärtige Zeitungen, zu verwerten waren. Der Gehalt derartiger Blätter — der damaligen Zeitungen — war daher meist Arbeit mit Schere und Rotstift. Mit Ausnahme des lokalen Teils, der zudem oft sehr dürftig war, brachten diese Zeitungen nur eine Essenz, oder besser gesagt, ein Gebräu aus so und soviel anderen Organen.

Auch in Lippstadt kam es 1710 zur Herausgabe einer solchen Postzeitung. Dem Magistrate der Stadt wurden nämlich auf Veranlassung des preußischen Postmeisters Pöppelmann in Lippstadt die Konzession erteilt „Avisen im Druck ausgehen zu lassen“, und diese Konzession durch ein Edikt der lippischen Regierung vom 30. 11. 1710 bestätigt. Den Verlag und die Herausgabe der Zeitung übernahm der erwähnte Pöppelmann, gedruckt wurde das Blatt bei W. Herbst, der im Jahre 1710, unter dem Schutze der preußischen und lippischen Regierung, seine Presse in Lippstadt errichtet hatte.[1])

Die Zeitung erschien zum erstenmale am 29. November 1710, bestehend aus einem halben Bogen in Quartformat. Den Hauptinhalt bildeten nach Ladwig Räubergeschichten, wozu es damals an Stoff in jenen Gegenden nicht mangelte. Von großem Vorteil für die finanzielle Lage der Zeitung war es, daß sie durch Anzeigen reichlich unterstützt wurde; nicht nur benützte die Behörde sie zu Bekanntmachungen, auch das Publikum bedachte sie reich mit Anzeigen; war sie doch neben einer Hamburger Zeitung eines der ersten Blätter, das auch Familiennachrichten brachte.[2])

[1]) Nordhoff, Zeitschr. f. v. G. u. A. Bd. 41 II, 136 ff. Nach Ladwig (a. a. O. S. 14) wurde die Zeitung bei Adolf Hendrich Meyer gedruckt. Doch kann dieser erst später den Druck übernommen haben, da er nach Nordhoff (a. a. O. 194) erst 1720 nach Lippstadt kam. Über das Privilegium zur Zeitung vergl. v. Steinen: Westf. Gesch. IV. 924 f. Die preußische Kabinettsordre ist datiert vom 8. 11. 1720.

[2]) Die uns heute so ganz selbstverständlich erscheinende Sitte, Freunde und Bekannte von freudigen oder traurigen Familienereignissen durch die Zeitung zu benachrichtigen, ist erst ziemlich spät aufgekommen. Löbl (Kultur und Presse 40) berichtet, daß der Mann, der 1792 im „Hamburger unparteiischen Korrespondenten“ die erste Heiratsanzeige veröffentlichte, dies mit dem Hinweis darauf entschuldigen zu müssen glaubte, daß diese Art der Bekanntmachung in England schon lange herkömmlich sei. (Vergl. zur Geschichte des Anzeigewesens: Munzinger, das Inseratenwesen in den deutschen Zeitungen, und Schacht, Beil. z. Allg. Zeit. 1899). Nach Löbl erschien in der „Leipziger Zeitung“ die erste Todesanzeige 1790, die erste Vermählungsanzeige 1794, die erste Geburtsanzeige 1797 und die erste Verlobungsanzeige gar erst 1816. Es ist daher interessant, daß im Jahrgang 1795 der „Lippstädtischen Zeitung“

Trotzdem scheint Pöppelmann keine Seide bei seinem Unternehmen gesponnen zu haben, seine Witwe behauptete wenigstens später, daß sie

(dem ältesten, der mir zugänglich war) sich Todesanzeigen schon häufig finden, ebenso schon Geburtsanzeigen (z. B. 1795, Nr. 80, 19. Mai), und Heiratsanzeigen z. B. 1795, Nr. 12, 20. Jan., eine Anzeige aus Bayreuth, die hier mitgeteilt sei. „Allen meinen geehrten Anverwandten Freunden und Bekannten habe ich die Ehre meine mit der Reichsfrey-Hochwohlgeboren Freyin von Vietinghoff des Ritter Hauptmanns, auch des rothen Adlerordens, und des Ordens für den Verdienst Ritter, dem nächst aber auch Erb- und Gerichtsherrn von und zu Truppach, Herrn Freyherrn von Vietinghoff, Reichsfrey — hochwohlgeboren, Fräulein Tochter vollzogene Eheverbindung, unter Verbittung aller Gratulationen hierdurch ganz ergebenst bekannt zu machen. Bayreuth den 3. Januar 1795. Friedr. von Westhoven aus dem Hause Heidthoff. Kgl. Preuß. Premierlieutenannt im Regiment von Grevenitz." Auch schon Verlobungsanzeigen kommen vereinzelt vor. So z. B. 1795, Nr. 64, 21. April, wo es heißt: „Unsern auswärtigen Verwandten, Gönnern und Freunden haben wir die Ehre unsere Verlobung und nächstens vollzogene eheliche Verbindung hiermit ganz ergebenst bekannt zu machen u. s. w." Es ist nicht recht einzusehen, weshalb man so lange vor der Bekanntmachung durch die Presse zurückscheute, vielleicht betrachtete man es als eine Profanierung des stillen Heiligtums der Familie. Allerdings berechtigt die Fassung der Anzeigen in der „Lippstädtischen Zeitung" nicht zu diesem Schlusse, denn dort wird meist mit heute komisch wirkender Offenheit geredet. Folgende Todesanzeige möge eine Illustration dazu liefern.

Am 10. April 1795 (Beilage zu Nr. 58) zeigt Zacharias Baedeker den Tod seiner Gattin an wie folgt:

Die trauteste Gefährtin meines Lebens, Anna Theodora, eine gebohrene Bastians, mit der ich beinahe 20 Jahre manchen Zephir und Sturm empfand, und Ihr es dann recht deutlich machte, daß alles disharmonisch in die Reihe der Dinge paßte, wurde gestern von unserem Schöpfer zu einem Freudenfeste eingeladen, das ewig dauern soll; nachdem sie noch vor wenig Wochen mit Simeons Freuden, Ihren neugebohrenen ersten Enkel elastisch an Ihrem ausgedörrten Busen drückte, ihn mit ihren verwelkten Lippen zärtlich küßte und so diesen neuen Welt- und Himmelsbürger, nach großmütterlicher Sitte, freudetrunken bewillkommte. Ihr Körper wurde schon im vorjährigen Augustmonate zu dieser Reise in Ihrem 59. Jahre zuerst durch eine sehr schmerzhafte Dissenderie und darauf erfolgte völlige Auszehrung, mit vielen Leibschäden begleitet, geschickt gemacht. Geschmückt mit allen Tugenden der ökonomischen Hausfrauen, ruhe sanft ihre Hülse im Grabe, im Elisium aber hoffe ich mich dereinst mit ihren hinterlassenen 4 Kindern dicht an ihre Seite zu drängen. Da ich mich selbst nicht

1000 Taler bei der Zeitung zugesetzt hätte.[1] Erst Pöppelmanns Nachfolger, dem Postmeister Rudolf Friedrich Gelpke, gelang es, die Zeitung so zu fördern, daß sie bis zur Franzosenzeit eines der gelesensten Blätter Westdeutschlands war. Doch dürfen wir darum noch nicht allzu hoch von ihren Leistungen denken. Auch in der Redaktion der „Lippstädter Zeitung" wird Rotstift und Schere eine große Rolle gespielt haben. Es

---

sehr betrübe, wenn eine lang gequälte Dulderin hienieden, die bey einer eisernen Natur, unter der Last der härtesten Leiden endlich ihr Haupt neigt, und dann erst recht zur frohen Unsterblichkeit neu gebohren wird, so verbitte ich mir auch ganz natürlich alle Beileidsbezeigungen von meinen auswärtigen Anverwandten und Freunden auf das ergebenste.

Essen den 3. April 1795.

Zacharias Baedeker.

Am 25. Juli 1795 zeigte C. Schwerz an, daß „die Ehefrau seines von der Frankfurt an der Oder Messe noch nicht zurückgekommenen Bruders" gestorben sei. (1795, Nr. 124, Beilage).

Es kam auch vor, daß die Sitte, Sterbefälle in der Zeitung bekannt zu machen, in frivoler Weise mißbraucht wurde. 1797 mußte ein Freiherr von Benckendorf in der „Lippstädtischen Zeitung" mitteilen, daß sich „ein boshafter Spaßmacher erlaubt habe, sein am 4. Februar vorgeblich erfolgtes Absterben bekannt zu machen" und setzte eine Belohnung von 30 Rtlr. auf die Entdeckung des Frevlers, der ihn durch übertriebene Beilegung eines Ruhmes, auf den er keinen Anspruch mache, lächerlich zu machen gesucht habe. Die fragliche Todesanzeige lautete:

„Mit dem tiefen Trauergefühl einer sehr gebeugten Gattin, eile ich meinen und meiner verewigten theuren Gemahls — Verwandten und Freunden dessen am 4. d. erfolgten tödtlichen Hintritts, als Folge einer schmerzlichen Brust-Entzündung im 37. Jahre seines thätigen Lebens bekannt zu machen.

Theils alte — aufgerissene Blessuren, die der Wohlselige aus der Schlacht bey Crefeld als Trophäen seines Muthes an sich trug, theils Neuere vom Treffen bey Kirchheim Polander — die seine ermattete Kräfte den völligen Stoß gaben — waren die Wirkungen die sein Ende beschleunigten, gewohnt, den Degen zu führen, und den Feinden einen ergrauten Krieger zu zeigen, huldigte auch der Schule Aesculaps und er konnte die Wunden die er schlug, auch ebenso geschickt heilen.

Doppeltes Verdienst um die ihn jetzt beweinende Menschheit, doppelter Grund daß auch meine Thräne so reichlich seinen Hügel netzen.

O möchten empfindsame Seelen sein Andenken segnend feiern — er ruhe in Frieden — und wir wollen also seinen lehrreichen Beyspiel bis zum Tode folgen.

Düsseldorf 6. Febr. 1797.

Wittwe Freifrau von Benckendorff nee de Miltiz von Marburg".

[1]) Ladwig 15.

geht dies wenigstens aus einigen zeitgemäßen Urteilen hervor. So schreibt der Prediger Schwager in seinen „Bemerkungen auf einer Reise durch Westfalen bis an den Rhein“: „In Lippstadt kömmt eine Zeitung heraus, die schnell durchgelesen werden kann, nähme der „Unparteiische Korrespondent“, die „Weselsche Provinzialzeitung“ und eine Frankfurter ihren Anteil zurück, so bliebe wohl nichts übrig. Vormals sprach sie oft davon, was unser Felleisen Neues mitgebracht hätte, und wer es nicht besser wußte, staunte wohl über „unsere“ Briefe und „unser“ Felleisen und nahm alles für baares Geld. Daß der Redakteur in seiner Lage und für sein bescheidenes Honorar nichts weiter geben kann, bescheidet sich wohl jeder Leser, der das Unterste der Karte kennt, und es wäre hart, ihm das schlechte Papier und die stumpfen Typen entgelten zu lassen.“ [1]) Trotz ihres mageren Inhaltes wurde die Zeitung viel gelesen und brachte ihrem Herausgeber, wie bereits früher erwähnt, zeitweise einen schönen Gewinn. Der Buchdrucker Lange spricht in einer Eingabe vom Jahre 1820 von 2—3000 Thlr., die ihm das Blatt eingetragen habe.[2]) Kein Wunder, daß sich auch der Neid regte, und man verschiedene Versuche machte, dem Postmeister das Privileg streitig zu machen.[3])

Auch mit der Zensur kam Gelpke bald in Konflikt, trotzdem er doch bei den gefährlichen politischen Nachrichten sehr vorsichtig war, und wohl nur privilegierte Zeitungen als Quelle für dieses Fach benutzte. Damals war man sehr empfindlich gegen jede auch nur im Geringsten verletzende oder beleidigende Notiz, und so hatte Gelpke, wie Ladwig (a. a. O. S. 16) berichtet, trotz aller Vorsicht, einem der vielen Reichsunmittelbaren etwas auf den Fuß getreten. Dieser beschwerte sich beim Könige von Preußen, und der wollte kurzerhand die Zeitung unterdrücken. Gelpke aber bat demütig um Gnade, wandte sich an den ihm wohlgesinnten Generalpostmeister in Berlin, und es gelang, die schon vom Samtrichter Beck in Lippstadt im Jahre 1733 verfügte Konfiskation der

---

[1]) Schwager 363.

[2]) Ladwig 15.

[3]) So erbot sich unter Gelpkes Redaktion ein gewisser Arnold Brinkmann, jährlich 300 Tlr. an die Rekrutenkasse in Potsdam zu zahlen, wenn man ihm den Verlag übertrage. Ein ähnliches Gebot machte der Postmeister Klug von Soest, wo Gelpke eine zeitlang sein Blatt hatte drucken lassen. Doch wiewohl Friedrich Wilhelm gern den Betrag seinen Rekruten hätte zugute kommen lassen, so lehnte er doch sofort beide Angebote ab, als er erfahren, daß das Privileg des Postmeisters Gelpke zu Recht bestehe. Ladwig ebd.

Zeitung rückgängig zu machen, der Redakteur „gazettier" Hoffmann wurde entlassen.[1]) Gelpke war Berufsbeamter und verstand es wohl, eine Zeitung für damalige Verhältnisse mit Geschick zu redigieren. Voll Selbstbewußtsein versicherte er dem Postmeister von Soest gegenüber, der nur einen Fußboten unterhielt, während ja Lippstadt wichtiges Grenzpostamt gegen Münster und Kurköln war, daß „der Zeitungsverlag nur einem so großen Postamte wie Lippstadt möglich sei, weil es die Kosten für den Debit in fremden Landen tragen könne."[2])

Mag aber auch immerhin der Lippstädter Postmeister von der Wichtigkeit seiner Tätigkeit als Redakteur noch so fest überzeugt gewesen sein, so war doch die Bedeutung der genannten Zeitungen, die in damaliger Zeit unsere politische Presse vertraten, recht gering. Der Neuigkeitssucht des Publikums zu dienen, war für viele die höchste Aufgabe, und bei der Wahl der mitgeteilten Nachrichten waren dieselben Rücksichten geltend, wie auch ein Jahrhundert früher bei den Relationen. Die Vorgänge auf dem Kriegstheater der verschiedenen Länder, prunkvolle Feste an den Höfen der Großen, Mord und Totschlag bildeten nur allzuoft die einzige Kost, die diese Blätter dem Volke boten.[3]) Sehr treffend hätte ein eifriger Leser auf diese zu Zeitungen gewordenen Relationen die Worte des biederen Spießbürger im „Faust" anwenden können:

„Nichts Besseres weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen,
Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei,
Wenn hinten, weit, in der Türkei
Die Völker auf einander schlagen.

---

[1]) Ladwig 15.

[2]) Ebd. 16.

[3]) „Die Kleinlichkeit, Geschwätzigkeit und Augendienerei des damaligen Zeitungswesens geißelt vorzüglich Müller von Itzehoe in seinem Roman „Siegfried von Lindenberg" durch die satirische Beschreibung der von dem Schulmeister „mit gnädigster Höchstadeliger Permission herausgegebenen Lindenbergischen politischen und literarischen Novitätenstafette".

Vergl. A. Brand, Müller v. Itzehoe (34/35). Berlin 1901 und Müller von Itzehoe, Siegfried von Lindenberg (herausgegeben von H. Pröhle (Kürschner) D. N. L. Bd. 137). Auch die moralischen Wochenschriften richten ihre satirischen Pfeile auf die übereifrigen Zeitungsleser. Vergl. z. B. „Westphälischer Beobachter" (Cleve 1755) 75. Stück 634/6. „Schreiben der Gesellschaft der Zeitungsverständigen."

Man steht am Fenster, trinkt sein Gläschen aus
Und sieht den Fluß hinab die bunten Schiffe gleiten;
Dann kehrt man abends froh nach Haus
Und segnet Fried' und Friedenszeiten."

Eine höhere Aufgabe stellte sich eine andere Gattung von Zeitschriften, die meist jede Politik aus ihren Spalten fern hielt, aber die wichtigste journalistische Erscheinung des 18. Jahrhunderts genannt werden darf — die moralischen Wochenschriften, deren Betrachtung das folgende Kapitel gewidmet sein soll.

IV. Abschnitt.

Die moralischen Wochenschriften Westfalens.

„Der Deutsche empfindet das Bedürfnis der sittlichen Einkehr bei sich selbst lebhafter als die übrigen Völker Europas, er feiert den Karneval und den Aschermittwoch immer zugleich und betrachtet sein eigenes Gesicht selten im Spiegel, ohne sich daran zu erinnern, daß doch eigentlich ein Totenkopf dahinter steckt. Darum nimmt er die Kunst lieber von der ernsten Seite, und Dichter, die ihm einen Rosenkranz reichen, sind ihm willkommener, als Dichter, die ihm zum Tanze aufspielen, neben dem Beschaulichen verlangt er das Erbauliche." [1])

Wenn Friedrich Hebbel mit diesen Worten einen Grundzug des deutschen Wesens, wenn auch mit etwas Übertreibung charakterisiert hat, so bietet uns wohl keine Epoche deutscher Geistesgeschichte einen augenfälligeren Beweis für die Richtigkeit seiner Behauptung, als das Jahrhundert der „Moralischen Wochenschriften".

In England, dessen Literatur in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts einen starken Hang zum Didaktischen aufweist, waren die ersten moralischen Wochenschriften, begünstigt von den philosophischen Ideen eines Shaftesbury u. a., entstanden. In rascher Folge erschienen 1709 Steeles „The Tatler", Addisons „Spectator" und „Te Guardian", gewannen bald ungeheure Verbreitung und bewirkten die heilsamste Umgestaltung des künstlerischen Geschmackes sowohl, wie der gesamten sittlichen und politischen Denkart. Die großartigen Erfolge, die die stammverwandten Nachbarn jenseits des Kanals mit ihren moralischen Zeitschriften erzielten, erfüllten die Deutschen mit Bewunderung und machten sie, die ja nur allzuschnell bereit sind, wenn es etwas nachzuahmen gilt, bald zu gelehrigen Schülern der Engländer. Ihre oben angedeutete Vorliebe für Moralisieren bewährte sich hier vortrefflich. Wie Pilze nach einem

[1]) Fr. Hebbel, Sämtl. Werke, Bd. XII (Hesse 103/104).

Sommerregen schossen allüberall die verschiedensten Wochenschriften aus der Erde. Freilich war ja für Bestrebungen, wie sie uns in diesen Zeitschriften entgegentreten, damals in Deutschland ein überaus günstiger Boden.[1])

Die Betrachtung der geistigen und sittlichen Zustände Deutschlands am Anfange des 18. Jahrhunderts zeigt, wie nötig eine Erneuerung aller Verhältnisse war, und auch unter den Zeitgenossen regte sich bald ein lebhaftes Verlangen nach gründlicher Reform, geistiger und sittlicher Hebung des Volkes. Besonders waren es die Männer der Aufklärung, die der Bildung aller Schichten der Bevölkerung reges Interesse entgegenbrachten und sogar die Philosophie aus den Höhen der Spekulation in die Praxis hinabführten. Schon Thomasius, der Begründer der deutschen Aufklärung, hatte den rechten Weg, auf dem man eine Verbesserung der Bildungsverhältnisse anbahnen müsse, eingeschlagen. Er wollte die „Gelahrtheit nicht als ein geschlossen Handwerk" betrachtet wissen, sie sollte vielmehr „ihre Zweige möglichst weit austreiben".[2]) Der Scharfblick des Thomasius erkannte richtig, daß man nicht zum Herzen des Volkes dringen könne, so lange man in dickleibigen Folianten, in einer der Mehrzahl unverständlichen Sprache seine Ansicht niederlege. Zur Wirkung auf die Masse bedurfte es anderer Mittel, die leichter Verbreitung finden konnten. So wurde er Gründer der ersten Monatsschrift in deutscher Sprache in seinen „Scherz- und ernsthaften, vernünftigen und einfältigen Gedanken über allerhand lustige und nützliche Bücher und Fragen" und schoß damit als Erster eine Bresche in die schier uneinnehmbar scheinende schweinslederne Foliantenmauer, hinter der sich ein bezopftes Gelehrtentum seit langem beharrlich verschanzt hielt. Für Westfalen plante Barth. Joh. Otto von Hannemann, „Medicinae Doctor et Practicus"

[1]) Über die deutschen Wochenschriften vergl. H. Hettner, Geschichte der deutschen Literatur I. Bd., S. 310—318. Milberg, Die moralischen Wochenschriften des 18. Jahrh., Meißen 1880. Kawczynski, Verzeichnis der englischen, deutschen, französischen, moralischen Zeitschriften. Leipzig 1880. M. Dessoir, Gesch. d. neueren deutschen Psychologie. I. Bd.[2] 1902, S. 147 ff. O. Lehmann, Die deutschen moralischen Wochenschriften des 18. Jahrh. als pädagogische Reformschriften. Leipzig 1893. Eine umfassende Darstellung der moralischen Wochenschriften Deutschlands fehlt bisher. „Noch immer harrt die Epoche, welche so zahlreiche Nachahmungen der englischen Wochenschriften auftauchen sah, eines tüchtigen Darstellers." E. Schmidt, „Beiträge zur Kenntnis Klopstocks Jugendlyrik" (Quellen u. Forschungen 39. Bd., Straßb. 1880).

[2]) Vogt und Koch, Gesch. d. deutschen Literatur. Leipzig[2], II. Bd., S. 62.

zu Hamburg, ein ähnliches Unternehmen. Im Jahre 1699 verschickte er einen „Kurtzen Entwurff betreffend sein gefassetes Vorhaben von denen Monatlichen Relationibus aus den Nieder-Sächsischen und Westphälischen Helicon“ (ohne Druckort 1699).[1])

Wenn auch Thomasius in seinen Blättern einen mannigfaltigen Inhalt geschickt verwertete, so daß man ihn wohl den ersten deutschen Journalisten nennen kann,[2]) volkstümlich war auch er noch nicht. „Die gelehrten Journale,“ sagt Zenker mit Recht, „waren doch nichts als die geschriebenen Raritätenkabinette jener Zeit, Rumpelkammern, vollgepfropft mit gelehrtem Kram, wo neben Bildern von Rembrandt oder Tizian, ausgestopfte Seeungeheuer hingen. Das Volk hatte zu diesen Kabinetten keinen Zutritt. Da aber kamen die Engländer mit ihrem praktischen Sinn und stießen die Tore auf und ließen die Menge herein und streuten die Schätze unter dieselbe. Die moralischen Zeitschriften traten nun das Erbe der gelehrten Organe an, und in ihnen hörte das Volk Laute, die von seinem Munde genommen, zu seinem Herzen drangen. Dadurch, daß man das Volk selbst zur Mitarbeiterschaft heranzog, züchtete man förmlich die öffentliche Meinung, und die moralischen Wochenschriften wurden die Vorboten der Renaissance des Geistes durch Popularisierung des Wissens, durch Befreiung des Urteils, sie waren die ersten Erzieher und die ersten Organe der öffentlichen Meinung — die ersten wirklichen Zeitungen.“[3]) Blieben die deutschen Wochenschriften auch weit hinter den englischen zurück, so sind sie deshalb doch nicht ganz gering zu achten. „Ihr Frohsinn und geistiges Behagen ist nie wieder erreicht worden,“ meint ein Philosoph unserer Tage, „am wenigsten in der Gegenwart, die sich durch die niedrigste Gattung der Literatur, durch politische Tageszeitungen, knechten läßt.“[4]) Die Blüte der moralischen Wochenschriften fällt in jene Zeit, da das Bürgertum wieder eine Rolle in der deutschen Literatur zu spielen begann, es ist daher nicht auffallend, daß die ersten deutschen moralischen Zeitschriften gerade im Schoße der aufstrebenden Gemeinwesen erschienen, wo der Bürger sich seiner Macht so recht bewußt war, so vor allem in

---

[1]) Nach einem Exemplar im Besitze des Herrn Grevel in Düsseldorf.

[2]) Zenker, Geschichte der Wiener Journalistik. Bd. I, 39, und Max Dessoir, Gesch. der neueren deutschen Psychologie, Bd. I.[2]. Berlin 1902, S. 146.

[3]) Zenker, a. a. O. I. 45.

[4]) Dessoir, a. a. O. I, 147.

Hamburg, wo im Jahre 1713 im „Vernünfftler“ die erste deutsche moralische Wochenschrift ans Licht trat. Es folgten bald ähnliche Schriften, wie die des Literaturdiktators Gottsched in Leipzig sowie seiner Gegner Bodmer und Breitinger. Da nun einmal der Anfang gemacht, traten fast von Tag zu Tag neue Wochenschriften auf den Plan, und bald zog dieses gewaltige Heer papierener Streiter zum erbitterten Kampfe aus gegen alle Laster und Torheiten der damaligen Zeit.[1])

Man sollte nun glauben, daß die moralischen Wochenschriften auch in Westfalen einen ergiebigen Boden gefunden hätten; denn auch dort gab es viel zu verbessern, und die oben angeführten Worte Hebbels passen vorzüglich auf den Charakter der Westfalen. Kein Geringerer als Justus Möser, der doch mit seinem Volke lebte und webte, schildert uns den zum Nützlichen, Ernsten hinneigenden Sinn seiner Landsleute vortrefflich, wenn er 1773 einen reisenden Franzosen von ihnen sagen läßt: „Ein Wust von runden, ehrlichen Leuten, die man nach dem Gewichte verkaufen könnte. Ihr Hang zum Vernünftigen und Nützlichen ist zwar freilich nicht zu verachten, und ich gönne es euren Bauern gern, daß sie lieber eine lange Predigt als eine Oper hören. Aber daß Leute vom Stande einen solchen groben Geschmack haben, und daß Damen, die doch nur zum Vergnügen in der Welt erschaffen sind, ein solches Pflanzenleben führen können, das ist mehr, als ein Philosoph berechnen kann. Wenn man dergleichen Charaktere auf unserer Bühne vorstellen wollte, so würde die parisische Welt den Verfasser für eine so abenteuerliche Übertreibung der menschlichen Natur ohne Barmherzigkeit auspfeifen.“[2])

Doch sind von den vielen Hunderten von Wochenschriften nur verhältnismäßig wenige in Westfalen entstanden. Ein Verzeichnis der moralischen Wochenschriften in Gottscheds 1761 herausgegebener Zeitschrift[3]) kennt nur eine einzige in Westfalen erscheinende, nämlich den „West-

---

[1]) Die Zahl der Wochenschriften wuchs in Deutschland fast ins Endlose. Wir zählen bis zum Jahre 1800 über 500 moralische Wochenschriften in Deutschland (nach einem Verzeichnis von Kawczynski, das aber noch nicht erschöpfend ist). Auch die Abonnentenzahl einzelner Wochenschriften war eine für die damalige Zeit sehr hohe, so hatte z. B. der „Patriot“ in Hamburg im ersten Jahre seines Bestehens 5000 Bezieher. K. Biedermann, Deutschland im 18. Jahrh. III/430.

[2]) Mösers Sämtliche Werke (Abeken), 2. Bd., 218.

[3]) Das Neueste aus der anmutigen Gelehrsamkeit 1761, 829 ff.

phälischen Beobachter". (1755 Cleve.) Ein anderes Verzeichnis,[1]) weit ausführlicher als das von Gottsched, bis 1790 reichend, enthält außer der genannten Schrift aus Cleve die Titel folgender westfälischer Zeitschriften:

1741 „Der westphälische Patriot",[2]) (Bückeburg),

1753/54 „Westphälische Bemühungen zur Aufnahme des Geschmackes und der Sitten",[3]) (Lemgo),

1766 „Der niederrheinische Zuschauer",[4]) (Rhenopolis),

1772 „Der Gemeinnützige", (Wesel),[5])

1775 „Der Bauernfreund in Niedersachsen",[6]) (Lemgo),

1777 „Der Schwätzer oder die Lukubrationen Isaak Bickerstaffs",[7]) (Lemgo),

1783/4 „Westphälischer Brockenkorb", (Köln).[8])

Dazu kommen noch einige, die bisher kein Verzeichnis enthält:

1746 „Nützliche Sammlung" (Minden),[9])

1756 „Mindensche Beiträge zum Nutzen und zum Vergnügen",[10]) (Minden),

(ohne Jahr) „Der Weise aus dem Mond durch mich" (Nirgends),[11]),

1777 „Der Freund der Wahrheit am Niederrhein",[12]) (ohne Druckort),

1783 (?) „Moralische Wannenmühle",[13])

---

[1]) „Allgemeines Sachregister über die wichtigsten Zeit- und Wochenschriften mit einem Anhang: Raisonirendes Verzeichnis aller von 1700 bis 1790 erschienenen periodischen Blätter mit Literaturnotizen." Das Werk erschien anonym und hat J. H. Beutler, Vikar zu Waltershausen, und J. Chr. F. GutsMuths zu Verfassern. Es ist eine für die damalige Zeit vortreffliche Arbeit. Mit wahrem Bienenfleiß sind eine ungeheure Anzahl Schriften gesammelt und meist sehr originell rezensiert.

[2]) Beutler, 36. — [3]) Ebd., 51. — [4]) Ebd., 98. — [5]) Ebd., 164. — [6]) Ebd., 173.

[7]) Ein zur Zeit der ersten englischen Wochenschriften bekanntes Pseudonym. (Zenker a. a. O. I. 72.)

[8]) Beutler, 331.

[9]) Westphalen und Rheinland 1823, S. 64. — [10]) Ebd.

[11]) Allgem. deutsche Bibliothek 1769, 10. Bd., 305.

[12]) Ebd., Bd. 63, 2398.

[13]) Hermann 1830, 826.

1792—1793 „Der Clevische Zuschauer oder Patriotische Beyträge zur Aufklärung. Von einer Gesellschaft wahrheitsliebender Freunde." [1])

Es ergibt sich also doch eine Gesamtzahl von 14 Zeitschriften, an denen aber fast nur die Peripherie Westfalens Anteil hat, während im Inneren des Landes, im Münsterland, der Einfluß der moralischen Wochenschriften erst fühlbar wurde, als in anderen Gegenden Deutschlands ihr Lebenslicht längst erloschen war, oder doch nur mehr schwach glühte.

Von diesen Zeitschriften selbst sind einige nicht mehr zu erlangen, sodaß wir bei ihrer Beurteilung auf die Kritik der Zeitgenossen angewiesen sind; von denen, die uns in wenigen Exemplaren erhalten sind, sollen nur die bedeutendsten eine eingehende Besprechung erfahren.

Als älteste moralische Wochenschrift in Westfalen wird genannt: „Der westphälische Patriot", der 1741 in Bückeburg erschien. „Eine Wochenschrift voll von sonderbaren und irrigen Meinungen und Gedanken in einer dunkelen und verworrenen Schreibart vorgetragen." sagt Beutler [2]) von ihm. Er scheint sich dieser Mängel wegen keiner großen Beliebtheit und keines langen Lebens erfreut zu haben, da nichts Näheres über ihn zu ermitteln war. Weit günstiger lautet das Urteil über eine in Lemgo 1753/54 unter dem Titel „Westphälische Bemühungen zur Aufnahme des Geschmackes und der Sitten" erschienene Monatsschrift, von der noch Frhr. L. v. Hohenhausen rühmend hervorhebt, daß sie zur Beförderung des guten Geschmackes in westfälischen Landen sehr viel beigetragen habe.[3]) Ihr Herausgeber war der lippische Rat und spätere Bürgermeister von Lemgo, Christian Friedrich Helwing.[4]) Schon seit einer Reihe von Jahren arbeitete er im Verein mit verschiedenen anderen westfälischen Gelehrten, wie Professor Eisenhart aus Helmstädt, Prediger von Steinen aus Langendreer und Rektor Hofmann aus Bielefeld an einigen moralischen Zeitschriften mit, die in Erfurt bei H. Nonne erschienen. Redakteur dieser Zeitschriften war Professor Rudolf

---

[1]) Nach gütiger Mitteilung des Herrn Wilh. Grevel in Düsseldorf, der im Besitze eines vollständigen Exemplares der Zeitschrift ist.

[2]) Sachregister, 36.

[3]) Westphalen und Rheinland 1823, 71.

[4]) Weddigen, Westphälisches Jahrbuch 1804, 136. Dort auch eine Biographie Helwings. Nordhoff, Denkwürdigkeiten 202 f.

Wedekind, seit 1754 Direktor der Göttinger Stadtschule, Mitbegründer und langjähriges tätiges Mitglied der „Deutschen Gesellschaft" in Göttingen.[1]) Da diese Gesellschaft trotz mehrfacher Versuche nicht zu eigenen Veröffentlichungen in einer eigenen Zeitschrift kommen konnte, so benützte sie die, von einigen Mitgliedern herausgegebenen Wochenschriften als willkommene Ablagerungsstätte für ihre literarischen Erzeugnisse. Da boten sich besonders die von dem langjährigen Präsidenten der Gesellschaft, Professor Wedekind, redigierten Organe, („Der Hagestolze", 1751, „Die Welt", 1752) zur Mitarbeiterschaft dar.[2]) Auch Professor Helwing aus Lemgo lieferte unter dem Pseudonym „Frizze" zahlreiche Artikel zu Wedekinds Wochenschriften, war vielleicht auch selbst Mitglied der Göttinger Gesellschaft. Man wird nun wohl mit Recht annehmen dürfen, daß die „Westphälischen Bemühungen" unter dem Einfluß der erwähnten Gesellschaft entstanden sind; denn abgesehen von den persönlichen Beziehungen ihres Herausgebers zu dem Präsidenten Wedekind zeigt sich auch eine große Verwandtschaft zwischen den Bestrebungen der Gesellschaft und dem Inhalt der Zeitschrift. Wie dem auch sein mag, Helwing entschloß sich, wohl auch angeregt durch den reichen buchhändlerischen Verkehr seiner Vaterstadt[3]) und im Vertrauen auf die Unterstützung mehrerer Gelehrten,[4]) im Jahre 1753 zur Herausgabe einer eigenen Zeitschrift, auf die wir genauer eingehen wollen.

Ihr Herausgeber Helwing war 1725 in Köslin geboren und studierte, nachdem er, auf einem mit Leder beladenen Wagen verborgen, mit knapper Not den preußischen Werbern entronnen war, in Halle, der Hochburg des Pietismus, drei Jahre Theologie und Philosophie. Er wurde dann Hofmeister bei Herrn von Oerzen in Blumeno und

---

[1] u. [2]) Vergl. Paul Otto, Die deutsche Gesellschaft in Göttingen. 1738 bis 1758. Forschungen zur neueren Literaturgeschichte, herausgegeben von Fr. Muncker. VIII. Heft, 37. Die deutsche Gesellschaft in Göttingen, nach dem Muster von Gottscheds berühmter deutscher Gesellschaft in Leipzig gegründet, bestand von 1738—1758. Die Hallischen Zeitschriften bespricht eingehend Dessoir, a. a. O., I, 147 ff.

[3]) Nordhoff, Denkw. 203.

[4]) Nach Weddigen bildete sich damals unter Leitung des genannten Bielefelder Rektors Hofmann eine Gesellschaft Gelehrter, welche die Zeitschrift mit Beiträgen unterstützen wollten. Weddigen, Histor. geogr. statist. Beiträge zur näheren Kunde Westph. II. 264. (Elberfeld 1806). Über Hofmann vergl. Weddigen, Neues Westph. Magaz., 1789, II, S. 183.

1749 als Rektor an das Gymnasium nach Lemgo berufen.[1]) Durch seine Heirat mit Margarete Elisabeth Meyer, der einzigen Tochter des verstorbenen Hofbuchhändlers Joh. Heinr. Meyer, nahm er an den Geschäften des Buchhandels und der Druckerei regen Anteil, ja er legte 1757 sein Amt nieder und widmete sich ganz seiner Verlagsanstalt, die er durch glückliche Spekulationen zu einer bedeutenden Blüte brachte. Besonders suchte er den Verlag durch Übersetzungen vieler alter Schriftsteller und Bibelausgaben zu erweitern.[2]) Im Jahre 1758 wählte die Bürgerschaft von Lemgo den umsichtigen, geschäftigen Mann zum Bürgermeister. Er starb am 2. Jan. 1800. Seine älteste Tochter war mit dem berühmten Staatsmann Christ. Wilh. von Dohm vermählt.[3]) Außer seiner Mitarbeiterschaft an verschiedenen Zeitschriften (den schon erwähnten Erfurter Wochenschriften, dem Lippischen Intelligenzblatt) war er auch sonst noch vielfach literarisch tätig, besonders lieferte er philosophische Abhandlungen und zahlreiche französische Übersetzungen. Uns interessiert von seinen Arbeiten nur die von ihm redigierte Zeitschrift, die schon genannten „Westphälischen Bemühungen zur Aufnahme des Geschmackes und der Sitten", die 1753, verlegt bei Joh. Heinr. Meyer, herauskam, es aber nur auf zwei Jahrgänge brachte.[4]) Eingeleitet wurde der erste Jahrgang durch eine devot gehaltene patriotische Widmung an die „Fürstin und Frau Louise, geborene Fürstin zu Nassau-Weilburg, Gräfin zur Lippe". Die Verfasser „wissen von keinen andern Beweggründen als denen, die ihnen die Liebe zum Vaterlande einflößt". Die Widmung schließt mit dem Wunsche, „daß der Prinzessin Geschlecht die Lippischen Hügel und Gefilde bis ans Ende der Welt beherrschen soll". Alsdann wendet sich der Herausgeber an alle Freunde eines gereinigten Geschmacks und feiner Sitten in Westfalen. „Sie wissen die Vorwürfe, welche man unserem

[1]) Weddigen, Westphälisches Jahrbuch 1804, 133. In Halle war Helwing ein begeisterter Schüler von Alexander Gottlieb Baumgarten, dem Begründer der deutschen Ästhetik, beteiligte sich eifrig an dessen Disputierübungen und verkehrte mit dem Lehrer so vertraut, daß dieser ihn in sein Haus aufnahm und mit dem Unterrichte seiner Kinder betraute. Weddigen S. 133.

[2]) Er kaufte die Förstersche Buchhandlung in Hannover und Pyrmont und legte in Duisburg eine Filiale an. Weddigen 130 ff.

[3]) Weddigen 136. Über Helwing vergl. auch Schlichtegrolls Nekrolog 1800, Bd. 2, 308 u. ff. und Westph. Anz. 1817, Nr. 17.

[4]) In der Vorrede zum 4. Bd. teilten die Herausgeber mit, daß die Zeitschrift fernerhin als Quartalschrift weiter erscheinen solle. Ob diese Fortsetzung zustande gekommen ist, ließ sich nicht feststellen.

Vaterlande gemacht hat, Sie kennen den Zustand desselben, sowohl in Ansehung der Gelehrsamkeit überhaupt als des Geschmackes und der Sitten am besten. Wir wollen alles Mögliche thun, um Auswärtigen mildere Begriffe davon beizubringen." [1]) In der eigentlichen Vorrede werden dann die Vorteile der Wochenschriften gerühmt, die Westfalen ganz entbehren muß, während andere Provinzen reich damit gesegnet sind, „ein einziges Bändchen der „Bremischen Beiträge" oder der „Greifswalder Versuche" hat uns mehr Angenehmes und Nützliches geliefert, als alle Sammlungen der metaphysischen Grillen eines bestäubten Suarez".[2]) Freilich wird auch die Gefahr nicht unerwähnt gelassen, die in dem Überhandnehmen der Werke unberufener Schriftsteller liegt, „noch wimmelt das Findlingshaus auf dem Parnaß von solchen verunglückten und heimlich ausgesetzten Kindern des unreifen Witzes".[3]) Gerade Westfalen bedürfe einer guten Zeitschrift so sehr, dort seien die besten Werke der Nation noch unbekannt, und darum sollte der erste Zweck der Zeitschrift sein, die Mitbürger mit den besseren Schriften vertraut zu machen. Mit der Verbesserung des Geschmackes muß aber, nach Ansicht der Verfasser, eine Verfeinerung der Sitten Hand in Hand gehen, darum „hat die Redaktion für die Besprechung der Laster und Thorheiten der Mitbürger einen eigenen Satyriker bestellt". Die Zeitschrift sollte nach dem Muster des in Jena 1747/48 erscheinenden „Liebhaber der schönen Wissenschaften" eingerichtet werden, und Erzählungen, Briefe, Gespräche, Betrachtungen, Charaktere, Fabeln ihr Inhalt sein. Wie die „Bremer Beiträge", so wollten auch die „Westphälischen Bemühungen" auf jede Parteinahme im literarischen Kampfe zwischen Gottsched und den Schweizern verzichten. Sie wollten „die Verdienste schätzen, wo sie sie fänden". Als Westfalen und Patrioten wollten sie schreiben, „nicht zu eigner Ehr, sondern zu des Volkes Lehr". Allmonatlich erschien nun ein „Stück" von etwa achtzig Seiten im Oktavformat. Der Inhalt war äußerlich in zwei gleich lange Abschnitte gegliedert, von denen der erste, die „Moralischen Bemühungen", der Unterhaltung dienen sollte, und Prosaaufsätze und lyrische Beiträge enthielt, während der zweite Abschnitt, „Kritische Bemühungen", die Rezensionen brachte. Die „Moralischen Bemühungen" sollten das enthalten, was ursprünglich in den moralischen Wochenschriften

[1]) Westph. Bem. I. Stück, Einleitung.
[2]) Ebd.
[3]) Ebd.

der Hauptinhalt war, die Moral. Hier sollte die erzieherische Tätigkeit, der umgestaltende Einfluß auf Familien- und Gesellschaftsleben einsetzen, und hier zeigt sich naturgemäß die größte Verwandtschaft der „Westphälischen Bemühungen“ mit ihren zahlreichen moralischen Vorfahren und Schwestern: derselbe Geist, dieselbe Schreibart, dieselbe Tendenz, dieselben Stoffe. Die Herausgeber der moralischen Wochenschriften erkannten aber ganz richtig, daß man durch trockenes Moralisieren allein nicht viel erreichen könne, darum suchten sie dem Volke die bittere Pille der Rüge und Ermahnung in verzuckerter Schale zu bieten, den spröden Stoff genießbar zu machen durch Einkleidung in eine gefällige Form, die den Leser bestach. Besonders galt dies für Westfalen, wie die Zeitschriften selbst mehrfach betonen.[1]) Hierin waren nun die Engländer Meister. Addison und Steele verstanden es vortrefflich, ihrem Volke sein ganzes Tun und Treiben im Spiegel der Dichtung zu zeigen, stets in weltmännischer Sprache. Die Deutschen versuchten die Engländer nachzuahmen, sowohl in der Wahl der Stoffe als der sprachlichen Einkleidung. Auch in den „Westfälischen Bemühungen“ ist manches dem Englischen entlehnt, so das Inkognito der Mitarbeiter, die Mitteilung der Statuten einer fingierten Gesellschaft, die Behandlung literarischer und moralischer Fragen in der Form von Briefen und in sogenannten „Charakteren“. Die letztere Gattung war besonders beliebt, um die Torheiten der einzelnen Stände zu brandmarken. Freilich erreichten die meisten deutschen moralischen Zeitschriften ihre Vorbilder nicht in der Glätte des Stils, der oft zu geschraubt erscheint, ebensowenig in der feinen, kunstsinnigen Form. Vor allem die „Charaktere“ sind bei weitem nicht so lebenswahr, nicht so ins innerste Herz getroffen wie die klassischen Bilder eines La Bruyère, sie sinken nur zu oft zu philiströsen Typen herab, denen das Leben fehlt. Auch die „Westphälischen Bemühungen“ sind bisweilen in einen trockenen, predigtmäßigen Ton gefallen, so z. B. wenn von den „besonderen und allgemeinen Anstalten wider den Tod“ gehandelt, oder die herkömmliche „Betrachtung beim Jahreswechsel“ angestellt wird. Oft aber erscheint doch die moralische Belehrung in einem gefälligeren Gewande. Leider suchen wir einen gewissen Lokalton, einen „Erdgeruch“,

---

[1]) So meint der „Westphälische Beobachter“: „Wollte man den steifen Westphälern trockene Sittenlehren vorpredigen, würden sie gefühllos bleiben. Ein Sittenlehrer in Westphalen muß, wie eine Biene Honig im Herzen und den Stachel im Munde führen.“ 2. Stück, 16.

wie wir ihn bei Justus Mösers fein beobachteten Charakterbildern aus dem westfälischen Volksleben wahrnehmen können, in den „Westphälischen Bemühungen“ meist vergebens. Eine weit verbreitete Art der Einkleidung moralischer Belehrung und auch wohl politischer Diskussion und Satire war seit alters die der „Totengespräche“. Wie bei Ulrich von Hutten, Nikodemus Frischlin und manchen anderen, mußte auch in den Wochenschriften das Jenseits häufig dem Satiriker den Schauplatz für Handlung und Gespräche seiner Personen abgeben, und in der Geschichte der Journalistik des 17. Jahrhunderts spielen die Totengespräche eine große Rolle.[1]) Auch in den „Westphälischen Bemühungen“ begegnen wir einigemale dieser Form der Satire. Einmal zeigen sie uns den englischen Satiriker Swift, wie er im Jenseits dem Hintertreppenromanverfertiger Faßmann eine derbe Lektion über Vielschreiberei erteilt, ein anderes Mal hören wir den Totenrichter Recht sprechen in seinem finstern Reiche, wobei die Laster und Torheiten einzelner Stände gegeißelt werden. Vor seinem Tribunal erscheinen der Reihe nach, ein Mönch, ein Jurist, der sich vorstellt, „iuris utriusque doctor legitime promotus, advocatus provinci-

[1]) Vom Jahre 1718 an erschien in Leipzig eine Zeitung mit dem monströsen Titel: „Die Geschichte in dem Reiche derer Todten. Nebst dem Kern der neuesten Merkwürdigkeiten und sehr wichtig darüber gemachten Reflexionen.“ Die elegante, gewandte Schreibart, besonders aber die pikanten Geschichten, der Hofklatsch aller Herren Länder, gaben dem wertlosen Machwerk eine ungeheure Verbreitung. (Salomon I, 117). Der Herausgeber, Faßmann, ein viel umhergeworfener Literat, hatte sich nach einem mehrjährigen Aufenthalt am Hofe Friedrich Wilhelms I. von Preußen 1726/32 dauernd in Leipzig niedergelassen und lieferte den dortigen Buchhändlern auf Bestellung allerlei Modeschriften, z. B. „das angenehme Passe-temps“ in sechs Oktavbänden, „der Europäischen Höfe Liebes- und Heldengeschichten.“ Allg. d. Biographie. Bd. VI. 580/1. Der Titel „Gespräche aus dem Reiche der Todten“ blieb bis ins 19. Jahrhundert ein beliebter Zeitungstitel. Vergl. auch: „Gespräche in dem Reiche derer Todten.“ Hundert Zwey und Funffzigste Entrevue zwischen dem Hochmeister des Teutschen Ordens oder derer Creutz-Ritter, Siegfried von Feuchtwangen und dem unruhigen, sehr martialisch gewesenen, Bischoff zu Münster, Christoph Bernhard von Galen. Worinnen, nebst vielen herrlichen Discursen und sehr raren Nachrichten die sonderbare Historie des Erstern, und ein Theil von des Letztern seiner, enthalten. Samt dem Kern derer neuesten Merckwürdigkeiten, und darüber gemachten curieusen Reflexionen. Leipzig, verlegts Wolffgang Deer, unter Hrn. Johann Schwabens Hause, in der Grimmischen Gasse, 1731.“ (Exemplar in der Bibliothek des Vereins für Geschichte und Altertumskunde Westfalens in Münster).

alis immatriculatus, wie nicht weniger notarius publicus Caesareus iuratus“, ein „Plusmacher“, d. h. ein Höfling, der seinem Fürsten geraten, wie er das Land aussaugen könne, ferner ein pedantischer Schulmann, eine Jungfer, die aber selbst keine mehr sein will, und zuletzt ein armes Hirtenweiblein, welches allein ins Elysium eingeht, während die andern alle verdammt werden. Indem die moralischen Wochenschriften in dem Bestreben, durch Satire zu bessern, ihrer Zeit den Spiegel vorhielten und mit scharfer Kritik die großen und kleinen Sünden des Familien- und Gesellschaftslebens beleuchteten, liefern sie uns recht interessantes Material, aus dem sich ein lebenswahres Kulturbild der damaligen Zustände gestalten läßt. Mit großem Unwillen eifern die Blätter gegen die immer mehr überhand nehmenden leeren Komplimente und die Unnatürlichkeit und Flachheit des damaligen gesellschaftlichen Lebens. Mit launiger Satire wird auch in den „Westphälischen Bemühungen“ die Modetorheit der „Westphälischen Visiten“ gegeißelt. Durch die vielen Besuche leide natürlich die Hausordnung und die Kindererziehung. „Die Kinder haben, da sie ihre Eltern nur selten zu sehen bekommen, für sie eben die Ehrfurcht, die die alten morgenländischen Völker für ihre Könige hatten, die sich ihnen nur einmal im Jahre zeigten.“ [1]) Ein junger Ehemann klagt in dem genannten Artikel, „daß er durch seine Heirat mit der ganzen Stadt, vom Bürgermeister bis zum Küster“ verwandt geworden sei, und daß er nun, da seine Frau sehr auf Anstand halte, jeden Tag wenigstens eine Visite zu machen habe.[2]) Um keinen Besuch zu vergessen, hat sie sich ein Kerbholz angelegt, worauf sie gewissenhaft jede Visite einzeichnet. In launiger Weise schildert der geplagte Gatte dann die einzelnen Besuche, wobei manche Streiflichter auf das Leben und Treiben eines kleinen Landstädtchens fallen. Das Unglück aber will es, daß jenes Blatt, auf dem er seine Stoßseufzer in Worte gekleidet aufgezeichnet, seiner holden Ehehälfte in die Finger gerät, und nun entlädt sich ein Donnerwetter über seinem Haupte. Ergötzlich ist noch heute zu lesen, wie der Verfasser in gravitätisch einherstolzierendem

---

[1]) W. B. Stück XVI. 238.

[2]) „Besuche sind zu machen, wenn man sich um ein Amt bewirbt, wenn man sich eine Frau sucht, nach der Hochzeit, bei Kindtaufen, beim Aderlassen, Einschlachten, Hausverkauf, Gartenluft und tausend anderen Dingen.“ W. B. XIV, Stück 70.

Stil mit gelehrtem Aufputz den Zorn seiner Frau zu schildern versucht; die Stelle sei als Stilprobe mitgeteilt.[1])

Zu den gesellschaftlichen Unsitten der damaligen Zeit gehörte auch eine übertriebene Vorliebe für das Kartenspiel, das häufig die einzige Unterhaltung bildete. Während man in den meisten moralischen Wochenschriften mit Recht gegen das Spiel als eine zeitraubende und geistlose Beschäftigung predigt, findet es in den „Westphälischen Bemühungen" eine Verteidigerin in Fräulein von Donop, die geradezu die anakreontischen Dichter auffordert, auch Tanz und Karten neben dem perlenden Wein und der tändelnden Maid zu besingen:

„Wollt ihr der Welt gefallen,
So mischt auch Tanz und Karten
Und Lomber und Quadrille
In eure muntern Lieder!" [2])

Doch sie findet im nächsten Stücke schon eine Entgegnung, indem ein Dichter die Schönen selbst um ihr Urteil befragt:

„Was dünkt Euch wohl, Ihr Schönen?
Ist Tanz und Spiel nicht Sünde
Und küsset Ihr nicht lieber,
Als daß Ihr tanzt und spielet?" [3])

Da die moralischen Wochenschriften meist pädagogische Ziele verfolgten, wachten sie vor allem eifrig darüber, daß eine richtige Auswahl des Lesestoffes getroffen wurde; besonders das weibliche Geschlecht wurde bei seiner Lektüre scharf beobachtet.

---

[1]) „O, Muse, die du ehemals deinem Liebling, dem blinden Homer, den Zorn des Achilles im Gesichte zeigtest, welcher das Heer der Griechen erschütterte, die du ferner dem Vergil die Göttin Juno in all ihrer Wut sehen ließest, mit welcher sie den frommen Äneas verfolgte, und die du noch in unseren Zeiten deinen ächten Sohn, den unsterblichen Popen, unterrichtetest, wie er Belindes Eifer besingen sollte, als ihr der boshafte Baron ihre beste Locke abgeschnitten hatte: stärke mich um den Grimm meiner Frau lebhaft genug zu beschreiben, welche sonst die sanftmütigste Seele von der Welt ist, wenn sie etwa nur ein neu Kleid oder sonst eine Gunst von mir verlanget, aber jetzo mit funkelnden Augen und mit aufgehobenem Arme, das Papier in der Hand, mir entgegen kam und einen Strom der gewaltigsten Vorwürfe über mich ausgoß: „obstupui, steteruntque comae, vox faucibus haesit, seu quondam." . . . . W. B. XIV, 72.

[2]) W. B. VII, 39.

[3]) W. B. VIII, 119.

fast allen moralischen Zeitschriften finden sich „Frauenzimmerbibliotheken“,[1] wo aufgeführt wird, was ein sittsames Mädchen lesen soll, und die romanlesende Frau ist ein ständiger Typus. Vor allem sind die Hexenmärchen“ als Ausgeburten des Aberglaubens den Wochenschriften, die ja meist im Dienste der Aufklärung standen, ein Dorn im Auge. Auch unsere Zeitschrift beschäftigt sich eingehend mit den „Hexenmärchen“ und sucht deren Verwerflichkeit nachzuweisen.

Der Verfasser spricht hier offenbar als ein eifriger Anhänger Gottscheds. Nachdem er einige Beispiele aus französischen Romanen (Crebillon) und aus Popens „Duncias“ angeführt hat, spricht er sein Verdammungsurteil folgendermaßen: „Unsere ganze Vernunft empört sich gegen so riesenhafte Chimären, sobald wir anfangen, das Ungereimte in diesen Dichtungen auch innerlich zu erkennen, sobald wird sich ein Ekel daran äußern müssen. Man bleibt bei den wunderbaren Abenteuren so kalt und erstarrt, wie der Ritter, der die schöne Melusine küssete, starr ward, da sie in ein häßlich Ungeheuer verwandelt wurde, weil keine der Per-

[1]) Auch der „Westphälische Beobachter“ (Cleve 1755) teilt eine solche „Frauenzimmerbibliothek“ mit. Es ist nicht uninteressant, daraus zu ersehen, was man damals im Bücherschrank eines „artigen Frauenzimmers“ suchte. Das Verzeichnis der Bibliothek füllt mehrere Seiten, die Werke sind nach den verschiedenen Stoffgebieten eingeteilt. Greifen wir hier nur eine Kategorie heraus; an Dichtern besitzt Amalia: „den Messias, Miltons verlorenes Paradies und den Noah, den Haller, Opitz, Canitz, Drollinger, Creuz- und Werlhof, Gellert, Hagedorns Versuch in poetischen Fabeln und Erzählungen, desselben Oden und Lieder mit Melodeien, und moralische Gedichte, Popens Lockenraub und Versuch am Menschen, Racinens Gedichte über Religion und Gnade, Kleists Frühling, Thomsons Jahreszeiten, Thyrsis und Damons freundschaftliche Lieder, Langens Horazische Oden, Lichtwers Äsopische Fabeln, Einhalb hundert neuer Fabeln von Meyer, Rachels Satiren und Laurembergs nedderdütsche Gedichte, Gleims Versuch in scherzhaften Liedern, auch desselben Lieder, Amsterdam 1749, Huberts Oden, Lieder und Erzählungen, Virgils Äneis, übersetzt, desselben Hirtengedichte von Overbeck, Anakreons Oden in reimlosen Versen, Consbruchs poetische Erzählungen, Versuche in Westphälischen Gedichten und Scherze, der Zieglerin Versuch in Scherzgedichten, eben derselben oder jetzigen Unzerin Versuch in sittlichen und zärtlichen Gedichten, Zachariäs scherzhafte Poesien, Duschens vermischte Werke in verschied. Arten der Dichtkunst. Uzens lyr. Gedichte, die Dichterin Lesbia, Rosis Versuch in Schäfergedichten, Kleins Versuche in zärtlichen Gedichten, Löwens zärtliche Lieder und anakreontische Scherze, Wielands moralische Briefe, Heilbronnische Erzählungen und Briefe von Verstorbenen, den Christen bei den Gräbern, Cramers poetische Übersetzung der Psalme und Youngs Nachtgedanken“. Westph. Beob. 21. Stück, 173.

sonen nach Grundsätzen handelt, welche das Herz für sie einnehmen können." [1])

Bei weitem das Interessanteste in der ganzen Zeitschrift aber ist eine in sieben „kritischen Briefen" enthaltene Beschreibung des Bildungsgrades, vor allem der literarischen Verhältnisse Westfalens, insbesondere der Grafschaft Mark in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Die mit launiger Satire auf Grund zeitgenössiger Beobachtung geschriebenen Briefe sind als willkommener Beitrag zur westfälischen Literaturgeschichte heute noch lesenswert. Die Reimschmiede, deren Werke besprochen werden, gehören meist der Lohenstein-Hoffmannswaldauschen Geschmacksrichtung an. Ihre elenden Machwerke konnten nur Anklang finden, klagt der Verfasser, weil in jener Zeit der literarische Geschmack in Westfalen ein sehr verdorbener war. „Die meisten liebten nur das kindische Spielwerk, eine unzeitige Gelehrsamkeit, einen falschen Witz und zogen Zoten den erhabensten Gedanken vor, ja die wenigsten waren im Stande, ein richtiges Urteil in Sachen des Geschmackes zu fällen; das Schwülstische, Kindische und gar Harlequinspossen fanden den meisten Beifall." [2])

Bei der nun folgenden Heerschau über die damaligen westfälischen Dichter eröffnet den Zug Johann Kayser aus Lippstadt. Kayser, erst Prediger seiner Vaterstadt, dann Pastor in Cleve, ließ dort 1698 bis 1714 in drei Teilen einen „Parnassus Clivensis" erscheinen.[3]) „Wie er Hoffmannswaldau als den größten Dichter rühmt, hat er auch nach den Leisten dieses Geschmackverderbers seine Gedichte gemacht". Die innere Hohlheit dieser Possen soll durch eine phantastische äußere Form verdeckt werden. Alles ist sorgfältig abgeteilt in Encomiastica, Historica, Propemptica, Ecclesiastica, Mnemonica, Operosa, Curiosa, Moralia. Wie künstlich geschnittene Taxushecken treten die einzelnen Gedichte vor das Auge des Lesers, in der Form von Kreuzen, Pyramiden, Kleeblättern u. s. w. Als Beispiel führt unser Gewährsmann folgendes an. In dem Worte Potsdam findet Kayser durch Verstellung der Buchstaben Post-matt, daraus macht er seinen Reim:

„Das macht die Post so matt, daß man zu Pferd und Fuß
Oft über Hals und Kopf nach Pottstam reisen muß".[4])

[1]) W. B. II, 82/91.

[2]) W. B. VIII, 89.

[3]) Der erste und zweite Teil erschienen 1698, der dritte 1704 in Cleve bei Tob. Silberling, Churf. Brandenb. Hof-Drucker.

[4]) W. B. VIII 96/97. Vergl. auch Parnassus Cliv. S. 30.

So dichtete ein kaiserlich gekrönter Poet!

Ein Zeitgenosse Kaysers war David Hülshof, auch ein Nachahmer der geschmacklosen Reimereien der zweiten schlesischen Dichterschule. Er ließ 1701 eine „Recreatio metrica varia, ana- et epigrammata non adeo insipida et feculenta continens et offerens successive exercitata et conscripta“ erscheinen, lateinische und deutsche Epigramme, an Albernheit Kaysers Machwerke noch überbietend. Als Probe sei ein Sinngedicht angeführt, von dem unser Gewährsmann sagt, „es kann Ihnen vielleicht nützlich sein zu wissen, woher es kommt, daß ein Magister leicht mager ist“. (Mag-ister = ist mager.)

„Kunst krönt, macht stark und fett, Kunst machet den Magister.
Wie kömt es denn, daß Du so dürr und hager bist?
Weil ohne Kunst und Gunst mein Idiot geht bister,
Drum mein Magister auch so dürr und mager ist!“ [1])

Das ganze Getöse der mit Recht verspotteten „Janitscharenmusik“ der Schlesier tönt uns aus dem Werke des poeta laureatus Herm. Engelbert Westhoven entgegen, der 1710 einen ganzen Quartanten westfälischer Gedichte erscheinen ließ und einen Glückwunsch mit den Versen beginnt:

„Trommel, Raqueten, Kartaunen, Musketen,
Blitzende Büchsen, Posaunen, Trompeten,
Liebliches Sängervolk, hurtig herbei,
Korydon, Thyrsis, auf mit der Schalmei.“ [2])

Schon etwas feiner findet der Kritiker den Geschmack entwickelt bei Wilhelm Neuhaus, Doktor der Theologie, Professor der Philosophie, Eloquenz und Geschichte am Gymnasium in Hamm. Dieser ließ auf eigene Kosten 1725 in Quart auf 691 Seiten seine Gedichte drucken unter dem Titel: „Wilhelmi Neuhusii Hana-Solinga Montani, S. S.

---

[1]) W. B. VIII 99.

[2]) Ebd. VIII. 102. Über Westhoven gibt ein Epigramm des Hammer Professors Neuhaus Aufschluß. „Ad Generosum et Praenobilem Virum Herm. Wern. Engelb. de Westhoven Hammonensem, S. R. J. Equitem, Comitem Palatinum Caesareum, Regis Borussiae Consiliarium Belli, Medic. D. Caesareae Naturae Curiosorum Academiae Hermophilum. Regis et Electoralis Borusso-Brandenburgici Collegii Medici Adjunctum per Comitatum Marcanum, Reipubl. Hammonensis, Consulem, et Poëtam auctoritate Imperatoria Laureatum etc. Quum doctas et curiosas suas Observationes de Angina meditaretur, Anno 1715. (Neuhaus, Otia parerga, 380. Vgl. auch ebenda S. 501 und 621).

Theol., D. Philosoph., Eloquent. et Histor. Professoris publ. Otia Parerga iucunda severiorum laborum condimenta: liberaliter fusa ex illustris Athenaei Hammonensis Parnasso, nempe carmen Saeculare Heroicum, tum et epigrammatum aliorumque poëmatum, cum veri tum ficti argumenti, ad varios et de variis libri decem u. s. w.[1])

Als ihm einmal seine Braut lange nicht geschrieben hatte, verlieh er seinem Schmerze über ihr langes Stillschweigen in folgenden Strophen Ausdruck:

„Wo bist Du liebes Kind? Ich kriege nichts zu lesen
Von Deiner werten Hand: ich schreibe jede Post:
Es sind die Briefe ja Verliebter Kost und Most.
O wäre nur Dein Brief in Duodez gewesen!
Ich hätte Deinen Brief, das Kunststück Deiner Hand,
Sehr hoch und wert geschätzt, als unsrer Liebe Pfand,
Ja, selbsten das Papier für Zucker eingegessen —." [2])

Bis zu welcher Geschmacklosigkeit sich damals westfälische Dichterlinge verstiegen, zeigt so recht die letzte Probe, die uns der Kritiker in den „Westphälischen Bemühungen" von den dichterischen Leistungen seiner Landsleute gibt. Bevor er es wagt, die betreffenden Verse mitzuteilen, bereitet er den Leser durch nachstehende, gelehrt-komische Vorrede auf den Genuß vor, der ihn erwartet. „In diesen glücklichen Zeiten war es, daß die Neigung meiner Landsleute zur Poesie soweit ging, daß sie

[1]) Impensis Auctoris. Hammonae Westphalorum, typis Ant. Jac Uzii Illustris Scholae Typographi. Anno MDCCXXV. Neuhaus, geboren zu Haen bei Solingen 12. April 1675, studierte in Duisburg, Herborn und Frankfurt Theologie, wurde 1701 Lehrer der Philosophie, Beredsamkeit und Geschichte, sowie außerordentlicher Professor der Theologie am Gymnasium in Hamm. 1706 Doktor der Theologie in Frankfurt, 1726 ordentlicher Lehrer der Theologie in Duisburg, wo er auch starb. (Jöcher, Gelehrtenlexikon V. 552/53). Er schrieb u. a. auch ein Werk: „Oratio de Keuta Hammonensi vulgo Hämmschen Koit potu olim Monasteriensibus adamato," das aber vorläufig als verschollen gelten muß. Vergl. auch Jostes, a. a. O. S. 79.

[2]) W. B. VIII, 104. Vergl. auch „Otia parerga" pag. 449/51. Als er endlich Antwort von ihr erhalten, schrieb er wieder ein langes Gedicht, wo es unter anderem heißt:

„Den güldenen Himmels Schein, verdunckelt Deine Schrift,
Laß Nelken, laß Jasmin, laß Roosen lieblich riechen,
Laß aller Kunst Gethön, die Ohren sanfft bekriechen,
Es ist Dein Brief allein, der meine Seele trifft."
(Otia parerga. 451/2.)

sogar ihre „Losbriefe“ in Reimen abfaßten. Wüßte ich, daß Sie jetzt in der Stellung eines Menschen, der lauter Metaphysik ist, mit einer gerunzelten Stirne und düsteren Blicken einer Demonstration über philosophische Kleinigkeiten nachdächten, so würde ich mich wahrlich um dero liebenswürdige Gattin ungemein verdient machen, wenn ich Ihnen Gelegenheit gäbe, Ihr Gesicht zu entfalten, aber Sie müssen mir erst versprechen, daß Sie über diese Denkmale der westfälischen Poesie nicht gar zu laut lachen wollen. Ein Freund hat mir solche zu einer Zeit zugestellet, da ich viel geneigter war, ein Nachfolger des sauer sehenden Cato als des lachenden Demokrit zu werden. Was sie für Wirkungen bei mir getan, mögen Sie selbst aus der Erfahrung lernen. Sie sind von einem Manne, dem es sonst nicht an Gelehrsamkeit fehlt, und lauten:

„Von der Kanzel zu Werdohl,
Hab ich abgerufen,
Zwei Personen auf Parol,
Die zu Ehestufen,
Hermann Dietrich Österbruck,
Der als Witwer lebet,
Und nun ehlich ohne Fluch
An Christina klebet,
Die sich selbst noch Anna nennt,
Namens auch Rohagen,
Zu Werdohl ist sie bekennt
Nach Natalis Tagen.
Ihren Eltern fehlet nicht
Frömmigkeit und Ehren,
Ihr Wandel ist wohl eingericht,
Sie lieben reine Lehren.
Diese sein davon gesagt,
Daß sie proklamieret,
Keiner hat mich drum gefragt,
Auch nicht opponieret:
Drum die Braut in Freude hin
Nach dem Bräutigam reiset,
Dort, wo diese Ann' Christin,
Mit dem Bräutigam speiset.
Gott geb' ihnen Freude viel
Hier auf dieser Erden,

Bis ihn'n nach dem Lebensziel
Dort der Himmel werde.
Nun, Herr Bruder, kople sie,
Daß sie miteinander
Ehlich mögen leben hie
Und lieben sich malkander." [1])

Nach diesem Gange durch den Garten der westfälischen Musen, wo allerdings mehr Gestrüpp zu finden war als liebliche Blumen, gibt der Kritiker die Gründe an, auf denen dieser geschilderte Tiefstand des guten Geschmackes beruhe, und nennt als Hauptursachen: Mangel einer Landesuniversität, guter Buchhandlungen und Bibliotheken, ferner einer blühenden Hauptstadt, wo ein unter seinen Landeskindern residierender Fürst alle Gelehrten und Schöngeister um sich versammeln könne. [2])

Einen eigentümlichen Gegensatz zu den oft ernsten, düsteren Moralpredigten in den „Westphälischen Bemühungen" bilden die lyrischen Beiträge. Beide Teile in ihrer komisch wirkenden Nebeneinanderstellung sehen sich fast an wie eigensinnige Kinder, die gerne trotzig weinen möchten, doch unter den Tränen ein schelmisches Lachen nicht verbeißen können. Erst malt man uns die verderbliche Macht der Leidenschaften, oder mahnt uns in einer ascetischen Abhandlung „Über die Schrecken des Todes" eindringlich zur Buße, schon wollen wir ganz zerknirscht in uns gehen, da tönt es uns auf einmal aus dem eine Seite weiter folgenden Liede wie keckes, munteres Lachen entgegen:

„Nun Freundin komm, nun komm in jene Laube, der kühlen Dämm'rung zu,
Wo sich der Tag mit angenehmem Grauen in kühle Schatten hüllt," [3])

und der schalkhafte Liebesgott blinzelt uns hinter Rosenbüschen verlockend zu; oder der Sänger sitzt beim gefüllten Becher und singt voll Lust:

„Ich sitze in der Laube
Und küsse meine Phyllis,
Und rechne, wie viel Rheinwein
Ich noch im Keller habe."

Also auch hier der Gegensatz, den uns das Leben der damaligen Zeit so manchmal zeigt, und der sich in der Dichtung deutlich wieder=

[1]) W. B. X, 239 f.
[2]) Ebd. XVI, 259—292.
[3]) Ebd. VIII, 82 f.

spiegelt.[1]) Von Halle, der Hochburg des Pietismus strengster Observanz, erklangen zugleich die frommen Kirchenlieder des Protestantismus im düstersten Moll, und die lebensfreudigen, ja oft genug sinnlich kecken anakreontischen Kneip- und Liebeslieder durch die deutschen Lande. Während der Prediger „gegen Fraß und Völlerei“ wetterte, während man in pietistischen Kreisen ernstlich darüber disputierte, „ob ein Christ auf seines Nächsten Gesundheit trinken dürfe“,[2]) schwangen die Jünger Anakreons die freilich oft nur mit Wasser gefüllten Humpen und forderten die Jugend zum frohen Lebensgenuß bei Wein und Liebe auf. Und die Jugend hörte viel lieber auf die, welche ihr den schäumenden Becher reichten, als auf jene, die ihr von Fleischestötung und Seelensieg sangen. „Dem heiteren Lebemann Hagedorn jauchzten sie begeistert zu, auf Klopstocks Züricher Kahnfahrt sangen und empfanden die Jünglinge wie Hagedorn, und selbst der junge Lessing erklärte den Hamburger Anakreontiker für den größten lebenden Dichter.“[3]) Die Mitte der fünfziger Jahre brachte dann in Gleim den Höhepunkt der liebes- und weinfrohen Dichtung. Gleim, der ja wie wenige seiner Zeit in seiner Dichtung das erotische Element bevorzugt, war damals ein beliebter Lehrmeister. Seine leichten und sinnlichen Weisen, die uns heute, wo Leben und Zeit von der Dichtung einen ernsteren Inhalt heischt, mit ihrem bis zum Überdruß immer wiederkehrenden Leitmotiv von Liebe und Wein und Wein und Liebe oft so unendlich leer und flach erscheinen, ernteten doch bei den Zeitgenossen reichen Beifall und wurden allzuhäufig nachgeahmt. Seit Günther und Haller zum erstenmale ihre „Doris“ besungen, hallte vom Klange dieses Namens der deutsche Dichterwald wieder, es sangen ihn nicht nur die Nachtigallen, auch die Sperlinge pfiffen ihn bald von allen Dächern. Obwohl die „Westphälischen Bemühungen“

---

[1]) Schon Addison, der Begründer der moralischen Zeitschriften in England, erscheint zugleich als Moralprediger und Lustspieldichter, die Lyrik Günthers zeigt ein Doppelantlitz; neben sinnlich schwülen Gedichten finden wir bei ihm eine lange Reihe geistlicher Lieder voll kindlicher Gottesfurcht (vergl. Schröter, Entwicklungsgang der deutschen Lyrik im 18. Jahrh. Wollmirstädt 1879). Wie sich damals die Gegensätze vielfach berührten, führt Gervinus (Gesch. d. deutschen Dichtung VIII. B., 244 ff.) an zahlreichen Beispielen aus.

[2]) Schon der erwähnte westfälische Dichter Kayser meint:
„Soll das Gesundheit sein, sich mit dem Trunk beladen?
Dem anderen hilfts ja nicht, mir selber thu ich Schaden.“
(Parnassus Cliv. I. 178.)

[3]) E. Schmidt, Lessing I, 79.

sich selbst über die „wassertrinkenden Anakreontiker“ lustig machten,[1]) konnten sie sich doch dem Einflusse der zeitgenössigen Dichtung nicht entziehen. Die lyrischen Beiträge in ihnen weisen keine selbständigen Töne oder Gedanken auf, alles ist nach fremden Vorbildern gearbeitet. Meist sind es auch hier die lebensfrohen, heiteren Töne der Anakreontik, die uns entgegenklingen, die Lieder von Küssen und Rosen, von Liebe und Wein.[2]) Andere Stoffe zu besingen liegt den Dichtern der Zeitschrift fern, wie es einer von ihnen gesteht:

„Groß' und Helden zu besingen,
Ist kein Vorwurf meiner Müh,
Mich entzückt die Poesie,
Phyllis Beifall zu erringen.“

Vor allen anderen haben Gleim und Hagedorn auch in den „Westphälischen Bemühungen“ bei manchem heiteren, ja sinnlich kecken Liede Pate gestanden. Die meisten Gedichte der Zeitschrift sind nur mit einer Chiffre unterzeichnet, sodaß wir den Verfasser nicht ermitteln können, nur wenige haben ihren Namen ihrem Werke hinzugesetzt. Wenn wir nun mit einigen Worten auf die lyrischen Beiträge eingehen, so wollen wir damit dem lokalgeschichtlichen Interesse dienen, nicht etwa jene, bis jetzt vielleicht ganz vergessenen westfälischen Sänger der Literaturgeschichte wieder erobern.[3]) Für die Unsterblichkeit waren ja alle diese einfachen Lieder nicht bestimmt, und sie machten auch, wie die meisten Erzeugnisse der den Genuß des Augenblicks preisenden Dichtung gar keinen Anspruch darauf. Hatte doch selbst Hagedorn seine Lieder mit dem Motto in die Welt gesandt:

---

[1]) So heißt es in einer Kritik (IX. Stück, 227): „Seitdem Gleim den Geschmack des Anakreon wieder aufgebracht hat, ... hat ein jeder Jüngling seinen Witz auf die Folter gespannt, um ein Anakreon zu werden. Seinem Bedünken nach gehörte weiter nichts als ein volles Glas und eine Doris dazu, von Wein und Liebe zu singen, ja bei manchem trat die Einbildung an Stelle von beiden, oder man behalf sich im Notfalle mit einer Flasche Rastrum und einem Hausmädchen u. s. w.“

[2]) Leider gilt von diesen Nachahmungen nur zu oft Herders Wort: „Unsere gemeinen Anakreontiker sind Fledermäuse, die in der unteren Region bleiben, das Ideal nicht erreichen und bei Andeutung des Vorfalles gemein werden.“ Herder Fragmente (Suphan Bd. I, 320.)

[3]) Wir liefern damit auch dem Geschichtsschreiber der Anakreontik, auf den die Literaturgeschichte noch wartet, einen kleinen Baustein aus den Gauen der roten Erde.

„Den itzt an Liedern reichen Zeiten
Empfehl' ich diese Kleinigkeiten;
Sie wollen nicht unsterblich sein."

Seitdem die moralischen Wochenschriften, allen voran die unter Gottscheds Leitung herausgegebenen, sich besonders mit der literarischen Bildung des schönen Geschlechts eingehend beschäftigt hatten, seitdem die rührige Gattin des Leipziger Literaturdiktators, die schreiblustige Gottschedin, ihrem Geschlechte mit gutem Beispiele vorangegangen, begannen die Frauen in stets wachsender Anzahl an der deutschen Dichtung tätigen Anteil zu nehmen. Nicht nur beschäftigten sie sich viel mit schöngeistiger Lektüre, wie das Aufkommen der zahlreichen Zeitschriften für „Gattinen, Mütter und Töchter" beweist, die einen eigenen, reich entwickelten Literaturzweig ausmachen,[1]) sie griffen auch selbst zur Leier. In die heiteren Klänge der Anakreontik mischten auch sie ihre Stimmen, und neben Hagedorn, dem deutschen Anakreon, wandelt die reimselige Anna Louise Karschin als deutsche Sappho durch unsere Literaturgeschichte. Sogar Westfalen, das doch bisher die Musen gemieden hatten, entsandte eine Dichterin zum Parnaß in Fräulein von Donop, einer Dame aus einem der ältesten westfälischen Adelsgeschlechter.

Charlotte Wilhelmine Amalie von Donop war am 28. Dezember 1723 auf ihrem väterlichen Gute Altendonop in der Grafschaft Lippe geboren.[2]) Als das Kind noch nicht fünf Jahre zählte, verlor es an einem Tage beide Eltern durch den Tod. Die so früh Verwaiste wurde nun einer Verwandten, der Frau Erbdrostin von Karlowitz in Horn, zur Erziehung übergeben. Als ihre Pflegemutter starb, faßte sie den Plan, ihre Kenntnisse auf der Akademie zu Göttingen weiter auszubilden und sich ganz den Wissenschaften und Künsten zu widmen. Später lebte sie bei einer Verwandten in Lemgo, wo sie wohl auch mit dem Herausgeber der „Westphälischen Bemühungen" bekannt wurde. Die deutsche

[1]) Vergl. Lachmanski, Die deutschen Frauenzeitschriften des 18. Jahrh. Berlin 1900.

[2]) Vergl. „Geschlechtsnachrichten der Familie v. Donop" im historisch-genealogischen Magazin für Westf. und Niedersachsen, 1798, S. 136; ferner: Weddigen, Westf. Nationalkalender, 1801, S. 209–215, und E. H. Knetschke, Neues allg. deutsches Adelslexikon, Leipz. 1860. Bd. II, S. 547. Das Geschlecht erhielt seinen Namen, wie die Familiensage erzählt, daher, daß der Ahnherr beim Erstürmen einer feindlichen Burg durch den Zuruf angefeuert habe: „do nup!" (Knetschke a. a. O.)

Gesellschaft in Göttingen, die gern mit schriftstellernden Frauen in Verbindung trat und sie als „Musen des Ordens“ zu Ehrenmitgliedern erwählte,[1]) erzeigte auch Amalie von Donop wegen ihres Gedichtes „Schönheiten Pyrmonts“ diese Ehre, ernannte sie zur gekrönten Poetin und übersandte ihr einen Lorbeerkranz.[2]) Ihre Gedichte scheinen damals einiges Aufsehen erregt zu haben, wenigstens spendete ihr eine in Berlin 1782 erschienene Zeitschrift „Grammaire des dames“ hohes Lob.[3])

Amalie von Donop ist in der Form ihrer Gedichte ganz von der Anakreontik abhängig. Meist ist es Hagedorn, der auf ihre Poesie eingewirkt hat; wie er, liebt auch sie den Refrain und räumt der Satire einen großen Spielraum ein. Auch Gleims Jugendlyrik hat ihr zum Muster gedient, wie sie denn sogar einmal ein Lied Gleims mit Beibehaltung ganzer Verse umgedichtet hat.[4])

Doch versucht sie auch in der Wahl der Stoffe für ihre dichterische Bearbeitung über die Anakreontik hinauszukommen, indem sie an Stelle des Weins den Labetrank der Frau, den „Kaffe“ besingt und nicht so sehr mit Liebesgefühlen tändelnd spielt, sondern uns altklug die Liebe mehr im Hohlspiegel der Satire zeigt. Überdrüssig des ewigen Schmachtens und Sehnens, des Aufgehens in sinnlicher Liebe, wie es Gleim in seiner Dichtung bietet, sowie der leichten Kneiplieder Hagedorns ruft sie entrüstet aus:

„Ich bin kein Freund vom Weine
Er bringt mein Blut in Wallen
Und hitzt wie höllisch Feuer
Und macht die Nächte schlaflos.
Du bist mein Wein, o Kaffe,
Du gibst gesunde Nahrung,
Du stärkst den schwachen Magen,
Zerstreuest Gram und Kummer,
Du bist mein Wein, o Kaffe!

---

[1]) Otto a. a. O. 42.

[2] u. [3]) Weddigen, Westph. Nationalkalender 210. In einem Artikel „Vies des dames illustres“ in dem genannten Journal heißt es: „Madame de Donope a composé un très beau poème sur le Destin et encore un autre sur les fausses vertus, qui marquent un grand fond de vertus et de sentiments chrétiens et sublimes. Il serait à souhaiter que ceux qui ont du talent pour la poésie en fissent un aussi bon usage que M. de Donope“ (pag. 441).

[4]) W. B. VIII, 119.

Fort, tändelhafte Liebe,
Fleuch zu den eitlen Dichtern,
Die ewig von Dir singen.
Ich will die Musen lieben.
Gleim küsse nur Dein Mädchen,
Ich küsse meine Musen,
Wenn Du ein Mädchen küssest,
So küß ich ganzer Neune,
Neun allerliebste Mäulchen."

Doch sie fand mit diesen Versen keinen Beifall bei der wein= und liebetrunkenen Jugend, und es entspann sich ein literarisches Scharmützel. Im neunten Stücke wurde ihr von einem Verteidiger des Weines und der Liebe nachstehende Antwort:

„Mit Deinem kalen Kaffe
Und allen Deinen Musen
Und ihren trockenen Mäulchen!
Ich bin kein Freund vom Kaffe,
Er schwächt mir nur den Magen
Und bringt mein Blut in Wallen
Und macht mir schwere Glieder.

Ich lobe mir Burgunder,
Und schäumenden Champagner,
Und unverfälschten Pontak,
Und Port a Port und Mosler,
Und guten alten Rheinwein
Und, wenn mir der nicht schmecket,
Ein Gläschen guten Bleichert.

Die stärken mir den Magen
Und machen frische Wangen
Und frische, muntre Glieder
Und sind der Schwermut Feinde.
Sie bilden Philosophen,
Und strenge Patrioten,
Und unerschrockne Krieger,
Und mut'ge, dreiste Redner.
Noch mehr! sie bilden Kleiste,

Und Bars und Hagedorne
Und Gemmingens und Pulthens
Und Lessings, Uz und Roste
Und allerliebste Gleime.
Sprich, haben Deine Bonen
Seit ganzen achtzig Jahren
Nur einen Gleim gebildet?"

Dann die Worte der Dichterin ironisch benutzend, fährt ihr Partner fort:

„Gleim küsse nur Dein Mädchen
Und leere Deine Römer,
Und sing uns neue Lieder,
Und laß die Dichterinnen
Bei ihrem schwarzen Tranke
Mit heisern Kehlen singen!
Ich will Dir mutig folgen
Und volle Römer leeren
Und statt der kalten Musen
Ein feurig Mädchen küssen!

Geschickt überläßt er dann seiner Schönen die Entscheidung:

„Was deucht Dir, Henriette?
Sollt ich bei Deinen Küssen
Nicht ihrer ganzer Neune
Gar leicht entbehren können?" [1])

---

[1]) W. B. Stück IX, 205/7. Ähnliche Anschauungen wurden in der Göttinger Gesellschaft vertreten, unter deren Einfluß die „Westph. Bem." wohl auch standen. Man schätzte dort die anakreontische Dichtung nicht sehr hoch ein; 1750 meinte ein Kritiker: „Ein jeder, der anakreontisch lebt, will auch anakreontisch scherzen" (Otto 58), und auch in dem Göttinger Kreise wurde statt des Weines häufig der „Coffe" besungen. Vergl. auch Westph. Bem. „Loblied eines Frauenzimmers auf den Coffe" (XI. St. S. 315/18), wo es unter anderem heißt:

„Arzt für mancherlei Beschwerden,
Wahrlich Du mußt Doktor werden,
Du bist mehr als halbgelehrt.
Klopstock muß vor allen Dingen,
Einst noch Kaffeoden singen,
Denn Du bist es wert!"

Hatte sich Fräulein von Donop mehr an deutsche Vorbilder angeschlossen, so ging der Dichter, der an zweiter Stelle genannt sein soll, Florenz Arnold Consbruch, mehr bei den Franzosen zu Gaste. Zu Bielefeld 1724 geboren, fand er infolge seiner Kenntnisse und seiner feinen Sitten Aufnahme in dem kunstsinnigen Kreis des geistvollen preußischen Ministers, Grafen von Gotter. Später wurde er Referendar zu Minden, dann Gograf der Stadt Herford und Landsyndikus von Ravensberg.[1])

Seit 1749 gehörte er der schon genannten deutschen Gesellschaft in Göttingen an. Hier lernte er auch das Singen. Das „Dichtenlernen" war damals nicht sehr schwer.[2]) Auch an Anläßen zum Dichten fehlte es niemals; forderte ja der Paragraph 29 der Satzungen „für alle glücklichen Veränderungen, wie Todesfälle (!) der Mitglieder ein Gedicht".[3]) So bildete die Gesellschaft eine Unzahl elender Reimschmiede heran; Justus Möser, der ebenfalls vom Januar bis September 1743 als Mitglied aufgeführt wird, beteiligte sich selten an den dichterischen Übungen, vielmehr mußte er viele Strafgelder für die versäumten Stunden bezahlen.[4])

Consbruchs Gedichte überragen die öden Reimereien vieler seiner Zunftgenossen, sie wurden sogar von Lessing einer Kritik gewürdigt. Unter dem Motto: „Hoc iocosae conveniet lyrae" ließ Consbruch im Jahre 1750 in Frankfurt a. M. „Poetische Erzählungen" erscheinen. Die meisten Stücke waren Übersetzungen von Rousseau, La Fontaine, Duvergier, Desmarets und Fontenelle, weil nach seiner Ansicht „die Franzosen in der Kunst zu erzählen alle andern Völker übertreffen". Einige Schäfergedichte eigener Erfindung fügte er den Übersetzungen bei.[5]) Lessing spricht sich in seiner Kritik[6]) recht günstig über diese Gedichte aus. „Überhaupt müssen wir von der Arbeit sagen, daß sie wohlgeraten sei. Der Ausdruck ist leicht, das Sylbenmaß fließend, und die Wendungen sind fein." Auch die ein Jahr später (1751) von Consbruch erschienenen „Versuche in Westphälischen Gedichten" (Frankfurt a. M.) sind von Lessing besprochen worden.

[1]) Über Consbruch und seine Familie vergl. die Selbstbiographie seines Sohnes G. W. L. Consbruch im Westf. Nationalkalender 1801. 234 ff. und Allg. D. Biogr. IV, 451.

[2]) Otto. 40. — [3]) Ebd. 56. — [4]) Ebd. 40.

[5]) W. B. I. St. 35. Dort eine ausführliche Besprechung.

[6]) Berliner Privilegierte Zeitung. Im Jahre 1750. Lessings Werke IV, 197. (Lachmann-Muncker).

In der Vorrede teilt Consbruch den Brief eines Freundes mit, der der Ansicht ist, „daß die Einwohner anderer Provinzen keine Gedichte eines Westphälingers kaufen werden, da man noch nicht die geringste Spur hat, daß die schönen Wissenschaften in den rauhen Gegenden Zutritt gefunden haben".[1]) Diesen Gedanken greift Lessing in seiner Kritik auf, spricht aber auch hier dem westfälischen Dichter seine Anerkennung aus.[2])

Die Sammlung selbst enthält in reicher Abwechselung Lehrgedichte, Fabeln, anakreontische Lieder, choriambische Oden, eine Satire auf die Dichtkunst, eine Verteidigung Westfalens gegen den Herrn von Bar. Im Jahre 1752 ließ dann Consbruch noch ein Bändchen „Scherze und Lieder" folgen, dessen Inhalt schon durch das Motto charakterisiert wird:

„Il ne faut point peser stoiquement
Au grave poids d'une raison chagrine
Les jeux legers d'une Muse badine." (Gresset).[3])

Die „Westphälischen Bemühungen" hatten an Consbruch einen eifrigen Mitarbeiter. Ein origineller Prosaaufsatz „Über die Glückseligkeit des heslichen Frauenzimmers"[4]) sowie zahlreiche Gedichte entstammen seiner Feder. Auch er entrichtete in einer Ode „Von der Macht der Schönheit"[5]) und in kleinen Liedern „An Phillis" der herrschenden Liebesdichtung seinen Tribut; wie Gleim in seinem Gedichte „Bachus und Cythera" wird auch ihm die Frage, „ob er trinken oder küssen" solle, zu einem ernsten Dilemma, aber beim Anblick der reizenden Geliebten Phillis verschmäht er leicht das Geschenk des Bachus.[6]) Die meisten Beiträge Consbruchs aber gehören der Fabelgattung an. Die Fabel, die ja unterhält und dabei zugleich reichlich Gelegenheit zum Moralisieren bietet, war dadurch für die Zwecke, welche die moralischen Wochenschriften verfolgten, sehr passend und auch der ganzen Zeitrichtung entsprechend. Schon in den Wochenschriften der Engländer spielte sie eine große Rolle und in den 40er und 50er Jahren des 18. Jahrhunderts

---

[1]) W. B. I, 40—43.

[2]) „Seine Arbeit ist nicht die schlechteste: man wird Stellen darin finden, die ein Genie verraten, welches sich das mechanische der Poesie zu eigen gemacht hat. Ob ihn aber seine Landsleute zum Modell des westphälischen Witzes annehmen möchten, daran zweifeln wir." Berlinische Privilegierte Zeitung. Im Jahre 1751. Lessings sämtl. Werke, IV. 262.

[3]) W. B. I, 43—45. — [4]) Ebd. V, 345 ff. — [5]) Ebd. VII, 17 ff.

[6]) Vergl. „Die Versuchung" W. B. XIII, 32.

erfreute sie sich allgemeiner Beliebtheit. Nicht nur wurden die antiken, wie die modernen französischen Fabeldichter fleißig übersetzt, Männer wie Gellert, Hagedorn, Gleim, Lichtwer u. a. schrieben auch eigene Fabeldichtungen. Auch die von Consbruch den „Westphälischen Bemühungen" gelieferten Fabeln waren teils Übersetzungen aus La Fontaine und La Motte, teils eigene, von Gellert stark beeinflußte Dichtungen.

Was endlich den zweiten Hauptteil der Zeitschrift, die „Kritischen Bemühungen" angeht, so sollte er mehr dazu dienen, den westfälischen Lesern einen Begriff von dem Stande der neuesten Literatur, als eine scharfe, kritische Würdigung der behandelten Werke zu geben. Zu diesem Zwecke wurden die bedeutendsten Neuerscheinungen jedesmal unter dem Namen des Erscheinungsortes mehr referierend als kritisierend besprochen. Nicht ohne Interesse für die Literatur und Kulturgeschichte der westfälischen Lande ist eine Nachricht aus Cleve, aus der hervorgeht, daß auch auf der roten Erde die Schäferdichtung gepflegt wurde. In Cleve nämlich befand sich eine Provinz Arkadiens, auf dem Freudenberge kamen die leichtgeschürzten Schäfer und Schäferinnen zusammen, und die Jünglinge sangen frohe Hirtengedichte zum Lobe des schönen Geschlechts. Die aus diesem arkadischen Kreise hervorgegangenen acht Schäfererzählungen werden in den „Westphälischen Bemühungen" recht günstig beurteilt, nur wird getadelt, daß die Schäfer ihre Nymphen „Mes demoiselles" anreden und ihnen „die Frucht ihrer Gesellschaft praesentieren". Eigentümlich berührt es uns, daß der Kritiker den Verfassern der Erzählungen einen etwas freien, sinnlich lüsternen Ton zum Vorwurf macht: „Die Liebe ist den Schäfern in ihren Gedichten etwas Wesentliches, aber es ist die unschuldige, zärtliche Liebe, welche in ihren Ausdrücken niemals die Regeln der strengsten Schamhaftigkeit verletzet. Wir wünschen, daß die Herren Verfasser dieser Schäfererzähluugen solches hinfüro aus Hochachtung gegen das schöne Geschlecht beobachten mögen, damit sie den artigen Kindern keine Schamröte abzwingen. Wenigstens errötete unsere Doris, wie wir diese Gedichte in unserer Versammlung vorlasen, mehr als einmal, und wir wurden gezwungen, bei dem „Zeisigneste" und der „Schäferstunde" manches zu überschlagen." [1]) Wir meinen, daß die Redaktion der „Westphälischen Bemühungen" besser getan hätte, vor der eigenen Türe zu kehren, denn wie oft mußte wohl Doris erröten bei den nicht selten

[1]) W. B. XVI, 297.

recht sinnlichen Gedichten, die sich in den Spalten der Zeitschrift selbst finden?[1])

Werfen wir nur zum Zwecke eines Gesamturteils einen prüfenden Rückblick auf unsere Skizze, so werden wir im allgemeinen dem Lobe Hohenhausens beistimmen. Ein Vergleich mit zahlreichen, gleichzeitigen Journalen fällt nicht zu Ungunsten der besprochenen Zeitschrift aus. Freilich ist die Satire bisweilen recht stumpf, die lyrischen Beiträge sind manchmal etwas zu plump sinnlich oder zu unselbständig, aber manche Artikel sind auch heute noch lesenswert.[2])

In dem Berichte, den Freiherr von Hohenhausen über die Lemgoer Zeitschrift gibt, finden sich auch einige Notizen über die journalistischen Verhältnisse in Minden im 18. Jahrhundert, aus denen man ersieht, daß sich dort schon früh wissenschaftliches Leben regte.[3]) Schon vor den Lemgoer „Westphälischen Bemühungen" erschien in Minden im Jahre 1746 ein Wochenblatt unter dem Titel: „Nützliche Sammlung". Der Inhalt unterschied sich wenig von den übrigen moralischen Wochenschriften, brachte moralische Erzählungen, sowie auch kleine Gedichte und ökonomische Lehren. Nach einer Unterbrechung durch die Schlesischen Kriege wurde das Blatt im Jahre 1756 unter dem veränderten Titel „Mindensche Beiträge zum Nutzen und zum Vergnügen" fortgesetzt. Die Sprache war jetzt um vieles gebildeter, die Aufsätze mannigfaltiger, nicht ohne Witz und Laune. Wie die besprochene Lemgoer Zeitschrift ist auch die Mindener recht charakteristisch

---

[1]) Vergl. z. B. das Gedicht „Der Venustrabant", XI, 338 und „Das Gespenst", VIII, 109.

[2]) Daß die satirisch-moralischen Predigten auch nicht unbeachtet blieben, beweist ein ergötzlicher Fall, den Weddigen erzählt. Als einst in einem Artikel der „Westphälischen Bemühungen" der Stolz einer gewissen Julie geschildert wurde, fühlte sich die Tochter des Direktors Clander, Julie, beleidigt, drong in den Vater, den Herausgeber zu strafen. Clander aber sagte ihr: „Wenn meine Tochter sich getroffen fühlt, muß sie sich bessern," und ließ den Herausgeber auf ein Gericht Fasanen einladen. Weddigen, Westph. Magazin, I, 181.

[3]) So teilt v. Hohenhausen aus dem 4. Stücke der „Relationes von gelehrten Neuigkeiten" vom Jahre 1730 folgendes mit: Minden. „Allhier ist eine Gelehrtengesellschaft zwischen dem hiesigen Prediger Herrn W. Göringen, dem Rektori Gymnasii, Herrn Bönemann und einem Pastoren in Lemgo Herrn M. Haccio aufgerichtet worden, welche Vorhabens seyn soll, alle Disputationen über die Bibel, sie mögen seyn von was für Art sie wollen, zu sammeln, wie sie dann schon über 1000 Stück zusammenhaben, sodaß solche nach und nach zu rezensieren." Westph. u. Rhld. 1823, 64.

für die Sitten und die Kultur Westfalens in der Mitte des 18. Jahrhunderts. Durch Rabener u. a. angeregt, neigte man damals ja vielfach zur Satire und auch die „Mindenschen Beiträge“ lassen ihrem scherzenden Humor mit westfälischer Derbheit freien Lauf. Als Mitarbeiter werden genannt Fl. Weddigen, Benzler aus Minden, Hofrat Opitz und der schon erwähnte Prediger Schwager aus Joellenbeck, der unter anderem auch die Lektüre des Don Quichote empfahl. Der Titel dieser Zeitschrift wurde später nochmals umgeändert in „Wöchentliche Mindensche Nachrichten“. Aus einer barschen Aufforderung zur Zahlung des Abonnementsgeldes im ersten Stücke des Jahrganges 1787 läßt sich schließen, daß die Zeitung unter Zwangsabonnement erschien, vielleicht als Beilage zum Mindener Intelligenzblatt. Die Interessenten wurden nämlich ersucht, „ihr schuldiges Geld fördersamst abzutragen, widrigenfalls nach Verlauf von 14 Tagen landreiterliche Exekution eintreten muß. Minden, 1. Jan. 1787. Schlutius.“ „Die Drohung der Exekution durch den Landreiter, der übrigens seine Vices in der Stadt wahrscheinlich zu Fuße verrichtete, ist wirklich naiv“, meint Hohenhausen, „auch scheint die Sprache des jetzigen Redakteurs gegen das Publikum von dem damaligen kategorischen Imperativ des Herrn Schlutius wesentlich abzuweichen.“ [1])

Eine in Cleve im Jahre 1755 erschienene westfälische Wochenschrift ist besonders interessant durch die Person ihres Herausgebers, Friedr. v. Derschau.

In seiner Schrift „De la littérature allemande des défauts qu'on peut lui reprocher, quelles en sont les causes, et par quels moyens on peut les corriger“ sagt Friedrich der Große: „Soyons sincères et confessons de bonne foi que jusqu' ici les Belles-lettres n' ont pus prospéré dans notre sol. L'Allemagne a eu des philosophes, qui soutiennent la comparaison avec les anciens . . . . . Quant aux Belles-lettres, convenons de notre indigence.“ Er führt dann einige deutsche Belletristen an, die nach seiner Meinung Aufmerksamkeit verdienen, einen Gellert, Kanitz, Geßner, Mascou und Quadt und fügt hinzu: J'ajouterai à ces messieurs que je viens de nommer un anonyme dont j' ai vu les vers non rimés; leur cadence et leur harmonie résultait d'un mélange de dactyles et de spondées; ils étaient remplis de sens, et mon oreille a été flattée agréablement par des sons sonores, dont je n'avais pas cru notre langue susceptible. J'ose présumer que ce genre de versi.

[1]) Westph. und Rheinl. 1823, 64.

fication est peutêtre celui qui est le plus convenable à notre idiome et qu'il est de plus préferable à la rime, il est vraisemblable qu'on ferait des progrès si on se donnait la peine de la perfectionner.“ [1])

Über die Person dieses von Friedrich dem Großen mit solchem Lobe bedachten, „anonyme“ sind die Ansichten der Literarhistoriker geteilt. Während die meisten die Worte des Königs auf das Gedicht „die Mädcheninsel“ des Anakreontikers Joh. Nik. Götz, des deutschen Tibull bezogen,[2]) verließ Karl Goedeke die herkömmliche Tradition und nannte auf Grund glaubwürdiger Quellen den Regierungspräsidenten von Aurich, Friedr. von Derschau, als den vom Könige als „anonyme“ bezeichneten Dichter. Es handelt sich um ein Gedicht Derschaus auf die ostindische Handelskompagnie, das die Ausfahrt „des Königs von Preußen“, des ersten Schiffes der Gesellschaft, feiert. Das betreffende Gedicht war also schon vermöge seines Inhaltes wohl geeignet, das Interesse des Königs zu erregen, der schon früher eine Abhandlung Derschaus „Über die Verminderung der Kriege“ mit Vergnügen gelesen hatte,[3]) auch der Rhythmus stimmt mit dem von Friedrich dem Großen bezeichneten überein.

Von den westfälischen Zeitschriften wurde voll Freude die Notiz, die sich zum ersten Male in der ostfriesischen Zeitung „Mannigfaltigkeiten“ fand, (1785, 47, Stück 391) aufgegriffen, weil man dadurch wieder einen „berühmten Westfälinger“ mehr hatte, den man als Beweis gegen die damals vielfach behauptete Rückständigkeit der Westfalen anführen konnte. So brachte der „Westphälische Anzeiger“ einen Artikel über v. Derschau unter der Überschrift: „Ein Westphale von Friedrich dem Großen gelobt.“ [4]) Man betrachtete Derschau demnach als Angehörigen der roten Erde, vielleicht weil er so lange dort gewirkt, vielleicht auch, weil er den Namen Westfalen in die Journalistik wirksam eingeführt hat, obwohl er von Geburt ein Preuße war. In der Heimatstadt Kants am 12. Januar

---

[1]) Oeuvres de Frédéric le Grand, Tome VI, 91, Berlin 1847.

[2]) Vergl. z. B. Pröhle, Friedr. d. Große u. die deutsche Literatur, Berlin 1872, 178. Die Frage behandelt sehr eingehend Kohlmann (Archiv für Literaturgeschichte, Jahrg. 1882, 353 ff. u. 529 ff.). Er spricht sich sehr bestimmt für Derschau aus, worauf hiermit verwiesen sei. Vergl. auch die Ausgabe von Ludwig Geiger (Deutsche Literaturdenkmale des 18. u. 19. Jahrh. Herausgegeben von A. Sauer, Bd. 16. Berlin[3] 1902).

[3]) Jak. Franz Müller, Ehrendenkmal dem Präsidenten Fr. von Derschau. Norden 1800.

[4]) Westph. Anzeiger 1801, 621–26.

1714 geboren, studierte er in seiner Vaterstadt Mathematik und Philosophie und unternahm dann, der Sitte der Zeit folgend, große Reisen nach den bedeutendsten Universitäten, so nach Paris, wo er sich 2 Jahre aufhielt.[1]) Mit den hervorragendsten Männern seiner Zeit ward er bei der Gelegenheit bekannt, so mit dem Philosophen Wolff und mit Gottsched, dessen Einfluß auch sein dichterisches Schaffen mehrfach zeigt. Als er nach Berlin zurückgekehrt, in Begleitung seines Oheims des Generalmajors Chr. Reinhard von Derschau einem Manöver beiwohnte, wurde der König auf den stattlichen Mann aufmerksam und ernannte ihn sofort zum Fähnrich im Regimente seines Oheims. Derschau machte die schlesischen Kriege mit, mußte aber infolge einer Verwundung seinen Abschied nehmen und wurde dann zum Konsistorialrat und Assessor bei der Oberamtsregierung in Glogau ernannt. Als dann der Großkanzler Cocceji die Justizreform in Preußen durchführte, wurde Derschau als Geheimer Regierungsrat nach Cleve (1749) und 1751 als Regierungspräsident nach Aurich versetzt. Neben seiner ungemein mühsamen und segensreichen Verwaltungstätigkeit fand der hochgebildete Mann noch Muße zu den verschiedensten literarischen Arbeiten.[2]) In seinen religiösen Anschauungen war v. Derschau streng gläubig, sogar etwas pietistisch angehaucht. Als charakteristischen Zug für diese Geistesrichtung berichtet sein Biograph, daß er sich 16 Jahre vor seinem Tode als beständiges Memento mori seinen Sarg fertigen ließ. Zur Förderung der häuslichen Andacht bearbeite er ein Erbauungsbuch, das er 1794 in Aurich auf seine Kosten drucken und in 600 Exemplaren unter die armen Bevölkerungsklassen

[1]) Die Angaben über v. Derschaus Leben und Wirken sind im wesentlichen dem trefflichen Aufsatze Gittermanns (bei Ersch und Gruber, Allg. Encykl. der Wissensch. u. Künste I. Sekt. 24. Bd. 217/19) entlehnt. Der „Westphälische Beobachter" ist dort unter den Schriften von Derschaus nicht erwähnt.

[2]) Schon in Paris hatte er sich für das Theater interessiert. Wohl durch die dortigen Studien, vielleicht auch durch die Bekanntschaft mit dem für die deutsche Schaubühne so übereifrig tätigen Gottsched angeregt, verfaßte Derschau mehrere Dramen, von denen das erste „Papinian" (Liegnitz 1749) ganz nach Gottschedschem Rezept gearbeitet, in Wien am Geburtstage der Kaiserin Maria Theresia mit großem Beifall aufgeführt wurde, ein weiteres „Orest und Pylades" denselben Stoff wie Goethes Iphigenie dramatisch verwertet zeigt. Den größten Erfolg erzielte aber Derschau mit seinem Drama aus der Reformationsgeschichte „Lutheriade", womit er seinem jüngeren Landsmann Zacharias Werner in der Darstellung dieses so häufig bearbeiteten Stoffes voranging. (Gittermann a. a. O.).

verteilen ließ. Seine lyrischen Dichtungen sind, entsprechend seinem Wesen, fast alle moralisch-religiöser Natur. Auch auf rein wissenschaftlichem Gebiete hat Derschau sich betätigt, er war eben wie viele Männer seiner Zeit Polyhistor. Er gehörte den gelehrten Gesellschaften zu Königsberg, Duisburg und Bremen als Mitglied an und hinterließ, als er am 19. Dez. 1799 zu Aurich starb, eine Bibliothek von 14000 Bänden.

Seinen pietistischen Reformbestrebungen sollte wohl auch die Zeitschrift dienen, die er 1755 gemeinschaftlich mit dem damaligen Referendar, späteren Landrichter in Altena, Goecke, in Cleve herausgab.[1]) Vielleicht erstand das Unternehmen auf direkte Veranlassung Gottscheds, da dieser gerade diese Wochenschrift als einzige aus der Zahl der westfälischen anführt.

Der „Westphälische Beobachter" erschien zu Cleve[2]) jeden Sonnabend zum Preise von zwei Stüber[3]) pro „Stück". Er nahm für sich den Ruhm in Anspruch, das erste Wochenblatt Westfalens zu sein, und stellte sich die Aufgabe, „seinen Landsleuten, welche in allen Dingen die Mittelstraße halten, nur im Essen und Trinken nicht, einen Spiegel ihrer Unarten und Thorheiten vorzuhalten, um derentwillen sie die Ausländer beinahe als Barbaren verachteten".[4]) Lyrik wie auch literarische Kritik, das schöngeistige Element, tritt daher im „Westphälischen Beobachter" zurück, es wird viel gepredigt, und alles unter dem moralischen Gesichtswinkel betrachtet, freilich meist mit Rücksicht auf westfälische Verhältnisse.[5]) Als ein wachsamer Beobachter hält der Herausgeber scharfe Umschau und als ernster Zensor ruft er alles vor sein Forum, was ihm in Westfalen reformbedürftig schien. Und er hatte sich gründlich in der

---

[1]) Becker a. a. O. 102. Goecke erwarb sich später große Verdienste um die Märkische Industrie. Er etablierte 1780 in Elverlingsen bei Altena das erste Schwarzblechwalzwerk der Grafschaft und führte die Nähnadelfabrikation in die westfälischen Lande ein. Er starb 1815 im Alter von 82 Jahren. Berger a. a. O. 53.

[2]) Cleve zu finden bey der Wittwen des Königl. Pr. Hof-Buchdruckers J. R. Sitzmannn seel. und zu Duisberg (!) bey die (!) Buchhändlers Bötticher Reiche und Hoffmann. Der „Erste Theil" enthält 50 Stücke, ebenso der zweite.

[3]) 26 Stüber = einer Reichsmark; 60 Stüber = ein Reichsthaler = 2,31 M.

[4]) (Steinmann) Westfalens Oberpräsident von Vincke, sein Leben und seine Zeit. 126.

[5]) Vergl. z. B. „Fehler bei der Kinderzucht in Westphalen" St. 27; Von westphälischen Visiten St. 3. „Schreiben einer Dame über ihre Reise nach Westphalen" St. 91. u. a.

Welt und auch in Westfalen umgesehen, er kämpfte nicht nur von seinem Büchertisch aus gegen die Sitten eines unbestimmten Wolkenkuckucksheims. Die Hauptsünden der „Westphäler" hatte er bald herausgefunden, er begnügte sich aber nicht mit polternden Kapuzinaden oder trockenen Moralpredigten, sondern suchte stets die Wurzel der Fehler aufzuspüren, er erklärte sie teils aus dem Charakter, teils aus der politischen, d. h. kulturellen Lage der Westfalen. Wenn er auch oft etwas sehr stark die dunklen Farbentöne auftrug, so muß man stets bedenken, daß er, der kein geborener Westfale war, um so leichter in jenen Fehler der meisten Sittenprediger fallen konnte, den Teufel möglichst schwarz zu malen. Derschau versteht sich meisterhaft auf psychologische Analysen, was ihm besonders bei der Schilderung des westfälischen Charakters zu statten kommt, mit der er seine Zeitschrift eröffnet.[1]) Dann stellt er sich selbst seinen Lesern vor und offenbart sich als eine gerade, offene Natur, die, unbekümmert um das Urteil der Welt, den geraden Weg geht. Daß er zum Schmeichler verdorben sei, ärgere ihn sehr, meint er, „denn, wer die Welt kennt, der weiß, daß man kriechen muß, wenn man hindurch will, mit geradem Kopfe stößt man alle Augenblicke an die Köpfe der Narren, und das können sie nicht vertragen. Einen geschickten, einen rechtschaffenen Mann halte ich von Herzen hoch, aber einen Dummkopf, einen Ungerechten zu liebkosen, daran bin ich nicht zu bringen, ich gebe ihm die äußere Ehre, aber, daß ich ihm schmeicheln sollte, gütiger Himmel, damit verschone mich:

„Sie mögen sich nebst ihren Gästen
„Mit Schneppendreck und Austern mästen
„Und Milch und Käse sey für mich!" [2])

Aus der Fülle der verschiedenartigsten Verhältnisse, die im „Westphälischen Beobachter" zur Sprache kommen, können nur einige hier erwähnt werden. Für die in Westfalen verbreitete „Prozeßseuche" macht

[1]) Stück 2. Auch die Artikel „Von dem Mangel der Zärtlichkeit in dem Geschmacke der Westphäler", „Von dem Mangel der Zärtlichkeit in den Gemüthsbewegungen der Westphäler", sowie „Von dem Mißtrauen und der Furcht der Westphäler" sind psychologisch fein gearbeitet. Max Dessoir hat in seiner Geschichte der neueren deutschen Psychologie den Anteil der moralischen Zeitschriften am psychologischen Wissen des 18. Jahrh. untersucht und ist zu interessanten Ergebnissen gelangt. Auch der „Westphälische Beobachter" böte in dieser Hinsicht manche Ausbeute.

[2]) Westph. Beob. St. 48, 396.

er die Hartnäckigkeit seiner Landsleute verantwortlich,[1]) ihren Aberglauben gibt er mehrfach dem Gespötte preis, aber als eine tiefgläubige Natur weiß von Derschau einen Unterschied zu machen zwischen wahrer Religiosität und ihren Auswüchsen, jene möchte er erhalten wissen. „Die Religionsspötterei scheut sich noch vor unserer Frömmigkeit, allein wir sind dafür desto abergläubiger, und daß ich es auf westphälisch ausdrücke, desto butter.“ [2]) Daß der Aberglaube noch so weite Verbreitung finde, erklärte sich aus der geringen Bildung der Landbevölkerung, für die wieder die schlechten Schulverhältnisse den Grund abgaben. Derschau unterzieht sie einer scharfen Kritik und macht Vorschläge zu ihrer Umgestaltung. Auch die Bildung des weiblichen Geschlechtes behandelt er mehrfach, wie überhaupt in seiner Zeitschrift die Frau eine ganz andere Rolle spielt als in den meisten moralischen Wochenschriften jener Zeit, wo das „artige Frauenzimmer“ meist nur einen willkommenen Stoff zur Verspottung seiner kleinen Fehler und Torheiten bot. „Die Gesundheit eines Zeitalters äußert sich in der Hochachtung vor den Frauen“, sagt Fr. Vischer und auch Derschaus Ausführungen sind von diesem Gedanken getragen.

In einer größeren Aufmerksamkeit gegen das schöne Geschlecht sieht er ein Mittel, die Gesellschaften, die sich in Westfalen meist durch gähnende Langeweile auszeichneten, lebhafter und fröhlicher zu gestalten. Man muß aber auch der Frau Gelegenheit bieten, sich auszubilden; freilich: „die gelehrte Frau ist eine lächerliche Närrin“. „Unsere Schönen sollen weder Logarithmen ausrechnen lernen, noch an Statt der Puderschachtel eine Weltkugel auf ihren Nachttisch setzen, die Wissenschaften gehören nicht für das Frauenzimmer . . . Die Gelehrsamkeit ist ein Land, das auf der einen Seite gegen Mitternacht schroffe Anhöhen, steile Felsen und mit Sand und Steinen bedeckte Ebenen hat, gegen Mittag hingegen die schönsten Aussichten in blühende Wiesen und Lustwälder zeigt. In jenem Teile ist die Luft viel zu rauh und kalt für den zärtlicheren Geist des Frauenzimmers, aber in diesem herrscht beständiger Frühling, der sie zu den angenehmsten Fluren lockt . . . Nur die Blumen soll das Frauenzimmer von den Wissenschaften einsammeln, die Dornen mögen die

[1]) Ebd. 24. St., 191 ff. „Rechthaberei, Hartnäckigkeit und daraus naturgemäß entstehende Prozeßsucht gehörten von jeher zu den eingewurzelten westfälischen Sünden,“ meint L. Berger. Vergl. dessen vortreffliche Schilderung und die Satire in Kortums Jobsiade „Charakter und Porträt der Advokaten Schluck und Schlauch“. (Berger a. a. O. 36 f.).

[2]) Westph. Beob. 2. St., 16.

Gelehrten für sich behalten".[1]) d. h. in moderne Sprache übersetzt: „für Amtsstuben und Parlamente, für Hörsäle und Exerzierplätze ist das Weib nicht".[2]) Die schönen Wissenschaften aber schienen so recht für das Frauenzimmer geschaffen zu sein, und es sei sehr zu bedauern, „daß man in Deutschland so wenig auf öffentliche Anstalten zur Bildung des weiblichen Geschlechtes in dieser Hinsicht gedacht, und noch mehr, daß sich in Westphalen weder Gelegenheit noch Hoffnung dazu finde".[3])

Wie durch die Taten Friedrichs des Großen ein nationaler Gehalt in die deutsche Literatur kam, so fuhr auch damals in die oft so dumpfen Predigt- und Betsäle der moralischen Wochenschriften ein kühler, erfrischender Zugwind. So ist auch Friedrich von Derschau ein guter Patriot und begeisterter Verehrer des großen Preußenkönigs, der seine Landsleute zu echtem Patriotismus erziehen möchte. Zwar „steht der Westfale dem Schweizer in der Liebe zum heimatlichen Boden nicht nach",[4]) aber die Begeisterung genügt nicht; wer sein Vaterland wahrhaft liebt, muß auch Opfer bringen und eifrig mitarbeiten an der Hebung der sittlichen und materiellen Kultur. Einige Auswüchse des Patriotismus werden treffend gekennzeichnet, so eine heute häufig „Hurrapatriotismus" genannte Erscheinung.[5])

---

[1]) Westph. Beob. St. 19, 157.

[2]) Muff, Der Idealismus, 367.

[3]) Westph. Beob. St. 19, 158. Freilich wollten die Mütter nicht viel von den Reformplänen des „Westphälischen Beobachters" wissen. „Ja, sagt Frau Sara mit einem gezogenen Tone und nimmt ihre Brille von der altklugen Nase, Korzwiel is dat! wat heft miene Dochter mit den Bökern to dohn? Da heft de Juffern neen Werk mit. Dat Spinnrad tüsken de Beene, dat gehort für se! Wat miene Dochter wieten sall, will ik ihr wohl sülvest lehren. Se is nu im groten Katechissem; wenn se den von buten kan, dann kann se genog, mehr heft se nich nödig. Mehr hebbe ik auk nich gelehrt, un hebbe doch enen braven Mann kregen." Westph. Beob. 19, 156.

[4]) Vergl. „Vom Mangel patriotischer Gesinnungen in Westphalen," St. 5. „Wenn sie außerhalb des Vaterlandes sind, so ist ihnen zu Mute, wie den Fischen, wenn sie aus ihrem Elemente kommen; sie eilen zu ihrem Pumpernickel zurück, und der Rauch ihres väterlichen Schornsteins ist ihnen erquickender als den Ostindienfahrern der Geruch von der Küste Ceylon." Westph. Beob. St. 5, 38.

[5]) „Bibulus säuft für sein Vaterland, und er drohet dem den Hals zu brechen, der nicht zugeben will, daß Westphalen das Paradies von Deutschland sey. Er hat sich schon dreymal deshalb geschlagen, und auf alle seine Pocale hat er die Worte mit großen goldenen Buchstaben schneiden lassen:

Auch die heimatliche, die westfälische Mundart wird untersucht und hochgepriesen, „in ihr befindet sich noch die Majestät, welche die Ausländer bewegt hat, von den Deutschen zu sagen, sie donnerten, wenn sie redeten“.[1])

Der „Westphälische Beobachter“ begann am 24. Mai 1755 und dauerte unbehindert fort bis zum 2. April 1757. Dann stellte er infolge der Kriegsunruhen sein Erscheinen ein, nach einjähriger Unterbrechung lieferte der Herausgeber noch die fehlenden vier Stücke nach.[2])

Nach Beendigung der Kriegswirren traten am Niederrhein noch verschiedene Zeitschriften ans Licht, letzte Nachzügler der moralischen Wochenschriften, von geringer journalistischer Bedeutung. Mehrere dieser Blätter erschienen ohne Angabe des Druckortes, da man es damals mit Rücksicht auf die Zensur häufig vorzog, den Ort des Erscheinens geheim zu halten. Bei einigen andern ist Wesel als Druckort angegeben, und man darf die anonym erschienenen wohl auch nach dort verlegen, denn die Rödersche Buchhandlung in Wesel stand damals in großer Blüte und versuchte sich mehrfach in journalistischen Unternehmungen. Der bei F. J. Röder 1772 herausgegebene „Gemeinnützige“, der es auf acht Stücke brachte, war von untergeordneter Bedeutung, das Blatt hat für uns heute einiges Interesse, weil in ihm der Jobsiadendichter C. A. Kortum mehrere Beiträge veröffentlichte.[3])

Eine Wochenschrift: Der Freund der Wahrheit und des Vergnügens am Niederrhein erschien seit 1773 zu Cleve und

---

„Vivat Westphalen!“ Westph. Beob. 5. St., 42. Andere falsche Patrioten: „Suentobold reinigt sein Vaterland von Hasen und Eichhörnchen, Alarich bevölkert es ganz in der Stille, und Teutobach schreibt für dasselbe, nur schade, daß er es beschimpfet.“ Westph. Beob. ebd.

[1]) Westph. Beob. 8. St., 61.

[2]) Ebd. 97. St. 867 f. Über v. Derschau vergl. Rotermund, Gelehrtes Hannover. Bremen 1823. Bd. 1. 449/50; Goldbeck, Literarische Nachrichten von Preußen 1. Teil (150.) 2. Teil (131—33); Goedeke, Grundriß, 3. Bd., § 200, Nr. 80; Allg. D. Biographie, Bd. V. 67; Allgemeiner Literatur-Anzeiger, 1800/776; Westphälischer Anzeiger, 1801/621 ff.; Ersch und Gruber, Allgemeine Encykl. der Wissenschaften und Künste. I. Sektion, 24. Bd. 217/19; Pallas, Jahresschrift für 1802/68—75; Jakob Franz Müller, Ehrendenkmal dem Präsidenten Chr. Frhr. v. Derschau, Norden 1800; Wiarda, Ostfries. Geschichte. 9. Teil. Aurich 1798, S. 81.

[3]) Deicke, Der Jobsiadendichter C. A. Kortum. Mülheim a. Ruhr o. J. 32.

zwar bei Beerstecher.[1]) Unter dem gleichen Titel kam seit 1786 in Düsseldorf bei Bauer eine Wochenschrift heraus, deren Verfasser der berüchtigte Satiriker Cranz war,[2]) und die Beutler als eine „seichte, schnell zusammengeschriebene und dabei unverschämt prahlerische" charakterisiert.[3])

Ein „Westphälischer Brockenkorb" wurde 1783 in Köln auf den journalistischen Markt gebracht.[4]) Während Beutler ihn mit dem lobenden Zusatze aufführt, „enthält gesunde und dem Nationalgeschmack angemessene Speise", hat er nach einer Kritik Weddigens die Erwartungen, die man auf ihn setzte, nicht erfüllt. Dieser sagt von ihm: „Nie sind wir bei einem so unhöflichen Wirthe zu Gast geladen worden als von diesem. Statt uns gesunde, nahrhafte Hausmannskost vorzusetzen, trägt er Körbe voll verschimmelter Krusten und Brocken auf, die kein deutscher Magen verdauen kann. Zwar hatte der Herausgeber ein paar geschickte Männer an der Hand, welche die Ehre des Wirths durch ein paar schmackhafte Gerichte zu retten suchten, aber seine Mithelfer verließen ihn, und die Knaben sogar, welche vorüber gingen, spotteten über seine geschmacklos zubereitete Tafel. Man findet in dieser Monatsschrift Gedichte, die unter aller Kritik sind und sich meist durch pöpelhafte Ausdrücke auszeichnen, prosaische Aufsätze, unter die sich die von dem verdienstvollen Prediger Müller verirrt haben." [5])

Schon bei der Durchsicht der uns erhaltenen Blätter der Zeitschrift erscheint das Urteil Weddigens gerechtfertigt. Zwar hatten die Heraus-

---

[1]) Nach einem Exemplar im Besitze des Herrn Grevel. In der letzten Nummer des 1. Jahrganges wird mitgeteilt, „daß noch zwei vollständige Quartale in unverrückter Ordnung geliefert werden, ehe der Verfasser von seinen Lesern Abschied nimmt".

[2]) Beutler, Allg. Sachregister. S. 178 u. Allg. D. Bibliothek; Bd. 63, S. 2389.

[3]) Ebd. Über Cranz vergl. Ersch u. Gruber, Encykl. 1. Sekt., Tl. 31, S. 429 f., wo auch die Wochenschrift „Der Freund der Wahrheit und des Vergnügens" erwähnt wird (in 4 Teilen von 1773—1782 erschienen).

[4]) Bey Joh. Arnold Imhoff in Köln am Rhein. 1. Stück November 1783. Am Anfang eines jeden Monats erschien ein Heft von 6 Bogen zum Preise von 12 Stüber. Mir lagen vor die 6 ersten Stücke; wie lange die Schrift erschien, war nicht festzustellen, nach Weddigen (Westph. Magaz. 1788. S. 278 f.) „trat sie ans Licht der Welt Ende 1783 wurde alt 6 Monden und starb eines sehr unrühmlichen Todes". Herausgeber war der damalige Rektor Zum Kumpff aus Gummersbach. Nach gütiger Mitteilung des Herrn Wilh. Grevel. Vgl. Westph. Anz. 1817. Nr. 20.

[5]) Weddigen, Westph. Magazin. 1788, 278--79.

geber in ihrer Vorrede versichert, sie wollten „stets genaue Wache bei ihrem Brockenkorbe halten, damit nicht jemand herkomme und ihnen grobe Brocken, Zoten, Schandbrocken, Bettel- und Lumpenbrocken, schlechte Schroteln oder dergleichen hinein werfe“, doch sie blieben ihrem Vorsatze nicht treu.[1]) Man versteht wirklich nicht, wie der gelehrte Prediger Friedrich Christoph Müller von Unna, ein bedeutender Astronom und Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften, seine Aufsätze in so gemischter Gesellschaft vor die Leser senden konnte. Eine Arbeit von ihm: „Über die westphälische Land- und Lebensart“ besitzt heute noch gewissen Wert. Müller sucht hier die Einrichtung der westfälischen Bauernhäuser sowie der Lebensweise ihrer Bewohner, „die ja im Auslande so oft Anlaß zum Spott bot“, zu verteidigen, indem er sie aus der Natur des Landes erklärt. Zu dem Zwecke gibt er eine ausführliche Beschreibung des westfälischen Bauernhauses. Im ganzen betrachtet zeigt die Zeitschrift noch Aehnlichkeit mit den moralischen Wochenschriften, doch neigt sie schon mehr der Gattung der belletristischen Organe zu, Gedichte, Novellen und Schauspiele überwiegen an Zahl. Der „Brockenkorb“ fand auch seinem Namen und seinem Inhalte gemäß Aufnahme, denn er wurde in Köln zu Fastnacht von den Bänkelsängerinnen in eine die westfälischen Dichter und den Herausgeber vorspottende Posse verwandelt.

Eine weitere Zeitschrift „Der Weise aus dem Mond durch mich“, (Nirgends. 1. Teil in 25 Bogen 1767, 2. Teil in 25½ Bogen 1768 erschienen) wird in Nicolais „Allgemeiner deutscher Bibliothek“ sehr gelobt wegen ihrer Freimütigkeit, mit der sie für die Aufklärung in den katholischen Gegenden am Niederrhein wirkte, doch wird ihre Schreibart als eine oft undeutsche und dunkele getadelt.[2])

---

[1]) Hier nur ein drastisches Beispiel ihrer derben Schreibart, ein „Frühlingslied“:

„Der Frühling kömmt! bey meiner Ehre
Als wenn ich neu gebohren wäre,
Kriecht mir's durch Mark und Bein.
Entfleuch' dem Kloster junge Nonne
Und Du Diogenes der Tonne
Und sch . . . mit Urlaub, was hinein!“
Westph. Brockenkorb, 1784, VI. S. 499.

[2]) Allg. d. Bibliothek 1769. Bd. 10 II, S. 305/6. „Wahrheiten, die in protestantischen Gegenden nichts Neues, in katholischen dagegen von großer Wichtigkeit. Man lese nur im 2. Teile die Gedanken „von den Feyertagen“, „von den Ordensschulen“, „von der Pfaffheit u. s. w.“ Ebd. S. 306.

„Der Clevische Zuschauer oder Patriotische Beiträge zur Aufklärung. Von einer Gesellschaft wahrheitsliebender Freunde," erschien seit dem 1. April 1792 zu Cleve in der Königl. Hofbuchdruckerei bei Koch.[1])

Auch in Lemgo fanden die moralischen Wochenschriften noch einen verspäteten Nachtrieb in einer 1777 erschienenen Zeitschrift: „Der Schwätzer oder die Lukubrationen Isaak Bickerstaffs", die sich schon im Titel als eine Nachahmung des englischen „Tatlers" verrät. Der Verfasser paßte diese berühmte englische Wochenschrift durch Übersetzung ausgewählter Abschnitte seinem Leserkreise an. Er versprach ebenso auch den „Guardian" und „Spektator" zu bearbeiten, die Zeitschrift brachte es auf zwei Bände.[2])

---

[1]) Ein vollständiges Exemplar des ersten Jahrganges befindet sich im Besitze des Herrn Grevel.

[2]) Allg. deutsche Bibliothek, 63. Bd., S. 2413.

V. Abschnitt.

Die gelehrten und schöngeistigen Zeitschriften bis zum Jahre 1813.

Die Organe, die wir am Schlusse des vorhergehenden Abschnittes betrachtet haben, hängen nur mehr lose zusammen mit dem gewaltigen Heere der moralischen Wochenschriften, sie sind nur mehr vereinzelte versprengte Nachzügler. Die moralischen Zeitschriften, die einst so voll jugendlicher Begeisterung gearbeitet hatten an der Erneuerung und Wiederbelebung der sittlichen und geistigen Kultur in deutschen Landen, waren altersschwach geworden. Mit der dem Alter oft eigenen Geschwätzigkeit ward immer aufs neue wiederholt, was früher schon hundertmal gesagt war. Immer nüchterner, immer hausbackener ward die Moral, statt lebenskräftigen Humors und scharfer Satire herrschte meist trockene Salbaderei, statt mit gesunder Hausmannskost ward das Publikum mit läppischen Reimereien, sentimentalen Schäfergedichten und lüsternen Liebeständeleien abgefüttert. Es mußte hier Wandel geschaffen werden, es mußte, das sahen die Besten der Nation ein, der Journalistik ein ganz neuer Inhalt gegeben werden.[1]) Die moralischen Wochenschriften hatten eine gesunde Entwicklung der Journalistik angebahnt, es galt nun das von ihnen begonnene Werk zeitgemäß fortsetzen. War auch die Blütezeit der eigentlichen moralischen Wochenschriften längst vorüber, so blieben doch die aus ihnen entstandenen Blätter noch auf längere Zeit hin die Hauptvertreter der Journalistik in Westfalen, während die politischen Organe nur eine untergeordnete Rolle spielten. Die letzteren waren in Westfalen, wie wir sahen, nur in verschwindend kleiner Anzahl vorhanden, ja diese verdienten

---

[1]) Vergl. die treffliche Abhandlung Justus Mösers „Ein neues Ziel für die deutschen Wochenschriften".

kaum den Namen einer politischen Zeitung, sie brachten nur allenfalls Hofnachrichten, Kriegsberichte und dergl. Die Zeitungen konnten aber auch damals, zu einer Zeit, wo Politik in geschlossenen Kabinetten getrieben wurde, wo ferner noch keine großen nationalen Fragen im Vordergrund des Interesses standen, nicht viel anderes bringen, besonders nicht in Westfalen, das ja keine eigentliche Hauptstadt und keinen Fürstenhof hatte, wo das politische Leben des Landes sich hätte konzentrieren können. Dazu kam, daß eine argusäugige Zensur auf die Zeitung, „das enfant terrible der Presse", fein obacht gab, daß es nur ja seinen engen Spielraum nicht übertrete. Selbst in Preußen, wo doch Friedrich der Große bei seinem Regierungsantritt die vielversprechende Parole ausgegeben: „daß Gazetten, wenn sie interessant sein sollten, nicht genirt werden müßten", wurden seit dem harten Zensurukas des gestrengen Ministers Wöllner wieder schärfere Saiten aufgezogen.[1]) Welche Folgen hatte diese Geistesfesselung für die weitere Entwickelung der Journalistik? „Eine solche Knechtung kann Revolutionen gebären, sie kann auch jene entsagende Fügsamkeit großziehen, die nur das Blumenfeld der Belletristik zum Tummelplatz wählt und ihren Kraftüberschuß in literarischen und Theaterskandalen entlädt", meint Erich Schmidt.[2]) und auch in Westfalen wurde die Journalistik der 70er und 80er Jahre des 18. Jahrhunderts auf diese Bahn gedrängt. War das Forum der öffentlichen Besprechung politischer Gegenstände verschlossen, so lud doch der Hain der Musen den Schriftsteller ein, sich frei und nach Belieben in ihm zu ergehen. Ja, es machte sich vielfach in manchen Kreisen ein Ekel gegen die leidige Politik geltend, sang doch noch Goethe: „Ein garstig Lied! Pfui! ein politisch Lied! ein leidig Lied!"

Die politischen Zeitungen waren also nicht berufen, die Erbschaft der moralischen Wochenschriften anzutreten, sie fiel vielmehr den Organen zu, die sich in bedeutend näherem Grade mit den moralischen Zeitschriften verwandt erwiesen. Aus den Wochenschriften selbst lösten sich bestimmte Gebiete los und wurden zu selbständigen Zeitschriften. Die Literatur, die ja schon in Gottscheds und Bodmers Wochenschriften eine Hauptrolle gespielt hatte, lieferte den ersten Stoffkreis, die zahlreichen Gelehrten, die in den Redaktionen der moralischen Wochenschriften gesessen hatten, brachten

---

[1]) Salomon I. 117. Vergl. auch das erneuerte Zensuredikt für die preußischen Staaten exclusive Schlesien. Berlin 19. Dez 1788.

[2]) Lessing I, 38, Berlin² 1899.

das gelehrte Element mehr und mehr zur Geltung und schufen so die gelehrten Organe, und endlich wandten sich in der Praxis stehende Männer den Fragen des täglichen Lebens zu und setzten so die erzieherische und soziale Tätigkeit der englischen Wochenschriften fort, freilich mit Rücksicht auf die veränderten Zeitverhältnisse, und legten so den Grund zu Schriften, die in Westfalen eine reiche Blüte erleben sollten in den „Beiträgen zum Nutzen und zum Vergnügen“, die Justus Möser in den Jahren 1766—1782 als Beilage zu dem Osnabrücker Intelligenzblatte schrieb, und die unter dem Namen „Patriotische Phantasien“ gesammelt in weiteren Schichten des deutschen Volkes bekannt zu sein verdienten. Möser hat hier der Journalistik ganz neue Bahnen gezeigt, und wenn ihn Roscher[1]) den größten Nationalökonomen des 18. Jahrhunderts nennt, so können wir ihm mit Riehl die Palme als dem bedeutendsten volkswirtschaftlichen Journalisten seines Jahrhunderts zuerkennen.[2]) Ja, Riehl hat Recht, „er ist unser einziger politischer Zeitungsschreiber, dessen Artikel wirklich volkstümlich geworden sind, aufgestellt nicht nur in dem literarischen Pantheon unseres klassischen Volksschriftentums, sondern auch in dem buchhändlerischen der Groschen- und Volksbibliotheken. Striche man das äußere, rein seiner Zeit angehörende Beiwerk in seinen „Patriotischen Phantasien“ weg, man könnte sie heute wieder als schlaghaft wirkende Leitartikel neuesten Datums in unsere Zeitblätter einführen“. Möser hat zuerst eine große nationale Idee in die Journalistik gebracht, er wollte das Volk vermöge seiner Ausführungen über die Verwaltung des Staatswesens allmählich zur Teilnahme an der Regierung erziehen. Und in welch ausgezeichneter Form brachte er seine fruchtbaren Gedanken zum Ausdruck! Selbst eine durchaus praktische Natur, stieg er, wie einst Luther bei seiner Bibelübersetzung, hinab ins Volk und beobachtete den Mann auf der Gasse und die Frau unter den Kindern. Justus Möser ging bei seinem jornalistischen Schaffen durch die Schule der moralischen Wochenschriften, die er kennen lernte, als Mitglied der Göttinger Deutschen Gesellschaft[3]) und auch als begeisterter Verehrer Marivaux, der ja die moralischen Zeitschriften von England nach Frankreich verpflanzte. Freilich verhalten sich die Schriften Mösers zu den moralischen Wochenschriften fast wie die geniale Faust-

[1]) Roscher, Gesch. der Nationalökonomie in Deutschland. München 1874, 500.

[2]) Riehl, Land und Leute, Stuttg. 1861, 14/15.

[3]) Otto a. a. O.

dichtung Goethes zu den ersten Reimen der gewaltigen Sage in den Volksbüchern des Mittelalters. Im Jahre 1746 gab Möser in Hannover ein Wochenblatt heraus „Versuch einiger Gemählde von den Sitten unserer Zeit“,[1]) wobei ihm die Zensur viel zu schaffen machte.[2]) Seine Haupttätigkeit auf dem Gebiete der Journalistik beginnt erst mit seiner amtlichen Stellung in Osnabrück. „Im Besitze ausgedehnter Regierungsgewalt hielt er es für notwendig, seine Verordnungen, wichtige Landesangelegenheiten aller Art in der freiesten, publizistischen Form dem Urteile der öffentlichen Meinung zu unterwerfen.“ [3]) Was er mit seinen Veröffentlichungen bezweckte, sagt er selbst an mehreren Stellen seiner Wochenblätter.[4]) Möser verkannte auch nicht die Schwierigkeiten, die einer freien Meinungsäußerung, einer vernünftigen Preßfreiheit im Wege standen, „während man in England in einem großen Walde lebt, wo man den Löwen brüllen, die Hengste wiehern, die Krähe ächzen . . . den Frosch quaken läßt und sich an dieser mannigfaltigen Stimmung der Natur ergötzt, ist in dem kleinen Gartenzimmer, worin wir Nachbarskinder uns versammeln, auch das Gezische einer Heime empfindlich“.[5])

Eine ausführliche Würdigung Mösers als Journalisten hieße beinahe eine Darstellung seines gesamten Schaffens geben, denn er schrieb weder Lehrbücher noch hielt er Vorlesungen an einer Hochschule, noch baute er ein eigenes staatswissenschaftliches System aus, er vertraute seine Gedanken vielmehr einem unscheinbaren Lokalblatte einer kleinen Stadt an. Doch würde eine solche Arbeit, so interessant sie auch wäre, über den Raum vorliegender Abhandlung hinausgehen oder nur Stückwerk bleiben, wie so manche Versuche, die bisher die journalistische Tätigkeit Mösers darzustellen versprachen.[6]) Wir wollen uns daher mit diesem Hinweis auf die markige Gestalt des Mannes begnügen, der wie ein

---

[1]) Westphalia 1825. S. 5.

[2]) Vgl. Vorrede seiner Tochter zum IV. Band seiner sämtlichen Werke. (Abeken IV. 182.)

[3]) Kreyssig 21.

[4]) Vgl. „Über ein neues Ziel der deutschen Wochenschriften“, Mösers sämtl. Werke. Bd. III. 87/91. Vgl. dazu Milberg, die moralischen Wochenschriften des 18. Jahrh. S. 85/6. Als Möser sich von der Leitung der gelehrten Beilage zum Osnabrücker Intelligenzblatt zurückzog, übertrug er dieses Amt dem Sekretär Vezin (vergl. Deutsches Museum, 1784, III. St., S. 247 ff.).

[5]) Sämtl. Werke. III. 94.

[6]) Z. B. „Ein Feuilletonist vor 100 Jahren,“ Berliner Tageblatt. 1894 (Nr. 12) u. a.

gewaltiger Riese auf all das Gelichter und Zwergenvolk hinabschaut, das zu seinen Füßen sich in allen möglichen Journalen, die meist mit dem Verschwinden auch vergessen waren, abmühte. Vielleicht widmet der Biograph Mösers, dessen Erscheinen man in den verschiedensten Wissensgebieten, die dem „prophetischen Patrioten von Osnabrück“ verpflichtet sind, längst sehnsüchtig erwartet, auch dem Journalisten Möser ein eigenes Kapitel.

Auch in der Heimat Mösers fielen seine Anregungen auf fruchtbaren Boden. Es wurde nun in den Zeitschriften den Fragen des täglichen Lebens, besonders auch den Interessen der Landwirtschaft eine größere Aufmerksamkeit gewidmet, und wie Möser in seinen Blättern „von Edelleuten und Beamten, von Bauern und Handwerkern, von Leibeigenen und Heuerlingen bis ins kleinste Detail ihrer Wirtschaft hinein redet, von Ploggenhieb, von Schweinehut, von Dreschtenne und Spinnstube, von Kaffeetrinken, Putz und Tanz, von Ehe und Kinderzucht, von Prozeßführung und Schulden, von Steckbriefen und Intelligenzblättern, kurz von all den tausend Kleinigkeiten, die zusammen den Begriff des häuslichen und bürgerlichen Lebens füllen, aber stets mit geistvollem Durchblick auf das Volksleben im Ganzen“,[1]) daneben aber auch literarische Gegenstände bespricht, so finden wir auch bald in den Zeitschriften Westfalens, soweit sie nicht ausgesprochene Fachzeitschriften waren, ein buntes Durcheinander der verschiedensten Stoffgebiete und Interessenkreise. Gelehrte Abhandlungen, Gedichte, Biographien, Vorschläge für Ackerbau und Viehzucht stehen da oft friedlich nebeneinander, was natürlich die Klassifizierung und Charakterisierung dieser Blätter sehr erschwert. Die Schwierigkeit wächst noch dadurch, daß von den meisten nichts als der Titel oder höchstens eine dürftige Rezension in irgend einer Literaturzeitung erhalten ist. Wir müssen daher oft auf eine Anordnung der Zeitschriften nach dem Inhalt verzichten, und, wenn sich die Scheidung in gelehrte und schöngeistige Blätter nicht aufrecht erhalten läßt, zur besseren Übersicht die einzelnen Erscheinungen um den Verlagsort oder die Person des Herausgebers gruppieren.

Wir haben oben ein Bild von dem Zustande der literarischen Bildung in Westfalen besonders um die Mitte des 18. Jahrhunderts zu zeichnen versucht,[2]) wir sahen, wie gering das Interesse für literarische Bestrebungen war, und führten die Hauptgründe für diesen Tiefstand des

---

[1]) Roscher a. a. O.

[2]) Vgl. Abschnitt I.

geistigen Lebens an. Im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts trat endlich ein Wandel zum Besseren ein. Nicht nur brachte ein Mann wie Justus Möser den westfälischen Namen bei den Gebildeten im Auslande zur Geltung, auch im Lande selbst regte sich neues Leben. Hatte noch 1753 ein Mitarbeiter der erwähnten moralischen Wochenschrift „Westphälische Bemühungen zur Aufnahme des Geschmackes und der Sitten" über den gänzlichen Mangel an gelehrten Gesellschaften in der Mark geklagt, so wurde diesem Übelstande durch die Gründung mehrerer solcher Vereinigungen abgeholfen.[1]) Der Prediger Schwager machte auf seiner Reise durch Westfalen die Beobachtung, daß die Lust zum Lesen am Niederrhein und in Westfalen sehr gestiegen sei, in seiner Jugend, meint er, sei „eine Sortimentsbuchhandlung für diese Länder noch zuviel gewesen".[2]) Hatte man früher von westfälischen Gelehrten im Lande selbst so gut wie nichts gewußt, so begann mit den 70er Jahren ein emsiges Suchen nach „berühmten Westphälingern". Man kann dies vielleicht auf eine Anregung zurückführen, die Justus Möser in seinen „Westphälischen Beiträgen zum Nutzen und zum Vergnügen" gegeben hatte.[3])

Er empfiehlt nämlich dort in sehr anregender Weise die Anlage einer „Westphälischen Biographie". „Auch Westphalen ist groß genug, und das Leben eines Westphalen kann wenigstens alle seine Landsleute interessieren, es kann Nutzen und Nachahmung erwecken, da man an seinen Landsleuten einen näheren Anteil als an Fremden nimmt." Auch Westfalen habe große Männer gehabt; Künstler, Maler u. a., die „entweder von der Biographie mit Stillschweigen übergangen, oder auf fremde Rechnung geschrieben wurden". Möser ersucht dann alle Kenner und Liebhaber, Nachrichten von ruhmwürdigen Männern, die in West-

[1]) So gründete 1785 Kriminalrat Terlinden die „Gelehrte Gesellschaft zur vaterländischen Geschichtsforschung" in Soest. Von der „Harmonischen Gesellschaft" in Lennep berichtet Weddigen (Westph. Magazin 16, 347, 1788): „Sie hat zwar nicht Ursache, das Licht zu scheuen, trägt aber Bedenken, in einer periodischen Schrift aufzutreten. Ehe Schreiber dieses Mitglied derselben war, ist einmal ein ganzes Jahr scharf über sie inquiriret worden und auf Veranlassung unserer Geistlichkeit ist dem neuerwählten Rektor Rautert in seiner Vokation ausdrücklich untersagt worden, einer gelehrten oder Lesegesellschaft beizuwohnen . . ."

[2]) Joh. Moritz Schwager, Bemerkungen auf einer Reise durch Westfalen. 102. Elberfeld 1804.

[3]) Aufmunterung zu einer westphälischen Biographie, Mösers sämtl. Werke, Bd. V. 435 ff.

falen gewirkt, dem Intelligenz-Comptoir mitzuteilen.[1]) Auch Professor Schlüter richtete später eine ähnliche Aufforderung an das westfälische Volk, in der er darauf aufmerksam machte, daß in Meusels „Gelehrtem Teutschland" die westfälischen Schriftsteller äußerst mangelhaft aufgeführt seien. Mehr als einmal habe Hofrat Meusel öffentlich und laut darüber geklagt, daß er, allen Fragens und Bittens ungeachtet, aus Westfalen keine Nachrichten für das „Gelehrte Teutschland" erhalten könne.[2]) Diesen wohl berechtigten Anregungen wurde in der Folgezeit auch vielfach entsprochen, besonders die westfälischen Zeitschriften zeigen, auf wie fruchtbaren Boden die Worte Mösers und Schlüters gefallen waren. Man erinnerte sich mehr und mehr daran, daß auch Westfalen einst eine reiche Blüteperiode in Wissenschaften und Künsten erlebt, und es ward bald zur literarischen Mode, dem Leben und den Taten berühmter Westfalen im In- und Auslande nachzuspüren und ihre Werke ausführlich zu besprechen. „Berühmte Westphälinger" bildete noch bis weit ins 19. Jahrhundert in vielen Zeitschriften ein beständig wiederkehrendes Thema. Lief in diesen Berichten auch manches Unhistorische mit unter, ließ man sich auch häufig in übergroßer Vaterlandsbegeisterung zu Schlüssen und Behauptungen verleiten, die in das Reich der Fabel gehören, einen unleugbaren Vorteil hat doch die Heimatsgeschichte aus Mösers Anregung gezogen.[3])

[1]) Mösers sämtl. Werke, V. 435 ff.

[2]) Westph. Anz., 1799, 8. Jan.; Becker, a. a. O. 103.

[3]) Man entdeckte bald überall im Auslande Angehörige der roten Erde, die sich auf den verschiedensten Gebieten große Verdienste erworben hatten. Michaelis in Göttingen behauptete sogar in Schlözers „Staatsanzeigen", seit mehr als hundert Jahren säßen nur Westfalen in der kaiserlichen Kanzlei in Wien. Diese Ansicht scheint überhaupt verbreitet gewesen zu sein. So bemerkt Gundling bei der Beschreibung des westfälischen Friedens: „Der dritte Kaiserliche Minister war Johann von Cranen. Er wird insgemein für einen Westphälinger ausgegeben, das machet, es war einer von Cranen Professor in Helmstädt, der ein Westphale gewesen. Ich selbst habe es ehedem geglaubt. Es ist auch nicht rar, daß sich ein Westphälinger am Kaiserlichen Hofe poussieret, denn diese lernen einen guten deutschen Stylum und seit 100 Jahren führen lauter Westphälinger die Feder in der Kaiserlichen Kantzley." (Gründlicher Diskurs über den Westph. Frieden, 74). Es ging sogar die Sage, daß Kolumbus bei der Entdeckung Amerikas dort einen mit westfälischen Sensen handelnden Winterberger getroffen habe (Jakobi a. a. O. 28.), und die zu Wesel 1785 erschienene „Jugendzeitung" stellte fest, „daß das Kupferstechen zu Bockolt im Münsterschen durch Israel von Mecheln .... erfunden worden sei" (1785. 16. April. Beil. S. 122). Vergl. auch „Nachrichten über berühmte Westfalen", Schlözer, Staatsanzeigen, Heft 2/357.

So konnte denn auch Schwager in seinem erwähnten Artikel einen wesentlichen Fortschritt in der Bildung Westfalens feststellen, und zwar hebt er hervor, daß dies ein Verdienst der westfälischen Journalistik sei. „Die gelehrte Beilage zu unseren verschiedenen Intelligenzblättern hat Nutzen gestiftet, in Osnabrück schrieb sie bis jetzt Möser, in Lippe-Detmold Benzler und in Minden wer wollte und konnte. Man liest sie, weil man sie bezahlen muß, es bleibt immer etwas hängen, mit der Zeit wird das Lesen Bedürfnis, und es entsteht ein heilsamer Durst nach Wahrheit.“[1])

Wir gehen nun zu einer Beschreibung der Organe über, die neben den von Schwager genannten in Westfalen Sinn für wissenschaftliche und künstlerische Bestrebungen zu beleben suchten, und beginnen mit den in Cleve erschienenen Journalen.

Von allen Städten des damaligen westfälischen Gebietes war wohl keine mehr geeignet, den schönen Künsten ein Heim und eine Pflegestätte zu bieten, als das blühende Cleve. Diese Stadt, malerisch zu Füßen des Schwanenberges gelegen, lange Zeit die an Einwohnerzahl größte Stadt Westfalens, hatte schon als Residenz eines Fürsten von Nassau-Oranien, später als Hauptstadt zweier blühender Provinzen manches vor andern Orten voraus. In ihr wohnte eine zahlreiche Beamtenschaft, sie war der jährliche Versammlungsort der damaligen Landstände von Cleve und Mark, die hier über wichtige Landesangelegenheiten berieten. Wegen ihrer schönen Umgebung und der heilkräftigen Wasser ihres „Gesundbrunnens“ wurde sie gern von Fremden als Sommerfrische besucht, besonders von zahlreichen holländischen Großkaufleuten mit ihren Familien.[2])

Auch aus ihrer günstigen Lage in der Nachbarschaft Frankreichs und als Eingangstor zu den gewerbreichen Niederlanden zog sie mannigfachen Nutzen. Die Niederlande aber waren ja damals nicht nur eine politische, sondern auch eine Gelehrtenrepublik.[3]) Alle diese Verhältnisse waren für das gedeihliche Zustandekommen einer Zeitung, die besonders das gelehrte oder schöngeistige Element in den Vordergrund stellte, sehr günstig. Wir hatten schon Cleve bei den moralischen Wochenschriften als Verlagsort

---

[1]) Berlinische Monatsschrift, 1783, V, 500.

[2]) Über Cleve. In Briefen an einen Freund aus den Jahren 1811 und 1814. Frankf. a. M. 1822. Berghaus (Wallfahrt) I 41 ff., 97 ff. und „Amusemens des eaux de Cleve oder Vergnügungen und Ergötzlichkeiten bey denen Wassern zu Cleve“, Lemgo 1748.

[3]) Berghaus, Wallfahrt durchs Leben I, 84.

einer der wichtigsten in Westfalen zu nennen, leider hatten die Kriegswirren, in die die Länder des Preußenkönigs sieben lange Jahre verwickelt wurden, den schöngeistigen Bestrebungen ein jähes Ende bereitet. Nach Beendigung des Krieges kam es dann in Cleve wieder zu mehreren Zeitungsunternehmungen. So ließ im Jahre 1774 ein rühriger Buchhändler, Bärstecher, eine der Unterhaltung dienende Zeitschrift unter dem Titel „Encyklopädisches Journal“ erscheinen. Dieses stellte sich dar als eine Nachahmung der verwandten englischen Magazine zur Lektüre für jedermann, z. B. das „Universal Magazine of Knowledge and Pleasure“.[1]) Der Inhalt setzte sich aus meist guten Übersetzungen zusammen. Das Blatt erhielt dadurch besondere Bedeutung, daß mit dem 5. Stück der bekannte Journalist und Staatsmann Wilhelm Dohm, damals in Göttingen, die Redaktion übernahm.[2]) Dohm, selbst ein Sohn der roten Erde, hat sich während seines ganzen Lebens auf dem Gebiete der Journalistik betätigt; 1774 gab er ja in Göttingen gemeinsam mit Boie das „Deutsche Museum“, eine der einflußreichsten Zeitschriften des 18. Jahrhunderts heraus. Unter seiner Leitung änderte das „Encyklopädische Journal“ seinen Charakter vollständig. Aus einem Unterhaltungsblatte wurde eine Gelehrtenschrift. Er dachte sich das Blatt als „Acta eruditorum“ in neuem Gewande. „Die Damen und Herren, die nur lesen, um sich zur Toilette vorzubereiten, mögen zur „Iris“ des Herrn Jakobi greifen“, meinte Dohm in seinem Prospekte. Abhandlungen aus allen Gebieten des Wissens sollte das Journal bringen, deren wesentliche Eigenschaften „Wichtigkeit, Neuigkeit, Gemeinnützigkeit“ sein sollten. Monatlich wurden 12 Bogen groß Oktav geliefert. Dohm selbst hat nicht lange die Redaktion des „Encyklopädischen Journals“ geleitet,[3]) doch schuf er später der Statistik und Staatsgeschichte ein Fach-

---

[1]) Beutler a. a. O. 168.

[2]) Über Dohm vgl. Goedeke, Grundriß, VI, 285. Gronau, W. Dohm in seinem Wollen und Handeln, Lemgo 1824. Zeitgenossen, 1826, 5. Bd., 129/194. Gottfr. Schütz, Darstellung seines Lebens, Halle 1832, Bd. 2 (46—76). Rhein.-westph. Anzeiger, 1823, S. 105.

[3]) Vom 6. bis zum 10. und letzten Hefte. Der Konkurs des Verlegers brachte das Unternehmen ins Stocken (Gronau, Dohm, 35). Über das „Encyklopädische Journal“ vgl. „Theaterzeitung“ (Cleve) 1775, Nr. 17, S. 160. Dort eine Inhaltsangabe. Von den Mitarbeitern seien außer Dohm der Historiker Hofrat Gatterer und der Philosoph Professor Feder aus Göttingen genannt.

journal. Seine reichen staatsmännischen Erfahrungen legte er nämlich nieder in den 1777 zu Lemgo erscheinenden „Materialien für die Statistik und neuere Staatengeschichte, gesammelt von Chr. W. von Dohm" (Lemgo bei Meyer). Hier brachte Dohm allerlei nützliche und interessante historische und statistische Nachrichten und kleine Schriften Dänemark, Spanien, Frankreich, Amerika betreffend. Gleichfalls den Interessen der Staatswissenschaft sollte eine Zeitschrift dienen, die 10 Jahre später auch in Lemgo erschien, das „Niedersächsische Magazin"[1]) (1787). Neben staatsrechtlichen Abhandlungen enthielt es Biographien berühmter Männer, Topographien von Städten, Rezensionen u. a. Herausgeber war nach Beutler Theod. Schmalz in Rinteln.[2]) Hier seien der besseren Übersicht wegen gleich die anderen in Lemgo, dem westfälischen Leipzig jener Tage, erschienenen Zeitschriften angeführt, die meist Fachzeitschriften waren. Die Theologie war vertreten mit der: „Neuesten Religionsgeschichte", 1771 beginnend, die unter der Aufsicht von C. W. Walchs in Göttingen herauskam und Artikel über die Ausbreitung der christlichen Religion, über freigeistige Schriften, religiöse Streitigkeiten, kirchliche Anstalten, Aufhebung der Klöster u. s. w. brachte. Gleichfalls erschien in Lemgo im Jahre 1774 das „Museum criticum continens praesertim varias lectiones, observationes et dissertationes ad auctores veteres Graecos et Latinos." Collegit et edidit. D. F. Stosch.[3]) Gelehrte Abhandlungen zur Textkritik biblischer und Profanschriftsteller bildeten den Inhalt. Auch eine sehr beliebte philosophische Zeitschrift, das „Magazin für die Philosophie und ihre Geschichte aus den Jahrbüchern der Akademien angelegt von Wilh. Hißmann," Professor in Göttingen, wurde in Lemgo verlegt.[4]) Eine „Lemgoer auserlesene Bibliothek der neuesten Literatur" gab Helwing, den wir schon als Redakteur der „Westphälischen Bemühungen zur Aufnahme des Geschmackes und der Sitten" kennen lernten, in den Jahren 1775—81 in Verbindung mit Dohm u. a.

---

[1]) Beutler a. a. O. 274. — [2]) Beutler 274.

[3]) Beutler 106. Es erschienen 9 Bände. Sie wurde später fortgesetzt von G. J. Plank. I. Tl. Lemgo 1787.

[4]) Beutler 123. Es erschienen 6 Tle. Beschrieben bei Dessoir a. a. O., I, 152. Er nennt die Absicht Hißmanns dankenswert, denn auch von Akademieschriften gelte der Satz, daß man in einer egyptischen Pyramide nicht minder begraben sei, als in einem gemeinen Sarge. Ebd. 152 und 211 ff.

heraus (20 Bde.).[1]) Weit größere Verbreitung als die gelehrten Organe, die doch immer nur für einen beschränkten Kreis von Fachmännern geschrieben wurden, erlangten diejenigen Blätter, die entweder das literarische, schöngeistige Element in den Vordergrund stellten, oder es doch wenigstens neben den gelehrten Abhandlungen etwas mehr berücksichtigten. Denn sie kamen damit der herrschenden Geschmacksrichtung weiter Gesellschaftsschichten entgegen. Wie heute häufig die Vorkommnisse der Politik, des sozialen Lebens den Gesprächsstoff abgeben für die geselligen Zusammenkünfte, so entnahm in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Gesellschaft den Stoff ihrer Unterhaltung vorwiegend der schönen Literatur. Von Oldenburg berichtet aus dem Ende der 70er Jahre v. Halem in seiner Selbstbiographie: „Statt daß sonst nur Prozesse, Familienvorfälle, Schwächen des Nächsten Gegenstände gesellschaftlicher Unterhaltung waren, sprach man jetzt von Schauspielen und anderen Gegenständen der Literatur. Alles fing an zu lesen, 1776 waren schon vier Büchergesellschaften im Gange.“ [2]) Es begann die Zeit der Musenalmanache und poetischen Taschenbücher, der Theaterzeitungen und der ästhetischen Tees. Auch in der westfälischen Journalistik zeigte sich bald der Einfluß der herrschenden Zeitrichtung. Als erstes der schöngeistigen Organe sei eine „Theaterzeitung“ erwähnt, die in Cleve vom 4. Januar 1775 an wöchentlich einmal erschien.[3]) Dort war ja, wie wir vorhin gezeigt, das gesellschaftliche Leben reich entwickelt, und es wurde nach zeitgenössischen Berichten nicht nur der Polyhymnia dort viel gehuldigt, sondern man war auch der Thalia in Cleve jederzeit hold. Deutsche und italienische Schauspielertruppen fanden sich hier ein und gaben oft mehrere Wochen lang

---

[1]) Nordhoff, Zeitschrift f. v. G. u. A. Bd. 41 II/148. Das Werk ist vollständig vorhanden auf der Landesbibliothek Düsseldorf. Der später noch zu behandelnde Joh. Gottfr. Nonne kündigte 1774 einen gelehrten „Merkur“ an, dessen Inhalt sich aus folgenden Abteilungen zusammensetzen sollte: 1. Esprit, 2. Revision, 3. Beiträge, 4. Facta, 5. Philosophische Gespräche, 6. Miscellanea. Vgl. „Einige Gedanken über die Philosophie. Nebst der Ankündigung eines neuen gelehrten Merkurs.“ Minden 1774 und Allg. deutsche Bibl. 28 II, S. 617.

[2]) v. Halem, Selbstbiographie 80.

[3]) Die „Theaterzeitung“ erschien anonym, auch Drucker und Verleger sind auf den Blättern, die mir vorlagen, nicht genannt. Der Herausgeber erbat sich, weil er selbst seine Adresse nicht angeben könne, alle Beiträge an „die Neue Buchhandlung“ in Düsseldorf. Ein Exemplar dieser heute sehr seltenen Zeitschrift fand ich auf der Universitäts-Bibliothek zu Bonn.

Vorstellungen. Noch reger entfaltete sich das Theaterleben daselbst, als König Friedrich Wilhelm II. von Preußen das verhaßte Döbbelinsche Privilegium für die entfernteren Provinzen des Staates aufhob. Die nach Holland reisenden oder von dort kommenden Künstler hielten in Cleve gewöhnlich Rasttag und führten bei der Gelegenheit ihre Künste vor. 1775 erschien sogar in Cleve die schon erwähnte Theaterzeitung.[1]) „Seit der „Hamburgischen Dramaturgie" sind fast ebenso viele kleine Nachahmer dieses vortrefflichen Kunstrichters aufgestanden, als es deutsche Kunstbühnen gibt", heißt es in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" einmal, als es sich darum handelte, eines der vielen neuerschienenen Theaterjournale zu kritisieren. Besonders in den 70er Jahren schossen derartige Blätter wie Pilze überall, selbst an kleineren Orten, aus der Erde. In seinem Vorwort an die Leser stellte der anonyme Herausgeber, „der selbst weit von Cleve entfernt wohnt", Arbeiten der besten Köpfe Deutschlands in Aussicht. Einen vierfachen Zweck verfolgte er in seinem Blatte. „Der Patriot, der das deutsche Theater schätzt, solle hier von dessen zerstreuten Pflanzschulen und den Talenten ihrer Mitglieder concentrirte Nachricht erhalten, der Prinzipal finde das Verzeichnis der neuesten Stücke, er könne die besten wählen und brauche nicht mehr das Gedächtnis seiner Leute mit dem Auskehrsel der dramatischen Musen zu folteren, der Schauspieler könne aus den Abhandlungen über seine Kunst lernen und der Dilettante könne sich außer an kritischen und dramaturgischen Neuigkeiten an Gedichten und Anekdoten erholen." [2]) Damit ist der Inhalt schon angedeutet. Von den dramatischen Aufsätzen bieten die Besprechungen verschiedener Goetheschen Stücke einen Beitrag zur Bühnengeschichte des klassischen Dramas. Die Theaterzeitung bläst mit vollen Backen ins Horn der Stürmer und Dränger, in einer begeisterten Verteidigungsschrift von Goethes „Götz" richtet der unbekannte Verfasser seinen Spott gegen die zimperlichen Frauenzimmer, die die Derbheiten der Sprache des Götz verurteilen.[3]) Die Theaternachrichten in der Cleveschen Theaterzeitung sind von den verschiedensten deutschen Städten, mehrfach ist auch Münster vertreten, man kann daher dies Journal als

---

[1]) Über Cleve 30 f. Dort wird von einer schon 1765 erschienenen Theaterzeitung gesprochen; dies ist aber ein Irrtum, die anderen Gewährsmänner geben auch übereinstimmend 1775 als Erscheinungsjahr an. Raßmann II, 129. Beutler, 156, der die „Theaterzeitung" sehr gering einschätzt, und Allg. d. Bibliothek, 33. Bd. II. 556.

[2]) Theaterzeitung Nr. 1. — [3]) Ebd. Nr. 15.

eine wichtige Quelle für die Münstersche Theatergeschichte bezeichnen. In Münster blühte damals das Theaterleben, im Jahre 1774 hatte nach einem Berichte der Theaterzeitung die Josephische Schauspielergesellschaft dort Gastspiele gegeben und im folgenden Jahre, in dem der Magistrat auf besonderen Befehl des Kurfürsten ein neues Komödienhaus zu bauen begann, brachte Herr Dobler, Akteur bei der Josephischen Gesellschaft, eine eigene Truppe zusammen und konnte oft vor ausverkauftem Hause spielen. Doch sein Glück dauerte nicht lange. „Ihm wurden teils von seinen Creditoren, teils von seinen Akteurs so viele Chikanen gemacht, und letztere unter- und gegeneinander so aufgehetzt, daß der arme Herr Dobler endlich davon laufen mußte".[1]) Alle Festlichkeiten und Ehrentage des Münsterischen Theaters fanden in der Theaterzeitung einen Widerhall, indem die Prologe, Abschiedsreden u. drgl. dort gedruckt wurden.[2]) Auch Sprickmann war ein eifriger Mitarbeiter an dem Clevischen dramaturgischen Journal, mehrere dramaturgische Aufsätze, so Nachrichten über die Josephische Schauspielergesellschaft und einige Gedichte entstammen seiner Feder.

Die „Theaterzeitung" hatte, wie die meisten derartigen Unternehmungen, keinen langen Bestand. Ebenso scheint ein „Clevischer Anzeiger", den ein Schauspieler Müller ein paar Jahre später begann, wohl sehr kurzlebig gewesen zu sein, da nichts Näheres über ihn zu ermitteln war.[3]) In späterer Zeit überflügelte die Rödersche Buchhandlung in Wesel bald die von Hoffmann und Hammersmann in Cleve und gab auch mehrere Zeitungen heraus, so in den achtziger Jahren (1785 f.) eine „Jugend-

---

[1]) Ebd. Nr. vom 3. Mai 1775 (S. 301). Näheres aus der Theatergeschichte Münsters auf Grund der Clevischen Theaterzeitung gibt J. Schwering, das Theater in Münster, Münst. Anz. 17. Febr. 1907, II. Ausg., 2. Blatt, Nr. 108.

[2]) Es finden sich in der Theaterzeitung von derartigen Beiträgen: in Nr. 19 ein Gedicht von F. A. Cl. Werthes, dem späteren Literaturprofessor von Stuttgart und Pest: „Auf Gretchen Haverkampf, eine junge Schauspielerin." Werthes hielt sich damals vorübergehend in Münster auf (vergl. J. Herold, F. A. Cl. Werthes, Münster 1898 und Raßmann I. 72 ff.); ferner in Nr. 33 eine Abschiedsrede: „Bey der Abreise der Josephischen Gesellschaft aus Münster in Gegenwart des Kurfürsten nach der Vorstellung des Kodrus, gesprochen von Mademoiselle Haverkampf der jüngeren," gedichtet von Dr. Stühle; von demselben ein „Prolog in höchster Gegenwart Seiner Kurfürstlichen Gnaden zu Kölln Maximilian Friedrich gesprochen". Vgl. Raßmann I., 63 f., II. 127.

[3]) Über Cleve. 30.

Zeitung", eine Wochenschrift, in der die politischen Nachrichten fast schon die belletristischen überwiegen.[1]) Gleichfalls erschienen seit 1786 bei Röder die damals sehr beliebten „Niederrheinischen Unterhaltungen", die bis 1792 bestanden und in denen C. A. Kortum vieles veröffentlichte.[2]) Als Herausgeber wird der reformierte Prediger Triest genannt, mit dessen Tode das Blatt einging.[3]) Im Jahre 1793 zeigt Schuldirektor M. C. M. Hummel aus Essen in der „Essendischen Zeitung von Kriegs- und Staatssachen" an, daß F. H. Westermann zu Wesel 1794 eine neue periodische Zeitschrift: „Unterhaltungen für Freunde der Jugend und nützlicher Kenntnisse" herauszugeben beabsichtige.[4])

Der mehrfach genannte C. A. Kortum trat auch als Herausgeber einer eigenen Zeitschrift hervor. In den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts erschien anonym ohne Angabe des Druckortes und Jahres eine periodische Schrift „Allerhand macht dies Blatt bekannt", deren Inhalt ein buntes Allerlei von Gedichten, Erzählungen, Satiren bildet. Wilhelm Grevel hat den Beweis erbracht, daß Kortum der Verfasser dieses Blattes ist. Der Jahrgang 1786 enthält nämlich die ersten neun Kapitel der Jobsiade und dazu am Schlusse des neunten Kapitels die Notiz: „Zur Nachricht. Mit diesem neunten Kapitel des Lebens Hieronimus beschließen wir das 1786ste Jahr, und zugleich Jobs seine Jünglingsjahre; ich werde ihn eine Zeit der Welt anvertrauen, alsdann aber seine Fata weiter beschreiben. Indessen werde ich einige Zeit denen Lesern mit anderen guten und lesenswerten Nachrichten aufwarten." Auch die zahlreichen Zeichnungen, die sich in „Allerhand macht dies Blatt bekannt" finden, und die ganz in der Manier der sonstigen Kortumschen Zeichnungen

---

[1]) Mir lag ein 4. Heft vom 6. April 1785 vor. Wöchentlich erschienen 2 Stücke, der Jahrgang kostete 2 Rtlr. 6 silb. Clev. Cour. (Nach einem Heft im Besitze des Herrn Grevel.)

[2]) Hermann 1830/825 ff. Von Kortum finden sich unter anderem folgende Aufsätze: „Die seltsamen Kinder des Medon und Sincer. Ein Märchen nach dem Geschmack des vorigen Jahrhunderts." „Immediatsicherheitskommission." Deicke 70.

[3]) Hermann a. a. O. 826. Nach einer Angabe Salomons (II, 212) redigierte im Anfange des 19. Jahrhunderts ein Prediger Triest die „Königlich privilegirte Stettinische Zeitung", die seit 1755 in Stettin erschien. Vergl. auch M. Wehrmann, Aus Pommerns Vergangenheit, Stettin 1891, S. 50—71.

[4]) Nach gütiger Mitteilung des Herrn W. Grevel.

gehalten sind, beweisen, daß der Jobsiadendichter zum wenigsten ein eifriger Mitarbeiter, wenn nicht der Herausgeber der Zeitschrift war.[1])

Eine „Westphälische Monatsschrift" erschien vom 1. Januar 1798 an in Wesel, verlegt und gedruckt von Math. Becker,[2]) in der Aufsätze, die dem Stoffkreise der moralischen Wochenschriften verwandt sind, sowie belletristische Artikel, meist aus fremden Literaturen entlehnt, geboten wurden. Im 12. Hefte des ersten Jahrganges teilen die Herausgeber mit, daß sie fortfahren wollten, „das Interessanteste aus der französischen Literatur auszuheben und dabei auch das Holländische nicht außer Acht lassen wollten". Um die Versandtkosten zu sparen, sollte die neue Zeitschrift als Quartalschrift erscheinen unter dem Titel „Annalen der französischen und batavischen Literatur". Das Blatt sollte beginnen, wenn sich genügend Subskribenten gemeldet hätten, ob das geplante Unternehmen zu Stande gekommen ist, war nicht festzustellen.

Sogar in dem kleinen Schwelm trat 1803 bei Moritz Scherz ein schöngeistiges Journal ans Licht, das den damals sehr beliebten Zeitschriftentitel „Die Biene" führte.[3])

In Lippstadt ließ der dortige Bürgermeister Joh. Ant. Arn. Möller vom 1. September 1784 an zwei Blätter erscheinen, ein „Lippstädtisches Bürgerblatt zum Nutzen des Nahrungsstandes und zur Beförderung gemeinnütziger Kenntnisse gesammlet von Joh. Ant. Arn. Möller" und „Alte Nachrichten von Lippstadt und benachbarten Gegenden, wie auch etwas von dem hochgräflich Lippischen Hause und Ländern aus bewährten Nachrichten und Urkunden gesammlet".[4]) Das

[1]) Nach gütiger Mitteilung des Herrn W. Grevel. Kortum selbst erwähnt die genannte Zeitschrift nicht, auch seine Biographen sagen darüber nichts. Die Zeitschrift bestand, wie Nordhoff, Zeitschr. f. v. G. u. A. 41 II. 146, auf Grund einer Mitteilung Grevels angibt, von 1786—1790, sie erschien aber schon früher, nur ist es sehr schwierig, die Nummern vor 1786 nach Jahren zu ordnen, da sie keine Jahreszahl tragen; man erkennt die Zusammengehörigkeit an der gleichen Randverzierung. Ich fand eine Nummer (7. Stück) in einem Sammelband der Breslauer Universitätsbibliothek und 12 Nummern (1.—12. Stück) auf der Breslauer Stadtbibliothek. Das Blatt führte auch eine Zeitlang den Titel „Allerhand für Jedermann".

[2]) Ein vollständiges Exemplar des ersten Jahrganges im Besitze des Herrn Grevel lag mir vor.

[3]) Westph. Anz. 1802. S. 16.

[4]) Lippstadt, gedruckt mit Müllerischen Schriften. Der Preis für beide Blätter betrug einen Conventionstaler pro Jahrgang.

„Bürgerblatt“ erschien jeden ersten des Monats ein Bogen stark und enthielt, wie schon aus dem Titel hervorgeht, allerlei für Ackerbau und Viehzucht nützliche Ratschläge, Anweisung zur Anfertigung landwirtschaftlicher Geräte, meist mit ausführlichen Zeichnungen. Es bestand bis zum 1. August 1789. In den „Alten Nachrichten“ teilte Möller interessante Materialien zur Geschichte Lippstadts und der Umgegend mit, eine Übersetzung des Lippiflorium, Proben plattdeutscher Verse von weiblichen Klosterinsassen des Lippstädter Stifts u. a. Das Blatt bestand vom 15. September 1784 bis 15. April 1788, wegen Mangel an Unterstützung ging das Unternehmen ein.[1])

Möller setzte später als Bürgermeister von Hamm seine journalistische Tätigkeit fort, indem er im Jahre 1800 „Ökonomische und Cameralistische Abhandlungen auch Bekanntmachung anderer nützlichen Vorschläge und Erfahrungen“ herausgab.[2])

Der Vollständigkeit halber seien noch genannt zwei Blätter, die Fr. W. Cosmann, Benefiziat an der Domkirche und Commendatarius auf der bischöflichen Kanzlei zu Paderborn herausgab, eine historische Zeitschrift: „Materialien und Beiträge zur älteren und neueren Geschichte wie auch zum Staats- und Privatrecht des westfälischen Kraises“ (sic!),[4]) von dem seit 1789 halbjährig wenigstens ein Teil erscheinen sollte, sowie eine Vierteljahrschrift für Genealogie „Das historisch-genealogische Magazin für den deutschen Adel, vorzüglich Niedersachsen und Westfalen“; von 1798 an erschienen ferner die „Zeitschrift für Naturforscher, Ökonomen, Künstler und Fabrikanten“ des Predigers der wallonischen Gemeinde in Wesel, Maréchaux (1801). Der Verbreitung nützlicher, besonders dem Landwirte nötiger Kenntnisse sollte die Zeitschrift dienen, die der Prediger M. C. Pothmann in Varenholz

---

[1]) Weddigen, Handbuch der histor. geogr. Literatur Westfalens I., S. 71. Rezension siehe O. Preuß u. A. Falkmann, Lippische Regesten I. Bd., S. 22. Lemgo u. Detmold 1860.

[2]) Die Zeitschrift, von der monatlich ½ Bogen mit Kupfern geliefert werden sollte zum Preise von 8 g. Gr. der Jahrgang, wurde in Lippstadt bei C. F. Lange gedruckt. Mir lagen vor der 4. Jahrg. vom J. 1803 und der 5. vom Jahre 1804. (Im Besitze des Herrn Grevel.) Nach einer Notiz am Schlusse dieses Jahrg. sollte das Blatt fortgesetzt werden. Von den ersten drei Jahrgängen erschien 1804 im Selbstverlage Möllers eine 2. Auflage.

[3]) Nach einem Exemplar im Besitze des Herrn W. Grevel. Gedruckt bei W. Junfermann auf Kosten des Herausgebers.

im Lippischen für das Jahr 1792 ankündigte,[1]) und die unter dem Titel „Stadt und Landchronik zum Nutzen und Vergnügen zunächst für den Handwerker und Landmann in Westfalen berechnet", erscheinen und neben politischen Nachrichten hauptsächlich Artikel über Ökonomie, Gewerbe und moralische Gegenstände enthalten sollte. Sobald genügend Subskribenten vorhanden seien, wollte Pothmann mit der Herausgabe des Wochenblattes beginnen. Ob es ihm, der ja später mehrfach als Volksschriftsteller hervorgetreten ist,[2]) gelungen, sein geplantes journalistisches Unternehmen zur Ausführung zu bringen, ließ sich nicht feststellen, da sich kein Exemplar eines solchen Blattes vorfand. Ähnliche Zwecke verfolgte wohl auch das „Westphälisch Märkische Volksblatt", das die „Westphälische naturforschende Gesellschaft" für 1799 im Verlage der Dänzerschen Buchhandlung in Düsseldorf anzeigte.[3]) Auch die Jugend erhielt 1799 eine eigene Zeitschrift in dem von Joh. Jak. Ohm, Kandidaten der Theologie herausgegebenen „Pädagogischen Wochenblatt für Kinder", das von Anfang 1800 an in Elberfeld herauskam.[4])

Es seien hier noch einige vorwiegend historische Zeitschriften angereiht. In Erlangen erschienen 1781 „Materialien zur geistlichen und weltlichen Statistik des Niederrheinischen und Westphälischen Kreises und der angrenzenden Länder nebst Nachrichten zum Behuf ihrer älteren Geschichte" und in Frankfurt und Leipzig in den Jahren 1790 und 1791 „Neue Beyträge zur Geschichte von Westfalen".

Für das Jahr 1809 kündigten der verdiente Historiker, Pfarrer Joh. H. Niesert und Dr. med. Rave in Ramsdorf eine Zeitschrift an „Vaterländische Denkmale oder Magazin für die Geschichte des ehemaligen Westphalens, hauptsächlich des Münsterischen Stiftes, zur Vermehrung und Berichtigung historischer Kenntnisse, über die Staats-, Kriegs- und Religions-

---

[1]) Munstr. Gemeinnütziges Wochenbl. 1792, 29. Stück.

[2]) Z. B. mit einem „Westph. Volkskalender" (1807—9) und einem „Westphälischen Taschenbuch fürs Volk". Lemgo 1815.

[3]) Westph. Anz. 1799, 7. Mai, Beilage, und ebend. V. Bd. 1308 die Kritik des Blattes. Die Aufsätze rührten meist von dem Direktor der Gesellschaft, Kriegs- und Domainenrat Mayer zu Brockhausen bei Unna her.

[4]) Westph. Anz. 1799, 29. Dezbr., Beilage.

verfassung desselben", die aber nach Raßmann nie erschienen ist.[1]) Den von Niesert und Rave ins Auge gefaßten Plan, nämlich die Herausgabe eines der Aufhellung der historischen Vergangenheit Westfalens dienenden Blattes sehen wir verwirklicht in den „Vaterländischen Blättern für das Herzogtum Westphalen", die Dr. Ruer jr. in den Jahren 1811 und 12 zu Arnsberg bei F. Herken erscheinen ließ. Von den historischen Aufsätzen verdienen die Arbeiten des eifrigen westfälischen Historikers J. S. Seibertz die meiste Beachtung. Auch gemeinnützige Artikel aller Art und patriotische Gedichte finden sich in den Blättern. Als die in Arnsberg bestehende „Großherzoglich Hessische Landes-Kulturgesellschaft" begann, in Beilagen zu dem dortigen Intelligenzblatte volkstümliche Aufsätze zu verbreiten, da änderten die „Vaterländischen Blätter" ihr Programm und wandten sich mehr an die Gebildeten.

Die Zeitschriften P. Fl. Weddigens.

Die meisten der bisher betrachteten Organe waren ohne eigentliche größere Bedeutung, sie kamen und gingen bald wieder nach einem kurzen Dasein, einige von ihnen hatten wohl ein besseres Los verdient. Weit wichtiger sind die Zeitschriften, deren Betrachtung wir uns jetzt zuwenden, die auch heute noch bekannt und geschätzt sind und die sich an drei Namen, nämlich Peter Florenz Weddigen, Wilhelm Aschenberg und Arnim Mallinckrodt knüpfen. Auch diese Männer hatten mit mannigfachen Schwierigkeiten zu kämpfen, doch immer wagten sie aufs neue den Versuch, eine Zeitschrift ins Leben zu rufen, und setzten alles daran, ihrem Heimatlande die Segnungen eines gut geleiteten Blattes zu verschaffen.[2]) Denn

---

[1]) Raßmann, Schrftst. 91. und Westph. Anz. 1811, Nr. 34.

[2]) In einer Ankündigung von Weddigens und Mallinckrodts „Magazin für Westphalen" (Münsterisches Gemeinnütziges Wochenbl., 13. Jahrg., S. 69/71) sagten die Herausgeber: „Die Ursache, warum man diese Ankündigung zu verbreiten sucht, ist bloß der eifrige Wunsch, den Vorwurf, daß keine literarische Anstalt in Westphalen aufkomme, und keine periodische Schrift unter westphälischem Himmel gedeihen könne, endlich einmal widerlegt zu sehen." Auch war das Interesse für literarische Bestrebungen damals in Westf. noch vielfach gering. So schrieb doch in den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts noch Klemens Brentano über Dülmen: „Dülmen ist ein Städtchen ohne Kunst und Wissenschaft, wo man von keinem Dichter ein Wort weiß, wo abends vor jeder Thüre die Kuh gemolken wird, alles schier Holzschuhe trägt, ja leider selbst die Meßdiener. Die Kinder auf der Straße kommen Dir entgegen und reichen Dir Kußhändchen; von weiblichen Handarbeiten weiß man hier nichts

wenn auch die Verhältnisse für das Aufkommen einer gelehrten oder unterhaltenden Zeitschrift in Westfalen sich bedeutend günstiger gestaltet hatten, so blieb die Gründung eines solchen Organs immerhin noch ein Wagestück. Von mehreren Vororten der Literatur wurde Deutschland mit dergleichen Journalen versorgt, besonders Halle, Leipzig und Frankfurt am Main kamen hier in Betracht. Dort war nach Prutz das „allgemeine Hauptquartier des Journalismus" für das ganze deutsche Reich. Eine Zeitschrift. die nur für eine Provinz bestimmt war, nur den provinziellen Interessen dienen wollte, trug daher schon beim Entstehen den Keim des Todes in sich, es fehlte ihr meist an Mitarbeitern, an Lesern, ja oft sogar an dem Verleger. Dies alles traf bei einer, hauptsächlich für Westfalen geschriebenen Zeitschrift in empfindlichster Weise zu. Ein trauriges Beispiel für diese Tatsache liefert die journalistische Tätigkeit Peter Florenz Weddigens. Dieser rührige Journalist war als Sohn eines Kaufmanns 1758 in Bielefeld geboren und widmete sich in Halle theologischen Studien. 1781 wurde er vom Magistrate seiner Vaterstadt als Lehrer an das dortige Gymnasium berufen, wo er bis zum Jahre 1793 wirkte. Er übernahm dann eine Pfarrstelle in Buchholz im Fürstentum Minden, die er 1797 mit der besser dotierten in Kleinbremen vertauschte. Durch eine ausgedehnte Korrespondenz und durch Reisen, die er durch die verschiedenen westfälischen Gebietsteile unternommin hatte, war es ihm gelungen, einen ansehnlichen Stab von Mitarbeitern zusammenzubringen, und die besten Kräfte der westfälischen Schriftstellerwelt für seine Zeitschrift nutzbar zu machen.[1]) Unter anderen hatte er auch Möser in Osnabrück, Sprickmann in Münster, die gelehrte patriotische Gesellschaft in Soest und Hofmarschall Frhr. v. Donop in Detmold für sein Unternehmen begeistert. 1784 konnte er das erste Heft seines „Westphälischen

---

als Flachsbrechen, Hecheln, Spinnen und dergl. Selbst reichere Bürgerstöchter sind gekleidet wie Mägde. In ganz Dülmen ist kein Roman und gewissermaßen keine Mode. Ein jeder trägt, was er hat, bis es zerreißt, und doch ist hier eine Hauptstraße und ein Posthaus und der Aufenthalt des Herzogs von Croy mit einem Personal von 30 Personen ein halbes Jahr hindurch, bei alledem spricht man von unerhörtem Luxus und Sittenverderbnis." (Brentano. Werke Bd. 8/271.) Vergl. auch J. Gruner (Meine Wallfahrt u. s. w.) II. 56, 66—67, Urteil über schöngeistige Bestrebungen in Münster.

[1]) Vgl. Weddigens Handbuch der historisch-geographischen Literatur Westphalens, wo auch ein Verzeichnis von Weddigens Schriften.

Magazins zur Geographie, Historie und Statistik“ erscheinen lassen, mit der Widmung: „Seinem Vaterlande und allen Freunden und Beförderern gemeinnütziger Bemühungen“.[1]) Den Inhalt der Hefte, die vierteljährig zum Preise von einem Reichstaler 8 g. Gr. erschienen, bildeten meist geschichtliche Aufsätze. Weddigen führte zum erstenmale in größerem Umfange die Geschichtswissenschaft in die westfälische Journalistik ein. Neben den historischen Aufsätzen (von C. A. Kortum über die Vergangenheit Bochums, von Möser u. a.) sind die Artikel zur Kenntnis der Gebräuche und Sitten der Bauern in den verschiedenen Gegenden Westfalens besonders interessant, so die feinsinnigen Beobachtungen des Predigers Joh. M. Schwager aus Joellenbeck über die Ravensberger Bauern. Die Mundartenforschung, die sich im 18. Jahrhundert großer Beliebtheit erfreute [2]) und zu einer förmlichen Liebhaberei, nicht nur bei Gelehrten, sondern auch bei den Gebildeten aus den verschiedensten Ständen wurde, fand auch in die Zeitschriften Westfalens Eingang und wurde dort eifrig gepflegt. So enthält das „Westphälische Magazin“ mehrere Sammlungen von Provinzialwörtern (aus der Grafschaft Ravensberg, aus Ostfriesland, aus Dortmund u. a.), die die Grundlagen zu einem westfälischen Idiotikon bilden sollten. Auch die in fast allen Zeitschriften unseres Gebietes vertretene „Westphälische Bibliothek“, wo alle von „Westphälingern“ geschriebenen Werke genau verzeichnet wurden, fehlt bei Weddigen nicht.

Der Herausgeber konnte mit dem äußern Erfolge seines Unternehmens zufrieden sein. Ehe das 4. Heft erschien, hatte die Zeitschrift schon 900 Abonnenten, in Münster allein 78, darunter Freiherr von Fürstenberg. Auch im Auslande wurde das Magazin gelesen (13 Exemplare gingen nach Kopenhagen, mehrere nach Lissabon und an die königliche Bibliothek nach Stockholm). Manche bedeutende Männer sprachen Weddigen ihre Anerkennung aus, unter anderen Minister von Fürstenberg und Graf zu Anhalt, Generaladjutant in St. Petersburg. Leider entsprach diesen ehrenden Erfolgen nicht der pekuniäre Gewinn des Magazins. Schon die Verhältnisse,

---

[1]) Westphälisches Magazin zur Geographie, Historie und Statistik herausgegeben von P. Fl. Weddigen, Lehrer am Gymnasio zu Bielefeld und Mitglied der Hallischen Naturforschenden Gesellschaft. Mit neuen Karten und Kupferstichen. Dessau und Leipzig in der Buchhandlung der Gelehrten. 1784. Minden gedruckt durch Johan Augustin Enax, vgl. auch Becker 104 ff.

[2]) Die Sprachgesellschaften bemühten sich schon neben einem deutschen Wörterbuch auch dialektische Idiotika zu schaffen. Otto a. a. O. 68.

unter denen dies Organ verlegt wurde, waren recht ungünstig. Die drei ersten Bände verlegte Weddigen selbst, den buchhändlerischen Vertrieb übernahm die 1781 zu Dessau gegründete „Buchhandlung der Gelehrten“, vom 3ten Hefte an die Meyersche Buchhandlung in Lemgo. Nachdem die Herforder Druckerei von Vogt eingegangen war, gab es in der ganzen Grafschaft Ravensberg bis in das 18. Jahrhundert nur eine einzige Buchdruckerei, nämlich die von D. Bädeker. Becker meint, diese habe die Lieferung von 12 Bogen Kleinquart nicht übernehmen können. Mannigfache Unannehmlichkeiten brachten Weddigen schließlich dahin, daß er mit dem 4. Bande seine Zeitschrift eingehen ließ. Neben pekuniären Mißerfolgen — war ihm doch die „Buchhandlung der Gelehrten mit dem Erlös für die verkauften Exemplare in die weite Welt gegangen“ — ärgerte ihn auch der wankelmütige Geschmack des Lesepublikums. „Wer hätte es glauben sollen, daß manche Männer in Westfalen so wenig Liebe für ihren mütterlichen Boden haben sollten, der größtenteils terra incognita ist, daß sie mir, dem Herausgeber, für meinen guten Willen, für meine Mühe und Kosten durch manche unangenehme Briefe, die den Inhalt dieses Magazins betrafen, haben Verdruß machen können. Der eine wünschte Gedichte, der andere einen lustigen Roman, der dritte eine andächtige Betrachtung, und wenn ich ihrem Wunsche nicht nachkam, sagten sie die Subskription auf, während doch der Jahrgang nur einen Rtlr. 8 ggl. kostete“, so klagte er im letzten Hefte. Trotzdem aber ließ der für Westfalens Journalistik so besorgte Prediger im Jahre 1789 das Magazin wieder erstehen, unter dem Titel: „Neues westphälisches Magazin zur Geographie, Historie und Statistik“.[1]) Voll Stolz und zur Empfehlung teilt er in der Vorrede mit, daß die ersten Jahrgänge selbst von französischen Gelehrten in Paris mit Beifall öffentlich besprochen worden seien.[2]) Der reiche Vorrat von Materialien und die fortdauernde Unterstützung, die ihm einflußreiche Staatsmänner zugesichert hätten, ermutigten ihn, das Werk fortzusetzen. Der Plan blieb der nämliche wie bei den ersten Heften, eine Neuerung führte er nur ein, indem er sich erbot, die eigenen Angelegenheiten der Einsender, Bekanntmachungen, Bücheranzeigen, Verteidigungen (d. h. Preßfehden) in ein

---

[1]) Gedruckt bei Hofbuchdrucker Joh. Friedr. Althans und im Verlage der Meyerschen Buchhandlung in Lemgo.

[2]) Vergl. die sehr günstige Rezension in der „Neuen Hamburger Zeitung“. 7. Septbr. 1790, abgedruckt bei Weddigen, Neues westph. Magazin, III. Heft 12. S. 369.

eigenes Beiblatt einzurücken, das unter dem Titel „Westphälische Intelligenzblätter“ mit dem Magazin erscheinen sollte. Inhaltlich blieb das Magazin auf derselben Stufe, auf der es von Anfang an gestanden hatte.

Beinahe wäre Weddingen ein Konkurrent entstanden in dem Stadtdirektor Dietrichs aus Herford, der die Herausgabe einer Zeitung „Monatliche Nachrichten aus den königlichen preußischen westphälischen Provinzen“, eines der Nachrichtenvermittelung dienenden Blattes beabsichtigte. Er teilte seinen Plan am 21. August 1791 mit, starb aber schon einige Tage später.[1])

Am Schlusse des dritten Bandes kündigte Weddigen an, daß er, im Vertrauen auf dennoch vorhandenen Vorrat von Material die Zeitschrift trotz der vielen Schwierigkeiten fortsetzen werde. Sie sollte statt in Quart- in Oktavformat unter dem Titel „Westphälische Provinzialblätter“ erscheinen und neben den bisher behandelten Gegenständen Auszüge aus Verordnungen, Beförderungen, Anzeigen literarischer Produkte u. a. bringen. Doch hat Weddigen sein Versprechen nicht in der angekündigten Form gehalten. Statt der „Westphälischen Provinzialblätter“ ließ er im Frühjahr 1798 in Wesel bei J. Röder den ersten Band eines „Neuen fortgesetzten westphälischen Magazins zur Geographie, Historie und Statistik“ erscheinen, herausgegeben von P. Fl. Weddigen, Doktor der Philosophie, Prediger zu Buchholz im Fürstentum Minden, Mitglied der Hallischen naturforschenden und der westfälischen patriotischen Gesellschaft. In der Vorrede bemerkt er, daß die bisherigen Unruhen des

---

[1]) Neues westph. Magazin, 8. Heft, 331. Vergl. dort auch den ausführlichen Prospekt, der die nämlichen Artikel in Aussicht stellt, wie sie moderne Zeitungen enthalten. Der Inhalt sollte sein: 1) Landesherrliche Verordnungen, 2) physische und moralische Merkwürdigkeiten, 3) Unglücksfälle aller Art mit passenden Nutzanwendungen, 4) Selbstmorde, 5) Standeserhöhungen und Gnadenbezeugungen, 6) Beförderungen im Militär, Civil- und geistlichen Stande, 7) Versetzungen Königlicher Diener und Geistlichen, 8) Verheiratungen solcher Personen, die einige Aufmerksamkeit verdienen, 9) Todesfälle aller Leute von Distinktion mit Angabe der Zeit, des Ortes und der Krankheit, 10) Verordnungen, welche in Ansehung des Besitzes abelicher Güter, ansehnl. Handlungen, beträchtl. Fabriken und anderer Etablissements vorfallen, 11) Preistabellen über die notwendigsten Lebensbedürfnisse in den Provinzhauptstädten, 12) Miscellanen, 13) Neuigkeiten aus dem benachbarten Auslande, 14) ausführl. Beschreibung besonderer Gebräuche u. s. w.

Krieges, welche die Aufmerksamkeit von literarischen Urteilen abzulenken schienen, und andere Hindernisse den bisherigen Fortgang des Magazins gehemmt hätten. Der Plan blieb der alte, doch sollten auch Vorschläge, die das Wohl der westphälischen Provinzen betrafen, Aufnahme finden. Von diesem „Neuen Magazin" erschien nur ein Band (Jahrgang). Für das Jahr 1799 verband sich Weddigen mit Dr. Arnim Mallinckrodt[1]) in Dortmund, der 1796 ein „Magazin von und für Dortmund" gegründet hatte, zur gemeinsamen Herausgabe des „Magazins für Westphalen, der Geographie, Geschichte, Statistik und allem nützlichen Wissen gewidmet". Den Verlag hatten die Gebrüder Mallinckrodt in Dortmund übernommen, es sollten jährlich zwei Bändchen erscheinen. Der Plan der Zeitschrift zeigt eine bedeutende Erweiterung im Vergleiche zu Weddigens früheren Unternehmungen. Neben Geschichte sollte auch Statistik, Staats- und Privatrecht, Kameral und Polizei, Verfassung, Kirchen-, Schul- und Armenwesen, Fabriken, Ökonomie, Naturgeschichte, alles mit besonderer Berücksichtigung Westfalens, in den Spalten des Magazins Besprechung finden.[2]) Erst im November 1799 erschien das erste Bändchen, doch fand das neue Unternehmen nicht recht den Beifall und die Unterstützung des Publikums. Am Schlusse des zweiten Bändchens klagt die Verlagshandlung, daß von „Einigen, welche auf diese Zeitschrift von Anfang subscribirt und nicht nach den bekannten Bedingungen aufgekündigt hatten, das erste Bändchen unfrankirt, wohl aber auch zum Theil offengeschnitten und verschmutzt zurückgesandt wurde, weil sie es nicht länger zu halten Lust hätten." Das Magazin ging auch, nachdem es ein Jahr bestanden, wieder ein. Über Arnim von Mallinckrodts journalistische Tätigkeit wird an anderer Stelle ausführlich gesprochen werden. Weddigen konnte, wie es scheint, seine Feder nicht feiern lassen, trotz der vielen Mißerfolge versuchte er nochmals sein Glück und zwar nun mit der Herausgabe von Kalendern, die sich aber von den bisher besprochenen „Magazinen" nur dadurch unterschieden, daß sie nur einmal im Jahre erschienen und den Kalender enthielten. Im übrigen waren die Aufsätze denselben Gebieten entnommen, die auch die Zeitschriften behandelten. Es ist daher wohl angebracht, mit ein paar Worten auf diese Erscheinungen einzugehen.[3])

[1]) Über ihn siehe unten VII. Abschnitt.

[2]) Magazin für Westphalen (Ankündigung). Näheres s. bei Becker 119 f.

[3]) Die Kalender Weddigens sind heute sehr selten geworden.

Im Jahre 1800 gab der rührige Prediger den ersten Kalender heraus unter dem Titel „Westphälischer Nationalkalender zum Nutzen und zum Vergnügen“ (Leipz. 1800.) Im Comptoir für Literatur in Elberfeld zum Preise von einem Rtlr. 4 Gr. preuß. Cour.). In einem „Sendschreiben an die westfälischen Gelehrten und Schriftsteller“ bezeichnet der Herausgeber die Hauptziele seines Werkes. Echten Patriotismus will er durch dieses Buch beleben, durch Beispiele zu großen und edlen Taten anfeuern, gegenseitiges Zutrauen zwischen Obrigkeiten und Untertanen wecken. Der Inhalt des Jahrganges 1800 ist ein recht abwechselungsreicher. Nach einem Kalender, in dem statt der Namen von Heiligen die berühmter Westfalen stehen, folgen Beschreibungen der westfälischen Provinzen, die auch kulturhistorisch recht interessant sind. Das Jahr 1801 brachte den zweiten Band des „Westphälischen Nationalkalenders“, der unter manch anderem Interessanten einen heute noch sehr lesenswerten Artikel des Herausgebers enthielt, betitelt „Die Kultur Westphalens in der ersten und zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts. Eine historisch kritische Parallele.“ Der Aufsatz ist eine Umarbeitung der schon besprochenen „Kritischen Briefe über den Zustand der Grafschaft Mark“ in den „Westphälischen Bemühungen zur Aufnahme des Geschmackes und der Sitten“. Im Jahre 1803 blieb der Kalender Weddigens aus, erst 1804 ließ er wieder einen Band erscheinen und erklärte in der Vorrede, „daß er die Fortsetzung unterbrochen habe aus wichtigen Gründen, die nicht vor das Forum der Öffentlichkeit gehörten,“ trotzdem es an guter Aufnahme des Buches und an Beifall von seiten gelehrter Journale nicht gefehlt habe. [1]) Der Titel des Kalenders wurde auf Wunsch d.r Verlagsanstalt (Wesenersche Buchhandlung in Paderborn) umgeändert in „Westphälisches Jahrbuch zum Nutzen und zum Vergnügen auf das Jahr 1804“. Weddigen überreichte ein Exemplar dieses Jahrbuches dem Könige von Preußen und wurde dafür durch Verleihung einer silbernen, sowie einer goldenen Ehrenmedaille und durch ein huldreiches königliches Handschreiben belohnt. Trotz alledem fand er auch bei seinem Kalenderunternehmen wieder nicht die gehoffte und wohlverdiente Unterstützung des Publikums. Er mußte deshalb im Jahrgang 1805 mitteilen, daß sowohl das Comptoir für Literatur in Elberfeld wie auch der tätige Buchhändler Wesener in

---

[1]) Vergl. die Rezensionen: Allg. Lit. Zeitung, 1801, Nr. 369; Erlanger Lit. Zeitung, 1801, Nr. 194; Allg. d. Bibliothek, Bd. 62, Stück 2.

Paderborn von der Fortsetzung der Schrift „wegen Mangel an Debit“ abgeschreckt worden seien. Wesener habe sogar geklagt, daß man ihm in seiner Gegend wegen des Verlags feindlich entgegengetreten sei. Die Paderborner waren überhaupt auf Weddigen nicht gut zu sprechen, seit er einmal in seiner Zeitschrift die Zustände in ihrer Stadt scharf getadelt hatte.[1]) Um das Jahrbuch nicht eingehen zu lassen, übernahm nun Weddigen selbst den Verlag, er stellte den Kalender auf eigene Kosten her. Doch er hatte auch dieses Jahr keinen Erfolg. Es litten überhaupt alle derartigen Unternehmungen sehr unter dem Monopol auf den Kalenderdruck, das in den verschiedenen Landesteilen Westfalens bestand. Besonders scharf waren die Bestimmungen darüber in Preußen, wo der Kalenderdruck- und Verlag eine Einnahmequelle der königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin bildete. Die Akademie stellte jährlich eine Anzahl verschiedener Kalender her, diese mußten die preußischen Untertanen kaufen. Auswärtige Kalender wurden von der Akademie mit einem Stempel versehen und gegen Bezahlung des doppelten Preises abgegeben. Auf die Einführung ungestempelter Kalender stand eine Strafe von 2 Rtlr. für die Käufer und von 10 Rtlr. für die Verkäufer.[2])

Für das Jahr 1806 stellte Weddigen einen Teil der in seinen Kalendern erschienenen Aufsätze zusammen, und ließ sie, um den Stempel-

---

[1]) Vergl. die untenstehende Satire auf Weddigen.

[2]) Vergl. „Historisch-geographischer Kalender auf das Jahr 1798 für Westphalen und benachbarte Länder berechnet“ (Berlin 1797) und die Verfügungen bez. des Kalenderwesens vom 15./5. 1700, 24./8. 1702, 12./4. 1712 Im Jahre 1731 wurde für Minden verfügt „bei allem und jedem Einwohner dasiger Stadt, sowohl bei Geistlichen als Weltlichen als auch bei Ober- und Unterbeamten, wie selbige auch Namen haben mögen, aufs fleißigste zu visitiren und nachsuchen zu lassen, was sie für Kalender führen, weil es bekannt geworden, daß die über Land laufenden kleinen Krämer eine große Anzahl fremder, ungestempelter Kalender, besonders Lemgoische und andere aus den benachbarten päpstlichen Stiftern distribuirten,“ und 1733 meldet ein Bericht vom 21./V., daß in der ganzen Stadt eine zuverlässige Visitation stattgefunden habe, daß außer den adeligen und freien Häusern[,] Haus für Haus abgesuchet aber nichts von fremden Kalendern gefunden worden sei. Die Sozietät der Wissenschaften in Berlin beschwerte sich mehrfach über den schlechten Absatz der Kalender in Minden und besonders darüber, daß die Herforder Buchbinder gefälschte Stempel auf fremde Kalender klebten. (M. St. A.). Stadt Herford Dep. VI. 32.

gebühren zu entgehen, als „Historisch-geographisch-statistische Beyträge zur nähern Kenntniß Westphalens“ erscheinen.[1])

Ein gemeinsamer Zug geht durch alle Artikel der zuletzt behandelten Zeitschriften, eine glühende Vaterlandsliebe, eine Begeisterung für die Geschichte des geliebten heimatlichen Bodens. Voll Stolz fordert man den Fremden auf zu einer Fußwanderung zu den Naturschönheiten des hohen, rauhen Wintergebirges, „zu dem westphälischen Brocken, dem Istenberge, zum klassischen Boden, wo Eresburg ist, wo das Sindfeld, Teutoburg und Aliso, wo Karl der Große schlug und taufte, wo Herrmann siegte, wo es entschieden ward, daß Deutschland frei blieb vom Römerjoche, wo die heiligen Denkmäler stehen, die der unsterbliche Fürstenberg den Taten der Westphälinger errichtet hat. Dort wohnt ein Volk, bei dem sich mehr denn irgendwo altdeutsche Verfassung und Sitten erhalten haben, ja sogar Reste alter Barden- und Heldenlieder, wie in Schottlands Hochländern Ossians Gesänge, sich mündlich fortgeerbt haben“.[2])

Doch nicht alle Landesteile Westfalens erfreuen sich in gleicher Weise einer solch lobenden Besprechung, für manche hat Weddigens Zeitschrift nur harte Worte des Tadels.[3])

---

[1]) Vom Westphälischen Nationalkalender erschienen: Westphälischer historisch-geographischer Nationalkalender zum Nutzen und Vergnügen auf das Jahr 1800. Erster Jahrgang. Mit einem Kupfer. Elberfeld im Comptoir für Literatur. Westphälischer Nationalkalender zum Nutzen und Vergnügen 1801. Von P. Fl. Weddigen, Doktor der Philosophie, Prediger zu Kleinbremen im Mindenschen, der Hallischen Naturforschenden und der Westfälischen patriotischen Gesellschaft ordentlichem Mitgliede. II. Jahrg. Mit einem Kupfer und Musik. Leipzig 1801. Im Comptoir für Literatur in Elberfeld.

Westphälisches Jahrbuch zum Nutzen und Vergnügen auf das Jahr 1804. Paderborn in der Wesenerschen Buch- und Musikhandlung. 1804.

Westphälisch historisch-geographischer Nationalkalender zum Nutzen und Vergnügen auf das Jahr 1805. Kleinbremen im Fürstentum Minden 1805.

Westphälisch historisch-geographischer Nationalkalender zum Nutzen und zum Vergnügen auf das Jahr 1806. Kleinbremen 1806. Auch unter dem Titel Westphälisches historisch-geographisches Jahrbuch zum Nutzen und zum Vergnügen auf das Jahr 1806. Kleinbremen. Auf Kosten des Herausgebers.

Historisch-geographisch-statistische Beyträge zur näheren Kenntniß Westphalens. Erster Theil. Elberfeld 1806. In der Büschlerschen Buchhandlung. Dasselbe. 2. Theil. 1806.

[2]) Magazin für Westphalen, 1797, S. 47.

[3]) Vergl. Histor.-polit. Blätter. 82. Bd., S. 291, Anm. 1.

Als Ergänzung zu dem begeisterten Dithyrambus auf das Westfalenland soll auch als Kehrseite der Medaille ein geradezu vernichtendes Urteil aus Weddigens Feder über den westfälischen Bauer Platz finden, das allerdings wohl kaum besondere Lust zu einer Reise nach dem „klassischen Boden" erwecken konnte. „Wenn die Landschulen sich allgemein in einem vollkommenen Zustande befänden, dann würde auch die allgemeine Zeichnung des Westphälischen Landmanns dem Leser mehr Vergnügen machen, als ich jetzt zu erwarten hoffe . . ." Nach dieser captatio benevolentiae beginnt die Schilderung selbst: „In Rücksicht der Sitten stehet der westphälische Bauer vor dem Landmanne in anderen Gegenden Teutschlands sehr zurück. Lebt er isolirt, entfernt von Städten, Ämtern und adlichen Gutsbesitzern, sind die rauhen Ecken seines Geistes durch das Militär nicht abgeschliffen, so hat seine Plumpheit und Grobheit den höchsten Grad erreicht. Eine höchst schmutzige und säuische Lebensart ist ihm zur Natur geworden. Er lebt mit Gänsen, Schweinen und Hühnern auf verschlossenen Stuben, die selten gereiniget werden, und in welchen sich im Winter so dicke Wolken von Oehl- und Thranlampen und anderen Ausdünstungen befinden, daß man ersticken möchte. Wohnstuben, in welche durch geöffnete Fenster frische Luft hineindringen könnte, sind selten. Jede zerbrochene Fensterscheibe wird, falls kein Glaser in der Nähe ist, mit Papier verkleistert, oder mit schmutzigen Lumpen verstopft. Die Menschen leben und sterben in ihrem eigenen Unrath. Daher dann die häufigen Anfälle von Dumpf, von Faulfiebern und anderen Krankheiten, wovon die unreine Luft die Mutter zu seyn pflegt, daher die Schrecken der Pockenseuche, welche oft wie die Pestilenz mordet." [1])

Zu dieser Charakteristik bemerkt treffend Jostes: „Ich möchte hundert gegen eins wetten, daß der Pastor von Kleinbremen wenigstens zur Zeit, da er das schrieb, mit seiner Gemeinde nicht gerade auf dem besten Fuße stand. Sein heiliger Eifer hat ihn geblendet. Es macht einen eigentümlichen Eindruck, daß gerade der Mann ein solches Urteil niederschrieb, der behauptet hatte, daß nicht einmal Böotien ungerechter beurteilt worden sei als Westfalen". [2])

Da der Tadel des evangelischen Predigers meist die katholischen Landesteile Westfalens traf, so lag der Verdacht nahe, daß die Berichte

---

[1]) Historisch-geographisch-statistische Beyträge zur näheren Kenntniß Westphalens. (1806.) S. 55 f.

[2]) Jostes, Westf. Trachtenbuch, S. 119/20.

infolge konfessionellen Vorurteils nach der schlechten Seite hin gefärbt seien, ein Vorwurf, der auch gegen Weddigen damals wirklich erhoben wurde.[1]) Als in einem Artikel (15. Heft, 4. Bd., S. 211 ff.) „Bemerkungen bei einer Hin- und Herreise durchs Paderbornische“ die Zustände im Hochstift Paderborn mit sehr düsteren Farben gemalt wurden, da schrieb ein entrüsteter Paderborner[2]) eine satirische Entgegnung in plattdeutschen Versen unter dem Titel „Beitrag zu dem „Westphälischen Idiotikon“ in dem Westphälischen Magazin“. Das Gedicht ist heute kaum mehr bekannt, aber in gutem humoristischen Tone gehalten, und darum mögen hier einige Verse daraus angeführt werden.

„Ein Mann im Heienlanne,
De meint, hei wür im Stanne,
So wohl gelehrte Saken
Os' annere te maken.
Hei wuste wohl de Kunst,
Te klisteren mit Dunst,
Wan hei wot lowen wull,
Wat me bewunren sull;
Hei wuste gigen Hellen,
Dat Dunkele te stellen
Scheif ducht ehm, dull un polisk,
Dat, wat hei meint catholisk.
Dan rivelt hei sin Rivel
Suht ollerwegen Nivel
Dat kamm, hei soh ni viel
Ohn den Vergrötterungs Bril;
Den hadd' hei nun, nu einen,
Do soh hei dür im kleinen
Un olles ümmekert
Den Kop an für den Stert.“

Diese Reime beziehen sich auf Weddigen selbst. Der Berichterstatter hatte voll Grausen von der schmutzigen Königsstraße in Paderborn

[1]) Vgl. Historisch-polit. Blätter, 82. Bd., S. 291, Anm. 1.

[2]) Nach einer handschriftlichen Notiz auf dem im Besitze des Münsterischen Staatsarchivs befindlichen Exemplar war der Verfasser ein Dr. Gläsecker aus Paderborn.

erzählt, wo nur elende Hütten ständen. Dies gab dem Satiriker Veranlassung zu den Versen:

„Dann sogt hei sinen Pad
„Am Enne user Stad;
„Hi is ter eine Strote
„Do löpt in eine Gote
„Tesamen olle Dreck!
„Hei wielede de —
„Dat was für ehm ein Freten,
„He kun et ni vergeten,
„Vergat sogar te seih'n
„Ein schön graut Hus van Stein:
„Do sied der armen Spinner
„Hunnert un fünftig Kinner;
„Ehm fel upd Augenlid
„Wot up, hei soh et nit", u. s. w.

Die Zeitschriften Aschenbergs.

In Weddigens Zeitschriften sehen wir so recht, wie schwierig damals das Aufkommen eines gelehrten Organs in Westfalen noch war. Leider sollte es Weddigen, der doch so lange und unermüdlich für die Interessen seines Vaterlandes gearbeitet hatte, nicht vergönnt sein, den Tag der Befreiung Deutschlands vom Franzosenjoche zu sehen, er starb bereits am 6ten September 1809 in Kleinbremen.[1])

Der dritte in dem Dreigestirn der eifrigen westfälischen Journalisten jener Zeit neben P. Florens Weddigen und Arnim Mallinkrodt war Pfarrer Wilhelm Aschenberg in Kronenberg bei Elberfeld, später (1802) Kirchenrat in Hagen.[2]) Seit 1798 gab Aschenberg ein „Bergisches

---

[1]) Nach einer handschriftlichen Notiz in einem Exemplar seines „Handbuchs der historisch-geographischen Literatur Westphalens" im Staatsarchiv zu Münster „nach freundschaftlichen Briefen aus Bückeburg und Lemgo". Dort auch Näheres über die genaueren Umstände seines Todes.

[2]) Biographie Aschenbergs siehe Montanus, Vorzeit der Länder Cleve, Mark, Jülich, Ravensberg. Heft 7, 360 ff. Goedeke (VIII., § 314, I, 26), schreibt Krankenberg statt Kronenberg, wohl ein Druckfehler.

Taschenbuch zur Belehrung und Unterhaltung" heraus.[1]) Um die Wende des 18. Jahrhunderts war ja die Blütezeit der Musenalmanache; aus dem Kriegslärm und den politischen Wirren flüchtete man gern in den stillen Hain der Musen. In der Vorrede entschuldigt sich der Herausgeber, daß er die ungeheure Zahl derartiger Werke noch um eines vermehre. „Wir hatten bei unserem Unternehmen keine andere Absicht als nur diese, den Freunden der Musen und Grazien unter uns einen kleinen Altar zu errichten, auf dem sie ihre Gaben niederlegen könnten. Denn auf einem Altare mit zu opfern, wohin so mancher Günstling der Götter seine Gabe bringt, dazu fühlten wir uns zu schwach, dazu waren wir zu schüchtern." [2]) Die Mitarbeiterschaft Ernst Moritz Arndts hat hauptsächlich dem Büchlein seine Bedeutung bis heute bewahrt, andererseits aber war es auch ein Verdienst des Taschenbuches, den kühnen Sänger für Recht und Freiheit zuerst weiteren Kreisen bekannt gemacht zu haben. Aschenberg führt den Dichter mit den folgenden Worten ein: „In Moritz Arndt habe ich das Vergnügen, Deutschland einen neuen, rügischen Sänger bekannt zu machen. Der schöne Strauß heller Freudenblüten, den er jetzt zum erstenmale darbietet, wird gewiß allgemeinen Beifall finden." [3]) Nicht nur im ersten Jahrgange war Arndt vertreten, er steuerte zu allen folgenden Bändchen stets mehrere Gedichte bei, nur im fünften Jahrgang ist kein Beitrag von ihm enthalten, die Sendung war auf der Post verloren gegangen.[4]) Auch neben Arndt treffen wir noch eine Reihe von Männern in Aschenbergs Taschenbüchern, deren Namen heute noch in der Literaturgeschichte einen guten Klang haben, so Gleim, J. G. Jakobi, Klamer-Schmidt, den Theologen Schleiermacher, dann Joh. Christ. Herm. Gittermann, Prediger in Emden, Gerh. Ant. von Halem, Varnhagen (Dr. med. in Dortmund), und auch Jung Stilling

---

[1]) Vergl. über die niederrhein. Musenalmanache Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins Bd. 9, S. 263 ff. Nekrolog Aschenbergs (von Rauschenbusch) Westph. Anz., Kunst und Wissenschaftsblatt. 19. April 1826. Auch an dem Werke „Malerische Reise durch Westphalen", das Prof. Strack 1801 in Bückeburg herausgab, arbeitete Aschenberg neben v. Hövel und Hofrat Consbruch mit. (Westph. Provinzialblätter I, 3, S. 150).

[2]) Aschenberg, Bergisches Taschenbuch, 1798, Einleitung.

[3]) Aschenberg a. a. O., Einleitung.

[4]) Vergl. über E. M. Arndts Teilnahme an den Taschenbüchern Aschenbergs den Aufsatz von W. Crezelius: „E. M. Arndt und das Rheinland." Zeitschr. des Berg. Gesch.-V. B. 8, S. 185—192.

steuerte mehrere Erzählungen bei, Freiherr von Harold stellte Ossian-Reliquien zur Verfügung. Neben musikalischen Beilagen finden sich Kunstblätter. Professor Heß, der westfälische Chodowiecki, lieferte vom 2. Jahrgange an Kupfer, die sich auf den Inhalt der Erzählungen oder auf Ereignisse aus der bergischen Geschichte bezogen. Aschenberg selbst hatte nämlich „zur Belehrung" zu jedem Jahrgange einen Abschnitt aus der vaterländischen Geschichte geschrieben, angeknüpft an eine kurze Übersicht der gleichzeitigen allgemeinen Geschichte Deutschlands. Er gibt vor, „aus einer wirklich gut und fast durchaus mit Einsicht geschriebenen Chronik, welche vom Jahre 1086—1260 reicht und fünf verschiedene Mönche der Abtei Altenberg zu Verfassern hat", zu schöpfen. „der erste, zweite und vierte haben sich genannt, der dritte steht den übrigen merklich nach. Wo der eine aufhört, fängt der andere an. Jeder scheint dasjenige zu erzählen, was er in reiferen Jahren erlebt hat, nur der eine umfaßt einen Zeitraum von 78 Jahren, bei dem mag das vielleicht nicht gelten. Die Ereignisse des Niederrheins waren ihr vorzügliches Augenmerk. Das Manuskript, welches ich nach vieler Mühe erhielt und nur ein paar Monate benutzen durfte, ist, wie ich glaube, das Original; vielleicht ist gar keine weitere Abschrift davon erhalten. Sei es Laune des Eigentümers oder hat er sonst einen Grund dazu, kurz, ich darf über die innere und äußere Beschaffenheit dieser merkwürdigen Chronik nichts weiter sagen, und das Publikum darf wenigstens in den ersten Jahren keineswegs auf die Bekanntmachung rechnen, für die es sonst gewiß sehr dankbar sein würde".[1]) Das Publikum ließ sich täuschen. Sechzig Jahre lang wurden die schönen Märchen bewundert, die Aschenberg aus dieser geheimnisvollen Quelle stets so auszugestalten wußte, daß er damit dem Künstler wirkungsvolle Entwürfe für seine Gemälde lieferte. Eine Kritik im „Westphälischen Anzeiger" (1800) zollt ihm hohes Lob: „Hätte man bisher die vaterländische Geschichte mit gleichem Geschmack behandelt, sie würde mehr Freunde gewonnen haben." Es ist das Verdienst Crezelius', den Beweis erbracht zu haben, daß diese Quellenstudien Aschenbergs dreiste Erfindung sind. Es würde zu weit führen, hier auf die Beweisführung einzugehen, es sei nur an einem Beispiele Aschenbergs historische Methode gekennzeichnet.

Auch für Geschichte Elberfelds hatte er, angeblich nach einer alten Chronik, die schönsten Märchen aufgetischt, die auch in neuere Werke

[1]) Zeitschr. d. Berg. G.-V. I, 279 ff.

übergingen.[1]) Von Arnold von Elberfeld erzählt er eine Schauergeschichte, welche die Leser gruseln machen mußte. Es heißt dort: „Arnold befehdete einen armen Ritter unweit Dortmunds und zwar aus dem nichtswürdigsten Grunde. Die kleine, wenig feste Burg war bald erobert, stürmend drang Arnold mit seinen Knechten in dieselbe. Die junge Gattin des unglücklichen Besitzers war vor einigen Tagen von ihrem ersten Sohne genesen und lag auf dem Bette. Der Unmensch stößt dem holden Säugling das Schwert durch den Leib, hebt ihn zappelnd empor, wirft ihn der Mutter blutend und sterbend wieder zu, läßt den gefangenen Vater mit den übrigen auf das Bett binden und sie alle auf diese Weise miteinander ein Raub der Flammen werden, welchen er die Burg überliefert" u. s. w.[2])

Das „Bergische Taschenbuch" erschien bis 1806, die ersten Jahrgänge bei J. R. Dänzer in Düsseldorf, die letzten drei Jahrgänge bei Gebrüder Mallinkrodt in Dortmund, und erfreute sich einer großen Beliebtheit.[3])

Durch den großen Erfolg seines Taschenbuches ermutigt, kündigte dann Aschenberg am 21. Oktober 1801 eine neue Zeitschrift an, die unter dem Titel „Niederrheinische Blätter" in Dortmund bei den Gebrüdern Mallinkrodt erscheinen sollte, vierteljährig zum Preise von 2 Rtr.[4]) Mit Stolz weist Aschenberg in der Vorrede des ersten Heftes darauf hin, daß Westfalen nun auch auf dem Gebiete des Zeitschriftenwesens mit anderen Gegenden wetteifere. Im Vertrauen auf tüchtige Mitarbeiter, „unter denen die besten Köpfe von Mainz bis zur Nordsee, von der Weser bis zur Maas" vertreten wären, rufe er die Blätter zur Belehrung und Unterhaltung der westfälischen Lande ins Leben, als ein Einigungsmittel für die verschiedenen politisch getrennten Stammesbrüder. „Wohl zerriß der siegreiche Franke die politischen Bande, aber die zarten und festeren, die uns Deutsche aneinander fesseln, vermag er nicht zu

[1]) Crecelius, Zeitschr. d. Berg. G.-V. I, 271.

[2]) Taschenbuch 1806/218.

[3]) Der erste Jahrgang ist als „Bergisches Taschenbuch" 1798 erschienen, der zweite auch unter dem Titel „Taschenbuch zur Belehrung und Unterhaltung auf das Jahr 1800 für die Gegenden am Niederrhein". Die letzten drei Jahrgänge führten den Titel: „Taschenbücher für bildende, dichtende und historische Kunst." 1803—1804—1806.

[4]) Rezension s. Westph. Anz., Bd. 6/769, Bd. 7/804; vergl. auch Becker a. a. O., der über die „Niederrh. Blätter" ausführlich spricht.

trennen.“ Um für möglichst weite Kreise interessant zu sein, sollte auch in Aschenbergs Blättern der Inhalt ein buntes Allerlei bilden. Naturkunde, Geschichte, mit besonderer Berücksichtigung der Heimatgeschichte, Fabrikwesen, Landwirtschaft, Wissenschaften und Künste sollten in ihren Spalten behandelt werden. Auch Notenbeilagen und Kupferstiche wurden in Aussicht gestellt. „Edel, freimütig und wahr“ sollte die beständige Losung des Herausgebers sein. Leider hat er nicht immer nach ihr gehandelt, wie wir ja gesehen haben. Um mit einigen Zeilen auf den Inhalt einzugehen, sind auch hier wieder an erster Stelle die Beiträge von E. M. Arndt zu erwähnen. Auch die regierende Fürstin von Neuwied steuerte einige Balladen bei. Unter den Prosaaufsätzen ist die Selbstbiographie des Predigers Schwager in Joellenbeck als ein Beitrag zur westfälischen Literaturgeschichte recht schätzenswert. Schwager, selbst hoch gebildet und viel gereist, stand in Briefwechsel mit Männern wie J. Möser, Jerusalem, Hugh, Farmer u. a. Er schrieb mehrere Romane im Stile des „Sebaldus Nothanker“ von Nicolai, so z. B. „Friedrich Bickerkuhl. Ein Roman aus dem Leben und für dasselbe“, in dem er ein lebendiges Bild von den in damaliger Zeit bei den Predigerwahlen so häufigen Praktiken und Kniffen zeichnet.[1]) Von den gelehrten Beiträgen sei noch ein Aufsatz genannt, eine eingehende Quellenuntersuchung über die Autorschaft einer satirischen Schrift: „Beweis, daß diejenigen, so Christum gekreuziget und Johannes den Täufer enthauptet haben, Westphälinger gewesen.“[2]) Diese merkwürdige Behauptung, vielleicht eine ironische Glosse zu dem damals so in Mode gekommenen Suchen nach „berühmten Westphälingern“, scheint wohl viele Westfalen in Aufregung und gerechtfertigte Entrüstung versetzt zu haben, denn in fast allen westfälischen Blättern finden sich Artikel, welche dieses Thema behandeln, ja es zieht sogar seine Kreise bis in unsere neuere Dichtung.[3]) Die Schrift

---

[1]) Niederrh. Blätter I. Bd., 33—93; III. Bd. 210 f.

[2]) Ebd. IV. 797—834. Vgl. auch Westph. Anz. 1802, Nr. 49, S. 780. Wiarda, Ostfries. Geschichte, 8. Bd. (Aurich 1798), S. 271. Becker a. a. O.

[3]) Die Abhandlung lieferte nämlich zwei neueren Dichtern ein brauchbares Motiv zu zweien ihrer besten Gedichte. Nach einer Schilderung Levin Schückings rief dieser einst Freiligrath nach einer feuchtfröhlichen Sitzung auf der Insel Nonnenwerth jene alte Überlieferung wieder ins Gedächtnis. „Als wir uns in dem alten Klostergebäude zur Ruhe begaben,“ so erzählt Schücking in seinen „Lebenserinnerungen“ Bd. I., 132—133), „bezogen Freiligrath und ich dasselbe Zimmer und plauderten, weil der Schlaf nicht kommen wollte, noch lange. Vielleicht sprachen wir von der westfälischen Heimat oder von

selbst ist heute sehr selten, und es dürfte interessant sein, hier kurz die Gründe zu erfahren, auf welche der Verfasser der Satire seine Beweisführung stützt. Mit Berufung auf die Aussprüche zahlreicher römischer Autoren zeigt er, daß die Römer unter Germanen nur die Westfalen, die Bewohner des Landes zwischen Rhein und Weser verstanden hätten, und daß die Leibwache des Pilatus, von der Christus gekreuzigt wurde, aus „solch großen, aus der pumpernickelischen Gegend stammenden Kerls“ bestanden habe. Auch sei damals in Judäa eine westfälische Kolonie gewesen, „denn diejenigen von den deutschen Hülfsvölkern, welche Invaliden wurden und nicht Lust hatten, den weiten Weg wieder nach Hause zu gehen, etablierten sich daselbst und hießen Gergesöner (Math. 8, 20) von ihrem ersten Kolonievorsteher, dem alten Gürgen auf westphälisch Geörge, nach dem sie sich Gergenssöhne, nach syrischer Mundart Gergenser nannten. Wären sie nicht Westphälinger gewesen, so würden sie nimmermehr solche Liebe und Freundschaft für die Säue bezeigt haben“.

Anfangs schien es, als ob Aschenberg mit seinen „Niederrheinisch-Westfälischen Blättern“ im Gegensatz zu früheren Unternehmungen ähnlicher Art in Westfalen Glück haben sollte. Im zweiten Hefte konnte er den Lesern mitteilen, daß sein Blatt großen Beifall gefunden habe, und die Anzahl der Exemplare fast ganz verkauft seien. Aber dieser Erfolg war doch nicht von langer Dauer. Schon im ersten Viertel des 3. Bandes

---

etwas anderem, das mich darauf brachte, zu erwähnen, ich habe den Urenkel des Anführers jener aus Westfalen bestehenden Kohorte gekannt, die unseren Herrn gekreuzigt. Er kannte die alte Geschichte, die mehr ein Gelehrtenscherz als eine Sage ist, sehr wohl, aber dieser Scherz erfaßte jetzt plötzlich seine erregte Phantasie, er ward ihm zum Motto eines Gedichtes, und sofort schien alles lebendig vor ihm zu stehen, mit raschen Worten gab er an, wie der Hergang darzustellen sei — bis zum Ende, bis zu den um den Mantel würfelnden Kriegsknechten. „Und dann,“ rief er aus, indem er aufsprang, in den Kreis des hellen Mondlichts trat und mit tragischem Pathos die Decke seines Bettes als Mantel um die Schultern schlug und dann zum Schluß:

„In Christi Mantel der Germane!“ Freiligrath hatte damit schon den letzten Vers zu einem seiner stimmungsvollsten Gedichte „Kreuzigung“ gefunden, und auch Geibels „Tod des Tiberius“ hat Grundidee, sowie einige auffallende Reime mit Freiligraths „Kreuzigung“ gemeinsam. Es war übrigens nicht das erste Mal, daß Westfalen zu der Bibel in Beziehung gebracht wurde. Schon in den Epistolae obscurorum virorum findet sich die Bemerkung: „Tres etiam reges beatissimos tres dicunt esse Rusticos ex Westfalia.“ (XXII. Brief.) Vgl. auch: Eine alte bergische Satire über Pontius Pilatus und die Westfalen. Rheinisch-Westfälische Zeitung, 1890, Nr. 578.

mußte der Herausgeber sich entschuldigen, daß durch die dringenden Meßgeschäfte seines Verlegers das erste Heft um ein paar Monate zu spät erscheine. Doch das Unternehmen geriet immer mehr ins Stocken. Im Jahre 1804 erschien überhaupt kein Heft, im Sommer 1805 erst wieder ein Band, d. h. ein Doppelheft, das außer historischen Aufsätzen eine Anzahl „Badelieder auf der Insel Norderney zu singen“ enthielt, in denen schon vor H. Heines Nordseebildern die Macht des Meeres gefeiert wird. Dann ging die Zeitschrift ganz ein, denn Aschenberg zog sich, wohl durch die ungünstigen politischen Verhältnisse veranlaßt, auf mehrere Jahre von der Journalistik zurück, um erst nach der Befreiung Deutschlands vom Franzosenjoche als Gründer eines bedeutenden Blattes, des „Hermann“, wirksam hervorzutreten, von dem später ausführlich gesprochen werden wird.

Die schöngeistigen und gelehrten Zeitschriften in Münster bis zum Jahre 1813.

„Nicht Weimar—Münster ist der Herd, an dem ich mich zu ermannen und zu verjüngen hoffe“, schrieb Hamann, der Magus des Nordens, an Herder [1]) und gab mit diesen Worten der alten, stillen Bischofsstadt den Vorzug vor dem glänzenden Musenhofe in Weimar. Und in der Tat lassen sich Gründe finden, die eine solche Gegenüberstellung der beiden Städte erklärlich machen.

Ungefähr zur gleichen Zeit, da Karl August von Weimar, neben Friedrich II. die größte Fürstengestalt Deutschlands, aus der ländlich stillen Hauptstadt seines Duodezstaates eine Kulturstätte schuf, deren Glanz sich über Europa verbreitete, wo sich bald die hervorragendsten Männer der Zeit entweder zu dauerndem Aufenthalt, oder gleichsam als Wallfahrer ein Stelldichein gaben, sammelte sich auch in der Hauptstadt Westfalens eine stille Gemeinde edelgesinnter, hochgebildeter Geister um einen Staatsmann, dessen Bedeutung die Gegenwart immer mehr erkennt und würdigt.

Auch Freiherr von Fürstenberg erhob das Hochstift Münster, das unter den Nachwehen einer schlechten Verwaltung und langjährigen Kriegswirren schwer zu leiden hatte, zu einem Musterstaate und die Hauptstadt Münster selbst zu einem Mittelpunkte geistigen Lebens. Die Ver-

[1]) Hamanns Schriften, Bd. VII, 309. (Berlin 1821—43.)

dienste des genialen Staatsmannes auf den verschiedensten Gebieten der inneren Verwaltung, des Erziehungswesens u. s. w. sind so mannigfaltig, daß hier nicht der Ort ihrer Würdigung sein kann, sie sind auch außerhalb Westfalens bekannt, wenn auch nicht immer hinreichend gewürdigt.

Beide Kreise, der in Weimar, wie der in Münster, standen im Zeichen der Frauen, doch während in der kleinen Residenz an der Ilm Jugendluft und Genietreiben herrschte, waren in Münster ernstere Männer geschart um eine Fürstin, die dem Freudentaumel des Hoflebens entronnen, „mit blitzendem Geiste einen Kinderglauben verband". Das stille Landhaus an der Angel war daher auch mehr das Ziel von gereiften Denkern. Die durch Fürstenberg geschaffene Blüte des Münsterlandes ließ bald den herben Spott, den man bisher im weiten deutschen Reiche für das „finstere Münster" gehabt hatte, verstummen. So schrieb 1783 der schon genannte Prediger Schwager, ein unverdächtiger Zeuge: „Die Stadt Münster ist seit 20 Jahren umgeschaffen, der Luxus im Gefolge der schönen Künste hat die steifen Sitten der Vorwelt verjagt, wenigstens das Kleid verändert. Die Stadt hat eine stehende Bühne. In Münster würden Sie entweder Westphalen oder Ihre Vorurteile vergessen." [1])

Doch nun fragen wir uns, welchen Nutzen zog denn die Journalistik aus jenem Umschwung? Sicherlich einen großen, indem durch die großartigen Reformen auf dem Gebiete des Unterrichts, der Verbesserung der Finanzverhältnisse u. a. die Bedingungen, an die das Erscheinen und Bestehen eines Blattes geknüpft sind, bedeutend günstiger geworden waren. Tätig eingegriffen in das Gebiet der Münsterschen Journalistik hat aber aus dem Kreise der Fürstin Gallitzin eigentlich nur Professor Gerz. Es lag wohl der „familia sacra" fern, sich hier wieder in das laute Treiben des Tages zu mischen, von dem sie sich so gerne zurückzog.

Kurz nach seinem Regierungsantritte hatte der Kurfürst Maximilian Friedrich seinem Hofbuchdrucker A. W. Aschendorff die Herausgabe eines „Intelligenzzettels" für Münster gestattet.[2]) Als nun unter der umsichtigen Regierung Fürstenbergs sich das wissenschaftliche Leben mehr und mehr hob, glaubte Aschendorff es wagen zu können, neben dem Intelligenzblatte noch ein gelehrtes Wochenblatt einzuführen, und richtete zu diesem Zwecke ein neues Gesuch an den Kurfürsten, das auch genehmigt wurde.[3])

---

[1]) Berlinische Monatsschrift 1783, V. 487/500.
[2]) Vergl. Abschnitt VI. — [3]) A. H.

Die neue Zeitschrift erschien im Jahre 1764 unter dem Titel: „Neue Sammlung auserlesener Schriften in gebundener und ungebundener Rede zur Aufnahme der Wissenschaft und Wolredenheit. Eine Wochenschrift auf das Jahr 1764. Mit allergnädigster Erlaubniß, Münster in Westphalen, gedruckt in der gnädigst privilegirten Buchdruckerei bei A. W. Aschendorff." [1])

In der Vorrede legt der Verfasser kurz dar, was er mit seiner Zeitschrift bezwecke, und was ihr Inhalt sein solle. Zu einer Zeit, wo in Deutschland fast auf allen Gebieten neues Leben sprießte, wo „Leibnitz, Wolff und ihresgleichen zeigten, was in der Vernunft Erhabenes, Canitz, Neukirch, Brockes, Haller, Gottsched, Gellert und Rabener, was in der Empfindung Rührendes sein mag", sollte auch Münster an dieser Renaissanceperiode teilnehmen. Poesie und Gelehrsamkeit sollte der Inhalt, Aufklärung der Vernunft uud Verbesserung des Redens und der Schreibart, der Zweck der „Neuen Sammlung" sein. Einen „Kern aus den besten Schriftstellern" wollte man den Lesern bieten, da es ihnen doch unmöglich sei, sich die teuren und zahlreichen Werke selbst anzuschaffen, die damals in schneller Folge auf dem Büchermarkte erschienen. Die Zeitschrift gliederte sich in einen poetischen und einen prosaischen Teil, in Abhandlungen in Prosa und lyrische Beiträge. Getreu dem Programme sind die meisten Aufsätze schon erschienenen Werken entlehnt, Originalarbeiten finden sich nur vereinzelt. Inhalt und Form der Artikel zeigen große Ähnlichkeit mit den moralischen Wochenschriften, doch gehen manche Beiträge auch über deren Stoffgebiet hinaus. Moralische Belehrung, meist in das Gewand einer ziemlich stumpfen Satire gekleidet, spielt hier wie dort eine große Rolle.[2])

Besonders das weibliche Geschlecht wird auch hier scharf hergenommen, galt es doch damals nach einem Worte Abbts als ein Ruhm, „die fast unmerklichen Flecken des schönen Geschlechts zu entdecken, und eine Empfehlung, sie unter der nachteiligsten Schattierung vorzu-

---

[1]) Das Blatt kostete jährlich 1 Rtlr., mußte aber auf ein ganzes Jahr bestellt werden. Exemplare davon sind heute selten. Nebenbei sei erwähnt, daß im Jahre 1765 in Frankfurt a. M. eine Zeitschrift mit demselben Titel erschien.

[2]) Um nur ein Beispiel zu nennen, werden „Sprüchwörter in Antons Pansa von Mancha, Urenkel des großen Sancho Pansa, Stallmeister des berühmten Don Quichote", zu satirischer Geißelung der herkömmlichen Laster und Torheiten verwandt. 1764, S. 65—75.

stellen".[1]) Malt man z. B. mit Farben, die Brockes Palette entlehnt sind, die ländliche Abendstimmung, die heimziehenden Herden und Hirten, so muß bei dieser Idylle sogar der Anblick der Gänse, die mit wirrem Geschnatter dem Stalle zuwatscheln, dem moralisierenden Verfasser zu einem Ausfall gegen das weibliche Geschlecht dienen, indem er meint, „dieses Thier kann selten schweigen, ebensowenig wie eine gewisse Gattung von Frauenzimmern, die von der Clamantie abstammen."[2]) Soll die Eitelkeit und Putzsucht des schönen Geschlechts durch die satirische Lupe betrachtet werden, so schildert ein Sittenprediger uns in einer Abhandlung unter dem Titel „Der Nachttisch des Frauenzimmers" nicht ohne Indiskretion die Geheimnisse des Boudoirs mit einer Ausführlichkeit, die an das „lever" des Sonnenkönigs bei Taine erinnert.

Ein heute sehr aktuelles Thema wird auch häufiger abgehandelt, die Frauenemanzipation. Eine Dame weist in längerer Ausführung nach, daß „die Wissenschaft dem Frauenzimmer anständig sei und selbiges ziere", und wendet sich gegen jene, die dem weiblichen Geschlechte „nur ein bischen Wirtschaftswissenschaft zugestehen und sein Dasein nach der Ordnung der Vorsehung nur zu einer geputzten Puppe oder schmutzigen Küchenmagd, zu Hülfe und Gesellinnen der Männer bestimmen".[3]) Die Werke der Sittenlehre, Historie und Geographie sollen auch ein artiges Frauenzimmer beschäftigen, sie sind ein besserer Zeitvertreib „als das Journal des Nachbarhauses oder der Stadt durchzugehen und mit gewöhnlichen Glossen oder sinnreichen Zungenstichen zu vermehren".

Auch Literarhistorisches und Ästhetisches fehlte in der „Neuen Sammlung" nicht. Es wird z. B. „von poetischen Gemälden" gehandelt,[4]) besonders aber werden die Romane vor das Forum des strengen Sittenrichters gezogen, denn diese waren ja meist den moralischen

---

[1]) Dessoir, a. a. O. I. 138. Abbt, Verm. Werke, 1783, IV, 3. 1754 erschien zu Frankfurt eine Dissertation mit dem Titel: „Das Frauenzimmer und dessen Schönheiten in ihrem wahren Gesichtspunkt vorgestellt."

[2]) „Neue Sammlung" 1764, S. 41/44. „Beschreibung einiger Abendvorfälle im Dorfe". „Das Pferd, der Ochse, die Kuh und das Schaaf, hielten ihren Einzug ins Dorf sittsam und ordentlich. Der Laut, den ein jedes von diesen Thieren dabey von sich gab, geschah mit einer gewissen Anständigkeit. Ein musikalisches Ohr fand sogar bisweilen einen gewissen Wohlklang darin" u. s. w. Neue Sammlung. Ebd.

[3]) Neue Sammlung 1764, S. 170 ff.

[4]) Ebd. 1764, S. 329 ff.

Zeitschriften in der Seele zuwider. In unserer Zeitschrift werden die Romane in drei Klassen eingeteilt, je nachdem sie mehr oder weniger Schaden anrichten. Zu der ersten Klasse zählt sie alle Romane, die im Geiste von Zieglers „Asiatischer Banise“ geschrieben sind, die auch unter dem Namen der Ritterbücher bekannt sind. Sie tragen das Kainszeichen der Verwerfung an der Stirne und dreimal „Wehe“ dem Frauenzimmer, das bei der Lektüre eines solchen Buches betroffen würde. Zur zweiten Klasse rechnet der Kritiker alle Erzählungen, in denen die Ehrbarkeit der Sitten offenbar verletzt wird. Ein solches Buch auch nur zu nennen, scheut sich der Verfasser, weil er wohl mit Recht fürchtet, daß es aus Neugierde gelesen werden könne. Die dritte Klasse endlich soll eine „mit Wahrscheinlichkeit ausgedachte Geschichte sein, in der die Hauptpersonen eine Rolle spielen, deren größte Triebfeder die Liebe ist“. Auch diese nennt er verwerflich, weil sie die Phantasie über Gebühr erhitzen. „Das Romanlesen überhaupt,“ so meint der Verfasser, „ist nur eine Verschwendung der kostbaren Zeit, die besser für Bildung des Geistes verwandt werden könnte.“ [1]) Der zweite Jahrgang der Zeitschrift zeigt keinen wesentlichen Fortschritt gegen den ersten, nur überwiegen hier noch mehr die Übersetzungen. [2]) In bunter Abwechselung finden wir Proben aus Fénelon, aus Carracciolis „Grandeur d'Ame“, aus Voltaire, den französischen Fabeldichtern La Motte, La Fontaine, schließlich aus Youngs „Nachtgedanken“ und aus Pope. Die meisten der genannten Stücke sind von einer unbekannten Dame übersetzt.

Die gereimten Beiträge gehören zum größten Teil der zu jener Zeit so beliebten Fabeldichtung an, es sind fast alles Entlehnungen, besonders oft ist Lichtwer vertreten. Der literarische Wert der Zeitschrift erscheint uns heute, wenn wir sie mit anderen gleichzeitig erschienenen Blättern vergleichen, ziemlich gering. Sie muß auch keinen großen Absatz gehabt haben, denn schon am Ende des zweiten Jahrganges kündigte der Herausgeber an, daß er wegen zu großen Verlustes das Unternehmen einstellen müßte. Freilich darf man nicht vergessen, daß damals die erfolgreiche Herausgabe einer Zeitschrift in Münster eine weit schwierigere Aufgabe war als 20 Jahre später. Denn erst langsam begann sich das

---

[1]) „Von Romanen“, Jahrgang 1764, S. 81 ff.

[2]) Der Titel des 2. Jahrg. lautet: Sammlung auserlesener Schriften in gebundener und ungebundener Rede zur Aufnahme der Wissenschaft und Wolredenheit. Eine Wochenschrift auf das Jahr 1765.

Land und die Stadt zu erholen nach langem Kriegselend, und die Reformen Fürstenbergs brachen sich erst Bahn. Der Redakteur war meist hinsichtlich seines Leserkreises in einer übelen Lage, auf allzuviele Abonnenten konnte er von vornherein nicht hoffen, und bei dem größten Teile seines Publikums fand er wenig Verständnis. Dies wird auch bestätigt durch sein Abschiedswort an die Leser. „Man hat bloß zum gemeinen Besten die Mühe über sich genommen, diese und die vorigjährige Sammlung einiger auserlesener Stücken in gebundener und ungebundener Rede zusammen zu tragen, um den guten Geschmack dahier verbreiten zu helfen und auf die Spuren des Wahren, Erfahrenen, des Rührenden der besten Schriftsteller in der Wissenschaft und Wohlredenheit zu führen, man wäre auch einzig aus solchen Beweggründen unerbietig gewesen, ferner in so weitschichtigen, annoch zu wenig betretenen Felde, nach Verlangen vieler Kenner fortzufahren, allein der durch zur Zeit annoch zu wenig ausgebreiteten solchen Geschmack veranlaßte Verlust des Verlegers unterbricht unser Vorhaben und ihren Wunsch." [1]) Die Person des rührigen, geschäftskundigen Verlegers und vor allem die des Herausgebers bürgen dafür, daß man bei günstigeren Verhältnissen auch Besseres hätte leisten können. Der Herausgeber, Christoph Bernhard Joseph Schücking, [2]) Großvater des als Romanschriftsteller weit über Westfalens Grenzen bekannten Levin Schücking, war geboren am 22. Dezember 1714 in Münster. Er studierte bei den Jesuiten seiner Vaterstadt, bezog dann zum Studium der Jurisprudenz die Universität Würzburg und machte nach Vollendung seiner Fachstudien große Reisen durch Holland, England und Frankreich. 1737 vermählte er sich mit seiner Cousine, der Schwester des Kanzlers Christ. Bernh. Engelbert Schücking, und lebte nun in Münster nur seinen Studien von dem Ertrage einer Sinekure, der Rezeptur des Kirchspiels Drensteinfurt. [3]) Mit zahlreichen bedeutenden Männern seiner Zeit in Briefwechsel stehend (so mit dem Philosophen Wolff und dem Grafen Schwerin) einem Neffen des berühmten Marschall Schwerin, hat er sich selbst auch vielfach literarisch betätigt. Seine Arbeiten liegen meist auf philosophischem und staats-

---

[1]) Sammlung auserlesener Schriften u. s. w. II. Bd. Vorbericht.

[2]) Vergl. über ihn Hauschronik der Familie Schücking. (1362–1880). (Manuskript gedruckt) 1880. S. 30/31. E. Raßmann. Nachrichten I. 304.

[3]) In Münster mietete er ein großes Haus an der Neubrückenstraße, später zog er zu seinem Sohne, der auf der Ägidiistraße im sogenannten Löwenklub wohnte. Schückings Hauschronik. 30.

wissenschaftlichem Gebiete. Dem Zuge der Zeit folgend, bediente er sich in seinen Schriften meist der französischen Sprache, so z. B. in seiner Abhandlung „Kann das bloße Gesetz der Natur ohne Hülfe der politischen Gesetze einen Staat vollkommen machen?", die er als Antwort auf eine von der Akademie zu Dijon 1743 gestellte Preisaufgabe einsandte. Im Jahre 1773 widmete er eine politisch-philosophische Schrift unter dem Titel: „Pensées d'un cosmophilite à un ami sur la Révolution de Pologne" Friedrich dem Großen. Er rechtfertigte darin das Verfahren der teilenden Mächte und er erwarb sich in so hohem Maße die Gunst des Königs, daß ihm dieser in einem eigenhändig geschriebenen Briefe seine höchste Anerkennung aussprach.[1]) Levin Schücking hat uns in seinen „Lebenserinnerungen" das Bild des biederen alten Gelehrten, seines Großvaters und Paten, in hübscher Anschaulichkeit gezeichnet. Lebendig tritt die Gestalt des „zartgebauten Mannes mit den aristokratisch feinen Gesichtszügen und den schönen braunen Augen" vor uns, wir sehen ihn bald sorgsam in seinem Gärtchen die Nelken pflegen, bald still verschlossen auf und abwandeln und Brevier beten, — was er keinen Tag versäumte, — wir hören zu, wenn er am Abend seinen Hausgenossen „Audienz erteilt" und bei einer Flasche alten Rheinweins von seiner Studienzeit in Wien oder der vergangenen Herrlichkeit des Hochstifts Münster erzählt. Bis zum Regierungsantritt des Kurfürsten Maximilian Franz (1784) gab es in Münster nur das Intelligenzblatt.

Im Jahre 1784 bestätigte der neue Kurfürst Maximilian Franz seinem Hofbuchdrucker Aschendorff das Privileg zum Verlag des Intelligenzblattes, knüpfte aber die Bedingung daran, diesem wöchentlich eine Beilage eines halben oder ganzen Bogens von „Gemeinnützigen Nachrichten" beizufügen.[2]) Aschendorff kam diesem Befehle nach und ließ wöchentlich am Freitag mit dem Intelligenzblatte ein „Münsterisches Gemeinnütziges Wochenblatt" erscheinen. Dieses Blatt sollte wohl eine Nachbildung der Möserschen „Westphälischen Beiträge zum Nutzen und Vergnügen" sein, doch hat es sein Vorbild bei weitem nicht erreicht. Wie Mösers Zeitschrift sollte auch das „Gemeinnützige Wochenblatt" vorzüglich den Interessen des praktischen Lebens dienen, und die ersten Jahrgänge brachten fast ausschließlich Artikel, die für den Landwirt berechnet waren. Nachrichten über neu erfundene landwirtschaftliche

---

[1]) Der Brief ist abgedruckt bei Raßmann, Nachrichten. 304.

[2]) A. H.

Maschinen, Aufsätze über Botanik und Viehzucht, Hausmittel in buntem Durcheinander. Bald aber wurde der Inhalt erweitert und auch andere Stoffgebiete wurden mehr berücksichtigt. Schilderung der Sitten und politischen Verhältnisse anderer Länder, Berichte von Ereignissen der Nachbarschaft (z. B. Ergebnisse der Schulprüfungen), philosophische und historische Abhandlungen, ja selbst Gedichte, Bardenlieder, Oden in Klopstocks Geschmack und anderes. Dieser Umschwung trat wohl dann ein, als die Professoren der Münsterschen Universität — ob aus eigenem Antriebe oder auf einen Wink vom Kurfürsten, bleibt dahingestellt — Aufsätze zu dem Wochenblatte beisteuerten. Außer diesen Arbeiten waren die meisten Artikel aus fremden Organen entlehnt, so aus dem „Deutschen Museum", dem „Duisburger Intelligenzblatt", dem „Bönnischen Wochenblatt" u. a.[1]) Das „Münstersche Gemeinnützige Wochenblatt" zeigt noch eine gewisse Verwandtschaft mit den früher behandelten moralischen Wochenschriften. Auch hier finden wir einen beständigen Kampf gegen Modetorheiten aller Art,[2]) gegen das Romanlesen und die immer wiederkehrende Betonung des eudämonistischen Standpunktes.

Sogar der junge Joh. Chr. Schlüter verurteilt in einem vierzehn Spalten füllenden Aufsatze die Romanlektüre mit scharfen Worten, aus dem zur Charakterisierung des Kampfes gegen den Roman im 18. Jahrh. einige bezeichnende Stellen mitgeteilt seien.[3]) „Unter keiner Sorte von Büchern ist ein gutes eine so seltene Erscheinung als unter den Romanen. Knaben in der Literatur und Liliputer an Geist schauen im Mond und schreiben einen Roman, wo inneres Gewebe, Verwicklung den elenden Weber verraten, wo Personen auftreten, die du nur jenseits der Milchstraße findest, wo Einkleidung und Darstellung und Kolorit völlig dem parfümierten Kleide eines petit Maître gleichen." Besonders gefährlich hält auch Schlüter das Romanlesen für das weibliche Geschlecht, „denn der Roman erzeuge Empfindung und sei daher für das mit größter Feinheit des Empfindens begabte Frauenzimmer doppelt schädlich". „Was würde daraus werden," meint er, „wenn die Frauenzimmer lieber

---

[1]) Der damalige Verleger sagt, wie bereits erwähnt, in seinen Aufzeichnungen, daß man wegen der strengen Zensur meist auf erborgte Artikel angewiesen gewesen sei.

[2]) Z. B. „Über die gegenwärtige Kleidung oder Nichtkleidung der Frauen". 14. Jahrg. 50 St.

[3]) „Winke über Lektüre und Einiges über das Romanlesen insbesondere." Münst. Gem. Wb. IV. Jahrg., Nr. 16.

einen Roman als den Kochlöffel in die Hand nähmen, und eine Mutter lieber einen Musenalmanach nachläse als ihrem Kinde den Kopf kämmen, sagt Sailer. Und doch will man uns von allen Seiten versichern, daß dieses nur leider zu häufig der Fall sei, daß auch viele sogar auf dem Kochlöffel zum Parnaß reiten, um die Muse um einen poetischen Brei zu Hülfe zu rufen. O Aufklärung! Alles liest, vom ersten Gelehrten bis zur schmutzigen Küchenmagd! Aber was ist häufiger als das ewige Klagelied über Journalisterei und Dichteleien . . . . Gerade die elendesten Schreibereien werden am meisten gelesen, Romane, Komödien, Gedichte. Doch über den inneren Wert der Schriften mögen sich die gelehrten Herren zanken, und die Kunstrichter sich das Podagra an die Beine oder wenigstens eine Indigestion im Magen zuziehen".[1]) Schlüter bedauerte später. diesen Aufsatz geschrieben zu haben; die Stimmung, die ihn zu so heftigen Ausfällen gegen die Unterhaltungslektüre veranlaßte, schildert er uns eingehend in seiner Selbstbiographie.[2]) Überhaupt zieht sich durch das ganze Wochenblatt der Kampf gegen das Romanlesen wie ein roter Faden hindurch. In einer „Lobrede an die Göttin der Moden" wird Florentine scharf getadelt, „weil sie halbe Tage wie angeschmiedet im Eck ihres Zimmers sitzt, um gleich der Biene aus der Menge deutscher Romane die süßeste Nahrung für ihren Geist zu saugen. Sie lernt tausend romanhafte Bilder schöner Jünglinge kennen, Wielands „Agathon" muß einen Teil seiner Züge geben, andere nimmt sie aus Herfordt und Clänger aus Meißners Skizzen, aus dem „Siegwart" und dem „Werther".

Nicht nur über die geistige, auch über die leibliche Nahrung der Münsteraner wachte das Wochenblatt mit der Besorgnis eines alten, gewissenhaften Arztes. In einem Artikel über den Tabak spricht es sich auch gegen das Rauchen aus, besonders wird „die den Theologen eigene

[1]) Münst. Gemeinn. Wochenbl., 4. Jahrg., Stück 18.

[2]) „Es ist," sagte er, „die traurigste Epoche meines Lebens, als ich das unordentliche Lesen der Schriften unserer leichten und sogenannten schönen Literatur anfing." Ohne Wahl las er alles, was ihm in die Hände fiel. Gegen alle ernsteren wissenschaftlichen Beschäftigungen fühlte er infolgedessen einen unüberwindlichen Widerwillen. Als er dann später wieder zu geregelten Studien zurückkehrte, da reute ihn bitter die verlorene Zeit, und der Ausdruck dieser Stimmung war der Aufsatz im Wochenblatt, von dem er später selbst sagte, „daß er ganz das Insiegel seines damals noch unreifen Kopfes trage". (Mitth. aus dem Leben Joh. Chr. Schlüters von A. Schlüter. Münster 1845 (Seite 10/11).

Gewohnheit, Tabak zu rauchen", verurteilt mit Berufung auf eine Dissertation „Diss. inaug. med. De tabaci fumum sugente Theologo, ob es einem Theologen nöthig und gesund sey, Tabak zu rauchen". Auctore H. C. Alberti, Halae 1743.[1]) Die der Unterhaltung dienenden Beiträge waren ziemlich unbedeutend. hier und da eine Ode in Klopstocks Geschmack, ein Bardenlied von einem Münsterschen Franziskaner, eine novellistische Kleinigkeit war alles, was in dieser Hinsicht geboten wurde. Von den gemeinnützigen Artikeln verdienen die des Professors der Physik, Anton Bruchhausen, Erwähnung. Er schrieb unter anderem im Auftrage Fürstenbergs eine „Anweisung zur Verbesserung des Ackerbaues" (1790 Münster), von der die Regierung 500 Exemplare kaufte und an die Landschullehrer verteilen ließ.[2]) Auch finden sich von ihm im „Gemeinnützigen Wochenblatt" Aufsätze über Verbesserung von Werkzeugen und Fuhrwerken, Untersuchungen über die Mischung der Erdarten in den verschiedenen Distrikten Westfalens u. a.

Wie in den protestantischen Gegenden Westfalens die Pfarrer eifrige Mitarbeiter an den in ihrer Nachbarschaft erscheinenden Zeitschriften waren, so zählte auch das „Gemeinnützige Wochenblatt" viele katholische Geistliche zu seinen Korrespondenten, unter anderen den schreibeifrigen Pfarrer Wiedenbrück in Darfeld. Der Kreis der Mitarbeiter war sonst ein sehr gemischter, Universitätsprofessoren, Lehrer, Handwerker wirkten zum Wohle und zur Belehrung ihrer lieben Mitmenschen friedlich neben einander. Ein adeliger Buchbinder, Christoph von Würzen aus Münster, lieferte

---

[1]) Vergl. auch Gem. Wochenbl., 12. Jahrg., St. 4., S. 15. „Einige Kautelen beym Tabackrauchen." Das Tabakrauchen gehörte neben dem Kaffeetrinken und dem Schnapsgenuß zu den Hauptschäden des Münsterlandes, nach einem interessanten Berichte des Abbé Guillaume André-René Baston, der in den Jahren 1794—1803 in Coesfeld lebte. „Die Pfeife befindet sich auf jeder Lippe des männlichen Geschlechts . . . . man raucht den ganzen Tag, in jeder Haltung und Stellung, zu Fuß, zu Pferd, im Wagen, stehend oder sitzend." Stimmen aus Maria Laach. 57. Bd., 458, und Mémoires de l'abbé Baston chanoine de Rouen, d'après le manuscrit original publiés pour la Société d'histoire contemporaine per M. l'abbé Julien Loth et M. Ch. Verger. 3 volumes. Paris 1899. Das Tabakrauchen spielte auch damals in der wissenschaftlichen Literatur eine große Rolle. Außer der genannten Dissertation erschien auch ein Büchlein: „Untersuchung, ob dem Frauenzimmer nicht ebensowohl denen Mannspersonen Taback zu rauchen erlaubt" (Dessoir, Geschichte der neueren deutschen Psychologie I., 137, Leipzig² 1902.)

[2]) Sökeland, die Umgestaltung des Münsterschen Gymnasiums 88/89.

mehrfach die Festgedichte. Trotz seines oft unbedeutenden Inhaltes scheint das „Gemeinnützige Wochenblatt“ einen gewissen Einfluß auf die Regierungsbehörden ausgeübt zu haben, wenn man den Angaben des Priors Hüffer in Liesborn Glauben schenken darf. In einem Artikel vom Jahre 1818, worin er seinen Beitritt zur Mitarbeiterschar des „Rheinisch-Westfälischen Anzeigers“ erklärt, erwähnt er seine Tätigkeit im „Gemeinnützigen Wochenblatt“ in den 90er Jahren, wo dieses Blatt anfing „Gast vornehmer Tafeln zu werden“. „Man brauchte“, so berichtet Hüffer, „damals nur den Wunsch zu äußern: wie wohl für Münster ein Armeninstitut zu errichten sey, daß die Bettelei allgemein wegfalle, gleich wurden 100 Rtlr. auf die beste Beantwortung dieser Frage gesetzt, gleich setzten sich denkende Köpfe des Münsterlandes hin, um diese Aufgabe zu lösen. Man brauchte nur ..... vorzustellen, daß dieser oder jener Graben, Bach oder Fluß verschlammt sei, sogleich wurden sie gereinigt. Die Zeichnungsschulen seien durch das Wochenblatt in Münster eingeführt, viele unbekannte Futterkräuter unter den Landleuten verbreitet worden.“ [1])

Im „Münsterschen Gemeinnützigen Wochenblatt“ tritt die schon häufiger erwähnte ungeschickte Anordnung des Stoffes besonders zu Tage. So wird z. B. das 1. Stück des 7. Jahrgangs eröffnet mit einer Abhandlung des damaligen Universitätsprofessors Chr. Hüffer unter dem Titel: „Glückseligkeit des Individuums als Prinzip der Verbindlichkeit. Allgemeine Glückseligkeit als Kriterium von Recht und Unrecht. Prinzip und Pflicht. Höchste Stufe menschlicher Sittlichkeit“. Der Verfasser will durch diese Abhandlung „seinen Höreren eine kurze Nebenausführung an die Hand geben“, hofft aber auf die Nachsicht des Publikums, „weil sie Gedanken enthalte, die auch außerhalb des akademischen Hörsaales gedacht zu werden verdienen“. Doch dürfen wir nach dieser pomphaften Ouvertüre unsere Erwartungen nicht zu hoch spannen, nach solch gelehrt philosophischen Problemen werden uns auf der folgenden Seite Mittel gegen Ratten, Mäuse, Flöhe und anderes geboten.

Schon ein Jahr nach der Gründung des „Gemeinnützigen Wochenblattes“ kam es auch wieder zu einer neuen, mehr der Unterhaltung der gebildeten Kreise dienenden Zeitschrift in Münster.

Durch Errichtung der Münsterischen Universität (1773) war das literarische Leben der Stadt in ein neues Stadium getreten, und damit

[1]) Rhein.-Westph. Anzeiger 5. Aug. 1818.

waren auch die Existenzbedingungen für ein gelehrtes oder unterhaltendes Journal bedeutend günstiger geworden.

Im Vertrauen auf diesen Umschwung wagte man dann im Jahre 1785 wieder einen Versuch, Münster mit einer solchen Zeitschrift zu beglücken. Zwei Männer ganz verschiedenen Standes und Charakters vereinigten sich zur Herausgabe einer „Münsterschen Monatsschrift", nämlich Professor Wilhelm Gerz,[1]) Priester der Gesellschaft Jesu, und ein Oberstleutnant beim Münsterischen Infanterieregiment von Nagel, Friedr. Ludw. Freiherr von Korff. Ersterer wirkte als Professor der höheren Mathematik an der Universität zu Münster, wo er auch 1815 als Domvikar starb. v. Korff, ein geborener Münsteraner, trat als Kadett in die adelige Münsterische Leibgarde und wurde 1801 Oberstleutnant und Kommandeur des Regimentes von Tönnemann.[2])

Die Zeitschrift, deren Beiträge jedesmal vor dem Drucke dem Generalvikariat, das damals mit der Bücherzensur betraut war, zur Genehmigung vorgelegt werden mußten, erschien bei A. W. Aschendorff zum Preise von 4 Rtr. der Jahrgang in monatlichen Heften zu 6 Bogen, auf Schreibpapier gedruckt.[3]) So ziemlich alle Gebiete des Wissens und des praktischen Lebens sollten in ihren Spalten zu ihrem Rechte kommen. In dem „Schreiben eines Landpfarrers an seinen Freund" [4]) klingt das alte Grundthema der moralischen Wochenschriften in moderner Instrumentierung wieder durch. Der damals herrschenden Vorliebe für Erörterung philosophischer nnd pädagogischer Fragen dienten Artikel wie „Grundsätze zur Bildung des Geistes nach dem Cartesius" [5]) und andere. Besondere Beachtung fand wie in fast allen westfälischen Zeitschriften auch hier

---

[1]) Raßmann, I. Nr. 22, II. Nr. 34, III. Nr. 2—7. Sökeland (Umgestaltung des Münst. Gymnasiums). Nach Sökeland ist er 1752 in Paderborn geboren. Er gehörte zu den Vertrauten der Fürstin Gallitzin, die in ihren Briefen seiner häufig Erwähnung tut. (Sie schreibt seinen Namen Geritz). Nach E. Raßmann (Nachrichten, Neue Folge, 73) ist Gerz 1751 geboren und 1768 zu Trier in den Jesuitenorden eingetreten.

[2]) Raßmann, III., Nr. 56., IV, Nr. 136, Nachrichten 66 Er interessierte sich sehr für Denkmäler aus der deutschen Vorzeit und brachte eine ansehnliche Sammlung zusammen, die in den Besitz des Königl. Kunst- und Altertumskabinettes zu Berlin übergegangen ist. Auch dramatisch hat sich Korff versucht; sein Drama „Bella" wurde ins Holländische übersetzt. (Raßmann, Nachrichten 186).

[3]) M. St. A. (Geh. Cab. Reg.), P. XXXIII, Bd. 6.

[4]) Münstr. Monatsschrift, Heft II ff. — [5]) Ebd.

die Geschichte. Gleich im ersten Hefte wird beklagt, daß die westfälische Geschichte so unvollständig sei, dies liege zum Teil „an dem Mangel der vorhandenen Zeugnisse, teils aber auch daran, daß man nicht genug Eifer auf die Sammlung der vorhandenen Stücke verwandt habe". Es fänden sich aber noch hier und da verschiedene alte Urkunden, deren Veröffentlichung für die vaterländische Geschichte von großem Werte sei. In der Münsterischen Monatsschrift solle nun eine Anzahl alter, authentischer Nachrichten, „wovon sich ein großer Teil auf Westfalen beziehet", mitgeteilt werden. „Die von den Verfassern zusammengelesenen Stücke würden nicht hingereicht haben, wenn man nicht durch einige glückliche Umstände in den Besitz einer großen Sammlung alter Nachrichten gesetzt worden wäre, welche von einem sehr würdigen Manne mit unermüdlichem Eifer zusammengetragen sind, der die seltene Gelegenheit hatte, sich alle diese Altertümer, die durch Länge der Zeit ganz selten geworden oder vielleicht unbekannt geblieben oder verloren gegangen wären, entweder selbst oder durch seine ausgebreiteten Freunde zu erwerben." [1]) Am Schlusse eines jeden Heftes werden nun Teile dieser Urkunden mitgeteilt. Einen interessanten Beitrag bringt in dieser Rubrik das 2. Heft. Unter der Überschrift: „Die Franken werden zur Bildung ihrer Sprache ermuntert. — Aus einer alten Chronik", finden sich hier Verse aus dem Gedichte des Otfrid, dem „Krist".[2])

Überhaupt beschäftigen sich zahlreiche Aufsätze und Gedichte in unserer Zeitschrift mit dem deutschen Altertum. Nicht nur regte damals das Beispiel Gottscheds und seiner Schweizer Gegner an, emsig nach Sprach- und Literaturdenkmälern aus der altgermanischen Zeit zu suchen, durch die seit der Mitte des Jahrhunderts immer mehr um sich greifende Bardendichtung wurden nun auch weitere Kreise für germanische Studien geweckt, wenn man ja auch vielfach im Dilettantismus stecken blieb; und gerade in den deutschen Zeitschriften jener Zeit machte sich häufig der Einfluß dieser Begeisterung für die germanische Urzeit geltend. Neben einigen gelehrten Abhandlungen („Nordische Altertümer mit den Britischen und Irländischen verglichen zur Beleuchtung unserer älteren deutschen

[1]) Münst. Monatsschrift, Heft I, 74.

[2]) Es sind zwei Stellen aus dem „Liber evangeliorum primus (Cur scriptor hunc librum theotisce dictaverit".) (Vers 33—38 und 57—75 nach der Ausgabe von Kelle). Der rechts stehende Text weist eine Reihe von Fehlern auf, die sich wohl dadurch erklären, daß der Drucker oder Herausgeber sich in der ihm unbekannten Sprache nicht zurechtfinden konnte.

Geschichte",[1]) über das Schiffswesen der nordischen Völker)[2]) gehören dem altgermanischen Stoffkreis an, eine Erzählung „Banders Reue. Eine teutsche Geschichte aus den Zeiten Herrmanns (Bander und Teutbard)",[3]) sowie ein altgermanisches Kriegslied „Reinhold an seinen Sohn Siegmar".[4]) Die Lyrik, die reich vertreten ist, bewegt sich meist in den Bahnen Klopstocks. Die Herrlichkeit und Güte des Ewigen, die Reize der Natur in den verschiedenen Jahreszeiten, der friedliche, stille Genuß des Landlebens sind die Hauptmotive, die immer wieder erklingen. Auch aus der Anakreontik tönt noch ein letzter Nachhall in diese süß empfindsamen Klänge; auch die Satire fehlt nicht, besonders Advokaten und Stutzer bilden öfter die Zielscheibe des Spottes.

Einige der Gedichte sind nicht ohne Geschick und stechen vorteilhaft ab von den faden Reimereien, die nur zu oft damals die Spalten der Zeitschriften füllten. Besonders ansprechend sind einige idyllenartig abgerundete Bilder aus dem Landleben, mit frischen Farben gemalt, mit hübscher realistischer Schilderung.

Leider sind uns nur von zwei Dichtern[5]) der „Münsterschen Monatsschrift" die Namen bekannt, die meisten Gedichte sind unter Pseudonym veröffentlicht, die nicht zu enträtseln sind. Unter der Chiffre v. B. steuerte der Osnabrücker Dichter Broxtermann einige kleine Gedichte bei.[6]) Die unbedeutenden Jugendversuche des damals fünfzehn Jahre zählenden Dichters verraten doch eine gute Anlage zur Lyrik und lassen den Verehrer Klopstocks erkennen, dessen Werke der Vater seinen Kindern schon früh zur Lektüre gegeben hatte.[7]) Leider riß ein tückisches Nervenfieber den überaus fruchtbaren Dichter im Alter von 30 Jahren mitten aus seinem Leben und Schaffen.

Neben der gereimten fehlte auch die erzählende Poesie in der Münsterschen Monatsschrift nicht. Die Stoffe der Romane und Skizzen gehören meist dem klassischen Altertum an, so eine Übersetzung des griechischen Romans „Theagenes und Chariclea" von Heliodor. Der

---

[1]) Münst. Monatsschr. Heft X ff. — [2]) Ebd. Heft I ff.

[3]) Ebd. Heft VIII f. — [4]) Ebd. Heft V.

[5]) Broxtermann und Ficker.

[6]) Anfangs hielt man einen gewissen von Bodmer oder von Bothmar für den Verfasser, doch wurde bald die Autorschaft Broxtermanns festgestellt. Theod. Wilh. Broxtermanns sämtl. Werke von F. Wedekind (Osnabrück 1841) S. 12; Goedeke VI § 274, 13, VII § 303, 15.

[7]) Wedekind 11.

unselige Zusammenhang, in welchem die Arbeiten erschienen, vernichtete häufig die Wirkung mancher guten Einzelleistung. Hier haben wir einen Beleg für die in der Journalistik Westfalens oft zu beobachtende Erscheinung, daß der Inhalt ein sehr gemischter war. Wer vieles bringt, wird allen etwas bringen, dachten die Herausgeber, und so kam es denn nicht selten zu komischen Kontrastwirkungen. So wird, um nur ein Beispiel anzuführen, gleich im ersten Hefte der Jüngling in der feierlichen Sprache des alttestamentlichen Predigers ermahnt: „Sieh, die lächelnde Wohnung der Freude! Vergoldet sind die Thore des Eingangs! Höre den lärmenden Laut einer Schar, berauscht von Freuden und Wein. Von Wonne umschwebet wartet ihrer nach Scherz und Lachen und Wollust endloses Unglück!" einige Seiten später beschreibt dann ein Herr Tiemann, „der sich durch seine ökonomischen Bemühungen vorzüglich verdient gemacht hat", eingehend und anschaulich die „Anlage einer Miststätte", und nachdem dieser Stolz der Bauern glücklich geschichtet ist, erklingt ein dithyrambisches „Trauerlied auf den Tod des Herzogs Leopold von Braunschweig".

Nach einem der Zeitschrift vorgedruckten Pränumerantenverzeichnis betrug die Zahl der Abonnenten gegen 140. Die meisten wohnten in Münster selbst. (Der Kurfürst Max Franz, Freiherr von Fürstenberg, der ganze Münsterische Adel sind unter den Beziehern.) Am stärksten war der katholische Klerus vertreten, (Kanonici, Pfarrer, Klöster, ja selbst Kirchen sind im Subskribentenverzeichnis aufgeführt). Daß trotzdem manches in den Spalten der Zeitschrift Aufnahme fand, was nicht gerade wie Lob auf den Klerus klingt, mag daher auf den ersten Blick sonderbar vorkommen. Wenn z. B. in einem Gedichte ein fürsorglicher Vater seinen Sohn dem Lehrer mit den Worten übergibt:

„Mein Herr! Hier bring ich meinen Knaben,
Sie werden Sorge für ihn haben,
Er ist mein liebster Sohn, drum plagt ihn nicht zu sehr,
Denn bleibt sein Köpfchen auch von Wissenschaften leer,
Er wird Kanonikus!" [1])

so konnten sich die Kanonici dadurch wohl nicht sehr geschmeichelt fühlen.

Doch unter dem damaligen Klerus herrschte vielfach ein liberaler Geist, mit Ausnahme der Familie Kerssenbrock, erzählt Perthes.[2])

---

[1]) Heft V. S. 25.
[2]) Perthes, a. a. O. II. 114.

„nahmen die Domherrn, wie die anderen Vornehmen Münsters die Kirche als Weltleute".

Auch der „Münsterschen Monatsschrift" war, wie den meisten ihrer Vorgänger, kein langes Leben beschieden. Mit dem 12. Hefte (November 1786) stellte sie ihr Erscheinen ein. Nun blieb es lange still auf journalistischem Gebiete in der Stadt, die doch so manche hervorragende Männer in ihren Mauern sah, was um so mehr befremdet, als zahlreiche Münsterische Gelehrte an auswärtigen Zeitschriften fleißig mitarbeiteten.

Zwar hatte schon Professor Schlüter die Herausgabe eines eigenen Blattes übernommen, das im Verlage von Anton Ignatz Körholz, einem 1766 geborenen Münsterländer, damals Succentor an der St. Johanniskirche in Osnabrück, zugleich auch Buchhändler, unter dem Titel „Vaterländisches Museum" erscheinen sollte. Schlüter hatte schon die Ankündigung verfaßt, aber dabei blieb es.[1])

In Münster mußte man sich jetzt also mit dem Intelligenzblatte und dem „Gemeinnützigen Wochenblatte" behelfen, oder fremde Zeitungen halten. Das Wochenblatt blieb stets streng konservativ katholisch. Dies zog ihm den Zorn des Münsterischen Dichters Sonnenberg, des Sängers der „Donatoa" zu, der folgende wütende Philippika gegen den Herausgeber und seine eigenen westfälischen Landsleute losließ: „Gallitziniaden und travestirte Oberbergs, und verwandelte Stollberge mönchisiren schon wieder durchs „Münsterische Wochenblatt" immer mehr in die späteren Klassen hinab; durchs Wochenblatt, diesen Barometer im Narrenhaus der Münsterischen Literatur und Thermometer ihrer Censoren unter Aschendorffs Inspektion, der sich und unser Westfalen hier so unverschämt vor Teutschlands Auge an den Pranger der Dummheit stellt, und jede Blüte der Aufklärung, wenn sich eine daher verirrt — für Unkraut ansieht und durchgehens zertritt. Und nun die lauten Lobprediger dieser Wunderhistörchen sind — die Exjesuiten mit ihren Schülern, die in der Furienhoffnung, gegenwärtig, da sie in Rußland und Österreich eine Vorgeschichte wittern, sich blähen, sie werden im Triumphe zurückgeführt werden." [2])

---

[1]) A. Schlüter, Mitteilungen aus dem Leben Joh. Chr. Schlüters, geschrieben von dessen Sohne Anton Aloys Schlüter, Münster. 1845. S. 57. Über Körholz vgl. Schlüter ebd. 56 f. und Raßmann III, 49 f.

[2]) Franz Sonnenbergs Briefe hg. v. Gruber II/342/343.

Diesem wenig schmeichelhaften Urteil fügt Sonnenberg ein noch härteres über seine Landsleute selbst hinzu. „Wollt ihr denn ewig in eueren Sümpfen und Sandwüsten mit tiergleich nach Futter gebeugtem Kopfe, krumm (nach dem Symbol des Krummstabes) um euch nur voll zu fressen, durch die Dünste des Aberglaubens und die Nebel der Mönchsdummheit herumschleichen, und nie einen Ätherzug aus höheren Regionen schöpfen? Ist Fressen und Goldhäufen denn das Paradies eures Herzens, das Heimweh eurer Wünsche? Wollt ihr denn ewig Geistesgabe und alles Große in Wissenschaft und Kunst, alles in kaufmännischem Bagatellgeist, nur nach Maß und Elle messen und schätzen? Alles zur Handwerkerei herunterwürdigen? Das Gekrächz eurer Abderiden, eurer Mystiker, eurer literarischen Marktschreier mit ihrem Mönchsgeschmack und Klostertheorie, eurer Obskurantensekte, ihren Wunderanekdötchen und Spuckmärchen, ihrer Kaputzphilosophien und jesuitischen Glückseligkeitslehren, drohen sie nicht in das goldene Weltalter der Legende zurück? Werdet ihr wieder unter dem Krummstabe ein großer Mönchsorden? — doch — dann entsag ich feierlich dem Geburtsländchen meiner väterlichen Erdäpfel, allen seinen Ämtern und Würden!" [1]) Ein sehr hartes Urteil, welches aber doch einigermaßen verständlich wird, wenn man die Charakterentwicklung dieses Mannes näher betrachtet. Eine Natur, so leicht von einem Extrem ins andere fallend, glühend im Hassen wie im Lieben, heute voll Ingrimm die Götter von ihren Altären stoßend, denen er gestern noch gehuldigt und Weihrauch gestreut hatte. Sein Glaubensgebäude, das er sich in stillen Jugendträumen schwärmerisch, mystisch zusammenphantasierend errichtet, stürzte bald wie ein Kartenhaus ein, als die brausenden Stürme des Zweifels dagegen anstürmten, und wehmütig bei dem Trümmerhaufen stehend, schalt er in unbesonnener Wut auf alle, die daran bauen geholfen hatten. Als ein treuer und begeisterter Schüler Klopstocks liebte auch er sein Vaterland schwärmerisch, aber nur das Idealbild, das er sich selbst, durch inniges Versenken in die herrliche deutsche Vergangenheit gebildet; „groß und erhaben stand bei einsamen nächtlichen Wanderungen das Bild teutscher Vorwelt vor des Jünglings glühender Seele", [2]) meldet sein Biograph von ihm. Dieses Ideal nun sah er erfüllt in dem mächtig

[1]) Vgl. H. J. Brühl, Eine Studie über Franz von Sonnenberg nebst einer Auswahl aus seinen Werken, Münster i. W. 1907. S. 38 und J. G. Gruber, Etwas über Franz von Sonnenbergs Leben und Charakter. Als Anhang zu Sonnenbergs Donatoa, Halle 1807, II. Bd., 329 30.

[2]) Gruber II 254.

emporstrebenden Preußen, wo noch der Glanz der Regierung Friedrichs des Großen, wenn auch immer mehr verblassend, lag. Mit hellem Jubel begrüßte er den Tag, da Preußen von dem Münsterlande Besitz ergriff. „Eine Nation hat ihre Hand ausgestreckt, uns mit sich zu vereinigen, uns, die wir noch kein Vaterland hatten!“ [1]) so ruft er voll froher Hoffnung aus. Doch nicht alle dachten wie er, und als er sah, daß die Mehrzahl seiner Mitbürger der Vereinigung mit Preußen sehr entgegenstrebten, da entbrannte sein Zorn und voll Wut schrieb er die angeführten harten Worte gegen jene, die es wagten, sein Ideal nicht auch für das Ihrige zu erklären. Darum ist auch Sonnenbergs Urteil mit Vorsicht aufzunehmen. Die Zustände im Fürstentum Münster waren im Gegensatze zu manchen anderen Kleinstaaten Deutschlands in damaliger Zeit gerade unter dem Krummstabe recht günstig.

Erst im Jahre 1803 erhielt Münster wieder eine neue Unterhaltungsschrift, nämlich den „Münsterischen Erzähler zur Belehrung und Unterhaltung“, der es aber auf nur ein vierteljähriges Bestehen brachte.[2]) Der Herausgeber, August Konrad Grimm, hatte ein vielbewegtes Leben hinter sich, als er, wohl als letztes Brett im Schiffbruche des Lebens, die Journalistik ergriff. Nachdem er erst in Halle Theologie studiert, trat er in Berlin in die preußische Armee ein, nahm aber im Jahre 1803 seinen Abschied und kam dann nach Münster, wo er sein Glück mit der oben genannten Zeitschrift versuchte, jedoch bald sein Unternehmen einstellen mußte. Seine schriftstellerische Tätigkeit muß ihm nicht sehr viel eingebracht haben, da er neben derselben noch ein Wein- und Liqueurgeschäft betrieb. Er siedelte später nach Burgsteinfurt über, wo er eine Wirtschaft auftat.[3])

1804 ging auch noch das „Gemeinnützige Wochenblatt“ ein, und nun hatte Münster außer dem Intelligenzblatte nur noch eine Zeitschrift, die im Jahre 1804 bei Peter Waldeck erschien, und deren Herausgeber der bekannte, für die literarische Bildung Oldenburgs sehr tätige A. G. von Halem war. Sie führte den damals beliebten Zeitschriftentitel „Irene“ und war vornehmlich Deutschlands Töchtern gewidmet. Wielands Organ, der „Neue teutsche Merkur“, spendete der Schrift wegen ihres mannigfaltigen Inhaltes hohes Lob.[4])

---

[1]) Gruber II. 325.

[2]) u. [3]) Raßmann 48. Goedeke, Grundriß, VII, § 303. No. 58.

[4]) Neuer teutscher Merkur IX. Stück 180/1. Über die Irene vgl. Goedeke, Grundriß VIII. § 314. I. Nr. 31.

Ein Jahr nach dem Eingehen des „Gemeinnützigen Wochenblattes" unternahm ein Prediger aus Isselburg bei Rees, Friedr. Teod. Schmölder, in Münster eine neue Zeitungsgründung.[1]) Schmölder war gut befreundet mit dem Hofrat Spazier, einem journalistischen Genie, dem Redakteur der damals so überaus beliebten „Zeitung für die elegante Welt" (Leipzig 1801), die ja später der Kampfplatz wurde, auf dem die Romantiker ihre Fehden mit ihrem Erbfeind Kotzebue ausfochten.[2]) Von Spazier erhielt wohl auch Schmölder die erste Anregung, sich journalistisch zu betätigen. Die von ihm 1805 gegründete Zeitung führte den Titel: „Merkur oder neueste Nachrichten von politischen, literarischen, ökonomischen und Handlungssachen. Mit Kgl. Preußischen Privilegien" und erschien in Folio.[3]) Da Schmölder durch seine Amtstätigkeit oft von Münster fern sein mußte, suchte er für sein Blatt einen gewandten Redakteur. In dieser Angelegenheit wandte er sich an seinen Freund Spazier mit der Bitte, ihm einen geeigneten Mann in Vorschlag zu bringen. Spazier empfahl ihm Friedrich Raßmann.[4])

Schmölder berief auf die glänzende Empfehlung des Freundes hin denn auch Raßmann an die Redaktion des Merkur. Mit ihm siedelte ein Mann nach Münster über, der für das dortige literarische Leben, sowie auch für die Geschichte der Journalistik in Westfalen eine gewisse Bedeutung hat, sodaß wir hier auf sein Leben und seine Tätigkeit etwas näher eingehen müssen.

---

[1]) Schmölder war 1764 zu Unna geboren, besuchte in Halle das Pädagogium und seit 1783 die Universität, wo er anfangs Rechtswissenschaft, dann Theologie studierte. 1788 wurde er Prediger in Dortmund, 1798 Prediger in Isselburg und starb am 27. Febr. 1825. E. Raßmann, Nachrichten 300.

[2]) Näheres Salomon II. 62 ff.

[3]) Raßmann, Nachrichten 131. Westph. Anzeiger, 1805. Nr. 84. (Der heute in Münster erscheinende „Westfälische Merkur" wurde erst im Jahre 1822 gegründet).

[4]) Diese Empfehlung hatte Raßmann, wie er in einem Briefe erzählt, einer Ode an Ramler zu verdanken, die er 1796 für die literarische Gesellschaft in Halberstadt hatte drucken lassen, und von der er ein Exemplar dem „preußischen Horaz" übersandt hatte. Ramler dankte ihm in einem längeren Briefe und feuerte ihn lobend an. Diesen Brief hatte Raßmann seinerseits Spazier mitgeteilt, der sich dann in seiner Empfehlung Raßmanns darauf berief, indem er an Schmölder schrieb: „Du siehst, mit welcher Auszeichnung Ramler ihn behandelt, was doch sonst des alten Krippensetzers Weise nicht gewesen ist." Raßmanns Leben 9/10.

Friedrich Raßmann war geboren am 3. Mai 1772 auf Schloß Wernigerode als Sohn des Bibliothekars beim Grafen Stolberg-Wernigerode, Ernst Heinrich Raßmann. Nachdem er im Elternhause den ersten Unterricht empfangen hatte, besuchte er die Martinischule in Halberstadt, wohin sein Vater übergesiedelt war und als evangelischer Pfarrer lebte, studierte dann drei Jahre (1791—94) in Halle Theologie. Er erhielt dann eine Lehrstelle an der Martinischule, die er im Sommer 1800 aus bisher nicht aufgeklärten Gründen niederlegte.[1]) Er privatisierte nun und warf sich auf das Gebiet der schönen Literatur, welches ihm besonders zusagte, und wozu ihm in Halberstadt manche Anregung geboten wurde. Dort lebte ja seit 1747 als Sekretär, dann als Kanonikus des dortigen Domkapitels in einer ruhigen sorgenlosen Stellung Ludwig Gleim. Trotzdem in Gleims Lyrik das erotische Element eine so große Rolle spielt wie bei keinem andern der wein- und liebeseligen Jünger Anakreons, hatte er es doch nicht übers Herz gebracht, eine Gattin heimzuführen. Der alte Hagestolz machte sich nun eine Ehre daraus, „der Nährvater armer junger Poeten" zu sein, die „Henne der Talente" zu spielen[2]) und so hat er sich das Eichenblatt verdient, das Klopstock in seiner „Gelehrtenrepublik" dem zum Preise aussetzt, der geistvolle Jünglinge fördert. Sein „Hüttchen" war stets der Sammelpunkt der verschiedenartigsten jungen Dichter. Auch Raßmann kam in den Jahren 1802 und 1803 in den Bannkreis des gastlichen Hagestolzes, der mit der Familie des Reichsgrafen Stolberg-Wernigerode seit seiner Kindheit innig befreundet war. Manche Stunden mag auch Raßmann im „Hüttchen" zugebracht und den Worten des väterlichen Freundes gelauscht haben. Manche literarische Arbeit Raßmanns können wir wohl auf Gleims Anregung zurückführen. So gehörte immer ein „Dichterbund", eine „Dichtergruft", ein „Dichterorden" zu Gleims Lieblingsplänen,[3]) und auch Raßmanns beständiges Bestreben war es, die Stimmen der Dichter Westfalens zu vereinen zu einem harmonischen Konzert in seinen verschiedenen Almanachen und Anthologien. Wie Gleim in seinem „Tempel der Freundschaft" die berühmtesten Zeitgenossen in Ölgemälden im Bilde um sich versammelte, so errichtete Raßmann den Dichtern seiner Zeit Denkmäler in seinem „Pantheon deutscher Dichter",[4]) ein Unternehmen, für das ihm H. Heine großes Lob spendete. Durch Gleim wurde er auch wohl bekannt mit

---

[1]) Leben 6/7. — [2]) E. Schmidt, Lessing, I, 325. — [3]) Ebd., I, 326.
[4]) Helmstädt 1818.

den verschiedenen Größen der damaligen Literatur, mit denen er zeitlebens in regem Briefwechsel blieb, so besonders mit Klamer-Schmidt, Frhr. von Fouqué, Louise Brachmann und dem Romantiker Grafen von Loeben, mit dem ihn innige Freundschaft verband.[1]) Nachdem Raßmann seine amtliche Stellung aufgegeben hatte, suchte er sich mit Schriftstellerei durchs Leben zu schlagen und wandte sich zunächst der Journalistik zu, für die er nicht ohne Talent war. Schon als Gymnasiast hatte er unter dem Titel „Unterhaltende Blätter“ eine Zeitschrift verfaßt, die im Manuskript bei seinen Mitschülern in der Prima herumging.[2]) 1803 übernahm er die Redaktion zweier Wochenschriften, die ein Israelit mit Namen Levian in Halberstadt gegründet hatte und die den Titel führten „Neue Anzeigen vom Nützlichen, Angenehmen und Schönen“ (im zweiten Jahrgange „Neue Anzeigen der Merkwürdigkeiten“) und „Allgemeine Zeitung der Merkwürdigkeiten“. Zugleich war Raßmann Korrektor in der Dölleschen Druckerei. Bis zu seiner Berufung an den „Merkur“, also bis Ende 1804, leitete er die genannten Blätter.

Der „Merkur“, dessen Redaktion Raßmann übernahm, war ein Blatt ähnlichen Inhaltes wie das „Gemeinnützige Wochenblatt“, dessen Erbe er ja auch antrat. Neben politischen Nachrichten, die aber meist den geringsten Raum beanspruchten, brachte er praktische Ratschläge für Haus und Wirtschaft, Gedichte, literarische Besprechungen. Raßmann selbst steuerte eine Anzahl Rezensionen bei (über Brinkmanns Gedichte, Krummachers Parabeln, Körtes Briefe der Schweizer, Bodmer und andere). Auch der Herausgeber selbst arbeitete eifrig mit, zahlreiche politische, ökonomische und literarische Artikel entstammen seiner Feder.[3]) Mit dem

[1]) Als Kandidat der Theologie in Halberstadt hatte er Goethe eine Sammlung, „Epigramme im Geist der griechischen Anthologie. Ein kleiner Blumenstrauß, Goethe geweiht“, übersandt. Das Manuskript fand sich in Goethes Nachlaß. (Nach gütiger Mitteilung des Herrn Grevel).

[2]) Leben 13.

[3]) Als Kuriosum aus dem Inhalt hat uns Raßmann eine Preisschrift eines Ungenannten aufbewahrt, welche lautet: „10 holländische Dukaten für denjenigen Hausvater des Fürstentums Münster, der im Laufe des Jahres 1806 mit seiner Familie, die jedoch wenigstens aus sechs Personen bestehen muß, vormals gebrauchten Kaffee abschafft, und statt dessen die Erdmandeln ganzer zwölf Monate hindurch ausschließlich gebraucht.“ (Merkur 1805, Nr. 34). (Raßmann Münsterl. Schriftstr.-Lex. 131). Diese eigentümliche Preisaufgabe wird erklärlich, wenn man sich erinnert, daß damals im Münsterland ungeheure

Jahre 1806 übernahm die Aschendorffsche Buchhandlung in Münster den Verlag des „Merkur“ für eigene Rechnung und übertrug die Hauptredaktion dem Rendanten des Intelligenzkomptoirs, Cramer, der auch schon am ersten Jahrgange mitgearbeitet hatte. Das Blatt zog sein Foliokleid aus und Quart an. Doch erschien der „Merkur“ 1806 nur 2 Monate lang, er brachte es im ganzen nur auf 156 Nummern.[1]) Jene politisch so erregte Zeit, wo es sich entscheiden sollte, ob das Münsterland von der vielen lästigen preußischen Herrschaft wieder frei werden würde oder nicht, war ganz besonders ungünstig für die Gründung einer Zeitung. Die Begierde des Publikums, die neuesten Nachrichten vom Kriegstheater möglichst schnell zu erfahren, führte viele auswärtige Blätter in die Stadt. Berghaus entwirft uns ein anschauliches Bild von den damaligen Zeitungsverhältnissen seiner Heimatstadt: „Die trostlosen Kriegsbegebenheiten“ lasen die Münsteraner im „Hamburger unparteiischen Correspondenten“, von den entscheidenden Schlachten vom 4. Oktbr. 1806, wie ein Bollwerk der Monarchie nach dem anderen ohne Kanonenschuß dem Feinde überliefert wurde, wie Napoleon in Berlin eingezogen und mit Jubel empfangen worden, und der König ohne Rast nach Königsberg geflohen sei. Bald nachdem die Franzosen sich in Münster häuslich eingerichtet hatten, hielten es dann einige vornehme Häuser für angemessen, das „Journal de l'Empire“ regelmäßig zu lesen, um sich mit dem Gange der französischen Politik vertraut zu machen, da man wußte, daß diese Zeitung unmittelbar unter dem Einflusse des Kaisers und seines geheimen Kabinettes stehe und nichts veröffentlichen dürfe, was nicht im Sinne des Gewaltmenschen sei“. Auch Dombechant Spiegel hielt das Blatt, und Berghaus mußte es allabendlich aus der Dechanei holen und zu Hause vorlesen. Wegen seiner gefälschten pomphaften Kriegsberichte erregte es oft den Unwillen des jungen Vorlesers.[2])

Nach dem Eingehen des „Merkur“ war Raßmann in Münster geblieben und mußte durch Privatunterricht in der deutschen, französischen und englischen Sprache, sowie durch überfleißiges Rezensieren und Dichten

---

Mengen Kaffee vertilgt wurden. Vergl. darüber die possierliche Schilderung des Abbé Baston (Stimmen aus Maria Laach 57. 455): „Alles trinkt Kaffee, selbst der Säugling und der Schoßhund, der Kaffee ist geradezu der Götze der Coesfelder“.

[1]) Raßmann, Nachrichten 101/2.

[2]) Berghaus, Wallfahrt, II, 135.

für eine Unzahl Zeitschriften kümmerlich sein Dasein fristen.[1]) Ohne ein festes Einkommen hatte er oft mit bitterer Not zu kämpfen. Da setzte er denn das Messer der Kritik an und schrieb Rezension über Rezension, oder er schickte die Muse aus, ihm den Brotkorb ins Haus zu tragen. Über seine an Entbehrungen reichen Tage singt er in einer Elegie:

„Eins doch heb ich hervor, mein Treiben in Münster! Dein Finger,
Heilige Vorsicht, rief hin mich, zu läutern mein Sein!
Preisgegeben der Sorge, der nagenden — wilder ihr Kamm schwoll,
Seit in der Wiege sich rasch, Säugling auf Säugling gehäuft!“ [2])

Diese traurigen Verhältnisse Raßmanns mußten auch ungünstig auf sein literarisches Schaffen einwirken. Statt daß sein ohnehin geringes Talent für lyrische Dichtung Zeit zum langsamen Ausreifen gefunden hätte, mußte er wie ein Tagelöhner Vers an Vers reihen, und so tragen denn auch fast alle seine Gedichte den Stempel des Handwerksmäßigen auf der Stirne. Ungeheuer ist ihre Anzahl; in den Spalten fast aller Zeitschriften Westfalens und der angrenzenden Gebiete finden sie sich, wohl eher bestimmt, den in damaliger Zeit nötigen lyrischen Schmuck zu liefern, als — gelesen zu werden. Es fehlt ihnen das innere Erlebnis, und diesen Mangel suchte der Verfasser zu ersetzen durch eine möglichst künstlerische Form, darum feilte er auch immer an seinen Gedichten herum, wie ein fleißiger Geselle an seinem Meisterstück. Er selbst hat sein Schaffen treffend gekennzeichnet, wenn er in einem Briefe von sich sagt: „Sie wissen ja, da ich kein ausgezeichneter Dichter werden kann, es mir nun Ernst geworden ist, wenigstens ein korrekter zu werden, und daß bei meiner vollständigen Sammlung jedem Produkte Hohn gesprochen werden soll, das nicht:

---

[1]) Die Zahl der Zeitschriften, an denen er mitarbeitete, betrug nach Steinmann (Leben 47) gegen 60.

[2]) Leben 12. Wie sehr die Armut ihn oft bedrückte, sagt ein Brief vom Jahre 1808 (14. Oktbr.), wo es heißt: „Alle meine Bemühungen, einen Thaler Geld ins Haus zu schaffen, waren gestern fruchtlos . . . . Was mein Sorgenjoch noch vollends drückend macht, ist der Umstand, daß unser Mittagstisch seit einigen Tagen aufgehört hat, bevor wir nicht völlig zahlen. Könnten Sie mir von Herrn v. R. auch ein paar alte Mannskleidungsstücke ausmachen, so geschähe mir ein überaus großer Gefallen. Die Garderobe meiner Frau ist gleichfalls in der schlechtesten Verfassung, und die Kinder müssen den Sonntag wie in der Woche hergehen.“ (Leben 28.)

„Mancher Tag, manch tilgender Zug ausbessert, und zehnmal
Glättete, bis zu der Probe des sanft hingleitenden Nagels.“ [1])

Charakteristisch für Raßmanns dichterisches Schaffen ist seine Vorliebe für fremde, künstliche Versformen. Man denkt unwillkürlich an Platen, der ja auch oft den Mangel an Erlebnis durch glatte, vielgestaltige musikalische Form zu ersetzen suchte. Es gibt kaum eine Gattung der lyrischen Dichtung, in der Raßmann sich nicht versucht hätte — Lieder und Oden, Balladen und Romanzen, Epigramme, Idyllen und Elegien bringt er in buntem Wechsel und in verschiedenen Versformen, in Sonetten, Terzinen, Sestinen und mit besonderer Vorliebe in Trioletten. H. Heine sagt in einer Rezension von Raßmanns „Rheinisch-Westfälischem Musenalmanach auf 1823“ von der Dichtung des Herausgebers: „Raßmann gehört noch der Form nach der neueren Schule zu, doch sein Herz gehört noch der alten Zeit an, jener guten alten Zeit, wo alle Dichter Deutschlands gleichsam nur ein Herz hatten. Schon bei dem flüchtigen Anblicke der Gegenstände der literarischen Tätigkeit Raßmanns wird man innig gerührt durch seine Liebe für fremde Arbeiten und ein emsiges Hervorsuchen des fremden Verdienstes; lauter altfränkische Eigenschaften, die längst aus der Mode gekommen. In den Gedichten Raßmanns finden sich ganz ausgesprochen jene grundehrliche Gesinnung, liebreiche Betriebsamkeit und fast Hans-Sachsische Ausmalerei“.[2]) Heine muß in guter Laune gewesen sein, als er diese Kritik schrieb, denn sein Lob trifft nur auf den kleineren Teil von Raßmanns Dichtungen zu. Raßmann versuchte sich in allem Möglichen, so schrieb er 1806 elf Sonette, die, obwohl Raßmann Protestant war, als „Katholische Andachten“ mit Genehmigung des Generalvikariats gedruckt und zum Preise von 1 g. Gr. verkauft wurden.[3]) Doch wäre es ungerecht, bei einer Beurteilung von Raßmanns Wirken das Hauptgewicht auf seine lyrische Produktion zu legen. Seine Bedeutung liegt vielmehr auf anderem Gebiete — als literarischer Sammler, insbesondere für die westfälischen Lande hat er sich doch einige Verdienste erworben. Mit staunenswertem Bienenfleiße hat er Jahre

---

[1]) Leben 35.

[2]) Heines Werke (Elster) Bd. 7, 171—75.

[3]) Zwar ist Raßmann später zum Katholizismus übergetreten, doch beobachtet er über diesen Schritt seinen Freunden gegenüber beharrliches Stillschweigen, und auch sein Biograph (Steinmann) weiß uns nichts Näheres über die Beweggründe zu diesem Konfessionswechsel mitzuteilen. (Leben S. 22.) Der Übertritt erfolgte im Jahre 1825.

lang alle ihm zugänglichen Notizen über Leben und Werke der Münsterländer Schriftsteller zusammengetragen, auch nicht der kleinste Aufsatz in einer Zeitschrift oder Zeitung ist seinem Späherblicke entgangen. Ihm haben wir es zu verdanken, daß wir doch etwas unterrichtet sind über das literarische Leben des Münsterlandes in den Jahren 1760 bis 1820, im Hinblick auf diese Sammlungen kann man ihm mit etwas Übertreibung den Ehrennamen eines „westfälischen Goedeke“ beilegen. Doch uns interessiert hauptsächlich seine Teilnahme an der periodischen Literatur Westfalens, und dieser Seite seines Schaffens wenden wir uns jetzt wieder zu.

Im Jahre 1770 hatte der Schleswiger Chr. Heinr. Boie den ersten deutschen Musenalmanach hinausgesandt in die deutschen Lande. Sein Unternehmen fand ungemeinen Beifall und zahlreiche Nachahmungen.

Schon war die Blütezeit dieser einst so überaus fruchtbaren Literaturgattung vorüber, schon kam der Almanach in jenes Stadium, wo nach einem Ausspruche Hebbels „der Goldschnitt, ja die Eigenschaft desselben, das Umblättern zu erschweren, das Beste an ihm war“,[1]) da trat erst Westfalen mit einigen eigenen Musenalmanachen hervor. An Interesse für diese kleinen Taschenbücher hatte es zwar schon früher in Westfalen, besonders in Münster nicht gefehlt; dort lebten ja Sprickmann und Rothmann, beide vertraute Freunde Bürgers, der lange die Redaktion eines bedeutenden Musenalmanachs leitete, ja, Sprickmann, selbst ein Mitglied des Göttinger Hainbundes, war ein eifriger Mitarbeiter an den Almanachen von Voß, Boie u. a. Außer ihm hatten noch andere Westfalen Beiträge zu verschiedenen Musenalmanachen geliefert, so P. Fl. Weddigen, der Osnabrücker Klöntrup u. a. In den kunstsinnigen Kreisen unter der Regierung Fürstenbergs aber warb Sprickmann wohl eifrig Anhänger für die Veröffentlichungen der Freunde.[2]) Im Jahre 1798 hatten die Bergischen Lande ihren Musenalmanach erhalten in dem schon genannten „Bergischen Taschenbuch“ Aschenbergs, doch erst 1801 erschien ein „Westphälisches Taschenbuch“ und zwar in Minden,

[1]) Hebbels Werke (Hesse), XII, 226 f.

[2]) So hatte nach einem Subskribenten-Verzeichnis von 1776 der Voßsche Almanach in Münster 52 Abnehmer, eine Zahl, die nur von 5 deutschen Städten übertroffen wurde. Das Verzeichnis weist 1539 Bezieher auf in 39 Städten, darunter 209 in Hamburg, 100 in Göttingen, 82 in Würzburg, 80 in Berlin, 72 in Neubrandenburg, 60 in Breslau, 52 in Münster. Goedeke, Grundriß, VI. § 231 Nr. 4.

verfaßt, von Karl Gottlieb Horstig und Chr. Ulrich Freiherr von Ulmenstein.[1]) In dem kleinen Fürstentum Lippe blühten ja schon seit einem Jahrhundert Künste und Wissenschaften, und bedeutende Gelehrte, Schriftsteller und Künstler zierten den kleinen Hof zu Detmold. (Chr. Fr. Bach, ein Sohn des hochberühmten Johann Sebastian, zum Unterschied von seinen zehn Brüdern gewöhnlich der Bückeburger Bach genannt, Abbt u. a.) Nur zaghaft hatten die Herausgeber ihr Werk nach dem so verkannten Westfalen genannt. Der Prolog des Taschenbuches enthält eine gut gelungene Verteidigung ihrer Heimat:

„Aus Westphalen kommst Du, dem Lande der Schinken und Würste,
Armes Taschenbuch Du, wie wird es Dir wohl ergehen?
Kann aus Westphalen, dem feisten und wohlernährenden Lande,
Etwas kommen, was noch mehr als Körper verspricht?
Sind da die Menschen auch Menschen?
Sinds nicht vielmehr Troglodyten,
Ichthyophagen, und wie sonst man die Unthiere nennt,
Die an den Ufern der See Moräste und Sümpfe durchwaten," usw.

Das „Westphälische Taschenbuch" aber soll dem Leser eine bessere Meinung von dem Westfalenlande beibringen, darum senden die Herausgeber es mit dem Begleitworte in die Welt:

„Gehe denn Büchlein! erzähle dem forschenden Ohre des Lesers,
Daß bey Westphälingern auch Glück und Zufriedenheit wohnt!"

Der Inhalt des Büchleins ist recht dürftig, der Löwenanteil fällt den Herausgebern zu, Horstig lieferte nicht nur Gedichte und Prosaaufsätze, er komponierte auch einige Lieder und entwarf die Kupfer.

Nun, da einmal der Anfang gemacht war mit der Herausgabe westfälischer Taschenbücher, folgte bald ein Almanach dem anderen,[2]) sogar der berühmte Göttinger Musenalmanach, den einst Bürger redigiert hatte, wurde nach Münster verlegt, allerdings um dort zu sterben. Selbst der letzte kaiserlich gekrönte Poet, Karl Reinhard, konnte den

---

[1]) Minden bei Heinr. Körber. Vergl. auch Goedeke, Grundriß, VIII. § 315. Nr. 32.

[2]) Z. B. das „Driburger Taschenbuch zum Nutzen und Vergnügen für 1811", das Wilh. Ant. Ficker, Brunnenarzt in Driburg bei Wesener in Paderborn erscheinen ließ; vgl. Goedeke, Grundriß, VIII, § 315. II. 144 und das „Westphälische Taschenbuch. Ein Neujahrsgeschenk für gebildete Jünglinge und Jungfrauen", herausgegeben von C. W. Spieker. Halle und Berlin 1809. Goedeke, Grundriß, VIII. § 315. II. Nr. 120.

Altersschwachen nicht vom Tode retten.[1]) An Stelle des Musenalmanachs ließ Reinhard im Jahre 1808 eine neue Sammlung erscheinen unter dem Titel „Polyanthea. Ein Taschenbuch für das Jahr 1807", mit Beiträgen von Boie, Overbeck, Julius Graf v. Soden, Karschin, Haug, Kl. Schmidt u. a.[2]) Einen eifrigen Fortsetzer seiner Tätigkeit auf dem Gebiete der Almanachliteratur fand Reinhard in Münster in Friedrich Raßmann. Diesen hatte er wohl schon während seines Aufenthaltes als Hofmeister beim Grafen Stolberg-Wernigerode kennen gelernt; nachdem er 1806 Göttingen verlassen, scheint er mit Raßmann einige Zeit in Münster zusammen gelebt zu haben.[3]) Von ihm mag auch dieser die Anregung zu seiner übereifrigen Wirksamkeit als Anthologe empfangen haben.

Im Jahre 1809 trat das literarische Leben in Münster in eine neue Ära. Am 4. Dezember dieses Jahres erreichte nämlich die preußische Staatsverfassung ihr Ende. Die städtischen Beamten wurden unter dem Ausdrucke der Zufriedenheit mit ihrer bisherigen Dienstführung ihres Amtes enthoben.[4]) Zahlreiche Beamte waren dadurch erwerblos geworden. Da versuchte denn, wer nur irgend konnte, sich durch schriftstellerische Tätigkeit etwas zu verdienen. Berghaus, dessen Vater auch Stelle und Einkommen verloren hatte, schreibt über jene Zeit: „Literarische Arbeiten wurden damals lebhaft betrieben, besonders die beiden Rezensieranstalten, die Literaturzeitungen von Jena und Halle und die „Göttinger Gelehrten Anzeigen" wurden ins Auge gefaßt. Auch brachten die Franzosen ein vielbewegtes Treiben in die Stadt Münster, und wirkten auf Buchhandel und literarisches Leben günstig ein. 1809 eröffnete Coppenrath einen großen Buch- und Kunstladen in einem Eckhause am Michaelsplatze, dem Rathause gegenüber. In eleganten Schränken aus Mahagoni-

---

[1]) Karl Reinhard (vgl. Allg. d. Biogr. 28. Bd. 64 5), innig befreundet mit Bürger, übernahm nach dessen Tode die Leitung des Bürgerschen Musenalmanachs. Bis 1806 erschien dieser in Göttingen, 1807 in Münster. 1804 war Reinhard vom Bürgermeister in Minden zum kaiserlichen Poeten gekrönt worden.

[2]) Münster bei Peter Waldeck. Mit einem Porträt und 5 Kupfern gezeichnet und gestochen von F. J. Riepenhausen und 2 Blt. Musik (in 12°). Vergl. Goedeke, Grundriß, VI. § 231, Nr. 3 und VIII. § 315. II. Nr. 103.

[3]) Allg. deutsche Biogr. 28. Bd. S. 65.

[4]) Vgl. Hülsmann, Geschichte der Verfassung der Stadt Münster von den letzten Zeiten der fürstbischöflichen bis zum Ende der französischen Herrschaft 1802—1813. (Münster 1905. Diss.)

holz standen die gangbarsten Bücher elegant gebunden oder auch broschiert, wie der französische Buchhandel sie lieferte, für den Coppenrath der erste Vermittler wurde."[1]) „Die Coppenrathsche Buchhandlung setzte sich bald in die Gunst des Publikums", sagt Berghaus,[2]) „und dann", fährt er fort, „unternahm sie auch die Herausgabe einer politisch-belletristischen Zeitschrift unter dem Namen „Echo", welche Friedrich Raßmann leitete, die aber nicht recht gedeihen wollte. Irrt der Wallfahrer (Berghaus nennt sich selbst stets so) nicht, so ist daraus später der „Westfälische Merkurius" entstanden." Diese Notiz ist bezeichnend für die große Aufmerksamkeit, die man damals schöngeistigen Bestrebungen auf dem Gebiete des Journalismus in Münster schenkte. Die Zeitschrift, die Berghaus anführt, ist allerdings im Jahre 1810 in Münster, aber bei Waldeck erschienen, sie hieß aber nicht „Echo", sondern „Eos", auch kann der „Westfälische Merkurius" nicht aus ihr entstanden sein, denn die „Eos" ging schon nach kurzem Bestehen ein, und der „Merkurius" wurde erst 1822 gegründet. Die vorhin erwähnte „Eos" ist wohl eher an Kürze ihrer Lebensdauer als an Glanz ihrer Erscheinung der rosenfingrigen Morgenröte zu vergleichen, nach der sie sich stolz nannte, und die sie als Titelvignette führte, denn sie bestand nur von April bis September 1810, und auch ihre Verbreitung wird keine große gewesen sein, denn es war nicht einmal am Erscheinungsorte ein Exemplar des Blattes mehr aufzutreiben. Es scheint fast, als hätte Raßmann geahnt, wie bald der Glanz seiner „Eos", wie auch so mancher andern von ihm später noch herausgegebenen Zeitschrift verblassen sollte, denn er hat in seinen verschiedenen Schriftstellerverzeichnissen den Inhalt seiner Schöpfungen sorgsam aufgezeichnet und so wenigstens eine oberflächliche Beurteilung der Organe heute noch ermöglicht. Schon aus diesen Inhaltsangaben gewinnt man den Eindruck, daß es dem Herausgeber vermöge seiner ausgedehnten Beziehungen und bei seinem unermüdlichen Eifer gelungen ist, zahlreiche Mitarbeiter der verschiedensten Lebensstellungen für sein Unternehmen zu gewinnen, und daß dem entsprechend die „Eos" an Mannigfaltigkeit der Beiträge nichts zu wünschen übrig ließ. Eine Prüfung des Blattes selbst erweckt den Eindruck, daß es sich bei besserer Unterstützung zu einer recht guten Zeitschrift hätte entwickeln können.[3]) Für den lyrischen Teil kommen außer Karl Müchler und der Mindener

---

[1]) Vergl. Berghaus, Wallfahrt, 10/12. — [2]) Ebd.

[3]) Ein vollständiges Exemplar stellte mir Herr Grevel zur Verfügung.

Dichterin Christiane Martini vor allem Adolf von Vagedes und Gottfried Bueren in Betracht. Vagedes, ein vielseitiger Mann, Dichter, Musiker und „Baukünstler“ in Münster, später in Düsseldorf, ist in fast allen Sammlungen, Taschenbüchern und Zeitschriften Raßmanns vertreten. Er steuerte nicht nur eine Unzahl Gedichte bei, er komponierte auch zahlreiche Lieder und entwarf die Kupfer.[1]) Ein Talent ganz eigener Art tritt uns in dem Richter Bueren aus Papenburg entgegen, der auch zu allen Blättern Westfalens zu Beginn des 19. Jahrhunderts Lieder, Balladen und Oden in französischer, englischer, lateinischer, hoch- und plattdeutscher Sprache lieferte. Ein Nachtgemälde von ihm, in dem er die Hexen im Wipperger Moor besingt, hatte, wie Levin Schücking erzählt, durch seine metrischen Kunstgriffe selbst die Bewunderung Heines erregt, wie denn die meisten Gedichte Buerens mehr Verskunststücke als empfundene Dichtungen sind.[2]) Auch der schon genannte Prediger Johann Christian Hermann Gittermann, ein tüchtiger Volksredner und wohlbewandert in der Heimatkunde, der als Herausgeber mehrerer Zeitschriften in der Geschichte des Journalismus in Ostfriesland rühmend erwähnt werden muß, arbeitete auch an allen westfälischen Organen seiner Zeit mit.[3]) Ebenso häufig begegnet uns in den Spalten fast aller Blätter des Münsterlandes der Vikar von Borghorst, Bernh. Jos. Ecker,[4]) der 1808 eine Gedichtsammlung „Telynische Versuche“ herausgegeben hatte. Von den Prosaaufsätzen seien erwähnt die Arbeiten von Professor Schlüter in Münster, von Pfarrer Niesert, sowie von E. Depping, Professor an der polymathischen Schule in Paris. Letzterer, ein geborener Münsteraner, lieferte neben allerlei gelehrten Aufsätzen Pariser Korrespondenznachrichten.[5])

---

[1]) Raßmann 151, I. 69, II. 132, III. 133, IV. 172. Goedeke, Grundriß VII. § 303. Nr. 51.

[2]) L. Schücking, Lebenserinnerungen, I. 40. Raßmann, Schriftstlr. 53. Goedeke, Grundriß VII. § 303. Nr. 38.

[3]) Allg. deutsche Biogr., IX., 204, Goedeke, Grundriß VII. § 303. Nr. 21.

[4]) Raßmann, Lex. S. 36, I. 16, II. 29, III. 23. E. Raßmann, Schriftl.-Lex. S. 44. Goedeke, Grundriß VII. § 303. Nr. 37.

[5]) Die „Eos“ erschien wöchentlich dreimal jedesmal ein halber Bogen 4° zum Preise von 2 Rtlr. 12 g. Gr. der halbe Jahrgang. Vergl. noch das Inhaltsverzeichnis bei Raßmann, I. 46 ff., ferner die günstigen Rezensionen von Prof. Gurlitt (Hamburger Neue Zeitung 1810, Nr. 155). Hofrat Böttcher (Zeitung für die eleg. Welt, 1810, Nr. 189, Jenaer lit. Zeit 1813, Nr. 32. Erg.-Bl., Allg. Lit. Zeit 1821, Erg.-Bl., Goedeke, Grundriß VIII., § 314, Nr. 86.

Außer der „Eos“ gab Raßmann im Jahre 1810 ein Münsterisches Taschenbuch heraus, das er nach dem alten Namen der Stadt Münster „Mimigardia“ nannte. Die Mitarbeiter waren zum Teil dieselben, wie bei der „Eos“, einige neue kamen hinzu. Peter Cornelius, der bekannte Maler, ist mit drei Gedichten, darunter einem frischen Rheinliede vertreten. Einen Naturdichter führte Raßmann seinen Lesern in Möllmann aus Dinslaken vor, der seit seinem sechsten Jahre erblindet, von seinem Pfarrer, dem spätern Konsistorialrate Nebe in die Dichtkunst eingeführt wurde.[1]) Auch ein Gedicht des Danteübersetzers Philalethes „An die Dichterlinge“ hat sich in die „Mimigardia“ verirrt. Professor Schlüter steuerte drei Fabeln und ein Gedicht „Von einer empfindsamen Alten“ bei. Die „Mimigardia“ nahm auch die Jugendversuche Münsterländer Dichter und Dichterinnen gern auf. So enthält sie unter anderen einige Lieder von Katharine Busch, der Mutter Levin Schückings, die, nicht ohne lyrisches Talent, doch nur widerstrebend auf ihres Gatten Wunsch einzelne Gedichte im Musenalmanache erscheinen ließ. Die drei Lieder, welche in der „Mimigardia“ von ihr veröffentlicht wurden, hatte sie als sechzehnjähriges Mädchen gedichtet.[2]) Kreiten, der Biograph Annettes von Droste-Hülshoff ist der Ansicht, es sei nur der Abneigung der Familie zuzuschreiben, daß nicht auch die dreizehnjährige Annette eine fleißige Mitarbeiterin der „Mimigardia“ gewesen sei.[3]) Auffallenderweise enthält die „Mimigardia“ nichts weder von Sprickmann, noch von Fr. Leop. von Stolberg. Manche Mitarbeiter könnte man noch erwähnen, es ist eine bunte Reihe, verschieden nach Beruf, Weltanschauung und Fähigkeit. Es ist daher leicht erklärlich, daß sich manches Minderwertige in die

---

[1]) Über Möllmann vergl. den Artikel von Nonne im Westf. Anzeiger, Kunst und Wissenschbl. 1823, 27. Dezbr. „Lieder des blinden Konst. Möllmann“ erschienen 1823 in Essen bei Baedeker.

[2]) Levin Schücking, a. a. O. I. 16—20.

[3]) Kreiten, Anna Elisabeth, Freiin von Droste-Hülshoff, I. 48. Kreiten faßt sein Urteil über die „Mimigardia“ in die Worte zusammen: „Der Gesamteindruck, den das Büchlein hervorruft, möchte demjenigen gleich kommen, den man beim Durchblättern einer nicht gerade geschickt gemachten Blumenlese aus Geßner, Gleim, Uz, Lichtwer, Klopstock empfangen müßte, also der Geschmacksrichtung entsprechend, wie sie fünfzig Jahre früher im übrigen Deutschland Mode war.“ Weit besser kann man die „Mimigardia“ mit einem Ausspruch J. Pauls charakterisieren, der in seinen „Grönländischen Prozessen“ die zahllosen Almanache jener Zeit mit „Wäschestangen“ vergleicht, an denen „feine und grobe Hemden, Hosen und Unterröcke zugleich getrocknet werden“.

„Mimigardia" eingeschlichen hat. Geradezu komisch wirken so manche Epigramme auf die Dichterlinge, die ohne Beruf den Parnaß besteigen wollen. Bedenkliche Zweideutigkeiten ohne Geist und Witz beeinträchtigen den Genuß an mehreren dieser lyrischen Erzeugnisse beträchtlich. Mit dem Jahrgange 1811 sollte der Prosa ein größerer Raum in den Spalten des Raßmannschen Almanachs eingeräumt werden, kurze Erzählungen, Arabesken, Gemälde sollten die Hälfte des Inhaltes bilden. Die „Mimigardia" erschien aber nur noch für das Jahr 1811 und 1812.[1])

Wir haben Raßmanns Schaffen auf journalistischem Gebiete bis zum Jahre 1810 verfolgt, der Rest seiner Tätigkeit bleibt einer späteren Darstellung vorbehalten. Hier sei nur noch die Schilderung angefügt, die Berghaus, der ihn wohl oft geschäftig durch Münsters Straßen hatte eilen sehen, von ihm entwirft. Er schreibt: „Friedrich Raßmann, ein Protestant und Kandidat der Gottesgelehrtheit, lebte in Münster seit dessen Besitzergreifung durch die preußische Regierung. Er war klein, untersetzt, zur Korpulenz neigend, und wie die meisten starken Leute ein gemütlicher Mann. Daß er Verse machen konnte, sah man ihm gar nicht an. Er lebte in drückenden Verhältnissen. Mehr als einmal machte er den starken Anlauf, eine belletristische Zeitschrift zu gründen, aber der Versuch mißglückte jedesmal." [2]) Berghaus gibt auch die Gründe an, weshalb ein solches Unternehmen in Münster nicht gedeihen wollte. Die Konkurrenz der andern, auswärtigen Blätter war zu stark. Das „Tübinger Morgenblatt", die „Leipziger Zeitung für die elegante Welt" und das „Weimarsche Journal für Kunst, Luxus und Mode" waren die Beherrscher des belletristischen Literaturmarktes". [3])

Doch noch weit mehr als jene Konkurrenz der fremden Organe waren es die zahllosen Kriegswirren, die fortwährende Einquartierung, die oft mit Bedrückungen aller Art verbunden waren, und die immer drückender werdende Franzosenherrschaft, die in Münster so leicht kein Blatt aufkommen ließen. Die verschiedensten Nationen sah die Stadt in ihren Mauern, außer den Türken gäbe es wohl kaum ein Volk, so meint ein Zeitgenosse, das nicht mehr oder minder zahlreich dort ver=

---

[1]) Vgl. Goedeke, Grundriß VIII. § 315. II. Nr. 125.

[2]) Wallfahrt III. 52.

[3]) Berghaus. III. 52.

treten gewesen sei. Die Stadt glich seit Jahren einem Gasthofe, wo jeder aufgenommen und verpflegt wurde, aber außer den Schweden keiner zahlte.[1]) Ein weit gefährlicheres Hemmnis aber als alle Kriegswirren war für die meisten Zeitungen an kleineren Orten in damaliger Zeit ein eigentümliches Zwittergeschöpf der Journalistik, das je nach Bedarf wie ein Chamäleon die verschiedensten Farben zur Schau tragen konnte, bald politische, bald schöngeistige, bald ökonomische Artikel brachte — das Intelligenzblatt, von dem im folgenden Abschnitte ausführlich die Rede sein soll.

---

[1]) Hüffer Erlebtes. 46.

VI. Abschnitt.

Westfälische Intelligenzblätter.

Eine eigentümliche und doch dem Geiste des absolutistischen 18ten Jahrhunderts so recht entsprechende Form der Journalistik tritt uns in dem Intelligenzblatte entgegen. Ursprünglich nur als ein Mittel des Geschäftsverkehrs gedacht, spielte es bald, besonders an den Orten, wo keine andere politische Zeitung bestand, die Rolle, die sonst den politischen Blättern zukam, und verdient darum auch in einer Geschichte des Journalismus Erwähnung.[1])

Die Idee des Intelligenzblattes stammt aus Frankreich von dem Vater Montaignes; auf seine Anregung hin wurde bereits 1631 in Paris von dem Arzte Theophraste Renaudot ein „Bureau d'Adresse" gegründet, hauptsächlich zu dem Zwecke, den armen Arbeitslosen zu einer Stelle zu verhelfen.[2]) In dem Bureau lagen Listen auf, und wer eine Stelle zu vergeben hatte oder suchte, wer etwas kaufen oder verkaufen wollte, trug seinen Namen in diese Listen ein. Der eigentliche Zweck dieser Verkehrseinrichtung wurde erst erreicht, als die Eintragungen gedruckt wurden und so leichter zur allgemeinen Kenntnis gelangen konnten. 1663 erschienen sie zum erstenmale als „Feuilles du Bureau d'Adresse" und brachten es bald zu großer Verbreitung.

In Deutschland fand erst nach längeren Jahren das Beispiel der Franzosen Nachahmung, und zwar zuerst in Dresden, wo im Jahre 1721 ein Intelligenzkomptoir gegründet wurde.[3]) Das Intelligenzwesen gelangte

---

[1]) Eine Darstellung des Intelligenzwesens gibt Hjalmar Schacht (Grenzboten 1904 Nr. 23 u. 24); ferner Schwarzkopf „Übersicht über deutsche Intelligenzblätter" (Hannoversches Magazin 1801. Nr. 60/61) und Krünitz J. G. Ökonomische Encyklopädie oder allgem. System der Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirtschaft in alphab. Ordnung Berlin 1782/1823.

[2]) Über Renaudot und sein Adreßbureau vergl. L. Geiger „Der erste Journalist" Gegenwart, Band 45. S. 119 f.

[3]) Schacht a. a. O.

schnell zu großer Blüte, indem die Fürsten und Regierungen sich seiner annahmen, weil es so recht in ihr ganzes Verwaltungssystem paßte. Einerseits nämlich ließ sich durch die Herausgabe des Blattes ein schönes Stück Geld verdienen, andrerseits unterstützte es wirksam die Zensurbehörde. Denn dadurch, daß man das Intelligenzblatt unter Zwangsabonnement herausgab, teilweise zu hohem Preise, verloren doch die meisten, die es halten mußten, die Lust, noch auf ein anderes teures Blatt zu abonnieren, und daß in das Intelligenzblatt selbst keine dem Staate und seinem Herrn mißliebige Zeile hineinkam, dafür glaubte man schon sorgen zu können. Um dem Intelligenzblatt die Existenz zu erleichtern, gewährte man ihm allerlei Vorteile, besonders das Privileg der Postfreiheit, man ließ ihm allein das Recht, die Anzeigen und Bekanntmachungen aller Behörden zu veröffentlichen, und — was das Wichtigste war — man suchte den Absatz durch Zwangsabonnement zu heben.

Von großer Bedeutung für die Ausbreitung der Intelligenzblätter und ihre Einführung auch in westfälisches Gebiet war es, daß der König Friedrich Wilhelm I. von Preußen im Jahre 1727 den Plan faßte, den Intelligenzzwang in seinen Ländern einzurichten. Er wollte damit eine neue Einnahmequelle für das Potsdamer Waisenhaus, seine Lieblingsstiftung, schaffen und in einer Kabinettsordre an die Berliner Behörden (vom 6. Januar 1727) kündigte er seine Absicht an.[1]) „Nachdem Wir in Gnaden resolviret, ein Intelligentz-Werck auf dem Fuß, — wie es in anderen Haupt- und Handelsstädten von Europa eingeführet — dem Publiko zum besten einrichten und zu dem Ende wöchentliche Frage und Anzeigungsnachrichten zum Druck bringen zu lassen, als befehlen wir Euch hierdurch in Gnaden, dieses löbliche Werck eures Orts mit zu befördern." 1727 erschien das erste preußische Intelligenzblatt in Berlin, im gleichen Jahre erhielten unter verschiedenen anderen auch die unserem Gebiete angehörenden Städte Duisburg und Minden ihre Intelligenzblätter.[2]) Dieses Jahr ist also für die Geschichte des westfälischen Journalismus wichtig, oder sagen wir lieber verhängnisvoll gewesen, brachte es doch den preußischen Bestandteilen Westfalens den Intelligenzblattzwang, ein rechtes Danaergeschenk des Absolutismus.

---

[1]) Salomon a. a. O. I. 151 f. Der Erlös aus dem Betrieb der Intelligenzblätter kam häufig solchen Stiftungen zugute, z. B. in Mainz dem St. Rochus-Hospital.

[2]) Vergl. Salomon a. a. O. I. 151 52.

Denn es ist leicht erklärlich, daß nur in großen, verkehrsreichen Städten eine Zeitung mit dem so mannigfach privilegierten Intelligenzblatt in Wettbewerb treten konnte, solcher Städte aber gab es in Westfalen damals kaum, (vrgl. Abschnitt 1) und so blieb denn für die meisten Orte das Intelligenzblatt die einzige Zeitung.

Das in Duisburg auf königlichen Befehl wöchentlich einmal erscheinende Intelligenzblatt für das Herzogtum Cleve, das Fürstentum Mörs und die Grafschaft Mark führte den hochtrabenden Titel: „Wochentliche Duisburgische auf das Interesse der Commercien der Clevischen, Geldrischen, Meurs und Märkischen auch umliegender Landes-Orten eingerichtete Adresse und Intelligenz-Zettel".[1])

Wie der ganze Plan dieses neuen Monopols auf dem Gebiete des Verkehrs und der öffentlichen Meinung einem schlau berechnenden Absolutismus sein Entstehen verdankt, so sind auch alle einzelnen Vorschriften, die in Preußen und auch wohl in anderen Ländern inbetreff des Intelligenzwesens erlassen wurden, vom Geiste des Absolutismus diktiert. Es sei erlaubt, einige dieser drakonischen Gesetze, wie sie für Preußen geltend waren, anzuführen, um eine Vorstellung davon zu geben, wie kleinlich man auf diesem Gebiete der staatlich bevormundeten Journalistik verfuhr, wie man die Presse, die doch mehr als jede andere literarische Erscheinung zu einer gesunden Entwickelung der erfrischenden Höhenluft der Freiheit bedarf, gleich einem störrischen Rekruten eindrillte und stets unter Polizeiaufsicht hielt.

Zunächst schon der lästige Abonnementszwang! Alle Kirchen, Kapitel, Stifter und Klöster (mit Ausnahme der Mendikantenklöster), die Gymnasien und Schulkollegien, alle Behörden und alle Beamten, die eine selbständige Amtsverrichtung hatten, die adeligen Besitzer, deren Verwalter und Pächter, die Ärzte, Wundärzte und Apotheker, sämtliche Innungen und Zünfte und die Juden waren zum Bezuge verpflichtet. In kleinen Städten war es gestattet, daß der Wundarzt und der Apotheker sich ein Exemplar zusammen hielten.

[1]) Nach einem Exemplar vom 7. Jan. 1766. Seit 1792 erschien es wöchentlich zweimal. (Becker 100). Das Duisburger Intelligenzblatt fand sich bei der Überführung der Duisburger Universitätsbibliothek nach Bonn vollständig vor. Auf Wunsch der städtischen Behörde blieb es, da es viele für Stadt und Umgegend wichtige und interessante Nachrichten enthielt, in der Duisburger Gymnasialbibliothek. Deicke, Kortum 24.

Die Bezugszahl bei Zünften und Innungen war auch peinlich genau festgesetzt, sie mußten nach der Zahl ihrer Mitglieder ein bis fünf, auch wohl noch mehr Exemplare halten und die Juden mußten mindestens zu drei Familien auf ein Exemplar abonnieren. Für einen bestimmten Bezirk wurde eine Bezugszahl festgesetzt, für die Unterbringung der Exemplare mußten die Behörden Sorge tragen.[1]) Der Preis für das „hochinteressante" Blatt betrug jährlich einen Taler. Wer vierzehn Tage mit der Zahlung des Abonnementsgeldes im Rückstand blieb, von dem wurde durch einen Exekutor der doppelte Betrag erhoben. Arme Zwangsabonnenten, zu denen man auch die Kirchen rechnete, zahlten die Hälfte des gewöhnlichen Preises. Als eine weitere Einnahmequelle kam hinzu, daß alle Verordnungen und Anzeigen nur im Intelligenzblatte erscheinen durften. Die Behörden wurden angewiesen, wöchentlich dem Postamte zu Duisburg ein genaues Verzeichnis der Geburten, Heiraten und Sterbefälle einzusenden[2]) und ebenso alle Anzeigen „von gerichtlichen und außergerichtlichen Verkäufen und Verpachtungen, von gestohlenen oder verlorenen Gegenständen, von verarbeiteten Waren und von sonstigen merkwürdigen Vorfällen" zu liefern. Bevor nicht diese Anzeigen im Intelligenzblatte gestanden hatten, durfte keine örtliche Bekanntmachung erfolgen. Die Einrückungsgebühr betrug 5 Stüber, und die Einsendung hatte franko zu geschehen. Am 4. November 1727 wurde sogar den Zeitungen „bei Verlust ihrer Privilegien verboten, Einsendungen aufzunehmen, die sich auch für das Intelligenzblatt eigneten", und am 24. September 1728 folgte eine weitere Verordnung, wonach „kein Aktus über gerichtliche und private Distractionen, Subhastationen, Vermiethungen und Verpachtungen von Mobilien und Immobilien, die von den Kanzeln

---

[1]) So sollten in den „kombinierten Provinzen Minden, Ravensberg, Tecklenburg und Lingen 500 Exemplare repartiert werden". Die Bürgerschaft von Herford beschwerte sich in einer Eingabe (vom 17. Juni 1747), daß ihr mehr Intelligenzblattexemplare auferlegt würden, als sie benötige. Die Intelligenzkommission war auch der Meinung, daß diese Beschwerde nicht unbegründet sei, und daß das Halten der Intelligenzblätter „nach Art der Gazetten ein freiwilliges sein müsse". (M. St. A.) Stadt Herford Dez. II. 84.

[2]) In Herford verfügte 1732 die Intelligenzkommission: „bei 10 Rtlr. Strafe sind die gerichtlichen Notifikationen nebst der Brot-, Bier-, Fleisch- und Wolltaxe allwöchentlich accurater einzusenden, oder es ist zu gewertigen, daß allemal die darauf gesetzte Strafe ohne Weiteres Nachsehen vermittels Exekution eingetrieben wird." (M. St. A.) Stadt Herford. Dez. II. 81 Verf. vom 13./12. 1732.

oder mittelst Ausruf bekannt gemacht worden seien, desgleichen über Notifikationen bei Konkursen, Citationen der Kreditoren, Ausgleichung von Depositengeldern u. s. w. gültig sein sollten, wenn sie nicht durch das Duisburger Intelligenzblatt bekannt gemacht seien".

Geschah die Einrückung von Bekanntmachungen der Behörden nicht in der vorgeschriebenen Form, so traf den Einsender eine Strafe von einem Goldgulden.[1]) Auch für Steckbriefe und ähnliche Bekanntmachungen der Sicherheitspolizei mußten die Einrückungsgebühren gezahlt werden; für die Bekanntmachungen ausländischer Gerichte wurde erst dann liquidiert, wenn der betreffende Verbrecher in Haft gebracht war. Die Anzeigegebühren, die für Edictalcitationen und Steckbriefe wegen aus Gefängnissen oder auf dem Transport entsprungener Gefangenen zu zahlen waren, hatte der zu leisten, „der es an der nötigen Wachsamkeit hatte fehlen lassen", und die Kosten für Anzeigen von Diebstählen mußte der Bestohlene entrichten.[2])

Das Publikum war nicht sehr erfreut über die ihm aufgezwungene Verkehrserleichterung und suchte sich möglichst dem Inseratenzwange zu entziehen, und die frühere Art der mündlichen Bekanntmachung von der Kanzel blieb doch noch vielfach bestehen. Welche Unannehmlichkeiten und Scherereien die Benützung des Intelligenzblattes verursachte, geht schon daraus hervor, daß 1802 ein eigener Führer für „Intelligenzblätterkunde" erschien.[3])

[1]) 1730 wurde in Minden verfügt, daß von jeder Kirche „die Abnahme ihrer Kirchenrechnungen und wenn sonst etwas vorfallen sollte, sowohl die Changierung ihrer Prediger und sonstiges dem Intelligenzblade einfließen und inseriert" werden sollte. M. St. A. (Stadt Herford. Dez. II. 81. Verf. v. 7. Juli 1730.)

[2]) Diese Zusammenstellung der in Preußen bezüglich des Intelligenzblattes geltenden Bestimmungen im wesentlichen nach Becker: „Anfänge der Tagespresse in Dortmund". Seite 98 ff.

[3]) Im „Westfälischen Anzeiger" (1803 Seite 1163) findet sich folgende Anzeige: „Alle diejenigen, welche in öffentlichen Blättern etwas bekannt machen wollen und einige Schwierigkeit haben, können sich folgenden Büchelchens, welches in allen Buchhandlungen für 18 Groschen zu haben ist, mit Nutzen bedienen: „Intelligenzblätterkunde für den nicht unterrichteten Privatmann, enthaltend eine Beispielsammlung der vorzüglichen Intelligenzartikel, eine kurze Anleitung, sie richtig abzufassen und ein alphabetisches Verzeichnis der bekanntesten Intelligenzexpeditionen, welche Anzeigen annehmen." Das Buch hat nach einem handschriftlichen Vermerk in einem Exemplar der Dresdener Bibliothek (Schacht a. a. O.) den Subrektor Stiebnitz, nach Goedeke (Grundriß VIII. § 314 I. n.) J. von Schwarzkopf zum Verfasser.

Da natürlich der Inhalt der Blätter, der ja anfangs fast nur aus Anzeigen bestand, sehr mager war, suchte man durch Berücksichtigung anderer interessanterer Gebiete das Intelligenzblatt genießbarer zu machen. In Duisburg wurden die Professoren der dortigen Universität angehalten, dem Blatte „Sachen, die kuriös zu lesen", zu liefern, aber auch diese Beiträge waren doch für den sehr gemischten Leserkreis oft wenig passend, und darum hielt man sich in Duisburg lieber die Kölner Zeitungen.[1]) Doch brachten die Duisburger Intelligenzblätter auch recht schätzenswerte Artikel, z. B. Lebensbeschreibungen berühmter Männer des Bergischen Landes. Zu den eifrigen Mitarbeitern gehörte auch der Dichter Withof in Duisburg. Mehrfach kamen die gelehrten Herrn in Konflikt mit der strengen Zensur. So erzählt Heinr. Daniel Stosch in seinem „Reisejournal" (1740/42) einen ergötzlichen Fall: „Anno 1740 in der Nummer vom 2ten Februar hatte der Professor der Theologie, Christian Raab, in dem Intelligenzzettel sehr heftig auf einige Potentaten losgezogen und insbesondere den verstorbenen König in Polen als den schrecklichsten Ehebrecher heruntergemacht, dessen Seele jetzt in der Hölle brenne"; der Intelligenzzettel wurde konfisziert, und Raab für einige Zeit seiner Stelle entsetzt. Doch wurde er dadurch nicht geheilt. Kaum wieder im Amt, nannte er in der Ankündigung seiner Vorlesungen seine Widersacher „Werkzeuge des Satans, die seiner Freiheit in Christo wie Pauli falsche Brüder nachspürten".[2])

Im Jahre 1763 zugleich mit der Stadt Leipzig erhielten auch die fürstbischöflich Münsterischen Lande ihr Intelligenzblatt durch Gründung des „Münsterschen Intelligenszettels". Wir sahen schon oben, daß in Münster in den vierziger Jahren ein periodisches Blatt erschienen sein soll, über dessen Dauer sich aber Genaueres nicht feststellen läßt. In der Folgezeit hören wir nichts von einer Neugründung, erst die Verhandlungen und Prozesse, die der Einrichtung des Intelligenzblattes

---

[1]) Salomon a. a. O. I. 162. Der Professor der Theologie J. P. Berg aus Duisburg steuerte gelehrte Artikel über orientalische Sprachen bei, so z. B. 1766 Beiträge zu einer genauen Bestimmung des eigentlichen und wahren Sinnes des Wortes [illegible] (2. Mos. 23) und einer Reihe anderer Aufsätze über biblische Fragen. (Vergl. Blätter für Bergische Gesch. II. Bd. 266.)

[2]) Zeitschr. des Bergischen Geschichtsvereins. Jahrg. 1879, S. 213; C. A. Kortum, Arzt in Mülheim an der Ruhr, lieferte mehrere Aufsätze zum Duisburger Intelligenzblatte (in den Jahren 1769—76). So z. B. „von der wunderbaren Wirkung eines Schreckens", vergl. Deicke, Kortum 24.

folgten, werfen einiges Licht in das Dunkel der Münsterischen Zeitungsgeschichte.[1])

Seit längeren Jahren betrieb der Buchbinder Wilh. Aschendorff in seinem Hause an der Bergstraße in Münster einen schwunghaften Buchhandel. Der rührige Geschäftsmann versuchte nun auch sein Glück auf journalistischem Gebiete, das um jene Zeit in Münster wahrscheinlich völlig brach lag.

In einer Eingabe an das sede vacante Domkapitel (vom Jahre 1801) [2]) erwähnt nämlich Aschendorff junior, daß sein Vater unter der Regierung des Kurfürsten Klemens August (1719—1761) eine Zeitung und zwar in deutscher und französischer Sprache herausgegeben habe, da er aber bei dem Unternehmen nicht auf seine Kosten gekommen sei, habe er das Blatt bald wieder eingehen lassen.[3])

Da Aschendorff sen. damals noch keine eigene Druckerei besaß, so war er genötigt, seine Zeitung auf eine fremde Presse zu geben. Aus einem Vergleiche, den er einige Jahre nach der Gründung des Intelligenzblattes (1766) mit einem Konkurrenten schloß,[4]) geht hervor, daß die Zeitung in der Koerdingschen Buchdruckerei gedruckt wurde. Leider hat sich von dieser, wahrscheinlich ersten Münsterischen Zeitung im eigentlichen Sinne kein einziges Blatt erhalten.[5]) Daß Aschendorff seine Zeitung in zwei Sprachen abfaßte, ist für jene Zeit nicht auffällig. Nicht nur sind damals, wo ja das Französische vielleicht meist die Umgangssprache der feineren Kreise war, französische Zeitungen in kerndeutschen Städten eine

---

[1]) Die Darstellung des Münsterischen Intelligenzwesens beruht fast ausschließlich auf handschriftlichem Material, das zum Teil auf dem Kgl. Staatsarchiv zu Münster liegt, zum Teil sich im Besitze des Herrn Anton Hüffer, Mitinhaber der Aschendorffschen Buchhandlung, befindet, der es dem Verfasser in liebenswürdigster Weise zur Verfügung stellte.

[2]) M. St. A. (Geh. Cab. Reg. P. XXIII. B. 1) und A. H. In dieser Eingabe stattete er auf Anfrage des Domkapitels, wie es bei früheren Sedisvakanzen mit dem Intelligenzblatt gehalten worden wäre, Bericht ab über die Verhältnisse vor Gründung seines Intelligenzblattes, also vor 1763.

[3]) Zur Geschichte der Aschendorffschen Buchdruckerei vgl. Nordhoff, Zeitschr. fr. v. Geschichte u. A. Bd. 39 S. 178 f.

[4]) M. St. A. (Geh. Cab. Reg.) P XXIII, B. 1.

[5]) Wenigstens waren alle Nachforschungen in den Münsterischen Bibliotheken und Archiven, wie auch bei den Verlegern, besonders der alten Koerdingschen Buchhandlung (jetzt Regensbergsche Buchhandlung und Verlagsanstalt) ergebnislos. Der Name Koerding durchlief die verschiedensten Varianten.

von der Geschichte der Journalistik öfter verzeichnete Erscheinung — sondern auch Zeitungen in beiden Sprachen zugleich kamen häufiger vor.[1]) Auch in Münster scheint damals die französische Sprache in den besseren Kreisen ziemlich verbreitet gewesen zu sein. Der Kurfürst selbst bediente sich ihrer meist in seiner Korrespondenz und sein Beispiel fand wohl auch Nachahmung, wie ja die Schriften des schon genannten Gelehrten und Redakteurs der ersten schöngeistigen Zeitschrift in Münster, Chr. Bernh. Joseph Schücking zeigen.

In dem erwähnten Schriftstücke Aschendorffs an das Domkapitel berichtet dieser, daß nach dem Eingehen der deutsch-französischen Zeitung seines Vaters, „ein gewisser Böse ein Intelligenzblatt in der Stadt Münster herausgegeben, bald aber das Geschäft verlassen habe, weil das Blatt keinen hinreichenden Absatz hatte."[2]) Von diesem Blatte sind uns einige Exemplare durch Zufall erhalten geblieben, aus denen wir das Wissenswerteste über seine Einrichtung und Dauer ersehen können. In den unter dem Titel „Chronicon Lisbornense" gesammelten Aktenstücken[3]) (im Besitze des Vereins für westfälische Geschichte und Altertumskunde in Münster) fanden sich unter mehreren interessanten auswärtigen Zeitungsblättern einige lose Exemplare eines „Churfürstlich Gnädigst Privilegirten Münsterischen Intelligentz und Avis Zettuls".

Das älteste Blatt trägt das Datum vom 12. Juli 1740 und hatte für den Sammler besonderes Interesse, weil es die Mitteilung des merkwürdigen Testamentes eines zu Amsterdam gestorbenen reichen Juden Pinto enthielt. Außer diesem Blatte finden sich noch vor die Nummern vom 4. Juli 1752, vom 19. August 1756, vom 4. Februar 1757,

[1]) So erschien in Erlangen die „Erlanger Zeitung" französisch und deutsch, die deutsche unter dem Titel: „Auszug aus der neuesten Weltgeschichte", redigiert von Professor Joh. Gottfr. Groß, der vor den Toren Nürnbergs wohnte und gelegentlich, wenn man ihn wegen zu freier Schreibeweise fassen wollte, sich in die Reichsstadt flüchtete, die französische unter dem Einflusse des Universitätskanzlers Superville, beide in Ton und Gestalt so preußenfeindlich wie nur möglich. Droysen, die Zeitungen im Zeitalter Friedrichs des Großen. (Zeitschrift für preußische Geschichte und Landeskunde. 13. Jahrg. (Berlin 1876 S. 9 ff.)

[2]) A. H.

[3]) Diese Sammlung verdanken wir dem letzten der Liesborner Chronisten, dem P. Tyrell. Vergl. Nordhoff, die Chronisten des Klosters Liesborn. Zeitschrift f. westf. Gesch. u. A. Bd. 26. S. 177—272. Die Sammlung (13 Quartbände) enthält verschiedenartige Dokumente gedruckt und ungedruckt.

vom 26. Juni 1759. Die beiden Nummern von 1756 und 1759 geben auch den Verleger an. Auf dem letzten Blatte steht nämlich die Notiz: „Das Intelligenzcomptoir befindet sich bei Joseph Böse", es handelt sich also hier um jene von Aschendorff erwähnte Zeitungsgründung. Der Inhalt besteht aus politischen Neuigkeiten, die wohl zum größten Teil aus anderen Zeitungen abgedruckt wurden, und aus Anzeigen von Versteigerungen, Brottaxen und drgl., nach Art der Intelligenzblätter. Die Nachrichten in der ältesten Nummer sind von verschiedenen Städten und unter verschiedenem Datum; so wird aus Lissabon vom 24. März berichtet: „Das Inquisitionstribunal oder sogenannte Sancto Officio hat eine Versammlung in dieser Stadt gehalten, und einen Actum fidei vorgenommen, bey welchem 25 Manns und 24 Weibspersonen verurtheilet, worunter einer der ersten lebendig verbrannt, und die andern außgepeitscht und verwiesen worden. Den 18. sind 226 Portugiesen, welche P. P. Trinitatis zu Algier rancioniret an Bord eines Schwedischen Schiffes angekommen, welche als gestern in einer Prozession in der heiligen Dreyfaltigkeits Kirche Gott für ihre Befreiung auß der Sclaverey den öffentlichen Dank abgelegt." Unter Haag 6. Juli findet sich dann das erwähnte Testament des Juden Pinto. Die anderen Nummern bringen mannigfache Berichte von nah und fern.[1])

Von Interesse sind die Kriegsnachrichten aus den westfälischen Landen zur Zeit des Siebenjährigen Krieges, die teilweise ziemlich ausführlich sind und von Augenzeugen herzurühren scheinen. Infolge der unglücklichen franzosenfreundlichen Politik des Kurfürsten Klemens August wurde ja der dritte Schlesische Krieg in seine Länder hinübergespielt und das Münsterland, besonders die Hauptstadt Münster hatte viel unter dem Kriegselend zu leiden. Schon im Anfang des Jahres 1757

---

[1]) So wird aus Wien von „Reiger-Peitzen, an denen sich die Kaiserlichen Mayestäten erlustigt", berichtet, dann fast anekdotenhafte Begebenheiten aus der Umgegend erzählt, so z. B. von Düsseldorf vom 30. Juni, wo „ein Tabakshändler und ein Linnenweber jüngst zu Derendorf, einem Dorfe in der Nähe der Stadt, im Wirtshause der Stadt Münster genannt, sich in das 101. des Buches der vier Königen so tieff verirret, daß keyner von beyden das Quartier wieder zu finden wußte, biß der Weber s. v. Hosen und Strümpfe darbey eingebüsset, und in solcher Positur genöthiget wurde, das Nachtlager zu suchen, welches ihm aber die Seinige, (die denselben einen Poltergeist, nicht dem Hauß-Meister zu sein vermeinete) verweigerte und also die ganze Nacht unter bloßem Himmel zubringen mußte". Münsterscher Intelligentz und Avisszettul 1752 Stück 51.

wurden die Festungswerke Münsters ausgebessert, und einige Regimenter Franzosen dorthin in Garnison gelegt. Nach deren Vertreibung durch Herzog Ferdinand von Braunschweig wurde die Stadt am 25. März von den Alliierten besetzt und vom 9.—27. Juli von einem französischen Heere belagert.

Am 27. Juli eroberten die Franzosen die Festung, und vom 10. August an beschossen die Alliierten die Stadt.[1]) Die Nummer des „Intelligenzzettuls" vom 26. Juni 1759, die letzte, die uns erhalten ist, bringt ausschließlich Berichte vom Kriegsschauplatze, vornehmlich aus Westfalen. Wir dürfen wohl annehmen, daß mit diesem Jahre, vielleicht mit der ersten Belagerung der Stadt (9.—27. Juli 1759) das Intelligenzblattunternehmen Joseph Böses sein Ende erreichte. Dafür spricht neben der Erwägung, daß die unruhigen Zeiten wenig günstig für den Druck und Vertrieb einer Zeitung sein mußten, auch eine im Jahre 1759 in der kurfürstlichen Hofdruckerei bei Wittib Nagel im Zeitungsformat erschienene Schrift, die den Titel führt: „Warhaffte und ausführliche Beschreibung desjenigen, was sich seit der Belagerung der Stadt und Vestung Münster merkwürdiges zugetragen, nebst einigen Umständen, die sowohl vor, als nach der Belagerung sich ereignet haben"[2]) und die vielleicht eine fehlende Zeitung ersetzen sollte.[3]) Jedenfalls bestand bei dem Beginne der Sedisvakanz

[1]) Die erste Belagerung fand vom 9.—27. Juli 1759 durch die Franzosen, die zweite durch die alliierten Truppen unter Imhof und Graf Wilhelm zu Schaumburg-Lippe im September und November 1759 statt. Vgl. Erhard, Geschichte Münsters (Münster 1877) S. 586/88. Vergl. ferner einen Artikel in der Zeitschrift „Westphalen und Rheinland" (II. Jahrgang, 23. und 52. Stück) „Chronik von Münster während des siebenjährigen Krieges" mitgeteilt von Fhr. Leop. v. Hohenhausen. (Verfasser der Chronik Joh. Ignatz Maria Zum Brinke).

[2]) Exemplar im Chronicon Lisbonense.

[3]) Der „Münstersche Schreib- und Geschichtskalender, gedruckt und zu finden bei der Wittib Nagel, für das Jahr 1760" enthält einen Bericht über die Kriegsereignisse unter dem Titel: „Fortlaufende Beschreibung des gegenwärtigen Krieges in Teutschland und eine Monographie der ersten Belagerung Münsters unter der Überschrift: „Münster den 27. July 1759. In den Tägen, in welchen Münster und seine Citadelle von dem Corps deß Marquis D'armentiers investiret und belagert wurde, hat man folgende Vorfälle wahrgenommen." Am Schlusse dieser Beschreibung steht die Bemerkung, daß die Capitulationspunkte noch nicht bekannt seien, aber das nächste Intelligenzblatt ihren wesentlichen Inhalt geben könne (Münst. Stadtarchiv N. R. 202). Nach gütiger Mitteilung des Herrn Reg. Hupperts. Es kann aus diesen Angaben wohl geschlossen werden, daß das Intelligenzblatt Böses 1759 noch bestand und bei Wittib Nagel gedruckt wurde.

nach dem Tode des Kurfürsten Klemens August (die vom 6. Februar 1761 — 16. September 1762 währte) das Intelligenzblatt Böses nicht mehr, denn Aschendorff hebt in seiner mehrfach erwähnten Eingabe ausdrücklich hervor, daß Münster während jener Sedisvakanz überhaupt keine Zeitung hatte. So lange noch die Kriegsfurie in dem Hochstift wütete, wagte niemand eine neue Zeitung zu gründen, denn der Krieg hatte das platte Land verwüstet, die Städte hart mitgenommen, und durch die vielen Kontributionen und Einquartierungen war die Schuldenlast des Landes ins unerschwingliche gestiegen; „alles Geld war aus dem Verkehr geschwunden, Gewerbe und Handel lagen darnieder und wer Kapitalien besaß, wollte sie, bei der Gefahr sie zu verlieren, zu keiner Unternehmung gebrauchen".[1])

Dies alles wurde anders, als nach Beendigung der Kriegswirren der tatkräftige Minister Freiherr Franz von Fürstenberg im Jahre 1762 mit fester, kundiger Hand die Zügel der Regierung im Fürstentum Münster ergriff. Durch sein unermüdliches Wirken hob sich der Wohlstand des Landes, das geistige Leben des Münsterlandes nahm, wie wir schon ausführten, einen neuen Aufschwung, und auch für Buchdruck und Buchhandel begann eine neue Blüteperiode. Aschendorff erweiterte sein Geschäft durch den Ankauf der Nagelschen Buchdruckerei, die laut Kaufvertrag vom 13. September 1762 nebst den Privilegien und Bücherbeständen in seinen Besitz überging.[2])

---

[1]) W. Esser, Franz v. Fürstenberg S. 19.

[2]) Der von Nordhoff (Denkwürdigk. 154) erwähnte Joh. Chr. Nagel war aus Sachsen nach Münster gekommen, und legte dort, nachdem er zum Katholizismus übergetreten auf Grund eines bischöflichen Privilegs 1699 eine Druckerei in Warendorf an, die er später nach Münster verlegte. Als Inhaber dieses Geschäftes erscheinen nach Joh. Chr. Nagels Tode seine Witwe Kath. Maria Nagel geb. Todt. (bis 1725), dann deren Sohn Joh. Nik. Nagel bis 1745 und von 1746 dessen Witwe Anna Chr. Nagel geb. Todt. (A. H.) H. Hüffer berichtet über die Nagelsche Druckerei folgendes: „Trotzdem die Raeßfeldsche Buchdruckerei von dem sede vacante regierenden Domkapitel die Versicherung erhalten hatte, daß neben ihr keine andere privilegiert werden solle, erteilte der Bischof (Friedrich Christian im Jahre 1700) seinem Hofbuchdrucker J. N. Nagel das Privileg zur Anlegung einer Druckerei in Münster. Bei eintretender Sedizvakanz wurde diese Druckerei vom Domkapitel geschlossen. Dasselbe Geschick traf sie während des siebenjährigen Krieges, „weil die damalige Besitzerin, wie H. Hüffer berichtet, einen Zusammenstoß mit dem kommandierenten hannöverischen Kommandanten hatte". Vergl. Hüffer, Erlebtes 3. Vergl. auch Nordhoff (Denkwürdigkeiten) 154. Eine genaue Geschichte der Nagelschen Buchdruckerei fehlt uns.

Während der Sedisvakanz wurde dem Aschendorff das Privileg zu einer Druckerei verliehen „mit Beding und Vorbehalt, daß er die zu drucken vorhabenden Bücher vorhero, als die geistlichen einem geistlichen Vicario Generali in Spiritualibus, die weltlichen aber dem Geheimen Rath zur Untersuchung (ob darinnen etwas zum Nachtheil der Religion oder des Staates enthalten) zu praesentiren und darüber erhaltene Approbation denen auflegenden Büchern vordrucken zu lassen, schuldig und gehalten sein solle".[1])

Nun, da Aschendorff im Besitze einer eigenen privilegierten Presse, für die Herstellung einer Zeitung nicht erst eine fremde Druckerei in Anspruch nehmen mußte, konnte er sich von einem solchen Unternehmen mehr Erfolg versprechen als sein Vater gehabt hatte. Als er daher ein Dankschreiben für die Bestätigung seines Privilegs an den Kurfürsten richtete, verband er damit die Bitte, ihm die Herausgabe, eines Intelligenzblattes zu bewilligen.[2]) Das Blatt sollte genau „nach dem in benachbarten hannövrischen Landen gebrauchten Formular" eingerichtet werden.[3]) „Um einen sothanen Intelligenz-Zettel mehr zu accreditiren und in Ruf zu bringen", meint Aschendorff, „werde es ein merkliches beitragen, wenn der Churfürst gestatte, nach Zeit und Gelegenheit, vorab bei Abgang anderwertiger Materie, einen kurz gefaßten Zusammenhang und Auszug einiger auswärtigen, aus einer und anderen privilegirten Zeitung herzunehmender Neuigkeiten beizusetzen." Da es Aschendorff bekannt war, mit welchem Mißtrauen man damals oft die Zeitungen,

---

[1]) A. H.

[2]) Nach Nordhoff (Zeitschr. f. v. G. u. A. Bd. 39/178) hatte der Kurfürst dem Aschendorff bei Bestätigung des Privilegs die Bedingung gestellt, periodisch ein Intelligenzblatt herauszugeben, nach den Akten ging aber die erste Anregung von Aschendorff aus.

[3]) M. St. A. (A. N. Z. Oberpräsidium 40.) In Hannover hatte 1750 der Hofgerichtsassessor und Landsyndikus Alb. Christ. von Wüllen ein Intelligenzkomptoir auf eigene Kosten ins Leben gerufen, als dessen Organ er vom 29. Juli 1750 an ein zweimal wöchentlich erscheinendes Blatt herausgab, unter dem Titel „Hannoversche Anzeigen von allerhand Sachen, deren Bekanntmachung dem gemeinen Wesen nötig und nützlich." Auch eine gelehrte Beilage war mit dem Blatte verbunden, die „Hannoverschen Gelehrten Anzeigen". Von Wüllen hatte mit seinem Unternehmen ein glänzendes Geschäft gemacht, seine Einahme wird für mehrere Jahre je auf 1000 Dukaten veranschlagt. Vgl. Kuntzemüller, die Hannoversche Zeitungspresse, Preußische Jahrbücher, Bd. 94, S. 425—453.

und selbst die Intelligenzblätter in maßgebenden Regierungskreisen betrachtete, versprach er in einer neuen Eingabe, „daß er sich äußerst und angelegentlichst dahin bestreben werde, damit durch das Blatt durch Unvorsichtigkeit nicht der geringste Schaden und Argwohn veranlaßt werde . . . und daß er vorzüglich darauf achtgeben werde, daß in seinem Blatte nichts Aufnahme fände, was auch nur von weitem zum ungleichen Nachdenken den dummesten Stoff oder Anlaß in oder außerhalb dieses Landes geben möchte“.[1])

Der damals in Bonn weilende Kurfürst forderte nun ein Gutachten des Geheimen Rates wegen der Intelligenzblattgründung.[2]) Dieser befürwortete das Unternehmen, weil dadurch das Geld, das jetzt für fremde Zeitungen ausgegeben werde, im Lande bliebe.[3]) Daraufhin traf denn die Genehmigung von Bonn aus ein. Das Privileg,[4]) datiert vom 17. März 1763, enthielt auch die wichtigsten Bestimmungen über das Intelligenzblatt. Neben den Anzeigen durfte es „aus privilegirten Zeitungen kurzausgezogene ansonst unverfängliche newe Zeitung bringen“. Alles und jedes, was Aufnahme finden solle, mußte vorher dem Geheimen Rat zur Begutachtung vorgelegt werden. Von einem jeden Abdruck sollte Aschendorff ein Exemplar „an den geheimen Rath, Hof-Raths Dicasterie und Hof-Kämmerer praesentiren und alles, was auf des Geheimen Raths Geheiß in Causis publicis geschieht, ohnendgeldlich dem Intelligenzblatte eintragen, alles bei Verlust des Privilegs und bei Vermeidung anderer scharfer Ahndung.“ Am 23. März wurde dann in einem „Avertissement“ das Intelligenzblatt angekündigt. Unter dem Titel „Münsterisches Intelligenzblatt“ sollte es Dienstags und Freitags in Quartformat erscheinen. Das Intelligenzkomptoir befand sich bei A. W. Aschendorff, der Preis des Blattes betrug für solche, die es in der Stadt abholen ließen, jährlich zwei Reichstaler, Auswärtige zahlten für Porto und Couvert jährlich 18 Schilling 8 Pfg. mehr. Wer Abonnent war, hatte das Recht, „seine Avertissements unentgeltlich dem Intelligenzblatte einrücken zu lassen“, doch „sollten Auswärtige Commissionen franko geschickt werden!“[5]) Diese Bestimmungen und Bezugsbedingungen waren im Vergleich mit den in Preußen geltenden

[1]) A. H. [2]) A. H. [3]) A. H.

[4]) A. H, und M. St. A. (Geh. Cab. Reg.) P. XXXIII. B. n. 7.

[5]) Vgl. Avertissement und A. H.

sehr günstig, von einem Zwangsabonnement war vorläufig noch keine Rede; und trotzdem war das Intelligenzblatt, wie an vielen anderen Orten, wo es eingeführt war, auch in Münster einer der Faktoren, die das Zustandekommen eines Preßwesens in modernem Sinne für mehr als 50 Jahre hemmten. Wie häufig die Zeitungsverleger in damaliger Zeit für ihr Privileg harte Kämpfe mit neidischen Wettbewerbern zu bestehen hatten, so mußte auch Aschendorff bald nach der Gründung seines Blattes in einem längeren Prozeß sein Privileg verteidigen.

Kurze Zeit nämlich, nachdem er mit der Herausgabe des Intelligenzblattes begonnen, richtete ein „Zeitungsschreiber“ aus Münster, namens Joseph Böse, ein Gesuch an den Kurfürsten, worin er um die Erlaubnis bat, einen Auszug aus privilegierten Zeitungen zweimal wöchentlich erscheinen lassen zu dürfen. Dieser Böse ist offenbar derselbe, den wir schon als Herausgeber einer Zeitung in Münster kennen lernten, denn er legte in der Begründung seines Gesuches dar, „daß er ehemals dahier das Intelligenzblatt mit größter Mühe und Kosten eingeführt, auch lange Jahre Bürgerlasten getragen und dem Publiko vor und bey verflossenen unglücklichen Zeiten mit eigener Lebensgefahr in Feuersnöthen und anderen Umständen sich ganz dienstbar bezeiget, durch die leidige Kriegsunbilden aber genöthigt worden sei, Stadt und Land zu räumen, zu welcher Zeit jedoch der Kaiserliche General-Major von Ketteler die Gnade gehabt habe, ihn bis daher zu unterhalten. Nun aber, wo der Gott dem Vaterlande Frieden und einen gütigen Landesherrn gegeben habe, hoffe er, daß ihm der Kurfürst sein ehemaliges Nahrungsmittel in seinem Alter zu seinem und seiner Frau und Kinder Unterhalt nicht rauben und ihm die Privilegien, die ihm Clemens August gnädigst verliehen, wieder bestätigen werde.“ [1]) Eine Notiz aus der Geschichte des Zeitungswesens in Köln ist vielleicht geeignet, Näheres über Böses Tätigkeit als Zeitungsdrucker festzustellen. [2])

Wir finden nämlich in den Jahren 1761 und 1762 in Köln einen Joseph Böse, in der Glockengasse, dem Posthaus gegenüber wohnhaft, der eine, jeden Dienstag erscheinende „Wirtschaftszeitung längs dem Rhein“, einen halben Bogen in Oktav herausgab, die aber so geringen Absatz fand, daß die Kosten für den Druck nicht gedeckt wurden. Die Vermutung

---

[1]) Gesuch Böses an den Kurfürsten. (A. H.)

[2]) Ennen, die Zeitungspresse in der Reichstadt Köln, Annalen des hist. Vereins für den Niederrhein 36. Heft S. 58.

ist nun wohl begründet, daß dieser Zeitungsdrucker mit dem von Aschendorff erwähnten Joseph Böse identisch ist; denn damals waren es doch nur wenige, welche den Journalistenberuf erwählten, und eine Übersiedelung von Münster nach Köln um so leichter, da beide Städte im Gebiete eines Landesherrn lagen. Böse hatte, wie wir bereits auf Grund der Angaben Aschendorffs feststellten, vor den Kriegswirren in Münster eine Zeitung drucken lassen, wie er ja auch in seiner Eingabe an den Kurfürsten bemerkt, wandte sich dann, als der Krieg sein Unternehmen gewaltsam beendete, nach Köln, wo er die erwähnte Zeitung herausgab. Als auch diese einging, zog er wieder nach Münster, wo er jetzt auf größeren Erfolg hoffen konnte, da ja dort damals keine Zeitung erschien, und die unruhigen Zeiten glücklich vorüber waren. Wie aus einem Plane, den Böse seinem Gesuche hinzufügte, hervorgeht, sollte das geplante Blatt lediglich aus anderen Zeitungen zusammengestellt werden.[1]) Die Wiener und Brüsseler Zeitungen sollten die Hofnachrichten liefern, außerdem aus Berliner, Frankfurter, Kölner, Hamburger und besonders aus den holländischen Zeitungen Neuigkeiten entnommen werden.[2]) Böses neues Blatt sollte Mittwochs und Samstags unter dem Titel: „Eine zeitige Sammlung der neusten Nachrichten," erscheinen und „die ächte und wahre Erzählung aller in Europa vorgefallenen Neuigkeiten ohne Erheb und Verringerung" enthalten. Der Bezugspreis wurde auf 2 Fl. 4 Stüber[3]) für das ganze Jahr festgesetzt, er konnte am Schlusse des Jahres auch noch gestundet werden. Die Expedition befand sich in dem Zeitungsladen, den Joseph Böse in seiner Wohnung, in Überwasser, „in so betiteltem Katthagen", betrieb.[4]) In jener patriarchalischen Zeit der Zeitungsgeschichte, wo man an den meisten Orten vom Zeitungsverlag allein nicht leben konnte, war nämlich oft mit dem Vertrieb der Zeitung der Verkauf von allerlei nützlichen Gegenständen Spezereiwaren, Spirituosen, Tabak und dgl. verbunden, man sprach noch nicht von Expedition sondern von

---

[1]) A. H.

[2]) Holland, damals das Gewissen Europas in politischer Beziehung, war zu jener Zeit für die politische Journalistik das, was heute Reuter- oder Wolff'sche Bureaus sind. Die holländischen Zeitungen wurden für das Ausland ins Französische übersetzt, und fanden bei der Kläglichkeit der übrigen politischen Presse Eingang in fast alle Länder Europas. Droysen (die Zeitungen im Zeitalter Friedrichs des Großen.) a. a. O. 7.

[3]) Ein Reichstaler hatte 60 Stüber, 26 Stüber waren gleich einer Reichsmark, ein Reichstaler galt also = 2,31 M. (Berger a. a. O. 47.)

[4]) A. H.

einem „Zeitungsladen". Durch ein Schreiben des Kurfürsten Maximilian Friedrich vom 20. Febr. 1764 wurde Böse die Herausgabe seines geplanten Blattes gestattet unter der Bedingung, daß er es zuvor dem Geheimen Rat zur Prüfung vorlege und bei Aschendorff drucken lasse.[1]) Aschendorff hatte nämlich, sobald er von dem Konkurrenzunternehmen Wind bekam, auch eine Eingabe an den Kurfürsten gerichtet, worin er, mit Berufung darauf, daß er nun schon einen Aufwand von 700 Reichstalern für die Einrichtnng des Intelligenzblattes gemacht, dringend bittet, zur Aufrechthaltung seines Privilegs Böse anzuweisen, Nachrichten aus westfälischen Landen nicht in sein Blatt einzurücken und die Zeitung ihm in Druck zu geben.[2]) Böse trat nun, gemäß der kurfürstlichen Verordnung, mit Aschendorff in Verbindung wegen der Herausgabe seines Zeitungsauszuges, konnte sich aber lange nicht mit ihm über den Preis einigen;[3]) er wandte sich deshalb an den Kurfürsten mit der Bitte, eine eigene Druckerei anlegen zu dürfen. Doch der Geheime Rat sprach seine Bedenken dagegen aus, da eine Druckerei von dem Drucke einer Zeitung allein nicht bestehen könne, und dem Böse auch die Mittel zur Einrichtung einer solchen fehlten. Das Unternehmen Böses scheint nicht zu stande gekommen zu sein, wenigstens fand sich kein Exemplar seines Blattes vor.

So hatte denn Aschendorff sein Blatt glücklich über diese Klippe hinübergebracht, aber noch viele Unannehmlichkeiten standen ihm bevor. Die Art und Weise, wie man bei der Zensur verfuhr, war meist eine recht kleinliche, wenn auch die Verhältnisse in Münster in dieser Hinsicht noch goldene waren im Vergleich zu denen im benachbarten Preußen. Mehrfach finden sich in den Protokollen des Geheimen Rates Beschwerden über den Herausgeber des Intelligenzblattes, denn außer der Zensurbehörde hatten auch die Konkurrenten Aschendorffs ein scharfes Auge auf das Intelligenzblatt und wachten sorgsam darüber, daß er sich streng an seinen Vorschriften hielt und sich nicht in den Bereich ihrer Privilegien

---

[1]) A. H. [2]) A. H.

[3]) In einer Verhandlung vom 17. Jan. 1766 erklärte Aschendorff, er könne die Blätter unmöglich billiger drucken als 500 Exemplare 23 Schilling 4 Deut, außerdem für den Satz jedesmal einen Rthl. und für das Papier ein Schilling das Buch. Sein Vater habe an die Koerdingsche Buchdruckerei für seine frühere Zeitung (vgl. oben S. 158) wöchentlich für Satz und Druckerlohn 5 Rtr. ohne Papier zahlen müssen. Böse aber bestand darauf, daß er für eine Zeitung zu setzen und zu drucken nicht mehr als einen Rtr. zahlen könne. M. St. A. (Geh. Cab. Reg.) P. XXXIII B. n. 7.

wagte.[1]) Der Inhalt des Münsterschen Intelligenzblattes unterscheidet sich kaum von dem anderer Blätter gleicher Gattung. Da es für Münster lange Jahre die Aufgabe einer politischen Zeitung übernehmen mußte, so bilden politische und andere Neuigkeiten, die wohl meist aus fremden Blättern entlehnt wurden, neben den Intelligenznachrichten den eigentlichen Lesestoff. Mangelte es einmal an Neuigkeiten so half man sich durch irgend eine Betrachtung. So wird z. B. (1772 Nr. 59) in launiger Weise die schwierige Lage des Zeitungsschreibers beklagt: „So kritisch das Handwerk des Zeitungsschreibers in Kriegszeiten ist, so elend ist es im Frieden. Man erfahret dieses schon wirklich, da kaum der Friedenskongreß zwischen den Russen und Türken eröffnet ist, was wird es noch geben, wenn derselbe zu seinem Schlusse kommen sollte. Wir baten vor kurzem die Herrn Gerichtsschreiber ihre Avertissements nach Möglichkeit abzukürzen, es thäte bald Noth unser Gesuch zu wiederrufen, wir wollen dies aber doch nicht thuen, vielleicht ereignen sich noch hie und da Vorfälle, die unsere neugierigen Leser befriedigen können, besonders wenn es wahr sein sollte, daß der Berg Vesuvius wieder angefangen hat zu dampfen, alsdann wird es nicht lange dauern, daß alle öffentlichen Blätter mit brennender Materie angefüllt sind, die dieser Berg ausgeworfen, und wir werden gleichfalls aus der Not eine Tugend machen müssen, wenn wir uns nicht beim reichen Häringsfang, an schrecklichen Mordgeschichten, des Winters auf starkem Eise, des Sommers bey großer Hitze, schweren Gewittern, Hagelschlag und dgl. aufhalten wollen."

Mit den alten Relationen teilte auch das Intelligenzblatt die Vorliebe für blutige, grauenerregende Berichte. Es ließen sich aus dem Intelligenzblatt zahlreiche Nachrichten mitteilen, die hochinteressant sind für das damalige Leben und Treiben im Münsterlande; doch würde uns das zu weit vom eigentlichen Thema führen. Mit einigen Worten sei nur noch auf die Anzeigen hingewiesen, aus denen man ein ganzes

---

[1]) Die Koerdingsche Buchdruckerei hatte allein das Recht, die kurfürstlichen Verordnungen zu drucken. Als nun der Herausgeber des Intelligenzblattes einige Edikte in sein Blatt aufnahm, beschwerte sich Koerding beim Geheimen Rat wegen Verletzung seines Privilegs. Aschendorff wurde angewiesen, die Verordnungen nur im Auszuge mitzuteilen. Doch schon kurze Zeit darauf kam Koerding mit der neuen Klage, Aschendorff drucke die Verordnungen ganz, nur mit Weglassung des Einleitungs- und Schlußsatzes, worauf dann der Nachdruck bei 10 Goldgulden Strafe verboten wurde. (Schreiben vom 15/X. 1763. A. H.)

Witzblatt zusammen stellen könnte.[1]) Den Inseratenteil benutzten in den ersten Jahrgängen meist nur die Buchhändler zur Anpreisung ihrer Bücher. So empfiehlt Aschendorff (1781, Nr. 34): „Trostschrift für Mädchen, welche längst verheiratet zu sein wünschen. Nebst gegründeten Ursachen, warum so viele Mädchen keine Männer bekommen und den sichersten Mitteln dagegen." (Köln 8° 1781. 4 g. Gr.). Das Buch scheint Absatz gefunden zu haben, denn wir finden später die Anzeige öfter wieder mit dem Zusatze „wieder eingetroffen"! Die Regierungsbehörden bedienten sich des Intelligenzblattes zur Veröffentlichung ihrer Verordnungen. Schon 1763 hatte Aschendorff erwirkt, daß die Gerichte angewiesen wurden, alles in das Intelligenzblatt einrücken zu lassen. Nebenher blieb aber im Hochstift Münster, wie auch in den anderen westfälischen Gebietsteilen die frühere Art der Verordnungen bestehen. Die Bekanntmachung fand in den einzelnen Landesteilen auf verschiedene Weise statt. Im Hochstift Münster wurden gedruckte Exemplare an „die Richter, die Magistrate in Städten, die Vorsteher in den Wigbolden, die Pfarrer, Gerichtsschreiber, Führer, Vögte, Schulmeister, sowie einen Bauerrichter und einen Wirth eines

---

[1]) So ladet ein Budenbesitzer zur Besichtigung eines monströsen Tieres ein, wie folgt: „Es ist dahier zu sehen der vierfache Teufel, der in der Naturgeschichte bekannt ist, der große Bison Jubatus, welcher in dem nördlichen Amerika gefangen wird. Dieses Tier ist so stark, daß es einen Stier wie einen Ball fortwirft, den Elephanten, Rhinozerus, Zebus, Yrus, Lorosch und ein Mexikanischer Stier tödet der Bison alle. Der Löwe ist eine Mücke vor ihm, wie alle anderen Thiere. Vor 400 Jahren war die Art davon ganz verloren. Dieses Thier ist so selten, daß es zu lange werden würde eine vollständige Beschreibung davon zu machen. Es ist genug zu sagen, daß es gern Zucker frißt, und sobald es Damen kommen sieht, ist es munter, in der Hoffnung, Zucker zu bekommen, mit welchem man auch seine Wuth, die ihresgleichen nicht hat, besänftigt. Es trinkt Brandtwein und Kaffee und frißt alles, ausser Fleisch nicht. Sein ordentliches Futter ist Heu, von dem es in einem Tage 70 — 80 Pfund verzehrt. Es ist in einem großen Kasten, der auf Rädern steht, und ist mit 4 Stricken, so armdick sind, angebunden. Es hat einen Kopf wie eine wilder Bock, ein Hals wie ein Löwe, Augen wie ein Pferd, einen Buckel wie ein Berg, ein Kreutz wie ein Afrikanischer Maulesel. Die Vorderfüße sind sehr kurz, und die Hinterfüße wie bei einem Pferd, und die Klauen, wie ein Elendsthier, welche einen Geruch von sich geben. Dieses Thier ist bis zum 30. Oktober zu sehen dahier in Münster bey Rosendahl aufm Roggenmarkt. Herrn und Damen zahlen nach Belieben, andere Personen 4 g. Gr., Kinder und gemeine Arbeitsleute die Hälfte." (Münst. Int. Bl. 1772 Nr. 86.)

jeden Kirchdorfs“ zur Verlesung gesandt.[1]) Der Verleger des Münsterschen Intelligenzblattes kam hinsichtlich der Gebühren für Anzeigen dem Publikum wie auch den Behörden sehr entgegen. Obwohl er gemäß seines Privilegs lediglich die Publikanda des Geheimen Rates unentgeltlich aufzunehmen verpflichtet war, rückte er auch alle „Kriminalsachen, Steckbriefe, gestohlene Sachen, Pupillen und Armenangelegenheiten unentgeltlich ein“. Auch für Privatpersonen waren die Gebühren für Anzeigen sehr niedrig. Ein kurzgefaßtes Publikandum kostete 3. g. Gr., ein größeres 6 und ein ganz weitläufiges 8 g. Gr. Die gerichtlichen Verordnungen im Intelligenzblatt waren meist in einer Form abgefaßt, daß ihr Inhalt dem gewöhnlichen Mann gänzlich unverständlich bleiben mußte; mit Recht hat Justus Möser dies gerügt in seinem „Schreiben eines abwesenden Landmannes über die gerichtlichen Bekanntmachungen in den Intelligenzblättern“.[2]) Im Jahre 1800 wurde vom Geheimen Rat infolge eines Prozesses, den Aschendorff mit einem Gerichtsschreiber in Rheine wegen der Gebührentaxe hatte, festgesetzt, daß er für Veröffentlichungen von Privatjustizsachen eine Gebühr von 2. g. Gr. für jede geschriebene Folioseite erheben dürfe. Trotzdem der Insertionspreis also ein geringer war, auch kein Zwangsabonnement auf das Intelligenzblatt bestand, machte Aschendorff gute Geschäfte. Sein Blatt brachte es

[1]) Vergl. Münst. Gem. Wochenblatt. 2. Jahrg. 22. St. Es war bei Strafe von 3 Rtlr. vorgeschrieben, im Januar eines jeden Jahres schriftlich Bericht zu erstatten, wo und an welchem Tage die Verordnung zur Verlesung gekommen sei. (Schlüter, Provinzialrecht S. 449) In den Clevischen Ländern bestand sogar ein Unterschied zwischen den landesherrlichen Verordnungen und andern Bekanntmachungen hinsichtlich der Publizierung, indem die ersteren durch den Pfarrer von der Kanzel, die übrigen aber nach geendigtem Gottesdienste durch Amtsboten verlesen wurden. Scotti, Sammlung der Gesetze und Verordnungen, welche in den ehemaligen Herzogtümern Jülich, Cleve und Berg über Gegenstände der Landeshoheit, Verfassung und Rechtspflege ergangen sind. (Düsseld. 1821. 3 Bde.) Nr. 2029.

[2]) Möser, Sämtl. Werke III, 113. Hier nur ein Beispiel. „Demnach in Sachen Discussionis Haerhoff dahier zu Wollbeck, über die zur Ausserung mitgezogene nun Hulsmansche Behausung hieselbst ad Effectum explorationis et perpetui silentii, Citatio edictalis secunda contra quoscumque Creditores unterem 4. Februar dieses Jahrs erkannt, und heut dato gehöriger Orten publicirt und affigirt worden. Als wird solches zu jedermanns Nachricht hiemit öffentlich kund gemacht. Gaben Wolbeck den 25. Martii 1767“ Ad speciale Mandatum Domini Judicis. H. A. Schmidt Actuarius. Münst. Intellig.-Bl. 1767 Nr. 25.

bis auf 1000 Abonnenten,[1]) eine für die damalige Zeit, wo man sich den Leserkreis eines Blattes nie klein genug vorstellen kann, bemerkenswert hohe Zahl, und sicher war der Verdienst für den Herausgeber ein großer; deshalb fehlte es ihm auch nicht an Neidern. Als er sich 1784 bei dem neuen Landesherrn Kurfürsten Maximilian Franz um die Erneuerung seines Privilegs bewarb, wurde ihm zur Bedingung gemacht, dem Intelligenzblatt „wöchentlich eine Beilage eines halben oder ganzen Bogens von gemeinnützigen Nachrichten beizufügen und den Pfarrern, Gerichtsschreibern und anderen Subalternbeamten, falls sie zum Halten des Intelligenzblattes verpflichtet werden sollten, das Blatt für den halben Preis wie bisher, also für einen Rtr. jährlich zu lassen". Auf die erste Bedingung ging Aschendorff ein, indem er das „Gemeinnützige Wochenblatt" mit dem Intelligenzblatte herausgab, die zweite Forderung aber erklärte er nicht erfüllen zu können, da die Pfarrer, Richter und Lehrer die einzigen Abonnenten auf dem Lande seien, und es einen zu großen Ausfall für ihn bedeute, wenn er es ihnen für den halben Preis zustellen müsse.[2]) Durch den Vertrag, den Napoleon am 23. Mai 1802 mit Preußen schloß, kam ein großer Teil des Münsterlandes, darunter auch die Hauptstadt an Preußen. Wie auf den verschiedenen Gebieten des staatlichen Lebens die preußischen Einrichtungen eingeführt wurden, so sollte natürlich auch das Intelligenzblatt eine Umgestaltung nach preußischem Muster erfahren. Eine Zivilorganisationskommission wurde in Münster eingerichtet, um Verfassung und Verwaltung des Landes zu untersuchen und die nötigen Änderungen vorzubereiten. Von dieser wurde Aschendorff angewiesen, „statt des Domkapitularinsiegels den Adler vorzudrucken, den Stempel ganz wegzulassen, den dafür gezahlten Betrag aber weiter

---

[1]) Nach Aufzeichnungen des Verlegers

[2]) A. H. Die Landbevölkerung setzte naturgemäß der Einführung der Intelligenzblätter überall dort, wo kein Zwangsabonnement bestand, großen Widerstand entgegen. So berichtete ein Amtmann im Siegener Kreise über die Resultatlosigkeit aller von ihm angestellten Überredungskünste mit den bezeichnenden Worten: „Bei dem Bauersmann, der die sonst nützlichen und nötigen herrschaftlichen Verordnungen zu wissen nicht verlanget, damit er sich desto besser mit der Unwissenheit, wie er jederzeit zu thun pfleget, entschuldigen könne, der sich gegen alle Geldausgaben, und wenn sie noch so gering sind, sträubet, ist mit Vorstellen und Zureden in Sachen, welche Geld kosten, nicht das Mindeste auszurichten." Zedler, die Intelligenzblätter der Nassauischen Fürstentümer (Annalen d. V. f. Nass. Altertumsk. und Geschichtsforschung. 29. Bd. 97. Wiesbaden 1897/98.)

zu entrichten".[1]) Um das Intelligenzwesen möglichst genau kennen zu lernen, forderte die genannte Kommission den Geheimen Rat auf, über das Verhältnis zu Aschendorff Bericht zu erstatten. Man trat auch bald darauf mit diesem selbst in Unterhandlungen ein über das Intelligenzblatt, die Anfertigung von Drucksachen, Zensur u. a. Nach einem Vertrage vom 23. August wurde der Verlag des Intelligenzblattes Aschendorff genommen und dem Generalpostamt in Berlin übertragen, den Druck behielt der frühere Herausgeber. Aschendorff hatte, wie er nachweisen konnte, bisher einen durchschnittlichen jährlichen Reingewinn von 571 Rtr. aus dem Intelligenzblatte erzielt.[2]) Für die Abtretung wurde ihm eine Pension auf 12 Jahre, jährlich 100 Rtr. zugesichert. Weil er aber in hohem Alter war, und wohl voraussehen mochte, daß er von dieser Pension nicht mehr viel Nutzen haben werde, hatte er verlangt, daß das Intelligenzblatt bei ihm und später bei seinem Enkel gedruckt werden solle, und alle staatlichen Drucksachen für Münster, für welche nicht das 1762 der Koerdingschen Buchdruckerei verliehene Privileg Geltung habe, ihm zu liefern übertragen würden.[3]) Im Jahre 1804 starb Aschendorff und seine Frau betraute im folgenden Jahre ihren Enkel, Joh. Herm. Hüffer mit der Führung der Druckerei. Das neue Intelligenzblatt war, was den Debit als auch die Insertion der Anzeigen anging, zwangspflichtig. Die Verwaltung geschah für Rechnung des Potsdamer Waisenhauses durch ein Intelligenzkomptoir, dem ein Rendant namens Cramer vorstand, der vom Generalpostamt in Berlin ernannt war und diesem Rechenschaft schuldete.[4]) Der Preis für den Jahrgang betrug 2 Rtr., die Anzeigegebühr 1/2 g. Gr. für die kleine gespaltene Zeile. Gedruckt wurde das Blatt, wie erwähnt, bei Aschendorff; die Bezahlung geschah nach der Bogenzahl aus der Intelligenzkasse. Die Abonnenten waren zum Teil Zwangsabonnenten, so die Landeskollegien, Magistrate,

---

1) M. St. A. (Geh. Cab. Reg.) P. XXXIII. B. n. 1.

2) M. St. A. (A. N. Z.) Oberpräs. 40.

3) Es wurden ihm jedoch nur die zu Münster zu druckenden Postsachen zugewiesen, über den Druck der Verordnungen erklärte man, nicht verfügen zu können, weil diese zum Ressort der Kriegs- und Domänenkammer gehörten. M. St. A. (A. N. Z.) Oberpräsidium 40.

4) Cramer diente vor der preußischen Herrschaft auf dem Reichspostamte in Münster und erhielt nach Auflösung der Reichspostverwaltung durch die preußische Regierung anstatt einer Pension eine Anstellung als Rendant des Intelligenzblattes. 1812 wurde ihm diese Stelle genommen. M. St. A. (a. a. O.)

Landräte, Kreis- Expeditionen, Gerichte, Stifter, Kirchen, Klöster, Ämter, Innungen, Advokaten, Ärzte, Apotheker, adlige Häuser, Wirte und Judenschaften, ein ganz geringer Teil waren freiwillige Bezieher.[1])

Nach den für Preußen so verhängnisvollen Schlachten bei Jena und Auerstädt (14. Okt. 1806) trat in Münster an die Stelle der preußischen Herrschaft die Napoleons. Bis 1812 blieb der Vertrag, den Aschendorff mit dem Oberpostamte in Berlin über den Druck des Intelligenzblattes geschlossen hatte, stillschweigend bestehen, dann aber übertrug das französische Gouvernement Druck und Verlag wieder Aschendorff „sauf les droits que pourraient avoir les coïntéressés" und unter Vorbehalt einer später zu bestimmenden Retribution.[2]) Vom 10. Januar 1812 an erschien das Blatt in größerem Format unter dem Doppeltitel: „Feuille d'affiches, annonces et avis divers de Munster, Münsterisches Intelligenzblatt." Alle Anzeigen mußten französisch und deutsch abgefaßt sein und kosteten die Zeile 20 Cts. (1¼ g. Gr.[3]) Außer dem Intelligenzblatte erschien im Aschendorffschen Verlage das Präfekturblatt für Münster, das „Mémorial administratif du Département de la Lippe",[4]) dessen Druck der Präfekt Aschendorff aufgezwungen hatte, und für den er nicht nur nichts bezahlte, sondern noch 150 Freiexemplare verlangte. Das Blatt kostete die Abonnenten 6 Francs, wodurch aber kaum die Druckkosten gedeckt wurden. Alle décrets und arrêtés für die Maires und andere Beamte mußten in dem Blatte mitgeteilt werden; Tag für Tag schickte der Präfekt Stöße von Instruktionen und Tabellen, die immer sofort Aufnahme finden sollten. Der Verleger machte dabei natürlich ein schlechtes Geschäft, und eines Tages begab sich der junge Hüffer, der damalige Geschäftsleiter und Inhaber der Verlagsbuchhandlung, zu dem Präfekten und erklärte ihm rundweg, es fehlten ihm Zeit und Arbeitskräfte, um seinen Forderungen gerecht zu werden. Aber wütend fuhr ihn der gestrenge Herr an: „Croyez vous, que je ne fais rien? j'écris onze

---

[1]) M. St. A. (A. N. Z.) Oberpräsidium 40.

[2]) H. Hüffer, Erlebtes 41. Diese Retribution wurde aber infolge der Zeitumstände nie bezahlt.

[3]) Am 23. Jan. 1813 wurde bekannt gegeben, daß laut kaiserlichen Dekrets vom 22. Dez. 1812 für alle öffentlichen Blätter die Pflicht, in beiden Sprachen zu erscheinen aufgehört habe, und diese Verbindlichkeit nur für die politischen Artikel fortbestehe. (Münsterisches Int. Bl. 1813. Nr. 4)

[4]) Nach einem Exemplar im Besitze der Aschendorffschen Verlagsanstalt.

cents lettres par jour et Madame Dussaillant en écrit cinquante“! Hüffer aber erwiderte ruhig: „Il y a cependent une différence! vous gagnez par vos travaux, et moi je me ruinerais par les miennes, si je faisais comme vous voulez“.[1]) Doch hatte diese Unterredung die gute Folge, daß der Präfekt das Blatt nicht mehr so stark in Anspruch nahm. Die Kunde von der glorreichen Völkerschlacht bei Leipzig vertrieb die Franzosen aus Münster, wo sie sich schon häuslich eingenistet hatten; am 4. November verließen sie Hals über Kopf die Stadt. Der grimmige Inspecteur de l'imprimerie ersuchte den Verleger, den er so oft gequält, um ein Darlehen, da er völlig mittellos sei. Hüffer gab ihm 150 Fr. und warf den Schuldschein vor seinen Augen ins Feuer. In der allgemeinen Verwirrung konnte der Franzose keinen Wagen bekommen, und der gewaltige Zensor mußte rücklings auf einer Kanone sitzend abfahren.[2])

Zum Zivilgouverneur für die Provinzen zwischen Weser und Rhein wurde Freiherr von Vincke ernannt, und er begann bald seine vielverzweigte, segensreiche Tätigkeit. 1815 wurde das Gouvernement zwischen Weser und Rhein aufgelöst, und von Vincke wurde Oberpräsident der neugebildeten Provinz Westfalen. Wie er in allen Zweigen der Verwaltung sein organisatorisches Talent bewies, so spielte er auch in der Geschichte der Journalistik seiner Provinz eine nicht unwichtige Rolle. Bei der Übernahme der Verwaltung durch die Preußen machte die Aschendorffsche Buchdruckerei Vorschläge zu einer Neugestaltung des Intelligenzwesens. Sie erklärte sich bereit, alle Verordnungen gratis in das Intelligenzblatt aufzunehmen, wenn diese wöchentlich nicht mehr als einen halben Bogen betrügen, ferner eine Anzahl Freiexemplare, wenn die Zahl nicht zu groß, sonst zu geringerem Preis, an die Unterbehörden zu liefern. Dieser Vertrag sollte so lange dauern, bis sich zeige, ob das Generalpostamt den Verlag wieder übernähme. Aber auch Cramer, der bis 1812 das Intelligenzblatt verwaltet hatte, machte nun seine Ansprüche geltend.[3]) Er wollte nicht nur wieder in seine Stelle eingesetzt werden, sondern verlangte auch für die Jahre, wo die Aschendorffsche Buchhandlung das Intelligenzblatt herausgegeben hatte, (1812—1814) eine

---

[1]) Hüffer, Erlebtes 40.

[2]) Ebd. 43.

[3]) M. St. A. (A. N. Z.) Oberpräs. Nr. 40

Entschädigungssumme von jährlich 800 Rtr. wogegen nach den Angaben Aschendorffs der Gewinn ein viel geringerer gewesen war.[1])

Die Aschendorffsche Buchhandlung machte ihrerseits geltend, daß Druck und Debit bis 1804 ihr Privateigentum gewesen sei, sie glaubte beanspruchen zu können, daß, sobald die Landesregierung auf die Herausgabe des Intelligenzblattes verzichte, wie dies 1812 eingetreten sei, das Recht dazu keinem andern als dem früheren Eigentümer zukomme. Sie gestand wohl zu, daß die Privatverhältnisse Cramers Berücksichtigung verdienten und wollte auch eine Entschädigungssumme zahlen.[2]) Die provisorische Regierungskommission aber war der Ansicht, daß der in Frage kommende Vertrag nur ad vitam[3]) des verstorbenen Aschendorff geltend gewesen sei, und durch Munizipalverfügung des Militärgouvernements vom 20. Dezember 1813 wurde Cramer wieder in seine Stelle eingesetzt. Er machte nun eingehende Vorschläge zur Neugestaltung des Intelligenzblattes. Da durch Aufhebung der Ämter, Innungen, Zünfte und Stifter die Abonnentenzahl sehr gesunken war, auch die Insertionseinnahme, solange die preußische Gerichtsordnung nicht wieder eingeführt, sehr gering ausfielen, so schlug Cramer vor, die Höchstbesteuerten, die „vornehmsten Debitanten von Wein und Branntwein"(!), zur Haltung des Intelligenzblattes heranzuziehen, die Insertionsgebühren auf 1¼ statt 1 g. Gr. und den Bezugspreis auf 2½ Rtr. festzusetzen. Sollte dieser Plan keine Genehmigung finden, so könnte man den Inhalt des Blattes erweitern. Das Intelligenzblatt sollte enthalten neben den Bekanntmachungen der Behörden und Anzeigen von Privatpersonen „merkwürdige politische Neuigkeiten unserer verhängnisvollen Tage, Nachrichten von Militär- und Civilpersonen, die sich durch Patriotismus ausgezeichnet haben, Beförderungen, Belobungen, Belohnungen, Nachrichten von Erfindungen und Verbesserungen, namentlich solchen, die sich auf Ackerbau

---

[1]) Nämlich für 1812 - 250 Rtr.
„ „ 1813 - 150 Rtr.
„ „ 1814 - 100 Rtr.
M. St. A. (A. N. Z. Oberpräsidium) 40.

[2]) Cramer begann einen Rechtsstreit und verlangte, daß ihm der während der Jahre 1812—14 aus der Herausgabe des Intelligenzblattes erzielte Gewinn nachgewiesen und ausgezahlt werde. Er erlangte auch zwei, die Forderung aufrechterhaltende Urteile, und die Aschendorffsche Buchdruckerei zahlte auch auf dem Wege des Vergleichs dem Kläger 1750 Rtr. aus. (Hüffer a. a. O. 52.)

[3]) Eingabe vom 6/XII 1813.

und Gewerbe beziehen, literarische Neuigkeiten u. a."[1]) Doch das Militärgouvernement ging auf die Vorschläge Cramers nicht ein, von Vincke sprach vielmehr seine Ansicht dahin aus, daß in Münster ein Intelligenzblatt auch ohne Zuschuß und Zwangsdebit bestehen könne, und schlug vor, der Aschendorffschen Buchdruckerei, die unter für die Staatskasse sehr günstigen Bedingungen den Verlag für 1814 übernommen habe, diesen auch weiter zu belassen. Cramer müsse sich gedulden, bis die Zeitverhältnisse die Herstellung der alten Ordnung erlaubten. In Berlin erklärte man sich auch mit von Vinckes Vorschlag einverstanden. Doch wurde mit dem 1. Januar 1815 die Herausgabe und der Debit der Intelligenzblätter wieder dem Intelligenzkassenrendanten Cramer übertragen, und das Blatt erschien von da an wieder im Oktavformat.[2]) Bevor wir nun die Geschichte des Münsterischen Intelligenzblattes zu Ende führen, wollen wir kurz auf die im übrigen Westfalen bestehenden Intelligenzblätter eingehen.

In Paderborn gründete der Hofbuchdrucker Junffermann 1764 auf Veranlassung des Kurfürsten das dortige Intelligenzblatt, die erste Zeitung in Paderbornschen Landen von längerer Dauer. Das Blatt erschien nur einmal wöchentlich zum Preise von 9 Gr. für das Vierteljahr. Zwar war niemand zum Halten der Zeitung verpflichtet, doch mußten Erlasse, Steckbriefe, u. s. w. kostenfrei eingeschickt werden. 1805 übernahm auch in Paderborn das Königlich Preußische Postamt die Verwaltung des Intelligenzwesens.[3])

Wohl das bedeutendste Intelligenzblatt in Westfalen erschien in Lemgo als „Lippische Intelligenzblätter" vom Jahre 1767 an. In diesem Jahre errichtete nämlich dort Joh. Albert Herman Heldmann, Stadtsekretär, später Bürgermeister von Lemgo, ein Intelligenzkomptoir

---

[1]) Eingabe vom 8. Dezember 1813. M. St. A. (A. N. Z.) Oberpräs. 40.

[2]) M. St. A. (A. N. Z.) Oberpräs. 40.

[3]) B. Stolte, Beiträge zur Geschichte des Postwesens im ehemaligen Hochstift Paderborn. Paderborn 1891 S. 50/51. Das Intelligenzblatt blieb in Paderborn bis zum Jahre 1847 die einzige Zeitung von längerer Dauer, wie auch Stolte hervorhebt. Zwar wurden einige Versuche gemacht, in Paderborn Unterhaltungsblätter ins Leben zu rufen, aber meist mit geringem Erfolg. So erschien 1819 ein „Hausfreund" Wochenschrift für Freunde des Scherzes und unterhaltender Lektüre, herausgegeben von Kriminalaktuar E. Schütz. (Verlag J. Wesener.) Auch eine Zeitschrift „Nordlicht" bestand nur von 1835 – 37. M. St. A. (A. N. Z.) Oberpräs. 42.

und gab eine Intelligenzzeitung heraus, zu der er selbst zahlreiche Aufsätze, besonders über Polizeiwesen, beisteuerte.[1]) Auch andere tüchtige Männer waren Mitarbeiter, so der Prediger Schwager[2]), der eine reiche literarische Tätigkeit entfaltete und an zahlreichen bedeutenden Journalen mitarbeitete. Als später ein Rendant die Redaktion des „Lippischen Intelligenzblattes" übernahm, wurde er jedoch durch dessen Grobheit abgestoßen und stellte seine Mitarbeiterschaft ein.[3]) Der Inhalt der Zeitung ging weit über den Rahmen der eigentlichen Intelligenzblätter hinaus, daher war sie auch über die Grenzen Westfalens bekannt und wird oft rühmend erwähnt. Die „Lippischen Intelligenzblätter" bestanden von 1767—1842, seit dem Jahre 1844 erschienen sie unter dem Titel „Fürstlich Lippisches Regierungs- und Anzeigeblatt."[4])

Das Herzogtum Westfalen erhielt 1766 sein Intelligenzblatt in den zu Arnsberg erscheinenden „Gnädigst privilegirten Arnsbergischen Intelligenz-Anzeigen". Der Verlag wurde dem Buchdrucker Joh. Eberhard Herken unter sehr günstigen Bedingungen übertragen.[5]) Alle landesherrlichen Beamten und Bürgermeister wurden zum Bezuge verpflichtet. Die geistlichen und weltlichen Behörden mußten ihre Publikanda in das Blatt einrücken lassen, und Herken selbst wurde von allen Personallasten befreit. So bildete das Blatt eine reiche Erwerbsquelle für seinen Herausgeber. Neben den Anzeigen fanden auch lokale und politische Artikel Aufnahme. Als Herken einst in dem Adreßkalender von 1792 den kurfürstlichen Oberförster als „Calvinus" beschimpft hatte, ließ ihn der Kurfürst Maximilian Franz zur Verantwortung nach Bonn laden. Er aber, wohl nichts Gutes ahnend, übertrug sein Privileg nebst Verlag und Druckerei seinem Vetter und Gehülfen, Joh. Franz Herken. Dieser trat dann 1819, als die preußische Regierung für den ganzen Regierungsbezirk Arnsberg ein amtliches Intelligenzblatt in Dortmund erscheinen ließ, gegen eine Jahresrente von 400 Tlr. für sich und 200 Tlr. für seine Tochter den Verlag seines Blattes an Preußen ab.[6])

---

[1]) Weddigen, Westf. Nationalkalender 1805. S. 207.

[2]) Seine Selbstbiographie vergl. Aschenberg, Niederrh. Blätter. I. 29.

[3]) Aschenberg a. a. O. 29.

[4]) Näheres siehe bei Petri: Rückblick auf die Geschichte des Fürstlich Lippischen Intelligenzblattes. Vaterländische Blätter I. Nr. I. ff. (Minden 1843) und Lippische Regesten von O. Preuß nnd A. Falkmann. (Detmold und Lemgo 1860) 1. Band. S. 24.

[5]) Vergl. Rieve, Einige Nachrichten über die Familie Herken in Arnsberg.

[6]) Nordhoff, Zeitschr. f. v. G. u. A. 42, 161 ff. u. Denkw. 226.

Durch eine Verfügung des Pfalzgrafen Karl Theodor vom 17. April 1769 wurde das Intelligenzblatt auch in den Herzogtümern Jülich, Cleve und Berg eingerichtet.[1])

Recht verwickelte Verhältnisse traten in den Verhandlungen der preußischen Regierung mit dem Verleger des in den ehemals Fürstlich Oranischen Landen erscheinenden Intelligenzblattes in Höxter zu Tage.[2]) Im Jahre 1803 wurde von der Fürstlich Oranischen Regierung der Buchdrucker Ludwig Bohn aus dem Braunschweigischen nach Höxter berufen, um dort eine Buchdruckerei anzulegen und ein Intelligenzblatt herauszugeben.[3]) Die Gemeinden waren zum Bezug des Blattes verpflichtet und die Anzeigen der Behörden nahm Bohn gegen eine jährliche Vergütung auf. So bestand das Intelligenzblatt bis 1808. Bei Eintreten der französischen Herrschaft wurde das Fürstentum Corvey ein Teil des Fuldadepartements der Unterpräfektur Höxter. Obwohl nun die amtlichen Bekanntmachungen durch den „Moniteur", der in Kassel erschien, und durch das Departementsblatt veröffentlicht wurden, blieb doch das Intelligenzblatt in Höxter bestehen, und alle Gemeinden des Kreises Höxter mußten es halten. Auch die preußische Regierung ließ Bohn nicht nur den Verlag des Blattes, von Vincke vergrößerte sogar noch das Absatzgebiet dadurch, daß er das Zwangsabonnement auch auf die Ortsbeamten, Domänenrentmeister, Steuereinnehmer und Forstbeamten ausdehnte. Doch wurde durch eine Verfügung der Regierung zu Minden (vom 5. Jan. 1815), der weitere Verlag des Intelligenzblattes an die Bedingung geknüpft, daß der Herausgeber Bohn 20 Rtr. jährlich an die Hauptintelligenzkasse in Berlin zahlen sollte, und die Bekanntmachungen von nicht bloß örtlichem Interesse erst dann aufnehmen dürfe, wenn sie bereit im Mindener Intelligenzblatt gestanden hätten. Bohn führte das Intelligenzblatt trotz dieser harten Bedingungen weiter, aber mit geringem Verdienst, der noch kleiner wurde, als durch Einrichtung der Amtsblätter die Gemeinden zum Bezug der Intelligenzblätter nicht mehr verpflichtet waren. Die Verhältnisse des Herausgebers verschlechterten sich immer mehr, sodaß er schließlich genötigt war, unter Darlegung seiner Notlage die preußische Regierung um eine Entschädigung für seine durch Einrichtung der preußischen Intelligenzblätter erlittenen Verluste anzugehen. Diese war auch nicht abgeneigt,

[1]) Scotti, a. a. O. Nr. 2033.

[2]) M. St. A. (A. N. Z. Oberpräsidium Nr. 24.)

[3]) Nach Nordhoff Zeitschr. f. v. G. u. A. 42 II, 163 übernahm Bohn die 1749 von Joh. Georg Christoph Herrnkind in Höxter gegründete Presse.

ihm eine solche zu gewähren und forderte ihn auf, seinen Verlust während der Jahre 1812—1816 zu berechnen. Bohn verlangte eine Summe von 533 Rtr. 13 Gr. 6 ₰ für die Jahre 1812—1816. Da er aber keine genaue Belege für diese Ansprüche beibringen konnte, erklärte die preußische Regierung unter diesen Verhältnissen auf seine Forderung nicht eingehen zu können.[1])

Die Stadt **Dortmund** hatte bis zum Jahre 1813 kein eigenes Intelligenzblatt besessen.[2]) Am 1. Dezember genannten Jahres ließ der Buchhändler Karl Friedrich Köppen für seine Rechnung auf Veranlassung der Landesregierung „**Westphälische Tagesblätter**" erscheinen. Durch Verfügung von Vinckes vom 9. Dezember 1814 wurde Köppens Blatt, das seit dem 1. Juli 1814 sich „**Westphälisches Amtsblatt**" nannte, als amtliches Organ für die Bekanntmachungen erklärt und die Beamten mußten es halten. Die Redaktion durfte aber politische Nachrichten nur aufnehmen, wenn sie ihr von der Behörde zugestellt wurden. Nach einer Verfügung des Landesdirektors von Romberg sollte vom 1. Januar 1816 das „Westphälische Amtsblatt" als Intelligenzblatt weiterbestehen. Der Postmeister Saarberg bewarb sich in Berlin um die Stelle eines Rendanten des Intelligenzkomptoirs, falls die preußische Regierung das Intelligenzwesen nach preußischem Muster regeln werde, und der Generalpostmeister von Seegebarth gab dem Gesuche statt und ordnete an, daß vom 1. Februar 1816 in Dortmund ein Intelligenzblatt im Verlage des Postamtes erscheinen sollte.[3]) An Köppen aber erging die Weisung, „den Verlag seines Blattes an das Dortmunder Postamt abzutreten, da solches vom 1. Februar an für die Kgl. Rechnung verwaltet werde". Von einer Entschädigung war keine Rede.[4])

In Dorsten hatte 1803 Karl Aug. Schuerholz, von dem an anderer Stelle die Rede sein wird, ein Intelligenzblatt gegründet, das auch für die benachbarten Länder des Fürsten Salm-Salm, Salm-Kyrburg und Salm-Rheingraf als Anzeigeblatt diente.[5]) Nachdem die preußische Justizverfassung in den wiedereroberten Provinzen jenseits der Elbe wieder hergestellt war, wurde von Berlin aus verfügt, daß vom 1. Januar

[1]) M. St. A. (A. N. Z. Oberpräsidium Nr. 24)

[2]) Eine eingehende Darstellung der Dortmunder Intelligenzblätter bei Becker a. a. O. 135 — 142.

[3]) M. St. A. (A. N. Z. Oberpräs. 40.)

[4]) Becker, a. a. O. S. 145 ff. Dort auch die ausführliche Geschichte des Dortmunder Intelligenzblattes.

[5]) M. St. A. (A. N. Z. Oberpräs. 88.) Über die Intelligenzblätter in

1815 ab für den Bezirk des Militärgouvernements zwischen Weser und Rhein zwei Intelligenzkomptoire in Münster und Minden eingerichtet werden sollten. Von Vincke aber war damit nicht einverstanden. Was sollte man mit den Intelligenzblättern anfangen, die schon in Münster, Bielefeld, Minden, Höxter, Paderborn, Aurich, Emden, und Dortmund bestanden, und die bisher zur Veröffentlichung der amtlichen Bekanntmachungen gedient hatten? Er war der richtigen Ansicht, die betreffenden Blätter bestehen zu lassen, bis die Regierungsdepartements eingesetzt seien, und man dann zur Einrichtung eigener Amtsblätter schreiten könne. Doch die Regierung hielt an ihrem Plane fest. Die erwähnten Wochenblätter sollten aber durch das Erscheinen der beiden Intelligenzblätter an der Fortdauer nicht gehindert werden, nur sollten alle Bekanntmachungen, bei welchen es auf Verbreitung außerhalb des städtischen Bezirks ankomme, gleichzeitig dem Intelligenzblatte inseriert werden.[1]) Die Redaktionen der Wochenblätter wurden angewiesen, regelmäßig ein Exemplar zur Kontrolle dem Intelligenzkomptoir einzureichen.[2])

Zu Beginn des Jahres 1816 konnte von Vincke eine längst geplante Einrichtung verwirklichen, er ließ ein Amtsblatt für die ganze Provinz Westfalen erscheinen.[3]) Alle Behörden und Personen, die zur Haltung der Gesetzessammlung verpflichtet waren, sowie einzelne Krüger, Gast- und Schenkwirte in den Städten und auf dem platten Lande mußten das Amtsblatt beziehen. Die Unterbehörden in den Provinzen, die mit einer öffentlichen Verwaltung beauftragt waren, sowie die Prediger, erhielten die Amtsblätter gratis. Das Blatt erschien zweimal wöchentlich und kostete 12 g. Gr. per Jahrgang. Auch Privatpersonen wurde das Amtsblatt zum gleichen Preise abgegeben.

---

den damals zu den nassauischen Fürstentümern gehörenden westfälischen Gebietsteilen des Siegerlandes vergl. G. Zedler, die Intelligenzblätter der Nassauischen Fürstentümer. Annalen des Vereins für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung 29. Bd. (1897 Wiesbaden) S. 93 — 114.

[1]) M. St. A. (A. N. Z. Oberpräs. 40) und Becker a. a. O. 144.

[2]) Becker 147.

[3]) Am 20. Jan. des Jahres 1816 erschien die erste Nummer des „Amtsblattes für die Provinz Westfalen und hatte eine Auflage von 8000 Exemplaren." Als mit dem 1. Aug. 1816 die neue Verwaltung der Provinz vollständig in Wirksamkeit trat, erhielt jeder Regierungsbezirk sein eigenes Amtsblatt. Das „Amtsblatt für den Regierungsbezirk Münster" erschien in einer Stärke von 3500 Exemplaren (nach Aufzeichnungen des Druckers und Verlegers des Amtsblattes, H. Hüffer in Münster).

Das Intelligenzblatt, das doch eigentlich durch die Gründung der Amtsblätter, die nun die Bekanntmachungen der Behörden enthielten, und die wachsende Anzahl der politischen Zeitungen längst entbehrlich geworden war, blieb trotzdem bestehen.[1] Das ganze Intelligenzwesen wurde immer mehr als eine den Geschäftsverkehr hemmende Last empfunden. Dies veranlaßte die westfälischen Stände, sich zu wiederholten Malen auf den Provinziallandtagen mit dem Intelligenzblattwesen zu beschäftigen. Nachdem sie schon im Jahre 1828 umfassende Vorschläge zu seiner Umgestaltung gemacht hatten, welche jedoch nur geringe Beachtung fanden, wiesen sie 1834 wiederum nachdrücklich auf die vielen, stets fühlbarer werdenden Mängel des veralteten Intelligenzsystems hin.[2])

Weil die Intelligenzblätter alle Bekanntmachungen für einen sehr ausgedehnten Bezirk enthielten, wurden sie zu umfangreich, so daß die Bewohner eines jeden Ortes die sie interessierenden Artikel aus einer Menge ihnen gleichgültiger Anzeigen heraussuchen mußten. Daher waren die Intelligenzblätter auch außerhalb ihres Erscheinungsortes selbst sehr schwach verbreitet, und man mußte jede Anzeige, die man zur Kenntnis weiterer Kreise bringen wollte, doch noch in anderen Blättern veröffentlichen und also doppelte Insertionsgebühren zahlen.[3]) Besonders lästig wurde der Intelligenzzwang bei Einrückung von gerichtlichen Bekanntmachungen, denn nicht nur war dies bei der geringen Verbreitung der Intelligenzblätter meist eine leere Formalität, sondern verursachte auch den Inserenten unnötig große Kosten, die sich noch steigerten, wenn die Verhältnisse oder ausdrückliche Vorschriften eine Bekanntmachung in den Intelligenzblättern mehrerer Bezirke notwendig machten. Am meisten litten unter diesen Abgaben die verarmten Grundbesitzer, deren Güter wegen Schulden verkauft wurden, da sie zu ihrem Verluste auch noch die

---

[1]) Der Gewinn, den die Aschendorffsche Buchhandlung aus dem Intelligenzblatt zog, wurde immer kleiner. 1835 setzte das Postamt die Druckpreise herab, sodaß die Bruttoeinnahme nur mehr 500 — 600 Taler betrug. (Nach Aufzeichnungen des Geschäftsleiters und Inhabers der Aschendorffschen Buchdruckerei, H. Hüffer.)

[2]) M. St. A. (A. N. Z.) Oberpräsidium 40.

[3]) Man umging daher häufig das Inserieren und half sich auf andere Weise z. B. durch Anschlag in den Wirtsstuben. So beschwerte sich der Pfarrer Schnorr aus Hözter bei der Regierung in Minden, daß die Anzeigen von Verkäufen in den Wirtshäusern bekannt gemacht würden, und dies seinen Pfarrkindern eine willkommene Ursache zum Zechen biete. M. St. A. (A. N. Z.) Oberpräs. 24 (Minden)

teuren Gebühren für Bekanntmachungen zahlen mußten. Auf mehrfache Klageschriften, Petitionen und dgl. sah sich endlich das Ministerium in Berlin veranlaßt, dem Landtag den „Entwurf einer Verordnung betreffend Neugestaltung des Intelligenzwesens“ vorzulegen. Der Vorschlag der Regierung ging dahin, daß der Intelligenzzwang aufhören solle. Um aber das Potsdamer Waisenhaus für die Verzichtleistung auf die bisher aus jener Einrichtung gezogenen Einkünfte zu entschädigen, sollten die Redaktionen der in den Provinzen Brandenburg, Preußen, Pommern, Posen und Westfalen erscheinenden Blätter von allen Artikeln, die bisher dem Intelligenzzwang unterlagen, eine Abgabe leisten. Die Landstände Westfalens beschäftigten sich auf dem achten Landtage mit diesem Gesetzentwurf und sprachen die Befürchtung aus, daß durch die Einführung der geplanten Neuerung die meisten Lokalblätter zu sehr geschädigt würden. Sie schlugen vor, die dem Waisenhaus zukommende Entschädigung, soweit sie nicht durch die gesteigerte Einnahme des „Berliner Lokal-Anzeigers“ und der mit allen Regierungsblättern verbundenen öffentlichen Anzeigen von selbst erreicht würde, nach dem Inhalt des in den Jahren 1727 und 1734 für den damaligen Umfang der Monarchie verliehenen Privilegs zu berechnen, und solche durch eine für immer fixierte Rente auf die Staatskasse zu übernehmen, da die Vorteile des Waisenhauses ja auch allen Provinzen zugute kämen.[1]) Im Landtagsabschied hieß es: „Die Aufhebung der bestehenden Einrichtung der Intelligenzblätter ist neuerdings in Beratung gezogen worden. Da indeß hierbei besonders das Interesse des Potsdam'schen großen Militärwaisenhauses betheiligt ist, dem für die Aufhebung des demselben ertheilten Intelligenz-Privilegiums eine genügende und entsprechende Schadloshaltung gewährt werden muß, so erfordert die Regulirung dieser Angelegenheit besondere Vorsicht. Das Resultat der desfalsigen Beratung ist binnen Kurzem zu erwarten.“[2]) Doch die Beratung dauert noch recht lange; bis 1849 bestand das Intelligenzblatt in Münster. Erst als das Sturmesbrausen der revolutionären Bewegung alle altersschwachen Äste und dürren Blätter im deutschen Zeitungswalde hinwegfegte, da war es auch um das Intelligenzblatt geschehen. Treu hatte es jahrelang sein vorgeschriebenes Pensum erledigt, es mußte nun einer freieren, selbständigeren Journalistik das Feld räumen. Der alte Ladenhüter des Absolutismus wurde mit anderem reaktionären Gerümpel aus dem Hause geworfen.

---

[1]) M. St. A. (A. N. Z.) Oberpräs. 40.

[2]) Becker a. a. O. 154.

VII. Abschnitt.

Die politische Presse Westfalens bis zum Jahre 1813.

„In Friedenszeiten ist für die Menge wohl kein erfreulicheres Lesen als die öffentlichen Blätter, welche uns von den neuesten Weltereignissen eilige Nachricht geben. Der ruhige, wohlbehaltene Bürger übt daran auf eine unschuldige Weise den Parteigeist, den wir in unserer Beschränktheit weder loswerden können noch sollen. Jeder behagliche Mensch nimmt, wie im Theater einen sehr lebhaften, jedoch nur imaginären Teil an fremdem Glück und Unglück."[1]) Diese Teilnahme steigert sich natürlich, je verwickelter die auf der Weltenbühne sich abspielende Handlung wird, sie wächst ins Unermeßliche, wenn der Zuschauer aus dem Ausgange des Dramas für sich selbst und seine Verhältnisse Furcht oder Hoffnung schöpft. Dieser Zeitpunkt trat in Deutschland ein, als im benachbarten Frankreich das gewaltige Unwetter losbrach, das seit langem düster und unheildrohend über Europa schwebte. Damals als das Sturmesbrausen einer neu beginnenden Zeit auch über die deutschen Lande hinfuhr, da wuchs von Tag zu Tag die Zahl derer, die mit großem Ungestüm Zutritt verlangten zu dem aufregenden Schauspiel, wo in raschem Personen- und Scenenwechsel die Ereignisse sich drängten; teils in ängstlicher Spannung, teils in froher Erwartung verfolgte man allenthalben den Verlauf der neuen Bewegung. Bei der gewaltigen Erregung, die von den achtziger Jahren an mehr und mehr alle Gemüter erfaßte, mußte das politische Element auch in den Zeitungen bald alle anderen Erörterungen und Stoffe überwuchern. Unter dem Freiheitsjubel und dem Kriegslärm fanden wissenschaftliche Abhandlungen fast keine Beachtung mehr, und die milden Klänge der Leier verhallten meist ungehört. „Die besten Gedichte bleiben ungelesen", schrieb 1793 Archenholz in seiner „Minerva", „man greift nur nach

---

[1]) Goethe, Dichtung und Wahrheit, IV. Teil, 7. Buch.

Zeitungen und solchen Schriften, die den politischen Heißhunger stillen.[1])" und Schiller entschuldigte sich in der Ankündigung seiner „Horen", daß er die zarten Musenkinder hinaussende in den Schlachtendonner und das Stimmengewirr der politischen Diskussion.[2]) Die Menge verlangte immer mehr nach Zeitungen, die in möglichst kurzen Fristen erschienen und die Ereignisse des Tages besprachen. Die Auflage der Blätter, die politische Nachrichten brachten, wuchs damals ungeheuer.[3])

In Westfalen aber hatte man solcher Zeitungen fast gar keine, nur Lippstadt war vermöge seiner günstigen Lage damals ein bedeutender Ort für schnelle Nachrichtenverbreitung durch die Druckerschwärze. Hier bestand noch die bereits erwähnte „Lippstädtische Zeitung," die aus den Zeitverhältnissen großen Nutzen zog und ungemein viel gelesen wurde. Der Buchdrucker Lange erklärte in einer Eingabe vom Jahre 1820, daß die Zeitung 2–3000 Taler jährlich eingetragen habe. Sie erreichte eine Auflage von 2000 Exemplaren und brachte die politischen Ereignisse verhältnismäßig rasch, bei besondern Anlässen erschienen auch Extrablätter.[4]) Die Nachrichten aus jener trüben kriegerischen Zeit reden in ihrer einfachen Sprache Bände.[5])

Zu dem Gedeihen der „Lippstädtischen Zeitung" trug es nicht wenig bei, daß sie nicht wie die meisten Zeitungen in Preußen unter dem Intelligenzblattzwang zu leiden hatte, da Preußen sich mit Lippe in die Finanzhoheit der Stadt teilen mußte, und daher in Lippstadt das Intelligenzblatt nicht einführen konnte. Dazu kam, daß die „Lippstädtische Zeitung" im Jahre 1774 einen sehr tüchtigen Redakteur erhielt, in Johann

---

[1]) Salomon a. a. O. I, 246.

[2]) „Je mehr das beschränkte Interesse der Gegenwart die Gemüter in Spannung versetzt, einengt und unterjocht, desto dringender wird das Bedürfnis, durch ein allgemeines und höheres Interesse an dem, was rein menschlich ist und über allen Einfluß der Zeiten erhaben ist, sie wieder in Freiheit zu setzen und die politisch geteilte Welt wieder unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit zu vereinigen." O. Lewes, Goethes Leben I, 262.

[3]) Die Auflage des „Hamburger unparteiischen Correspondenten," die schon seit 30 Jahren ungefähr 20000 betragen hatte, stieg damals auf 30000, eine Zahl, wie sie bis dahin keine Zeitung der Erde erreicht hatte. Becker 105.

[4]) So teilte man am 15. April 1795 durch Extrablatt mit, daß am 5. April der Friede zwischen Preußen und Frankreich geschlossen worden sei.

[5]) Lakonisch berichtet man z. B. von Limburg: „Unbeschreiblich ist das Elend unserer Gegend. Dörfer und Felder sind verwüstet. Alles Vieh und Güter sind fort. Die Einwohner haben nichts als die Augen zum Weinen. Weiber und Töchter sind fortgeschleppt." Lippst. Zeitg. 1795 Nr. 173.

Gottfried Nonne, unter dessen Leitung sie wohl ihre Blüte erreicht haben wird.[1]) Nonne, 1749 in Hildburghausen geboren, studierte in Jena Theologie, Rechtswissenschaft und Philosophie, erlangte die philosophische Doktorwürde und hielt auch an der dortigen Universität Vorlesungen. 1773 kam er als Hofmeister der Familie Zurhelle nach Lippstadt und wurde im folgenden Jahre zum Rektor des Gymnasiums gewählt. Es war eine traurige Erbschaft, die er damit antrat, doch es gelang ihm, durch seine Reformen die Anstalt so zu heben, daß sie zu großer Blüte gelangte.[2]) Neben seinem Wirken im Dienste der Schule fand Nonne noch Zeit zu den journalistischen Arbeiten in der Redaktion der „Lippstädtischen Zeitung", die ihm, wie Hesselbarth meint, „wohl manche schlaflose Nacht bereiteten, weil er vom Laufe der Posten abhängig war", sodaß der Gehalt von 200 Tlrn, den er dafür erhielt, sauer verdient war. Nonne war, um mit Goethe zu sprechen, gut „Fritzig" gesinnt, ja, etwas zu begeistert für Preußen und seinen großen König; er mußte sich nämlich 1786 wegen eines Artikels über den Fürstenbund dem Lippischen Hofe verantworten, weil man durch diesen Artikel am kaiserlichen Hofe Anstoß zu erregen fürchtete.[3]) Er führte sogar in der Schule eine wöchentliche „Zeitungsstunde" ein, wofür ihm der Bürgermeister, Oberkammerrat Schmitz besondere Anerkennung zollte.[4]) Bis zum Jahre 1796 führte Nonne die Redaktion, in diesem Jahre folgte er einem Rufe als Rektor nach Duisburg, wo er bis zu seinem Tode (1821) wirkte.[5]) Er muß wohl die Redaktion mit gutem Geschick geführt haben, wenigstens spendet ihm Arnold Mallinckrodt, der sich stets als unparteiischer Kritiker bewährt, hohes Lob, wenn er schreibt: „Gut geschriebene Zeitungen haben großen Wert für eine Gegend, weil sie erheblichen Einfluß auf die Bildung haben. Westfalen war glücklich, daß es eine der ersten Provinzen war, die eine sehr gut, ja, mit Geist ge-

[1]) Die Hauptschrift über ihn: J. G. L. Nonne in seinem Leben und Würken dargestellt von Dr. A. W. P. Möller, Konsistorialrat in Hamm und Münster, Schultz und Wundermann, 1822, ist sehr selten. (Eine Rezension der Schrift im Rhein.-westf. Anz. Kunst und Wiss. Bl. 1823, 27. Sept.) Eine Darstellung von Nonnes reicher Tätigkeit als Rektor des Gymnasiums in Lippstadt gibt Hesselbarth im Programm des Realgymnasiums zu Lippstadt 1889. (Aus der Geschichte des alten Lippst. Gymnasiums) Vergl. ferner Goedeke, Grundriß VII, § 303, Nr. 1 und Allg. Litt.-Zeitg. 1821, 3, 217.

[2]) Nähere interessante Einzelheiten über seine pädagogische Tätigkeit bei Hesselbarth a. a. O.

[3], [4], [5]) Hesselbarth 8.

schriebene hatte: Das Andenken des verstorbenen Herrn Direktors Nonne, dem wir sie verdanken, darf unter uns nicht sterben, das wäre eine Sünde des Undankes. Man darf sagen, er hat der Bildung unseres Vaterlandes einen mächtigen Anstoß gegeben."[1])

Außer den genannten Zeitungen traten in Westfalen noch verschiedene kleine Blätter politischen Inhalts ans Licht, die aber unter der Bedrückung der Presse, die seit der französischen Revolution immer mehr um sich griff, sehr zu leiden hatten. So erschienen in den 90er Jahren in Cleve zwei politische Blätter „Lachesis" und „Orion," aus denen Artikel in Aachener Zeitungen übergingen und dort Anlaß zu scharfem Verfahren gegen den Redakteur gaben.[2]) Der „Orion" war von dem Postmeister J. G. Schöppleuberg gegründet worden und wurde am 17. April 1799 von dem Regierungskommissar Marquis unterdrückt.[3]) Seit Cleve durch den Baseler Frieden unter französische Herrschaft gekommen war, lagen dort Buchhandel und Zeitungsdruck darnieder.[4])

Die genannten Zeitungsunternehmungen wurden an Bedeutung weit überragt von einem in Cleve in französischer Sprache erscheinenden Blatte, dem „Courier du Bas-Rhin,"[5]) das einen offiziellen Charakter hatte und unter strenger Zensur stand, mit der der König von Preußen ein besonderes Glied der Clevischen Landesregierung betraut hatte. Das Blatt soll nach Beckers Angabe um 1776 gegründet worden sein.[6]) Der Redakteur war ein Exjesuit, Manzon mit Namen, ein Piemonteser von Geburt, ein Freund der französischen Ökonomisten.[7]) Die „Briefe über Cleve" schildern ihn uns als „einen geistreichen Novellisten, der

---

[1]) Rhein.-Westph. Anz. 1822, 2492.

[2]) Zeitschr. d. Aachener Geschichtsvereins XV, 150.

[3]) Näheres über den „Orion" bei Salomon II, 26.

[4]) Interessante Nachrichten über die dortigen Verhältnisse geben die mehrfach erwähnten Briefe über Cleve (32). Der Buchhandel war ganz in französischen Händen. Wem der französische Geschmack nicht zusagte, mußte sich begnügen, ab und zu ein Buch aus den Sammlungen der weggezogenen preußischen Beamten zu erstehen, von denen das Meiste von Höckern nach dem Gewichte verkauft wurde. Über das Zeitungswesen in Essen vergl. einen Aufsatz v. W. Grevel in den Beiträgen zur Gesch. von Stadt und Stift Essen, 1883, VI. Bd., 59. ff.

[5]) Avec privilège du Roi. A Clèves chez les Directeurs de la Gazette. Nach einem Exemplar aus dem Jahre 1792, im Besitze des Herrn Grevel.

[6]) Becker 101. Das Gründungsjahr ließ sich nicht feststellen, es liegt aber wohl vor 1770.

[7]) Über Cleve, 30 f.

aber seine Feder zu oft in bitteren, hämischen Spott tauchte und darob mit dem Zensor in stete Fehde verwickelt war." Gerade durch seine Darstellungsweise aber war der „Courier du Bas-Rhin" in ganz Europa berühmt, wie auch Hatin, der klassische Geschichtschreiber der französischen Presse, bestätigt;[1]) an jedem Posttage gingen Tausende seiner Blätter in alle Welt. Als die französischen Republikaner siegreich gegen den Niederrhein vordrangen, hielt es Manzon, der ein eifriger Verteidiger des Königtums war, für geraten, sich aus dem Staube zu machen. Er zog nach Wesel (1793) und setzte dort seinen „Courier" fort bis zu seinem Tode. Sein Sohn siedelte nach Düsseldorf über und führte hier die Zeitung unter demselben Namen weiter doch brachte er sie zu keiner Bedeutung mehr. 1811 hatte sie, so berichtet unser Gewährsmann, ihr Ende gefunden.[2])

Wer damals in Westfalen den Gang der politischen Ereignisse verfolgen wollte und nicht genug französisch verstand, um den „Courier du Bas-Rhin" lesen zu können, der war also auf die „Lippstädtische Zeitung" angewiesen, oder er mußte sich auswärts erscheinende Blätter halten. Die Bergischen Lande erhielten 1789 in der „Elberfelder Zeitung", der ein Intelligenzblatt beigefügt wurde, ein politisches Organ, das aber auch keine besondere Rolle gespielt haben wird, darauf läßt wenigstens eine Angabe Salomons schließen,[3]) der von dem Gründer des Blattes, dem Buchdrucker J. A. Mannes, erzählt, daß er in seinem Zeitungskontor auch Brillen, Haarlemer Balsam und selbst Zichorienkaffee verkauft habe. Im Jahre 1799 erhielt diese Zeitung den Titel „Churfürstlich privilegirte Herzoglich Bergische Provinzialzeitung."[4])

---

[1]) Hatin verzeichnet den „Courier du Bas-Rhin ou Gazette de Clèves" (in 4°.) und bemerkt dazu: „On rencontre assez souvent le nom de cette feuille; mais je n' ai pu trouver aucun renseignement bibliographique à son sujet. L' entrée de la France lui fut interdite en 1767, à cause du ton de licence et d'impiété qui y régnait." (Bibliographie historique et critique de la presse périodique française. Paris 1866 p. 90.) Die Bibliothèque impériale in Paris besitzt nach Hatin die Jahrgänge 1778 — 1792 des „Courrier du Bas-Rhin," (Beide Schreibweisen Courrier und Courier kommen in den Quellen vor.)

[2]) Nach den Briefen über Cleve a. a. O.

[3]) Salomon I, 162.

[4]) Der „Westph. Anz." empfiehlt sie allerdings sehr. Sie lieferte die Nachrichten sehr schnell, z. B. aus Paris in 5 Tagen, aus Holland in 3, aus dem Reich in 4, ist streng unparteiisch und erscheint täglich mit Ausnahme des Sonntags. Mannes berief auswärtige Gelehrte an die Redaktion. So war 1799 Dr. Klebe aus Gotha Leiter der Zeitung. (Westph. Anz. 1799, 1446)

Die preußische Regierung verlieh im Jahre 1794 dem Buchhändler Röder in Wesel das Privileg zu einer halboffiziösen Zeitung, wahrscheinlich um den allzu großen Einfluß der auswärtigen Blätter abzuschwächen. Die „Cleve- Meurs- und Märkische deutsche Provinzialzeitung", wie die neue Schöpfung betitelt wurde, sollte nach einer Verfügung der Regierung in Cleve auch an Stelle der „Lippstädtischen Zeitung" von den Justizbehörden mit Anzeigen bedacht werden.[1])

1796 übernahm Joh. Wilh. Heuberger, ein überaus tüchtiger Mann, die Redaktion der „Provinzialzeitung". Dieser war in Neuwied geboren und, da er früh verwaist war, im Schlosse der Fürstin von Wied erzogen worden. Nach Absolvierung seiner Studien in Koblenz stand er dort einer Schule vor und gab eine politische Zeitung, den „Unpartheyischen Correspondenten am Rhein" heraus. Dann kam er nach Wesel, wo er die „Provinzialzeitung" leitete und mit monatlichen Übersichten als „Materialien zur Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts"[2]) begleitete. Seit 1804 redigierte er außerdem noch eine Monatsschrift: Der „Sammler, oder Blüte aus allen deutschen, französischen und holländischen Journalen, ein Hausarchiv für Gelehrte und Ungelehrte."[3]) Heuberger hat uns auch eine „Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts" und eine „Übersetzung des französischen Schelmenromans „Gil Blas" geschenkt".[4])

Der alten Reichsstadt Dortmund sollte es vorbehalten sein, den westfälischen Landen die erste deutsche Zeitung von wirklicher Bedeutung und größerer Lebensdauer zu schenken. Bereits im Jahre 1767 war in Dortmund eine Zeitung erschienen, die „Dortmundische Zeitung",

---

In der „Westphalia" (1827, 135) wird von einer Zeitung gesprochen, die Mannes 1809 — 1815 herausgab, und die auch Artikel aus ausländischen Zeitungen übernahm. In einem Schreiben aus Paris wurde den Lesern die wunderliche Nachricht aufgetischt, „die neueste Mode sei, daß die Damen Ziegelsteine um den Hals trügen." Der Übersetzer hatte tulle mit tuile verwechselt!

[1]) Becker 105 f.

[2]) Die Jahrgänge 1805, 1806 und 1807 befinden sich im Besitze des Herrn Grevel und lagen mir vor.

[3]) Wesel, bei F. J. Röder. Ein Probeband erschien 1803, der erste Band, gedruckt bei F. J. Röder, 1804, der 2. Band 1805 gedruckt zu Wesel mit Beckerschen Schriften. Diese drei Bände sind im Besitze des Herrn Grevel und lagen mir vor.

[4]) Vergl. über Heuberger J. Grote, Jahrb. für Westf. I, 297/98, Goedeke, Grundriß VII. § 303. Nr. 18. Heuberger starb 1819 als Regierungsrat in Aachen.

die aber keinen langen Bestand hatte.[1]) Zwei Jahre später, am 14. Januar 1769, kam bei dem Buchdrucker Gottschalk Diedrich Bädeker das erste Stück einer „Dortmundischen vermischten Zeitung" zum Vorschein.[2]) In der achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts kam dann in Dortmund im Verlag des dortigen Waisenhauses eine „Dortmundische vermischte Zeitung. Von Kriegs- und Staatssachen" heraus, die aber wohl auch keinen langen Bestand hatte.[3])

Man kann auch leicht verstehen, daß diese Zeitungen nicht von langer Dauer sein konnten; denn wenn in Westfalen überhaupt die Existenzbedingungen eines Blattes damals ungünstige waren, so traf dieses ganz besonders für Dortmund zu; denn abgesehen davon, daß die in der reichsunmittelbaren Stadt erscheinenden Blätter nicht nur von der eigenen Behörde, sondern auch von den Regierungen der Nachbarstaaten scharf beobachtet wurden und deshalb zu keiner freien Entwickelung kommen konnten, war auch Dortmund durch seine mangelhafte Postverbindung vom Neuigkeitsverkehr mehr abgeschlossen als manche kleinere Stadt Westfalens.[4]) Zudem war die Einwohnerzahl, die 1683 noch 5500 Seelen betrug, im Jahre 1783 auf 4000 gesunken und infolge der Mißwirtschaft des Bürgermeisters Küpfer hatte die Stadt noch 80000 Tlr. Schulden zu tilgen.[5])

Daß es trotz dieser mannigfachen Hemmnisse in Dortmund doch zu einer verhältnismäßig bedeutenden Zeitungsgründung kam, war das

---

[1]) Rübel in der Einleitung zu dem Artikel Beckers in den Beiträgen f. d. Gesch. Dortm. u. d. Grafsch. Mark. XI. 97.

[2]) Nach einer Notiz in dem handschriftlich im Dortmunder Archiv aufbewahrten Buche Joh. Christ. Beurhaus, „der kaiserlichen und des hl. römischen Reichs freien Stadt Dortmund Alterthümer." Im Rathaus-Museum zu Dortmund findet sich ein Band der „Dortmundischen vermischten Zeitungen", enthaltend die Jahrgänge 1769, 1770 und 1771. Die Zeitung erschien Mittwochs und Sonnabends, in 4° meist 4 Seiten stark. Diese Angaben verdanke ich der gütigen Mitteilung des Herrn Wilh. Grevel.

[3]) Becker 106 f., wo auch nähere Angaben über dieses Blatt. Dem obenerwähnten Sammelband lag auch eine Nr. 97 vom Jahre 1781 der „Dortmunder vermischten Zeitung" im Verlag des Waisenhauses erschienen bei.

[4]) Becker 108. Die Hauptpoststraße ging über Wesel, Lünen, Hamm u. s. w. Die Poststelle in Dortmund war nur eine Nebenstelle des Postamtes in Lünen. Ebd.

[5]) Becker 110. Über die Buchdruckerverhältnisse Dortmunds vergl. Nordhoff, Denkw. 197 — 200, Rhein.-Westf. Zeitg. 1900 Nr. 785, 3. Bl., worauf hiermit verwiesen sei.

Verdienst eines Mannes, der mit dem Leben seines Volkes aufs innigste verwachsen, mit scharfem Blicke sah, was dem Lande und Volke nottat und auch mit unerschütterlichem, zielbewußtem Mute der Ausführung seines für vorteilhaft erkannten Planes zusteuerte. Dieser Mann war Arnold Mallinckrodt.

Ein ächter Märker, fest wie das Erz seiner heimatlichen Berge, tritt uns seine Gestalt aus seinen Schriften entgegen. Wie sein weit berühmter Landsmann J. Möser, mit dem er in mancher Hinsicht geistesverwandt ist, war auch er, durch seine nach verschiedenen Richtungen hin entwickelten Fähigkeiten zum fruchtbaren Journalisten wie geschaffen. Hochgebildet, doch kein einseitiger Stubengelehrter, sondern immer die Praxis scharf im Auge behaltend, von glühender Vaterlandsliebe beseelt, doch frei von jeder Kriecherei, zwar freiheitlich gesinnt, ohne deshalb ein überspannter Freiheitsschwärmer zu sein, hat er während seines ganzen Lebens sein reiches Wissen in den Dienst seiner ihm so teuren westfälischen Heimat gestellt.

Auf den verschiedensten Gebieten hat sich Mallinckrodt mit großem Erfolge betätigt. Das Feld seiner Wirksamkeit war ein so umfassendes, daß hier unmöglich eine vollständige Würdigung dieses vortrefflichen und wohl auch gefürchteten Publizisten stattfinden kann. Als Verfasser zahlreicher staatswissenschaftlicher Schriften, als verdienstvoller Dortmunder Lokalhistoriker hätte er Anspruch darauf, Gegenstand eigener eingehender Erörterungen zu werden. Uns interessiert vor allem die Stellung, die er in der Geschichte der westfälischen Presse einnimmt.[1])

Arnold Mallinckrodt war als Sproß einer alten Dortmunder Patrizierfamilie, die aber den Adel abgelegt hatte, am 27ten März 1768 in Dortmund geboren. Er promovierte in Jena zum Dr. jur. und wurde wegen seiner Fähigkeiten in den regierenden Rat seiner Vaterstadt

[1]) Eine ausführliche Darstellung der journalistischen Schöpfungen Mallinckrodts gibt Becker in seiner mehrfach erwähnten Arbeit. Doch schien es nicht gut angängig die Geschichte des bedeutendsten Organs, das in Westfalen vor 1813 bestand, von der vorliegenden Abhandlung auszuschließen, besonders da Becker einen wichtigen Artikel von Dr. Bährens „der dreißigste Geburtstag des Rhein.-Westph. Anzeigers" nicht berücksichtigt hat. Dieser Artikel, den mir Herr Grevel zugänglich machte, steht im Rhein.-Westph. Anz. 1828, 5. Juli. Vergl. zu Mallinckrodt auch: Arnold Mallinckrodt und die Preßverhältnisse in der westfälischen Mark. Rhein.-Westf. Zeitg. 1900 Nr. 785, 3. Blatt, ferner L. Berger, a. a. O., Allg. D. Biogr. Bd. 20, 141 f., dort weitere Literatur.

gewählt.[1]) Bevor er seine journalistische Tätigkeit begann, hatte er in einer Schrift: „Versuch über die Verfassung der Kaiserlichen und des heil. röm. Reichs freyen Stadt Dortmund"[2]) seine Ansicht über die Bedeutung einer vernünftigen Publizität dargelegt.

In der Einleitung zu der genannten Schrift untersucht er, „warum die Reichsstädte überhaupt nicht so glücklich seien, wie es so kleine Republiken nach dem wahren Geiste ihrer Verfassung wohl sein könnten". Er findet die Ursache in dem Mangel einer richtigen Publizität, „der Pflegerin des republikanischen Geistes". „Alles, was das Gemeinwesen angehe, müsse zu jedes Bürgers Wissenschaft leicht gelangen können, es sollte insbesondere jährlich der Zustand der Finanzen, die Einnahmen und Ausgaben jeden Jahres mit der detaillirten Anzeige des Ertrages eines jeden Fonds, der Betrag der öffentlichen Schulden nebst der Anzeige, welche abgelegt worden, ferner sollten die Gründe der obrigkeitlichen Verordnungen, alle öffentlichen Verträge und die wichtigeren Stadtangelegenheiten bekannt gemacht werden, und dazu könne ein „Bürgerblatt" dienen".[3]) Dadurch hoffte Mallinckrodt regeres Interesse für den Staat und für das Wohl des Ganzen zu erwecken und zu nähren, jeder sähe dann die Notwendigkeit der öffentlichen Maßregeln leichter ein, und jeder Mitbürger würde mit der Verfassung bekannter, der Gemeingeist und edler Patriotismus würde geweckt und unterhalten.[4]) Zugleich entwarf er den Plan zu einem solchen Bürgerblatte und machte bekannt, daß er sich mit mehreren Männern zur Herausgabe eines solchen Blattes vereinigt habe und Anfang des Jahres 1796 damit beginnen werde. Die neue Zeitschrift sollte ein allgemeines Sprachorgan sein, worin ein jeder seine Gedanken über etwaige Verbesserungen mitteilen könnte, auch könnte sie sich im Laufe der Zeit zu einer Materialiensammlung gestalten, woraus sich jeder Rats erholen könne über städtische Angelegenheiten.

Im Frühjahr 1796 erschien das angekündigte Bürgerblatt unter dem Titel: „Magazin von und für Dortmund" als eine Vierteljahrschrift im Kommissionsverlage von Joh. Heinr. Blothe.[5]) Den ersten Teil des

---

[1]) Berger 88.

[2]) Erstes Bändchen und zweites Bändchen, Dortmund im Verlage des Buchhändlers Joh. Heinr. Blothe und gedruckt bei F. G. H. Baedeker. 1792.

[3]) Mallinckrodt, Versuch u. s. w. S. 3 — 4

[4]) Ebd.

[5]) Es erschien jedes Vierteljahr ein Heft sechs Bogen Kleinoktav stark. Der Jahrgang kostete bei Subskription einen preuß. Tlr., im Ladenpreise 15

Inhaltes bildeten historische Aufsätze über Dortmund und Umgegend, woraus sich nach dem Plane des Herausgebers allmählich eine gedruckte Chronik von Dortmund entwickeln sollte. Man gestattete den Herausgebern die Benutzung des Dortmunder Archivs, wogegen sie sich verpflichten mußten, dem Archivkommissar vorher ihre Auszüge vorzulegen.[1]) Neben den geschichtlichen Aufsätzen fanden Abhandlungen und Besprechungen über Regimentsverfassung, Kirchen- und Schulangelegenheiten, sowie über Handel und Gewerbe Aufnahme ins „Magazin von und für Dortmund". In einer Anzeige vom Dezember 1797 teilte Mallinckrodt seinen Lesern mit, daß er auf vielfachen Wunsch den Inhalt des Magazins zu erweitern gedenke. Zu dem bisher Behandelten sollten nun noch hinzutreten: „Beförderung richtiger Aufklärung und Moralität, Vorurteile, Aberglaube, Biographien achtungsvoller Westphälinger, ferner Abhandlungen über Sprache, westphälischen Dialekt, gewöhnliche Fehler der Westphalen in der hochdeutschen Sprache, Vorschläge zur Bereicherung der hochdeutschen Sprache durch passende Wörter unserer provinziellen Sprache, auch noch vorzügliche ungedruckte Gedichte westphälischer Dichter. Der Charakter dieser Zeitschrift sollte „Freimütigkeit, ihr strenges Gesetz Wahrheit und Bescheidenheit sein". Mit der Vervollständigung des Inhaltes sollte auch der Wirkungskreis erweitert werden. Das Blatt sollte nun ein „Magazin für Westfalen" werden. Die Zeitschrift sollte jetzt zum Preise von $1\frac{1}{2}$ Tlr. jährlich in sechs Heften erscheinen, jedes in einem Umfange von sechs Bogen. Mallinckrodts Unternehmen trat nun das Erbe des „Westphälischen Magazins" von P. Fl. Weddigen an, das mit dem Jahre 1792 sein Erscheinen eingestellt hatte, und übernahm auch einen Teil von dessen Mitarbeitern zu den trefflichen, die das „Magazin von Dortmund" schon gehabt hatte. Es seien hier nur einige Namen genannt, so Nikolaus Kindlinger[2]) (Venantius) Minoritenmönch, damals Archivar in Essen, der sich um die westfälische Geschichte hochverdient gemacht hat, ferner der schon mehrfach erwähnte C. A. Kortum in Bochum, Rektor Seidenstücker aus Lippstadt, ein tüchtiger Sprachforscher u. a.[3])

Stüber mehr. Ausführliche Beschreibung des Magazins bei Becker a. a. O. 112 ff. Rezensionen vgl. N. Allg. Dtsche. Bbl. 1801. 60, 549, 551 f. Allg. Lit.-Ztg. 1800, Nr. 74. Sp. 585. Ebd. 1801 Erg. Bl. Nr. 11. Sp. 85/8. Goedeke, Grundriß VIII, § 314, I. 8.

[1]) Magazin für Dortmund I, S. 7.

[2]) Über Kindlinger vergl. Magazin für Westfalen 1797, Heft 1.

[3]) Über Seidenstücker vgl. Grote, Jahrbuch für Westf. 2. Bd. u. d.

An Gedichten fehlte es auch nicht, es liefen deren sogar so viele ein, daß der Herausgeber sich genötigt sah, mitzuteilen, daß Plan und Umfang des „Magazins“ ihm nicht erlaube sie alle aufzunehmen, und die Einsender mit der Versicherung vertröstete, daß die Verlagsanstalt einen westfälischen Musenalmanach herauszugeben beabsichtige.

Trotzdem der Inhalt des „Magazins“ nichts zu wünschen übrig ließ, wollte es doch nicht recht gedeihen. Die Hefte erschienen immer mit großer Verspätung. Überhäufung mit Druckgeschäften wurde als Grund angegeben, der wahre Grund war wohl die Geldverlegenheit Blothes, des Verlegers.[1]) Der Niedergang des „Magazins“ in pekuniärer Hinsicht ist wohl hauptsächlich in den Zeitverhältnissen begründet; man verlangte nach einem Blatte, das häufiger als alle Vierteljahre erschien, und Mallinckrodt sah auch bald ein, wo der Fehler bei seinem journalistischen Unternehmen lag, daher beschloß er im Februar 1798, neben seiner Vierteljahrschrift ein Blatt zu gründen, durch das er einerseits die ihn bei Herausgabe des Magazins leitenden Zwecke weiter verfolgen und zugleich dem herrschenden Zeitgeschmacke entgegenkommen könne. Die Verwirklichung dieses Planes war der „Westphälische Anzeiger“.

Mallinckrodt wurde bei seinem Unternehmen nur von den edelsten Motiven geleitet. Er dachte viel zu hoch von dem Berufe eines Schriftstellers, als daß er aus schnöder Gewinnsucht und geschäftlicher Spekulation eine Zeitungsgründung unternommen hätte. In seiner 1815 erschienenen Schrift „Bemerkungen Deutschlands Literatur und Buchhandel betreffend“[2]) legt er seine Ansicht von den Eigenschaften eines echten Schriftstellers eingehend dar. „Unter der Würde des Gelehrten, besonders im Fache der schönen Literatur ist, nur nachzumodeln, nicht nach Orginalität zu streben, unter seiner Würde ist, statt Ehren und nützliche Wirksamkeit als Hauptgesichtspunkte im Auge, als Söldner um des Soldes willen zu schreiben, unter seiner Würde etwas zu schreiben,

Nekrolog im Amtsblatt der Kgl. Reg. zu Arnsberg, Stück 48. S. 444/45. Ferner Hesselbarth, Aus der Geschichte des alten Lippstädter Gymnasiums. Programm des Realgymnasiums zu Lippstadt. 1889, S. 8 ff.

[1]) Becker meint, das Magazin habe überhaupt nie seine Kosten aufgebracht. Die Abonnentenzahl war, als es noch „von und für Dortmund“ hieß 160, davon 120 in Dortmund. Im Westph. Anzeiger (1800, Nr. 17, 271) klagten die Herausgeber, daß das Magazin zu wenig Unterstützung finde; erst 1799 habe es die Druckkosten eingebracht.

[2]) Dortmund 1815.

wodurch die Literatur und das öffentliche Wohl nicht gefördert wird. Schande ist's überhaupt, im Gebiete der Literatur zu taglöhnern, mehr Schande etwas zu schreiben, was Sittlichkeit und öffentliches Wohl gefährdet.[1]) Wer keinen Beruf zum Schreiben hat, der schneide lieber Schwefelhölzchen und tummele sich auf Steckenpferden mit seinen Kindern." [2])

Nach Mallinckrodts Ansicht sollte der „Anzeiger" ein westfälisches Nationalblatt werden, das zwischen den sämtlichen „Provinzen" Westfalens, die sich teilweise fremd gegenüberstanden, „ein engeres Band knüpfen und eine bescheidene Publizität befördern sollte".[3]) Zunächst lagen „Tatsachen der Zeitgeschichte, sowie alles, was sich auf Westfalen in physischer und moralischer Hinsicht bezog", im Plane des „Anzeigers". Populär, für möglichst weite Schichten verständlich und mannigfaltig sollte der Inhalt sein, daher sollten die Aufsätze möglichst gedrängt sein, ein Prinzip, dem auch der Herausgeber stets treu geblieben ist. Am 20. Februar 1798 kündigte Mallinckrodt sein Blatt für Juli an. Er sagte dort unter anderem: „Der mit Recht so sehr geschätzte „Reichsanzeiger"[4]) kann für einzelne Provinzen und Gegenden nicht alle Bedürfnisse befriedigen, welche man daselbst fühlet. Schon seit langer Zeit dachte ich daher auf ein Blatt, welches insbesondere unserem Westfalen gewidmet wäre, und neben einer gedrängten Übersicht der wichtigeren politischen Gegenstände den Zweck des „Reichsanzeigers" und der so achtungswerten „Deutschen Nationalzeitung" verbände." Nach der Ankündigung sollte der „Westphälische Anzeiger" enthalten:

„I. eine jedesmalige gedrängte Übersicht der wichtigeren politischen Nachrichten, wobei die besten, in Westfalen wenig bekannten in- und ausländischen Zeitungen und direkte Korrespondenzen benutzt werden sollten.

II. Nachrichten von und für Westfalen in Beziehung auf allgemeinere und lokale Moralität, Erziehung, Vorurtheile, nützliche Volksbücher, Gesundheitskunde, Ökonomie, Handlung und Fabriken, nützliche

---

[1]) „Bemerkungen Deutschl. Lit. u. Buchh. betreffend." Einl. VIII.

[2]) Ebd. 37.

[3]) Der Titel des Blattes wurde mehrfach geändert. Eine Zeitlang hieß es „Westfälischer Anzeiger", ja eine kurze Zeit „Westfaler Anzeiger."

[4]) Der „Reichsanzeiger", eine Schöpfung des Pädagogen und Schriftstellers Rud. Zach. Becker in Gotha, wurde 1791 gegründet. Auch die „Nationalzeitung der Deutschen" gab Becker heraus. Näheres vgl. Salomon I, 158, Becker 117.

Erfindungen, nützliche Anstalten, Vaterlandsliebe, geographische und statistische Veränderungen Westphalens, Justizpflege, Polizey, Kamerale.

III. Privatnachrichten, als Heyrathen, Geburten, Sterbefälle, Orts- und Amtsveränderungen, Dienstgesuche, gesuchte und ausgebotene Darlehen, Verkäufe, Anfragen über Nachrichten, welche man zu haben wünscht, Ediktalladungen, Steckbriefe, neue Etablissements und dergleichen." [1])

Vom 3. Juli an erschien der „Anzeiger", wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, in einem Bogen zum Preise „von $1^1/_2$ Tlr. Berl. Cour. per halben Jahrgang im Verlage der Blotheschen Buchhandlung". Für die Anzeigen, die sich meist auf Bücheranzeigen beschränkten, wurde eine eigene Beilage gedruckt, nur, wenn ihre Zahl sehr gering war, fanden sie Aufnahme im Hauptblatt. Die Einrückungsgebühr betrug $1^1/_2$ Stüber, alle Anzeigen unter 12 Zeilen kosteten 18 Stüber. Wer nicht 6 Wochen vor Ablauf des Halbjahres kündigte, mußte das Blatt weiter halten. [2])

Klein waren die Anfänge des „Westphälischen Anzeigers", nur neun abonnierte Exemplare wurden am ersten Posttage versandt, und Dr. Bährens suchte den Herausgeber mit der Bemerkung zu trösten, daß sich auch nur neun Mitglieder in der Rue St. Jacques zu Paris versammelt und doch die weltberühmte Pariser Akademie der Wissenschaften gestiftet hätten. [3]) Der Mitarbeiter waren auch anfangs noch wenige. Gierig schrieb die politischen Nachrichten und Bährens suchte nach eigenem Geständnis „ein Jahr hindurch fast ohne Mitarbeiter das Blatt mit allerlei Ingredienzen zu füllen". [4]) „Daß der „Anzeiger" erst langsam Terrain gewinnen konnte, finde der leicht begreiflich", — so meint Bährens — „der mit der Kulturgeschichte Westfalens nur einigermaßen vertraut ist. Als Bädeker in der freien Reichsstadt Dortmund nur Katechismen, Vogt in Hagen nur Gesangbücher druckte, und die Lippstädter Zeitung fast das einzige politische Organ Westfalens war, da fehlte es allenthalben an Elementen, welche eine bessere Zeit hätten vorbereiten können; denn die Gelehrten des Vaterlandes — an welchen dasselbe nie arm gewesen — hielten ihre Wissenschaft und deren Kultus für sich . . . . es war eine öde Stille." [5]) Der „Westphälische Anzeiger" aber begann mutig seine Laufbahn unter der

---

[1]) Westph. Anz. Jahrg. I, 1. und Becker 117.

[2]) Becker 118.

[3]) Rhein.-Westph. Anz. 1828 Nr. 54.

[4]) Ebd. [5]) Ebd.

sachkundigen Führung seiner Gründer und nach und nach stellten die tüchtigsten Männer des „Westphälischen Kreises", d. h. Westfalens im weitesten Sinne ihre Kräfte in den Dienst des „Westphälischen Anzeigers". Aus der großen Schar der Mitarbeiter seien nur folgende Namen erwähnt: Frhr. von Donop in Detmold, Pastor Ehrenberg in Iserlohn, später Oberhofprediger in Berlin, Pastor Eylert in Hamm, Minister von Fürstenberg in Münster, die Brüder Harkort, Joh. Kaspar und Joh. Peter zu Harkorten, Geheimer Rat Jakobi in Pempelfort, Prof. Jung gen. Stilling in Marburg, Prof. Kistemaker in Münster, Pastor Marechaux in Wesel, später Professor in München, Schulinspektor Natorp in Essen, später Ober-Konsistorialrat in Potsdam und Münster, Dr. Nonne in Duisburg, der unermüdliche Friedrich Raßmann in Münster, Kaufmann Siebel in Elberfeld, Dr. Varnhagen in Dortmund, Präsident von Vincke in Münster, Geheimer Rat Wiarda in Aurich, Lehrer Wilberg in Overdyk, später in Elberfeld, Pfarrer Müller in Schwelm, Pfarrer Aschenberg in Kronenberg, Pfarrer Möller von Elsey, Landrat von Hövel auf Herbeck.[1])

Kein Wunder, daß bei einem so ausgezeichneten Stabe von Mitarbeitern der Inhalt des „Westphälischen Anzeigers" ein überaus gediegener und vielseitiger war und sich vorteilhaft abhob von der Dürre und Öde der gleichzeitigen Journalistik. Das ganze weite Gebiet des sozialen Lebens fand in den Spalten des „Anzeigers" Berücksichtigung. Man müßte ein vollständiges Bild des damaligen kulturellen Zustandes Westfalens zeichnen, wollte man alles erschöpfen, was im „Anzeiger" besprochen wurde, auch Abhandlungen über westfälische Literaturgeschichte fehlten nicht.[2])

Bemerkenswert ist vor allem die freimütige und unerschrockene Sprache, mit der der „Anzeiger" alle Mißstände des westfälischen Landes vor sein Forum zog und unerbittlich rügte, und es ist nicht zum geringen Teil seinem kühnen und unermüdlichen Vorgehen zu verdanken, daß es in vielem sichtlich besser wurde, und eine Reihe Übelstände nach und nach gehoben wurde. So unternahm der „Anzeiger" z. B. einen erbitterten Kampf gegen die Kurpfuscher, die damals eine wahre Landplage in Westfalen bildeten. Unzählig war das Heer dieser medizinischen

---

[1]) Sämtliche Mitarbeiter bei Becker, 124 f.

[2]) Schlüter, Zur Geschichte der Münsterischen Schaubühne 1799, Nr. 13 u. 14. Biographische Nachrichten von Broxtermann 1802, Nr. 93 u. 94.

Quacksalber aller Art: „Alte Weiber — adeligen oder bürgerlichen Standes — verdorbene Handwerker, Leineweber, Rademacher, Drahtzieher, Uhrmacher, abgedankte Soldaten, Juden, Scharfrichter, Kurschmiede, die herumwandernden Thüringer, Ungarn, Olitätenkrämer, Hebammen, Chirurgen, Apotheker, die sich unberufen innerliche Kuren anmaßen — die Erfinder, Verfertiger, Verkäufer geheimer Arzeneien und ihre posaunenden Helfershelfer, die Verleger mancher Zeitungen, z. B. des „Hamburgischen Korrespondenten", der „Elberfelder Zeitung" u. a. drängten sich in buntem Gemisch herbei, um, jeder in seiner Art, den hilfsbegierigen leidenden Kranken herbeizulocken, ums Geld zu prellen und, so Gott will, zur sanften Grabesruhe zu befördern." [1]) In den Spalten des „Anzeigers" wurden nun dem Volke die Augen geöffnet und durch Mitteilung offenkundiger Betrügereien diese Winkeldoktoren an den Pranger gestellt. [2]) Auch gegen die Kurpfuscher auf geistigem Gebiete, jene ungebildeten Lehrer, die besonders in der Grafschaft Mark die gedeihliche Entwickelung der Volksschule hemmten, gingen tüchtige Fachmänner unermüdlich vor. Besonders J. Wilberg und H. Holthaus, selbst zwei erfahrene Schulmänner, haben sich hier große Verdienste erworben. Kein Wunder, daß der „Anzeiger" großen Anklang beim Publikum fand und sich bald zu einer Macht entwickelte, mit der man rechnen mußte. Mehrere bedeutende Männer sprachen ihm ihre Anerkennung unverhohlen aus. So schrieb z. B. der berühmte Historiker Johannes von Müller an Mallinckrodt: „Ich muß gestehen, daß ich nicht leicht ein Blatt mit mehr Vergnügen und Unterricht gelesen, keines, das gemeinnütziger, mannigfaltiger und mit mehr Verstand geschrieben gewesen wäre." [3]) Mallinckrodt konnte daher mit Recht in einem Rück-

---

[1]) Westph. Anz. I. Bd. 373 f.

[2]) Schon der „Westph. Beobachter" (vergl. oben) hatte mehrfach gegen Kurpfuscherei und die auf Aberglauben beruhenden Mittel gepredigt, und auch schon Weddigen war in seinen Zeitschriften der Rotte der Quacksalber zu Leibe gerückt. Vgl. z. B. Westph. Nationalkalender 1801. 57 ff, wo ein Arzt einen Bericht von einer solchen Pferdekur gibt; eine an Gicht leidende Frauensperson war in eine Tonne mit warmem Wasser gesetzt und mit Stricken festgebunden worden, dann ließ der Winkeldoktor nach und nach soviel siedendheißes Wasser nachgießen, bis die Kranke, die mit Tüchern über und über bedeckt war, nicht nur erstickt, sondern auch am ganzen Leibe wie gekocht, aus dem Bade gezogen wurde.

[3]) Mallinckrodt, Preßfreiheit, Preußens Grundton, 35/36.

blicke auf das bisherige gedeihliche Wirken des „Anzeigers“ seiner Freude in folgenden Zeilen Ausdruck verleihen:

„Der literarische Verkehr war nie in Westfalen so stark als jetzt. Gelehrte lernen sich kennen, die sonst nichts von einander wußten, Meinungen werden ausgetauscht, die sonst meilenweit von einander entfernt lagen, Ideen werden berichtigt, ergänzt, abgeschlossen, woran vor zehn Jahren noch kein Gedanke war. Das Publikum lernt seine Leute kennen, und das Leben des Westfalen fängt an, sich jenem öffentlichen Leben zu nähern, welches von jeher so viele Menschen veredelte und den Griechen und Römern ihre großen Männer gab. Die Tochter der letzten Dezennien des sinkenden Jahrhunderts, die die Thaten des Volkes und der Fürsten mit unerbittlicher Strenge richtet, welche sonst nur in den Totengerichten herrscht, die Publizität, hat auch in Westfalen ihren Richterstuhl errichtet, und schon mancher hat vor ihr gezittert. Freiheit macht edel. Aber in wenig Ländern ist die Presse auch so keusch und ruhig wie in Westfalen. Eine Zensur existiert, so viel ich weiß, in ganz Westfalen nicht, jeder kann drucken was er will.“ [1])

Bei weitem die beste Würdigung des mannigfachen segensreichen Wirkens des „Westphälischen Anzeigers“ gibt Dr. Bährens, selbst Mitbegründer und langjähriger Mitarbeiter, in einem äußerst frisch und begeistert geschriebenen Rückblick, den er dem zum kräftigen Manne erstarkten „Anzeiger“ bei dessen dreißigsten Geburtstage widmete. Es wäre ein eitles Unterfangen, diese Charakteristik eines kundigen Zeitgenossen durch eigene Kritik überbieten zu wollen, es sei deshalb die bemerkenswerteste Stelle daraus im Wortlaut mitgeteilt.

„Der junge „Anzeiger“ trat als ein kühner Jüngling voll Thatenmut auf, und hatte an seinem Namenstage mehrere tüchtige Pathen erhalten, welche ihn umgaben und ihm zur Seite standen. Die Mehrzahl des Volkes meinte, er sei dazu gekommen, um anzuzeigen, und auf solche Weise meinte er's auch, und konstituirte sich fast unwillkürlich zu einer unsichtbaren Macht, welche Alles kontrollirte. Zuvörderst hielt er strenge auf eine korrekte Schreibart; denn es ist nicht genug, zu wissen, wer redet, sondern wie jemand redet. Die respekt. Verfasser hrer schriftstellerischen Proben erblickten oft ihre Geisteskinder in einer

[1]) Westph. Anz. 1800. 8. Aug. Am 20. Okt. 1800 teilte der Herausgeber voll Genugtuung mit, daß in dem verflossenen Jahre 613 Aufsätze eingelaufen seien, von denen zwei Drittel zur Aufnahme geeignet waren.

ganz umgegossenen Form, und lernten nun hieraus, wie es anzufangen, nicht beschnitten zu werden. Die Inkorrektheit vieler Schullehrer, die Unbehülflichkeit des Kanzleistils, die schwerfällige Amtssprache, das klare Wasser der Tautologen, die Demut der Bürgermeister, welche sich „Konsuln" nannten und in ihrer Meinung „Verordnungen" erließen, wenn sie bloß einem schlafenden Nachtwächter Klumpsäcke erteilten, und solche Heldentaten schriftlich verlautbarten, wurde scharf mitgenommen, und dadurch die Abschaffung vieler jetzt ganz unbekannter Sprechsünden bewirkt. Wie das Wort, so wurde auch die Tat gerügt, welche der Rüge verdiente. Wenn eine Prellerei, eine Intoleranz vorgekommen, wenn sich ein Beamter gar zu sehr verschlafen, wenn eine Unsitte gutgeheißen, ein Mißbrauch gebilligt, eine gute Anstalt gehindert, ein edles Werk unterlassen, von einem Gelehrten ein Kaninchen für einen Hasen gehalten, von einem Apotheker Rattenpulver für Jalappe gegeben, irgendwo ein Marktschreier aufgenommen, an einen Schatzgräber geglaubt, Gespenster gesehen, Wege und Pflaster vernachlässigt, Nachtwachen verwahrlost, Winkelkonsulenten, Teufelsbanner und Schwarzkünstler besucht waren — so kamen diese und hundert ähnliche Dinge in den „Anzeiger", und erregten dadurch jene Aufmerksamkeit, wodurch tausend Mißbräuche verscheucht und unzählig viele heilsame Anstalten vorbereitet und in Gang gebracht wurden. Eine solche geheime Polizei, welche sich im Organe der Öffentlichkeit kundgibt und mit Wahrheit und Freimütigkeit wirkt, kann ungemein viel Gutes wirken, ist aber auch den Nachlässigen ein Schrecken. Wir erinnern uns noch eines alten reichsstädter Apothekers, welcher regelmäßig in einen profusen Schweiß geriet, wenn er hörte, daß wieder im „Westphälischen Anzeiger" von einem — Apotheker etwas zu lesen. Wenn ein Müller zu viel Mulster genommen, ein Bäcker zu leicht gebacken und ein Krämer zu leicht gewogen hatte, so trauten sie alle dem Handel nicht; der erste bekam Angst vor seinem Becher, der andere vor seiner Wage und der dritte vor seinem Gewicht, weil sie nicht sicher waren, daß diese Geräte im „Anzeiger" sprechen würden. Solchergestalt begann der „Anzeiger" sich selbst zu schreiben, denn von allen Seiten kamen die Rapports an die Hauptwache, und es kam nur darauf an, daß bei der letzteren die Offiziere ihre Schuldigkeit taten u. s. w." [1])

---

[1]) Der Sprecher oder Rhein.-Westph. Anz. 1828, Nr. 54.

Nicht so günstig sah es mit dem pekuniären Erfolge des „Anzeigers“ aus. Mallinckrodt mußte sich mehrfach über die Säumigkeit des Publikums im Bezahlen der Abonnementsgelder beklagen. „Bei den ersten beiden Bänden litten die Unternehmer Schaden, und erst mit dem dritten Bande wurden die laufenden Kosten gedeckt; noch aber mußte die Redaktion, welche die halbe Zeit eines fleißigen Mannes erforderte, sowie die Expedition auf jeden Entgelt für ihre Mühe verzichten.“ berichtete einmal der Herausgeber. Im Anschlusse daran bat die Redaktion um Einsendung des Abonnementsgeldes zum Beginne jedes Halbjahres, wobei bemerkt wird, daß für die durch die Post bezogenen Exemplare noch kein Pfennig vom Beginne des Blattes an gezahlt sei,[1]) (nachdem er 1½ Jahre bestand.)

Unter dem Titel „Merkwürdige Begebenheiten“ wurde in knapper Form ein Überblick über die politischen Vorgänge gegeben. Diese Artikel waren sehr objektiv gehalten und stachen vorteilhaft ab gegen so manche in ungeschicktem Zeitungsstil geschriebene Raisonnements in anderen Blättern. Nach des Herausgebers eigener Erklärung war es weniger der Zweck dieser Artikel, dem Publikum jede politische Neuigkeit „brühheiß“ aufzutischen, es sollten vielmehr die „Resultate in einem angenehmen Gewande geboten werden, so daß ein jeder sie gerne lesen, und sie auch in den Schulen zur Erlernung eines Erzählungsstiles eingeführt werden könnten“.[2]) Doch wurde dem Herausgeber die Redaktion dieser „Merkwürdigen Begebenheiten“ bald verleidet, einmal weil die auswärtigen Nachrichten infolge der schlechten Postverbindung Dortmunds immer mit großer Verspätung eintrafen, dann aber auch, weil man in den mannigfachen Wirren der damaligen Zeit gerade auf die politischen Berichte in den Zeitungen ein wachsames Auge hatte. Wenn auch für den „Anzeiger“ nach Mallinckrodts eigener Versicherung eine eigentliche Zensur erst im Jahre 1809 eingerichtet wurde[3]) und er sich stets strenge an die Verfügung des Dortmunder Rates vom 24. Juli 1772, „daß das Raisonnieren über gekrönte Häupter nicht gestattet sei“,[4]) gehalten hatte, schienen ihm doch mancherlei Unannehmlichkeiten aus dem politischen Teile des Blattes erwachsen zu sein; wenigstens machte die Redak-

---

[1]) Westph. Anz. Bd. III/ 1674. und Bd. IV, 559.
[2]) Westph. Anz. III 834.
[3]) Preßfreiheit, Preußens Grundton 19 f.
[4]) Becker 127.

tion im vierten Bande bekannt, daß man „in Zukunft von Schlachten und Eroberungen, Rekrutirung und Eilmärschen, diplomatischen Unterhandlungen schweigen und vielmehr heilsame Anordnungen, neue Entdeckungen und merkwürdige Naturerscheinungen sammeln werde.“ [1])

Es war zu erwarten, daß sich der „Westphälische Anzeiger“ durch seine freie Besprechung aller Mißstände manche Gegner schaffen werde. Er sagte einmal, es gehe ihm wie den Blitzableitern von Rinteln, die auch, als sie zuerst errichtet wurden, an allem Übel schuld sein sollten. Kamen im Sommer viele Gewitter, und brachen im Winter bösartige Kinderblattern aus, an allem hatten sie die Schuld. Als einmal infolge einer Bemerkung im „Anzeiger“ die Wirtshäuser während des Gottesdienstes revidiert wurden, um die, welche gegen die kurfürstliche Verordnung zu dieser Zeit zechten, zu brüchten, sagte einer der Zechbrüder: „Jo, wann dä Westfälischen net wör, dann hätte mer noch en Glas drenken konne.“ [2])

Weil der „Anzeiger“ seine Spalten jedem zu freier Meinungsäußerung zur Verfügung stellte, nannte ihn der Minister Freiherr von Stein in seiner kernigen Sprache den „Spucknapf Westfalens“. [3]) Besonders aber erregte der „Anzeiger“ den Unwillen der preußischen Behörden, denen er manche Mängel in ihrer Verwaltung nachwies. [4]) Doch fand er in diesem Bestreben auch Worte der Anerkennung von leitender Stelle, ja sogar von dem Könige Friedrich Wilhelm III. selbst. 1801 bezeugte Richter Hardung in Hardenberg, „das Blatt mache sich um die öffentliche Sache verdient, wenn es Pflichtwidrigkeiten der

---

[1]) Westph. Anz. IV, 304.

[2]) Westph. Anz. 1803, 775. Vergl. auch die Anekdote aus Haspe. Westph. Anz. 1799, 837.

[3]) (Steinmann), von Vincke 295. Friedr. Arn. Brockhaus, der Gründer der berühmten Buchhandlung, ließ 1801 infolge eines Zwistes mit dem „Anzeiger“ gegen diesen ein Flugblatt drucken, in dem er ihm den Vorwurf machte, „er enthalte zuviel von dem neu entdeckten Schnabelthiere, von Diebs- und Mordthaten und Komplimente, die sich die Herrn Schulmeister und einige andere Koryphäen mit dem Redakteur machten“. Becker 126.

[4]) Wenn er z. B. einmal schreibt: „Der Leichnam des Mörders Schulte verbreitet am Wege zwischen Unna und Werl vom Rade herab noch Unheil. Die Behörde wird aufgefordert ihn zu entfernen.“ Beiläufig sei erwähnt, daß auch der Konkurrenzneid ihm Schlingen legte, indem der Herausgeber der „Elberfelder Provinzialzeitung“ bei der Regierung in Düsseldorf darauf antrug, den „Anzeiger“ als eine schädliche Zeitschrift in Bergischen Landen zu verbieten.

Beamten aufdecke,"[1]) und als Mallinckrodt, der von der Bureaukratie im benachbarten Preußen wegen eines Artikels über den schlechten Zustand der Ruhrbrücke bei Schwerte viel zu leiden hatte, sich direkt an den König von Preußen wandte, antwortete dieser in einem huldvollen Schreiben vom 20. Februar 1804 und versicherte Mallinckrodt, „er werde bei einer bescheidenen Publizität gegen jede Anmaßung für die Zukunft sicher gestellt sein."[2]) Voll Freude schrieb damals der Pfarrer Möller von Elsey an Mallinckrodt: „Es ist doch ein Vorzug, daß so ein Blatt Papier den Göttern der Erde, oder denen, die ihre Repräsentanten sind, kühn unter die Augen treten darf, die alten Völker hatten dergleichen Zutritt nicht."[3])

Weit mehr als alle Angriffe und Verdächtigungen, denen sich Mallinckrodt infolge seines Freimutes ausgesetzt sah, schmerzte es ihn aber, daß das Interesse des Publikums an seinem Blatte mehr und mehr erlahmte. Immer und immer wieder mahnt er seine Landsleute, den „Anzeiger" doch nicht dem Geschicke preiszugeben, das vor ihm so manche westfälische Zeitschrift ereilt, wiederholt verleiht er seiner Verbitterung über die geringe Anteilnahme so mancher Westfalen an den journalistischen Bestrebungen ihrer Heimat in herben Worten Ausdruck. So schreibt er im Jahre 1805: „Der „Westphälische Anzeiger" ist die einzige populäre Zeitschrift unseres Vaterlandes, die sich so lange, nämlich jetzt schon 7 Jahre erhalten hat. Ob dieses dem Werte dieser Volksschrift, oder der höheren Bildung unserer Landsleute, oder beiden zuzuschreiben ist, mögen andere entscheiden. Soviel aber ist gewiß, daß der Deutsche und vor allem der Westfale oft ungerecht ist gegen seine eigenen Landesprodukte. Die Ursache mag vielleicht in seinem angeborenen Phlegma liegen, welches wiederum in manchen Gegenden mehr, in manchen minder vorherrschend ist, und mit welchem sich Mangel an Selbstgefühl und Nationalstolz vereinigt. Auch fehlt es ihm sehr an dem freieren und lebhafteren Gefühl, wodurch er sein, freilich aus sehr disparaten Teilen bestehendes Vaterland als ein Ganzes anzusehen sich gedrungen fühlen sollte. Es gibt wohl schwerlich ein Land, wo benachbarte Städte und Städtchen mit so kleinstädtischem Eigendünkel auf einander schauen als in Westfalen."[4])

[1]) Becker 122 f., wo noch mehrere Beispiele angeführt sind.

[2]) Die Briefe im Wortlaut bei Becker 133, und die ganze Verhandlung bei Mallinckrodt, Preßfreiheit 29 ff.

[3]) Rhein.-Westf. Zeitg. 1900. Nr. 785.

[4]) Westph. Anz. Bd. XI, 1224.

Freilich war die Stellung des Publikums dem „Anzeiger" gegenüber vielleicht auch nicht ganz unberechtigt, denn so kräftig sich auch der „Anzeiger" nach und nach entwickelte, er hatte auch seine Flegeljahre; es war jene Zeit, „wo er, sich seiner Kraft bewußt, seine Macht persönlich gebrauchte, wo er sich infolgedessen verhaßt machte". „Er hudelte und ließ hudeln," — so meint ein Zeitgenosse — „witzelte, spöttelte, profanierte, blieb nicht frei von Eigennutz; hatte Freunde, welche eine besondere Clike bildeten; machte Partei und übte Partei, veranlaßte Skandal und brachte es in Kurzem so weit, daß er auf einmal einen Galgen voll, nämlich sieben Prozesse hatte, und nur aus Neugierde, nicht aber aus Liebe gelesen wurde, denn Skandal erregte Zulauf. Der „Anzeiger" hatte aufgehört, in der Idee zu leben, er war nicht mehr moralisch unsichtbare Person, oder geistige Macht, er war — Pranger." [1]) Doch besonnene Männer nahmen sich seiner an und verwiesen ihm seine Torheiten, und er begann, nachdem er seine Sturm- und Drangperiode überstanden hatte, von neuem zu erstarken — da kam die Franzosenherrschaft und legte auch dem „Anzeiger" die Fesseln an, aus denen er sich sobald noch nicht befreien sollte.

Immer düsterer wurde es ja am politischen Himmel. Da auch die königstreuen Markaner fürchteten, von ihrem alten Herrscherhause, von Preußen, losgerissen zu werden, traten sie mit einer von glühender Liebe zu Preußens Königsthron beseelten Eingabe, die Möller, der Pfarrer von Elsey [2]) verfaßt hatte, direkt vor den König und baten flehentlich, man möge doch jene Versicherung, die einst der Große Kurfürst ihren Vorfahren gegeben, nämlich daß sie „zu ewigen Zeiten weder abgetreten noch verwechselt, sondern immer und allzeit bei seinem Hause im Besitz ihrer Rechte und Freiheiten erhalten werden sollten," nicht zu nichte machen. [3]) Die bejahende Antwort des Königs wurde unter dem Jubel der Bevölkerung von den Kanzeln verlesen und im „Westphälischen Anzeiger" veröffentlicht. [4]) Doch die Freude erreichte durch den Frieden

---

[1]) Westph. Anz. 1828. 1069.

[2]) Über sein Leben und Wirken vergl. „der Pfarrer von Elsey", Rhein.-westf. Anz. Kunst und Wissenschaftsblatt 1823. 29. Nov. Die von Mallinckrodt veranstaltete Sammlung seiner Schriften in dem Buche: Der Pfarrer von Elsey, Dortmund 1810. 2 Bde., wo auch die meisten Aufsätze verzeichnet sind, die Möller in periodische Schriften hatte einrücken lassen.

[3]) Berger 98.

[4]) In der Nummer vom 10. März 1806. Dort die ausführliche Darstellung des ganzen Vorgangs.

zu Tilsit (9. Juli 1807) ein jähes Ende. Nachdem schon 1806 Napoleon Dortmund mit dem Herzogtum Berg vereinigt hatte, kamen nun auch alle preußischen Länder westlich der Elbe an Frankreich.

Als in Dortmund die französische Verwaltung eingeführt wurde, organisierte man auch bald die Presse nach französischem Muster. Schwer lastete damals die Faust Napoleons auf ihr in allen seiner Macht unterstehenden Provinzen. Auch der „Anzeiger" hatte unter diesem Drucke zu leiden. Seit 1805 mußte er auf die Besprechung aller brennenden Fragen vollständig verzichten.

„Der „Anzeiger" war damals," um mit Bährens zu sprechen, „so erlaubt in Constantinopel als in Düsseldorf, und war so nackt, daß man ihm auf die Haut sehen konnte. . . . An Musterungen mit Schärfe durfte er nicht mehr denken, er war ein — armer „Anzeiger", denn er war Emigrant in seinem eigenen Vaterlande, worin er nicht mehr zu Hause, sondern — zum Besuch war."[1]) Kein Wunder, daß er immer mehr an Interesse und auch an Abonnenten verlor. Während die Zahl der Bezieher 1805 noch 1188 betragen hatte, sank sie bis 1807 auf 700 und dann noch tiefer.[2]) Als nun 1809 der „Anzeiger" auch noch einen eigenen Zensor erhalten sollte, da hielt es Mallinckrodt für das Beste, das Blatt, das doch nur mehr ein Scheinleben führte, eingehen zu lassen. Die letzte Nummer erschien am 30. Dezember 1809.[3])

[1]) Rhein-Westph. Anz. 1828, 1071.

[2]) Becker 138. Es ging fast allen Zeitungen in französischen Gebieten so. Nach einer statistischen Notiz vom Jahre 1811 gab es in Städten wie Mülheim a. Rh., Essen, Duisburg kaum noch ein Dutzend, die sich Zeitungen hielten, und auf eine Anfrage über den Zeitungsbetrieb, (April 1813) im Großherzogtum Berg, Roerdepartement u. s. w. antwortete der Maire von Burtscheid dem Präfekten der Rheinlande: „Da im vorigen Jahre nicht einmal das Napoleonische Bulletin in den Zeitungen habe stehen dürfen, so behülfen sich bei ihm die Zeitungsliebhaber jetzt lieber ohne solche, da sie kein unnützes Geld wegwerfen wollten." Salomon II. 142 u. Goecke, das Großherzogtum Berg. Köln 1877. Vergl. auch die Verfügungen betreffend den Dorstener „Argus". Beilage 3.

[3]) Becker 138. In den letzten Jahrgängen konnte man häufiger merken, daß Mallinckrodt, der in seiner Eigenschaft als Präfekturrat mit Geschäften überhäuft war, der Redaktion seines Blattes nicht mehr die richtige Aufmerksamkeit schenken konnte. Während z. B. der „Anzeiger" in den ersten Jahren seines Bestehens streng auf Toleranz gehalten hatte, und auch Mallinckrodt, obwohl selbst Protestant, den Forderungen der Katholiken immer gerecht geworden war, sodaß viele katholische Geistliche mitarbeiteten, wurde dies in

So war denn auch der „Westphälische Anzeiger", der mit Recht in den ersten Jahren seines Bestehens zu den größten Hoffnungen berechtigte, so manchem seiner Vorgänger gefolgt. Doch während jene leider nur zu oft kein besseres Los verdienten, muß man das Geschick des „Anzeigers" bedauern, denn er war das bedeutendste Blatt auf roter Erde vor 1813 und eines der wichtigsten Organe Norddeutschlands.

Es erübrigt nun noch, kurz auf einige kleinere politische Organe einzugehen, die fast alle gewaltsam von den Franzosen unterdrückt wurden.

Im Jahre 1803 richtete Karl August Schuerholz in Dorsten auf Grund eines Herzoglich Arenbergischen Privilegs eine Buchdruckerei ein und gründete auch eine Zeitung, die er „Argus" nannte, und ein Intelligenzblatt, das auch die Bekanntmachungen für die benachbarten Länder des Fürsten Salm-Salm, Salm-Kyrburg und Salm-Rheingraf brachte.[1])

Der „Argus" erschien dreimal wöchentlich und enthielt hauptsächlich politische Artikel, meist aus fremden Zeitungen entlehnt; eine Mittwochsbeilage brachte gemeinnützige Nachrichten und Aufsätze.[2]) Leider

---

den letzten Jahren anders, sodaß öfter Klageschriften katholischer Leser einliefen Wenn z. B. die Mönche Tagediebe, erbärmliche Ignoranten genannt wurden und dem Wunsche Ausdruck verliehen wird: „O, möchten diese blutdürstigen Henker unserer Kinder, die Trappisten, doch fern von diesen Gegenden verbannt sein", so konnte man doch auf Toleranz keinen Anspruch mehr erheben Westph. Anz. 14. Bd. 50 u. 348 ff.

[1]) M. St. A. (A. N. Z.) Oberpräs. 88. Der Titel des Blattes wechselte öfter. Vollständige Exemplare sind heute sehr selten, Herr Grevel besitzt die Nummern vom 3. Sept. 1805 bis 1. April 1806. Der Titel lautet: „Der Argus. Kriegs- und Staatssachen" und: „Der Argus. Gemeinnützige Nachrichten und Aufsätze," die abwechselnd erschienen, wöchentlich zwei Blätter nur für Politik bestimmt, eines für gemeinnütz. Nachrichten. Vom 1. Januar 1806 ab war der Titel: „Der Argus. Mit gnädigster Freiheit." Die Geschichte des Blattes beruht auf Akten des Kgl. Staatsarchivs zu Münster. Vest Recklinghausen, Statth. Arch. Rep. 131. 3a. E. No. 8.

[2]) Am 11. Nov. 1805 erging an den Stadtrat zu Dorsten die fürstliche Verordnung: „In das mittwöchige Wochenblatt, welches unter der Aufschrift „gemeinnützige Nachrichten und Aufsätze" von nun an nichts mehr als öffentliche Avertissements von z. B. Verehlichungen, Todesfällen, Verhaftungen, Verkäufen, welche eingesandt werden, und die ihr zugehenden gerichtlichen oder sonstige obrigkeitliche Anzeigen aufzunehmen, und diejenigen anderen Gegenstände, womit bisher jenes Wochenblatt größtenteils angefüllt war, nämlich literarische Fehden, Entgegnungen, satirische Anekdoten, politische Raisonnements über Krieg und Frieden, oder Staatsverfassungen und die

sind nur wenige vereinzelte Nummern erhalten, aber man kann schon daraus ersehen, welche freimütige Sprache der Redakteur damals in seinem Blatte führte, man muß sich wundern, daß es ihm trotz aller Plackereien gelang, sein Zeitungsunternehmen so lange zu halten. Für die Herzoglich Arenbergische Regierung war der „Argus" das reinste enfant terrible, durch seine Berichte erregte er bald hier, bald dort Anstoß und mochte man ihm noch so oft die Rute zeigen, es half nichts. Wiederholt mußte die Redaktion darauf hingewiesen werden, „daß bei Erwägung der Landesherrschaft stets das Prädikat Hochfürstliche Durchlaucht beizufügen sey."[1] Als in mehreren Nummern des Jahres 1806 dieser Aufforderung nicht entsprochen wurde, man vielmehr neuen Grund zur Klage dadurch gegeben, „daß man auf die trockenste Weise gemeldet hatte, daß der von seinen Untertanen so innigst geliebte Fürst, von den Seinigen so längst getrennt, ganz unvermutet in ihrem Kreise persönlich erschienen sei", wurde der Herausgeber des „Argus" zu einer Strafe von 6 Goldgulden verurteilt und ihm zugleich mitgeteilt, „für die vaterländischen Zeitschriften sei es strenge Pflicht, über jedes vaterländische frohe Ereignis schon aus eigenem Antriebe diejenigen Empfindungen für die Gesamtheit auszudrücken, von welchen es nicht bezweifelt sei, daß sie solche bei jeder Gelegenheit an den Tag legen würden".[2]

Im Jahre 1805 wurde für Schuerholz die Zensur eingeführt. Jedes Buch, das er drucken wollte, mußte er vorher der Landesregierung, jede Nummer des „Argus" dem ersten Bürgermeister von Dorsten vorlegen. Vergebens bat er flehentlich, man möge doch von dieser Verfügung Abstand nehmen, dadurch erleide der Redaktionsbetrieb eine solche Störung, daß er, bei dem ohnehin geringen Absatz der Zeitung, die noch nicht die Unkosten einbringe, genötigt sein würde, das Blatt einzustellen. Doch die Regierung blieb bei ihrer Anordnung. Aber es half nicht viel.

Schon am 3. April 1806 beschwerte sich der Generalleutnant von Blücher, und einige Zeit später der Generalmajor v. Heldwing, Gouverneur der Grafschaft Mark, wegen der Berichte des „Argus" über

---

sogenannten, größtenteils unrichtigen Reflexionen über Länderstatistik u. s. w. gänzlich aus demselben wegzulassen." Recklinghausen, den 11. Nov. 1805. M. St. A. (Vest Recklinghausen, Statthalterei-Archiv. Repert. 131. 3. a. E. No. 8.)

[1] Verordnung vom 30. Juli 1805. (M. St. A. a. a. O.)

[2] Verfügung vom 4. April 1808. Ebd.

Militärangelegenheiten.[1]) Die Regierung in Recklinghausen sprach daraufhin den Zensoren ihre größte Unzufriedenheit aus, daß sie ihres Amtes so lässig gewaltet. Sie hätten nicht gerügt, daß der „Argus“ politische Ereignisse mit anstößigen Bemerkungen hie und da begleitet, über Krieg und Neutralität anzüglich raisonniert, aus ausländischen Zeitungsblättern diplomatische auf Verunglimpfung und Herabsetzung großer auswärtiger Staatsdiener hinzielende Anekdoten erzählt, die Tapferkeit großer Kriegsheere in ein zweideutiges Licht gesetzt und über die damaligen Truppenbewegungen, sowohl außerhalb wie innerhalb des Landes, unrichtige und beunruhigende Daten erzählt habe. Im Anschluß daran wurde dem Herausgeber Schuerholz aufs nachdrücklichste eingeschärft, es solle nichts über politische und kriegerische Vorgänge aufgenommen werden, was nicht aus guter Quelle geschöpft sei; Raisonnements jeder Gattung seien ein für allemal verboten. Über Truppenbewegungen dürften nur offizielle Akten veröffentlicht werden, „auch dürfe nicht im Mindesten erwähnt werden, ob die okkupierten Länder die Truppen mit Jubel empfangen oder nicht, von den Militärübungen in hiesiger Gegend aber sei ein völliges Schweigen zu beobachten“.[2]) Bald erregte der „Argus“ neuen Anstoß durch einen gehässigen Artikel über den deutschen Adel.[3]) Zur Verantwortung gezogen, gab er vor, den Artikel einem Kölner Blatte, dem „Cölnischen Beobachter“ entlehnt zu haben, der ihn seinerseits wieder aus der französischen Zeitung „Publiciste“ abgeschrieben haben wollte. Im Jahre 1807 beschwerte sich der französische Gesandte beim Bundestage in Frankfurt, wegen der im „Argus“ enthaltenen unächten und an-

---

[1]) Vergl. Beilage 1 u. 2.

[2]) Verordnung vom 6. April 1806. (M. St. A. Ebd.)

[3]) Der „Argus“ hatte unter Paris 28. Nov. geschrieben: „Dem Kaiser scheint es in Berlin recht sehr zu gefallen. Die Bürger in Berlin sind enthusiastisch für den großen Mann eingenommen. Der Adel scheint aber weniger zufrieden zu sein. Die Erniedrigung, die er duldet, tröstet die übrigen Klassen über das Elend, das der eitle Hochmut und die absurden Maasregeln der Höflinge und Großen über den Staat gebracht haben. Alle die Deutschland genau kennen, wissen, daß die Klasse, die in Ansehung des Ranges und der Ehrenwürden die erste ist, ohne allen Vergleich, was Kenntnisse, Energie und Seelenadel betrifft, die niedrigste ist. Der deutsche Patriot, der mit traurigem Auge seine Nation vor dem Schwerte Frankreichs sich beugen sah, tröstet sich, indem er den Hochmut des Adels und der Vorurteile, die für das Glück der Menge verderblicher waren als das Joch des Feindes selbst, eingestürzt sieht.“ M. St. A. a. a. O.

stößigen Nachrichten von den kaiserlichen Armeen. Infolgedessen wurde der Redaktion die Aufnahme aller Nachrichten verboten, die das französische Gouvernement oder die französischen Armeen von weitem beleidigen könnten, ja sie sollte nicht einmal solche Berichte aus fremden Zeitungen abdrucken. Auf den ersten Kontraventionsfall wurde eine Strafe von 100 Rtlr. gesetzt, auf den zweiten die unausbleibliche Einziehung des Verlags und Privilegs. Schließlich wurde die Redaktion nochmals darauf aufmerksam gemacht, daß stets dort, wo der Regenten Frankreichs persönliche Erwähnung geschieht, jedesmal die Prädikate K. K. Majestät beizufügen sei. [1])

Weil wegen der fast täglich anhaltenden Militärdurchmärsche und Einquartierungen die Zensur meist unterbleiben mußte, so wurde die Redaktion allein verantwortlich gemacht für ihre Berichte, bei dem geringsten Verstoß aber sollte die Zeitung unterdrückt werden.

Dieser Fall ist dann auch später eingetreten. Als in der französischen Zeit der Herzog von Arenberg seine Souveränität verlor, kam Schuerholz mehremale in unliebsame Berührung mit dem neuen Landesherrn. Am jenseitigen Ufer der Lippe, nahe an den Toren der Stadt, wurde eine französische Douanenlinie gezogen und Schuerholz Waren für Konterbande erklärt. [2]) Auch der „Argus" wurde mehremale unterdrückt, „weil er nicht in patriotischem Geiste geschrieben". Nach einer Notiz der Essener „Allgemeinen politischen Nachrichten" wurde „die in Dorsten erscheinende Zeitung „Der Argus" in Jahre 1809 gänzlich untersagt". [3])

Die Geschichte der Zeitung, von der nun die Rede sein soll, mutet uns fast an wie ein Kapitel aus dem schon erwähnten Roman Müllers von Itzehoe „Siegfried von Lindenberg". Auch hier haben wir einen stolzen, selbstbewußten Herrn, politisch eine Null, obwohl er im Regensburger Reichstage auf einer der Grafenbänke saß, der aber eine kleine

---

[1]) Verordnung vom 30. Juli 1807. Vgl. Beilage 30.

[2]) M. St. A. (A. N. Z.) Oberpr. Nr. 88.

[3]) 1809, Nr. 37. Nach gütiger Mitteilung des Herrn Grevel in Düsseldorf. Nach einer Angabe Salomons (II, 141) mußte der „Dorstener Zuschauer" eine Zeitlang sein Erscheinen einstellen, weil er am 28. Jan. 1812 gemeldet hatte, daß der Leutnant Roß auf einer Reise nach Petersburg durch Dorsten gekommen sei. Es sei schon hier bemerkt, daß Schuerholz später die Erlaubnis nachsuchte in Münster eine politische Zeitung „Merkur" gründen zu dürfen, was ihm aber wegen seines demokratisch anrüchigen Rufes nicht gestattet wurde. (M. St. A.) A. N. Z. Oberpräs. 129.

fast kreisförmige Fläche von kaum einer Meile Umfang mit der Prachtliebe eines Ludwig des XV. beherrschte. Seine Residenz Burgsteinfurt — denn um den Grafen von Burgsteinfurt handelt es sich hier — hatte er sich zu einem Versailles en miniature geschaffen. Der Schloßgarten, in ganz Westfalen unter dem Namen „Bagno" berühmt, und überhäufig von berufenen und unberufenen Dichtern in westfälischen Zeitschriften besungen, [1]) war im Geschmacke des Barock mit Grotten, Wasserkünsten und Moscheeen künstlich angelegt. Außer Speise- Tanz- und Gesellschaftssälen gab es im Bagno auch eine Bühne, auf der häufiger wandernde Komödianten Gastspiele veranstalteten, ferner ein Konzerthaus, wo die Hofkapelle im Sommer jeden Sonntag Konzerte gab, wobei der Graf, der selbst ein Virtuos auf der Flöte war, mitwirkte. Der wissenschaftlichen Bildung seiner Untertanen diente neben „dem Kunsthaus" im Bagno, das außer einer Gemäldegalerie, einer Sammlung von Münzen und Altertümern auch eine Bibliothek enthielt, das bereits 1591 gegründete „Gymnasium illustre Arnoldinum", an dem 6 Professoren und 6 Präzeptoren wirkten. Der Fürst ging sogar mit dem Gedanken um, „ein Gesetz zu erlassen, daß niemand ein Amt erhalten solle, der nicht auf diesem Gymnasium studiert habe", [2]) auch ließ er zahlreiche junge Leute ausbilden und schickte sie auf seine Kosten auf Reisen. So fühlte sich der Fürst in seiner Duodezherrlichkeit äußerst wohl, und es fehlte ihm, wie weiland dem Herrn Seyfried von Lindenberg nur eine Zeitung, die wie der französische „Mercure", den Glanz seiner Herrschaft auch in der Fremde bekannt mache. Diesem Mangel wurde abgeholfen durch die Gründung des „Burgsteinfurter Unbefangenen", den Friedrich Heinrich Emil Schnaar, ordentlicher Professor der Geschichte und lateinischen Beredsamkeit am akademischen Gymnasium in Burgsteinfurt und Rektor der damit verbundenen lateinischen und deutschen Knabenschule vom Jahre 1804 an herausgab. [3]) Den gelehrten Professor hatte sich der Fürst 1795 von

[1]) Vgl. z. B. „Mimigardia" für 1810, 81, Vagedes „Der Bagno" und Just. Gruner „Meine Wallfahrt" . . . II, 51 ff. Die Schilderung der Burgsteinfurter Verhältnisse nach dem Zeitgenossen Berghaus, der sehr geringschätzig von dem Grafen von Burgsteinfurt spricht. In Münster habe man ihn nur „Burgsteinfurter Hans Wurst" genannt. Berghaus, Wallfahrt I, 205 ff.

[2]) Berghaus I, 215.

[3]) Der „Unbefangene" wurde gedruckt und verlegt bei A. F. Denhard in Burgsteinfurt. Er kostete einen Kronentlr. das Jahr, doch mußte man stets den ganzen Jahrgang halten. Gelehrte und gemeinnützige Artikel sollten

Rintelen verschrieben, wo dieser auf der dortigen Universität Philosophie vortrug; er lebte in Burgsteinfurt bis 1833 (gestorben am 27. April 1833).[1])

Der von Schnaar redigierte „Unbefangene“ trat in recht unscheinbarem Gewande vor die Leser, wöchentlich zweimal im Kleinoktavformat, die Nummer aus 8 Seiten bestehend. Leider gehören vollständige Jahrgänge der Zeitung heute zu den Seltenheiten, sodaß wir auf das Inhaltsverzeichnis, das wir Raßmann verdanken, und einige wenige Nummern angewiesen sind. Der Inhalt gliedert sich in politische Neuigkeiten und gelehrte Artikel. Zahlreiche Gelehrte, Dichter und Beamte des westfälischen Landes finden sich unter der Zahl der Mitarbeiter. Der Herausgeber selbst steuerte Übersetzungen aus verschiedenen Sprachen bei. So (1804) „Der Teufel schießt einen Bock“, aus dem Französischen (Stück 10), „Über den Tod des Sokrates“, aus dem Englischen (Stück 11), aus dem Holländischen „Geschichten“, ja sogar aus dem Hebräischen eine Abhandlung „Wie muß ein Regent denken und handeln, wenn er will, daß ihm die Untertanen nicht zum Scheine sondern herzlich gern gehorchen“ (Stück 16).[2]) Man sieht, der Graf gestattete eine freie Aussprache in seiner Zeitung, und dies mag wohl auch der Grund gewesen sein, daß das an sich unbedeutende Blatt so zahlreiche Mitarbeiter fand. Auch Frauen sandten Beiträge ein, unter anderen Bernhardine von Wintgen, Stiftsdame in Borghorst.

Die politischen Artikel im „Unbefangenen“ waren nicht wie die der meisten anderen gleichzeitigen Blätter in einem trockenen, berichtenden Stile abgefaßt, sondern reich mit schwulstigen gelehrten Phrasen und Floskeln durchsetzt. Wir lesen da z. B. vom 27. September 1809 unter Wien: „Die lange Pause in dem großen politischen Drama geht zu Ende, der Vorhang rauschet auf und im Hintergrunde erscheint Irene mit den reichen Attributen des beglückenden Friedens; die Unterhandlungen sind soweit gediehen, daß man der Unterzeichnung des Friedens augenblicklich entgegensehen darf. Der Ball der großen Entscheidung

---

unentgeltlich Aufnahme finden (!). Vier Stücke vom Jahre 1809 und 1810 befinden sich in der Bibliothek des Altertumsvereins in Münster.

[1]) Über Schnaar vgl. Strieder, Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftstellergesch. 13. Bd. 156 f. Kassel 1802; Meusel 7. Bd. 245, 11 Bd. 676, 20. Bd. 221, Goedeke, Grundriß § 314/I. 56, Raßmann I, 85, wo auch eine Inhaltsangabe der Zeitschrift II, 148; III 150, Nachrichten 301.

[2]) Raßmann I, Anhang 86.

wird unaufhörlich zwischen Totis und Schönbrunn hin und her geworfen!" Ein anderes Mal wird von Napoleon gesagt: „Mit neuen Lorbeeren bekränzt, wird der Kaiser in Kurzem als Sieger und Friedensstifter nach Paris zurückkehren. Zweimal glänzt er nun als Austriakus an der Säule der Unsterblichkeit." [1])

Auch Anzeigen fanden im „Unbefangenen" Aufnahme und kosteten die gedruckte Zeile $^1/_2$ Groschen. [2])

Zu der Zeit da Münster außer dem Intelligenzblatte keine Zeitung hatte, brachte der „Unbefangene" häufig Münsterische Lokalnachrichten. So teilte 1807 Wolffs, Lehrer der Zeichenkunst in Münster, den Entwurf einer „ökonomischen Damengesellschaft" mit. [3]) Der Herrlichkeit des Grafen von Burgsteinfurt wurde von den Franzosen ein jähes Ende bereitet. Burgsteinfurt selbst wurde Hauptstadt eines Arrondissements im Departement Lippe und Sitz des Unterpräfekten eines Tribunals erster Instanz und Arrondissementrats. Der „Unbefangene" bestand unbehindert fort bis 1812. Er blieb aber seinem Namen nicht immer treu, mischte sich mehr und mehr in die Politik ein in einer Weise, die den Franzosen bald unbequem wurde, und 1812 bliesen sie ihm das Lebenslicht aus.

Eine uns heute merkwürdig vorkommende, aber damals aus den Verhältnissen erwachsene Form der Verwaltungsjournalistik tritt uns in dem „Wochenblatt der Cleve-Märkischen-Immediat-Sicher-

---

[1]) Unbefangener 1809, 6. Jahrg., 82. St.

[2]) Eine uns erhaltene Nummer enthält nachstehende Bitte eines Vaters an seinen Sohn, der sich der Konskription durch die Flucht entzogen hatte, doch zurückzukehren. „Mit aller Wärme meines Herzens fordere ich meinen Sohn Heinrich, der bei der letzten Losung Nr. 92 gezogen und ohne mein Wissen und Willen seinen Dienst bei dem Dh. Posthalter Strothmann in Detten verlassen und einen Ort zu seinem Aufenthalte gewählt hat, der mir aller angewandten Mühe ungeachtet, bis jetzt unbekannt geblieben ist, hierdurch auf, sich unverzüglich zur Übernahme seiner Dienstpflicht hier wieder einzufinden. Mein Vermögen ist aufgeschrieben. Ist ihm an meiner Ruhe und Wohlfahrt gelegen, so erwarte ich von ihm pünktlichen Gehorsam." Derartige Anzeigen fanden sich damals in fast allen Zeitungen in großer Anzahl, es waren ja jene unseligen Zeiten, wo Napoleon die Blüte der deutschen Jungmannschaft zu Hunderten nach Rußland schickte, wo zahlreiche Jünglinge diesem Schicksale zu entfliehen suchten und sich monatelang in Wäldern und auf Heuspeichern verborgen hielten. Die armen Eltern mußten mit ihrem Vermögen für ihre Söhne haften. Beob. VI. Jahrg. 1809, 13. Okt.

[3]) E. Raßmann, Nachrichten 165.

heits-Kommission"[1]) entgegen, das 1801 zu Bochum erschien, jede Woche ein halber Bogen Oktav, und dessen Inhalt sich stets in folgender Zusammensetzung zeigte: „1) Verbrecher, welche entweder zum Tode oder zur Deportation nach Sibirien oder zu Festung und Zuchthaus verurteilt wurden. 2) Von solchen, die mit einer Polizeistrafe belegt werden. 3) Von unschuldig befundenen Arrestanten. 4) Von gestohlenen Sachen. 5) Von Diebstählen und Einbrüchen. 6) Von verhafteten Kriminalverbrechern. 7) Von Maßregeln betreffend der inneren Sicherheit. 8) Von erteilten Prämien für entdeckte Verbrecher. 9) Von im Auslande getroffenen Maßregeln zur öffentlichen Sicherheit. 10) Von der nötigen Aufsicht solcher Subjekte, welche nach ausgestandener Strafe in ihren Wohnort zurückkehren." Es läßt sich aus dem Erscheinen eines solchen Blattes ein Schluß auf die damaligen Zustände in westfälischen Landen ziehen. Mit der öffentlichen Sicherheit war es in jener Zeit, besonders in den niederrheinischen Gegenden und in der Grafschaft Mark sehr schlecht bestellt. Die zeitgenössigen Berichte malen uns ein groteskes Bild von dem Räuberunwesen, wie es sich zu Anfang des 19. Jahrhunderts infolge der langjährigen Kriege und der politischen Wirren immer mehr breit machte. Was betriebsame Romanschreiber wie Vulpius, Cramer, Spieß u. a. der sensationslustigen Menge in düsteren Bildern in zahllosen Räuberromanen vorführten, das konnte man bis zu einem gewissen Grade damals in den niederrheinisch-westfälischen Gegenden in Wirklichkeit erleben. Es war die Zeit der Räuberhauptmänner Schinderhannes, Picart und anderer. Militärisch organisiert unter strengem Kommando stehend, durchzogen ganze Scharen von Mordbrennern die Lande zwischen Rhein und Weser, oft mit klingendem Spiel, zu Wagen und zu Pferde.[2]) Schon der Prediger Schwager erzählt anläßlich seiner Reise durch Westfalen, daß in Velbert eine Horde ein Haus ausgeplündert und dann den Beraubten, der die Notglocke läutete, noch ausgespottet habe.[3]) Im Jahre 1797 wurde eine Liste der Hauptübeltäter gedruckt, doch wagte niemand so recht gegen diese Banden vor-

---

[1]) „Wochenblatt der Immediat-Sicherheits-Kommission" zu Bochum 1801. Den Verlag des Blattes hatte die Voigtsche Buchhandlung in Hagen, der Preis betrug 8 g. G. Westph. Anz. 7. Bd. 1602 u. 8. Bd. 736.

[2]) Eine Darstellung dieser Verhältnisse siehe „Essener Blätter", Bd. 23, 135 ff.

[3]) Joh. Moritz Schwager, Bemerkungen auf einer Reise durch Westfalen bis an und über den Rhein, Leipzig 1804.

zugehen, aus Furcht vor ihrer Rache. Es bedurfte zur Beseitigung dieser traurigen Zustände außerordentlicher Maßregeln, und daß diese ergriffen wurden, und langsam geordnetere Verhältnisse eintraten, ist nicht zum geringsten Teile ein Verdienst des „Westphälischen Anzeigers". Weil hier einer der Fälle vorliegt, wo wir den günstigen Einfluß der noch so jungen westfälischen Presse auf die Verwaltung des westfälischen Landes feststellen können, sei noch mit wenigen Worten auf diese Verhältnisse eingegangen, da die Art und Weise, wie der „Anzeiger" seinen Zweck zu erreichen suchte und endlich auch erreichte, höchst originell ist. Unter einer eigenen Rubrik „Öffentliche Sicherheit" brachte er stets die Nachrichten der neuesten Greueltaten zugleich mit der eindringlichen Mahnung an die Behörden, doch dem Räuberunwesen kräftig entgegenzutreten.[1]) Doch lange blieb seine Stimme unbeachtet. Erst als in der Nummer 95 vom Jahre 1799 von einem ruchlosen nächtlichen Überfalle auf den hochgeachteten Pfarrer Klemp in Eichlinghofen berichtet wurde, und der Pfarrer von Elsey diese Nummer an den König von Preußen sandte mit der inständigen Bitte, doch der bedrängten Mark Schutz gegen diese unerhörten Übergriffe zu verleihen, schritt der König selbst ein. Er ordnete an, daß die Diebe künftighin gleich nach der Festung Wesel gebracht und dort aufs strengste bestraft werden sollten, auch dem Kriminalrichter in Wesel so viele Referendarien beigeordnet werden sollten, als er verlange.[2]) Diese gut gemeinten Verfügungen des Königs scheinen jedoch nicht zu einer nachdrücklichen Verfolgung des Raubgesindels geführt zu haben, denn der „Anzeiger" mußte Anfang 1801 von neuen Räubereien aus der Gegend von Lünen berichten, wo eine Bande von 20 bis 30 Räubern in das Haus des Pächters Bierhort eingedrungen war. Nachdem sie alle geknebelt und gebunden hatten, zerhieben sie mit Axten Kisten und Schränke und raubten über 200 Tlr. und Kleidungsstücke. „Sie hatten abgeschnittenes Haar, lange und graue Röcke, runde Hüte und hatten zwei große Metzgerhunde bei sich".[3]) Der eifrige Pfarrer von Elsey ließ sich aber durch den geringen Erfolg seines ersten Vorgehens gegen das Räuberwesen nicht entmutigen und schrieb nun selbst einen Artikel in den „Anzeiger", in dem er, um der Zensur zu entgehen, in einer

---

[1]) Vergl. die Berichte von heute fast unglaublich klingenden Raubmorden. (Westph. Anz. 1800, Nr. 3, Nr. 11.)

[2]) Berger 83 u. Westph. Anz. 1800, Nr. 6.

[3]) Westph. Anz. VII, 1053.

schlau ersonnenen, leicht verständlichen Fabel sehr treffend die traurigen Zustände, und besonders die Lässigkeit der Beamten geißelte.[1])

Bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts, so führte Möller aus, gab es in den westfälischen Gauen noch zahlreiche Wölfe. Durch gemeinsames, tatkräftiges Vorgehen von Jägern und Landleuten gelang es aber diese Landplage auszurotten. Bald dachte man an keine Wölfe mehr, ja, manche bedauerten schon, daß man den Wölfen Unrecht getan, wer wüßte, ob alle, die man für Wölfe gehalten, wirklich Wölfe gewesen, es könne ja manch ehrlicher Spitz darunter gewesen sein. In einem kalten Winter kam plötzlich über den zugefrorenen Rhein ein Rudel Wölfe; man glaubte es erst, als sie in die Häuser einbrachen und raubten. Nun war große Not bei Jäger und Hirten, man verstand die frühere Art der Wolfsjagd nicht mehr, man studierte zuerst die Naturgeschichte und machte Vorschläge zur Besserung der Wolfsnatur, man stellte alle möglichen Versuche an, ob man nicht die bösen Wölfe an vegatabilische Kost gewöhnen und ihr böses Naturell verbessern könne. Während so die Jäger sich stritten, trieben die Wölfe ihr Unwesen ruhig weiter, sodaß auf dem platten Lande niemand vor ihnen sicher war, u. s. w.

Der Artikel fand damals allgemeine Bewunderung und wurde auch dem Könige vorgelegt, auf den er auch seinen Eindruck nicht verfehlte. Da er daraus ersah, daß seine früheren Maßregeln nicht den erwünschten Erfolg gehabt hatten, richtete er durch Erlaß vom 9. November 1801 eine in Bochum stationierte „Immediat-Sicherheits-Commission" ein, die durch eine Kompagnie Jäger aus den damals noch preußischen Fürstentümern Ansbach und Bayreuth wirksame Unterstützung fand. Nach $1\frac{1}{2}$ jähriger Tätigkeit hatte sie 286 Diebstähle, Räubereien und Raubmorde ermittelt und 149 Verbrecher abgeurteilt.[2]) Den Zwecken dieser Kommission diente auch das oben erwähnte „Wochenblatt der Cleve- Märkischen-Immediat-Sicherheits-Kommission".

Stiller und stiller wurde es von Jahr zu Jahr in der westfälischen Journalistik, seitdem die meisten westfälischen Landesteile unter dem Drucke der napoleonischen Herrschaft schmachteten. Napoleon kannte ja selbst zu gut die Macht der Presse und suchte sie stets in den eroberten

[1]) Unter dem Titel „Naturgeschichte! Über Raubtiere und deren Vertilgung." Westph Anz. 1800, Nr. 16. 242 - 248.

[2]) Berger a. a. O. 85, der eine ausführliche Schilderung dieser Verhältnisse gibt, der wir auch gefolgt sind.

Ländern unschädlich zu machen. Salomon[1]) entwirft ein erschreckendes Bild von der Öde des damaligen Zeitungswesens; wie ein eisiger Nachtfrost kam die Gewaltherrschaft des unerbittlichen Gebieters über seine Länder, brachte die jungen, frischen Keime im deutschen Zeitungsfelde bald zum Welken und ließ keine neuen Pflanzen aufkommen. „Eine Druckerei ist ein Arsenal, das nicht jedermann zugänglich sein sollte," erklärte Napoleon in der Senatssitzung vom 12. Dezember 1809; „ich halte es für sehr wichtig, daß nur solche Leute, zu denen die Regierung Vertrauen hat, etwas sollen drucken lassen können."[2]) Zur genauen Überwachung des gesamten Druckwesens wurde durch das Dekret vom 5. Februar 1810 in Paris eine eigene „Direction de l'imprimerie et de la librairie" geschaffen, die aus vier Baronen und zahlreichen Beamten bestand, und an deren Spitze der General Pomereul[3]) stand. Die zu druckenden Werke zerfielen in zwei Klassen, in solche, die „du domaine public", also Gemeingut, waren, von denen für den Druckbogen ein Centime gezahlt werden mußte, und solche, die „du domaine privé" oder Eigentum des Verfassers und abgabenfrei waren. In den einzelnen Departements führte ein inspecteur des Buchdrucks und des Buchhandels die unmittelbare Aufsicht; neben ihm stand, um das Stempeln der Bücher zu beaufsichtigen, der commissaire vérificateur à l'estampille. Jedes neue Werk mußte zur Zensur nach Paris geschickt werden. Bevor man mit dem Drucke beginnen durfte, hatte man an die Direction générale eine Anzeige zu senden, die den Titel, die mutmaßliche Bogenzahl, die Stärke der Auflage u. a. enthielt. Dann erhielt man ein „Reçu" zugleich mit der Angabe, ob das Werk zur domaine public oder zur domaine privé gehöre. Die Anzeige mußte einige Wochen vor Vollendung des Druckes erfolgen, dann wurde, wenn das Werk du domaine public war, ein Wechsel über den zu entrichtenden Betrag ausgestellt, nach dessen Unterzeichnung man erst die Ausgabe vollziehen durfte.[4])

[1]) A. a. O. II, 83—264, ferner: Avenal, Histoire de la presse française. Paris 1901.

[2]) Salomon II, 85.

[3]) Pommereuil und Pomereul, beide Schreibweisen kommen vor.

[4]) Vergl. Hüffer, Erlebtes 33–35. Der Herausgeber des „Mindener Sonntagsblattes", N. Meyer in Minden, wollte 1812 eine Sammlung seiner Gedichte veranstalten. Das Manuskript mußte nach Paris geschickt werden, wo jedes Gedicht mit dem imprimatur bezeichnet wurde, nur eines

Sehr streng waren auch die Vorschriften über die Einfuhr fremder Bücher. Originaltitel, französische Übersetzung derselben, Autor, Inhalt, Jahresangabe, Format und Druckort der Werke, die man einzuführen wünschte, mußte dem Generaldirektor in Paris mitgeteilt werden. Hatte dieser nichts einzuwenden, so sandte er den sogenannten „Permis“ an das Grenzdouanenamt, über das der betreffende Bücherballen in das Kaiserreich gebracht werden sollte. Das Douanenamt schickte den Ballen und das „Permis“ an den Präfekten, in dessen Bezirk der Besteller wohnte. Der Präfekt übergab es dem inspecteur de la librairie et de l'imprimerie, der einen „procès verbal“ darüber aufnahm und nun die Bücher dem vérificateur à l'estampille zusandte. Dieser ließ den Eigentümer der Bücher kommen, verglich den Inhalt des Ballens mit dem Permis, nahm die dort nicht verzeichneten Bücher weg, die übrigen wog er ab und erhob für jedes Kilo 75 Cent Zoll, dann erst gab er die Bücher frei. Jeden Monat mußte der Vérificateur ein Verzeichnis aller freigegebenen Bücher nach Paris einsenden.[1] Obwohl auf Übertretung der genannten Vorschriften harte Strafen standen — zweimal wiederholte Kontravention zog Verlust der Konzession nach sich — fanden die Buchhändler doch noch Mittel und Wege, diese scharfen Bestimmungen zu umgehen.[2] Auch wurden die Anordnungen nicht überall so scharf durchgeführt. Doch wurde der Buchhandel in Münster von der Härte der französischen Preßgesetze empfindlich getroffen. Alle Schul- und Gebetbücher, der Hauptverlagsartikel dort, waren du domain public und wurden durch die Steuer im Preise so erhöht, daß der Absatz sehr gering wurde.[3] Mehrfach richtete Aschendorff Bittgesuche an den General Pommereuil — ohne Erfolg. „C'est un décret impérial,“ war die einzige Antwort.[4] Im Jahre 1811 war als Inspecteur de l'imprimerie et de la librairie ein gewisser Louason nach Münster versetzt worden,

---

erhielt nicht die Druckerlaubnis, weil zweimal das Wort „Freiheit“ darin vorkam. (Mindener Sonntagsblatt II. Bd. 51.)

[1]) Vergl. „Übersetzung derjenigen Artikel der K. K. Dekrete, welche die Buchdruckerei und den Buchhandel betreffen und einiger von dem Herrn Generaldirektor gegebenen Instruktionen zu derselben Ausführung zum Gebrauche der Herrn Buchhändler und Buchdrucker in dem Departements der Elb- und Weser-Mündungen“ (Ohne Druckort, 1811), und Perthes a. a. O., I, 196.

[2]) und [3]) Hüffer 34 f.

[4]) Ebd., 38.

der ein Vetter des mächtigen Zensurpapstes in Paris, Pommereuil, zu sein vorgab. Hüffer schildert ihn als sehr unwissend und erzählt einige köstliche Anekdoten von ihm. Als er in einem Buchladen Schillers Gedichte ausgestellt sah, konfiszierte er sie sogleich mit dem Ausrufe: „Ah, c'est de ce fameux Schill qui á été pris á Stralsund.“[1]) Die Buchhändler zogen natürlich aus seiner Dummheit Nutzen und überschritten die angegebene Zahl der Abdrücke bei Neuauflagen. Eines Tages nun wurde dem Verleger des Intelligenzblattes, als er grade ahnungslos im Klub Zeitungen las, gemeldet, in seiner Buchhandlung seien die Franzosen am versiegeln. Louason hatte einen Ballen zusammenpacken lassen, enthaltend die Titelblätter vom „Kern aller Gebete“. Er hatte sich den ewigen Kalender auf dem Titelblatte angesehen, und die Sonntage vermißt. „Mais il n'y avait pas trouvé les dimanches,“ antwortete er auf alle Vorstellungen des Verlegers, daß ein ewiger Kalender die Sonntage nicht enthalten könne, weil sie ja jedes Jahr wechselten, und die beanstandeten Ballen gingen nach Paris, wo man natürlich bald den Irrtum einsah.[2])

Auch bezüglich des Zeitungsdruckes wurden scharfe Verordnungen erlassen und durch Edikt vom 30. Juli 1811 die für Frankreich geltenden Bestimmungen auch auf die westfälischen Länder übertragen. In jedem Departement durfte nur eine Zeitung erscheinen, die unter Aufsicht eines Präfekten stand. Außerdem erließ Dusaillant noch besondere Vorschriften für das Lippedepartement. Ein genaues Verzeichnis aller in diesem Departement gedruckten Zeitungen und Zeitschriften sollte eingereicht werden mit genauer Angabe des Titels, Formats, Erscheinungsort, Bezugspreis, Abonnentenzahl, Eigentümers und Verlegers, sowie des Reinertrages. Die Unterpräfekten und Maires wurden mit der Ausführung dieser Bestimmungen betraut und mußten ihren Berichten zwei Exemplare von jedem genannten Blatte beilegen. Die französischen Beamten wußten sehr gut, wie ihr Kaiser über die Presse dachte, und handelten meist streng nach seinen Vorschriften. Nicht nur wurde jede freie Meinungsäußerung unterdrückt, sondern jeder, der eine Zeitung hielt, die nicht aus Frankreich kam, war schon als „conspirateur“ verdächtig.[3]) Jeder sollte nur die französischen Zeitungen lesen oder diejenigen einheimischen, die keine

---

[1]) Hüffer 38. [2]) Ebd. 39.

[3]) Lothar Schücking, Die Franzosen im Münsterlande, Zeitschr. f. v. G. u. A. 58/I. 184.

politischen Nachrichten brachten, weil sie nicht durften; höchstens die ihnen von der Behörde zugestellten Bulletins von den stets siegreichen Schlachten der großen Armee wurden ihnen zu drucken gestattet,[1]) und Napoleon sorgte dafür, daß seine Vorschriften nicht übertreten wurden. Den Buchhändler Palm hatte er erschießen lassen als warendes Beispiel für alle freiheitlich gesinnten Kollegen und wöchentlich wurden in dem „Journal de l'imprimerie et de la librairie“, das in Paris erschien, die Namen derer bekannt gemacht, denen wegen Kontraventionen die Konzession entzogen war. Auch der Münstersche Commissaire général de Police, Garnier, der schon durch seine lange, hagere Gestalt Schrecken einflößte, spaßte nicht. Zu einer Zeit, da Münster sehr unter dem drückenden Spionagesystem zu leiden hatte,[2]) führte ja die geringste Verletzung der Zensurvorschriften unverzüglich in den Buddenturm.[3]) Kein Wunder, daß unter solchen Verhältnissen die Zeitungen, die ohnehin schon in Westfalen mit so zahlreichen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, mehr und mehr verschwanden oder doch eine äußerst geringe Abonnentenzahl hatten. Nach dem Eingehen des „Westfälischen Anzeigers“ in Dortmund (1809) ist kein einziges auch nur einigermaßen bedeutendes Blatt zu verzeichnen.

In den Jahren 1810–13 gab es in Westfalen, wie in den meisten unter Napoleons Herrschaft stehenden Ländern außer einigen Intelligenzblättern nur noch eine offizielle Tagespresse. In Dortmund erschien eine solche offiziöse Zeitung unter dem Titel „Nachrichten des Ruhrdepartements“ seit dem 1. April 1810 an wöchentlich zweimal, Montags und Freitags, zum Jahrespreise von 5 Fr., in die durch Verfügung des Ministers des Innern auch alle Erlasse und gerichtlichen Bekanntmachungen eingerückt werden mußten.[4])

Die ehemals so verbreitete „Lippstädtische Zeitung“ hatte 1809 noch eine Auflage von 475, im Jahre 1815 von nur mehr 100 Exemplaren, wovon noch 10 Freiexemplare waren.[5])

---

[1]) Schücking a. a. O.

[2]) Schücking berichtet (a. a. O. 183). Agenten der geheimen Polizei zogen in mancherlei Verkleidungen, vor allem als Hausierer umher und überwachten die Bevölkerung. Verhaftungen fanden mehrfach statt, meist ohne Grund, die Äbtissin des Klosters Ägidii und mehrere Münsterische Geistliche wurden wochenlang im Buddenturm gefangen gehalten.

[3]) Hüffer 42.

[4]) Sie wurde bei J. G. Nedelmann, später bei Mallinckrodt gedruckt. Eine ausführliche Beschreibung des Blattes s. bei Becker, a. a. O. 137 f.

[5]) Ladwig a. a. O.

Zwar versuchte der mehrfach erwähnte Dr. Bährens den „Anzeiger" durch ein „Bergisches Archiv" zu ersetzen. Aber die Zensur verleidete ihm bald sein Unternehmen. „So lange das Blatt von Ökonomie, Land- und Stadtwirtschaft, Kunst, Manufaktur und Fabrik redete, ging die Sache gut, denn man hat keine Beispiele, daß Rüben und Kartoffeln Revolutionen erregt hätten. Wie aber das Institut sich beiläufig mehr dem geistigen Element hingab, wurde immer bei der Zensur gestrichen, und endlich so arg, daß mehrmal ein ganzes Stück ausfiel und keins ausgegeben werden konnte." Dieses geschah z. B. einmal, als der Herausgeber in einem Aufsatz über die französische bürgerliche Ehe das Gouvernement auf die kirchliche Bedeutung der Ehe hingewiesen hatte. „Es wurde alles gestrichen," so schließt Bährens seine Klage, „und als dafür „Der Mann mit dem Schafskopfe" gegeben wurde, strich man nichts. Aus Verdruß gab ich 1810 das „Bergische Archiv" auf."[1])

Nicht mehr Erfolg als Bährens hatte der schon genannte Prediger Schmölder, der auch den „Westphälischen Anzeiger" als Unterhaltungsblatt fortsetzen wollte. Dieser „Westphälischer Anzeiger" wurde bei Schuerholz in Dorsten gedruckt.[2]) Mit dem 1. Juli 1811 übertrug Schmölder den Verlag der Firma Bädeker und Kürzel in Essen und Duisburg. Der Titel wurde jetzt geändert in „Westphälisches Archiv, Fortsetzung des Westphälischen Anzeigers".[3]) Am 1. Juli 1812 übernehmen X. Levrault und H. Gordon in Düsseldorf den Verlag des Blattes, das sich nun „Westphälisches Archiv des Wahren, Nützlichen und Schönen mit besonderer Rücksicht auf die Bedürfnisse der Zeit und der Bewohner von Westphalen"[4]) nannte.

---

[1]) Rhein.-Westph. Anz. 1828, 1072. Ein Jahrgang des „Bergischen Archivs für Haus-, Stadt- und Landwirthschaft, Kameral-, Jagd- und Forst-Wissenschaft, Technologie, Gartenbau, Künste, Manufakturen, Fabriken, Gewerbe und praktische Kenntnisse im Gebiete des Guten, Nützlichen und Wahren aller Art." I. Jahrg. 1809. Elberfeld bei Büschler, ist im Besitze des Herrn Grevel und lag mir vor.

[2]) Becker 138. Nach Raßmann (M. Sch.-L. 300) erschien er in Dortmund 1810—11.

[3]) Becker ebd. Nach Raßmann a. a. O. erschienen 16 Hefte.

[4]) Becker ebd. Die Nummern 79—96 vom Jahre 1812, im Besitze des Herrn Grevel, lagen mir vor. Schuerholz und Comp. suchten nun auch den „Westphälischen Anzeiger" fortzusetzen (Becker 138).

Obwohl es Schmölder gelungen war, einen Teil der Mitarbeiter des „Westphälischen Anzeigers" für seine Zeitschrift zu gewinnen, ereilte doch schon bald auch sie ihr Schicksal; zu Anfang des Jahres 1813 stellte sie ihr Erscheinen ein. Kirchhofsstille herrschte nun auch in der Journalistik Westfalens und erst als die Jubelklänge der Befreiung durch die Gau der roten Erde hallten, begann auch für die Presse eine neue Zeit der Blüte, allerdings auch mannigfacher Kämpfe.

Nachträge und Berichtigungen.

Auf Seite 59 ist in der ersten Zeile „In" zu ergänzen.

Auf Seite 74 ist zu ergänzen: In Minden erschien bereits im Jahre 1715 eine Zeitung unter dem Titel: „Der Mindische Bothe", die $2^3/_4$ Jahr bestand. In der letzten Nummer vom 8. Juli 1718 kündigte der Herausgeber das Ende seines Blattes mit folgenden Worten an: „Ich nehme außer der Zeit meine Demission, weil ich dazu hinreichende Ursachen genug habe, welche aber wohl bedächtlich verschweige, indessen nur sage, daß mir der Dienst fast sauer und unerträglich gemacht." Im Jahre 1757 erhielt der Hofbuchdrucker Enax in Minden die Erlaubnis, von neuem ein Blatt herauszugeben. Vgl. K. Spannagel, Minden und Ravensberg unter brandenburg-preußischer Herrschaft von 1648—1719 (Hannover u. Leipz. 1894) S. 18, Anm.

Auf Seite 108 ist zu lesen statt Arnim Mallinckrodt — Arnold.

Beilagen.

Schreiben des preußischen Generallieutnants von Blücher an H. Geheimrath v. Olfers.

Münster, d. 3. April 1806.

Da die mir verschiedentlich zu Händen gekommene Blätter des sogenannten Argus aus Dorsten Ausdrücke enthalten, die nicht nur äußerst beleidigend fürs Preußische Militär sind, sondern auch Stellen in sich fassen, die für hiesige Landen sehr beunruhigend lauten und welche Besorgnis erregen, so habe ich Ew. Ex. als Bevollmächtigten des Herrn Herzogs von Arenberg ersuchen wollen, die unschickliche Schreibart des gedachten Argus nicht nur untersagen und dahin die Vorkehrungen nehmen zu lassen, daß er sich derart Beleidigungen nicht ferner erlauben indem ich denselben widrigenfalls darüber selbst zur strengsten Rechenschaft zu ziehen mich veranlaßt finden werde, da ich nie erlauben kann, daß man so nachteilige und beleidigende Reden ungerügt zu verbreiten sucht.

Mit vollkommener Hochachtung beharre Ew. E.

Beschwerdeschrift des französischen Gesandten zu Frankfurt über den Dorstener „Argus".

Note.

Le soussigné prie M[r] le Baron de Schmauß de Lionegg de vouloir bien porter à la connaissance de S. A. S. le Duc d'Arenberg, que plusieurs gazettes redigées et imprimées dans les Etats de la confédération du Rhin, et notament celle de Dorsten se permettent de publier des nouvelles fausses, et injurieuses pour les armées françaises. Les sentimens, que ses Écrivains osent manifester sont trop peu comformes à ceux, qui animent les gouvermens (!) dont ils dependent pour qu'une pareille licence ne soit promptement reprimée. C'est dans cette conviction, que le soussigné a été chargé

par sa cour de faire parvenir aux États de la confédération du Rhin, des representations sur l'abus, que ces gazetiers font de la tolerance, dont ils ont joui jusqu'içi.

Francfort, 20. Juillet 1807.

Bacher.

Verfügung des Herzogs zu Arenberg inbetreff des Dorstener „Argus".

Prosper Ludwig von Gottes Gnaden Herzog zu Arenberg, Recklinghausen, Dülmen und Meppen, Grand d'Espagne der ersten Klasse, Colonel des Kais. Königl. französischen Regimentes Chevaux-legers Belges etc. etc.

Wohlgeborene Liebe Getreue! Aus der in Abschrift anliegenden von unserem Gesandten am Bundestage eingesandten Note werdet ihr die Klage ersehen, welche der Kaiserliche Französische Charge d'affaires zu Frankfurt neuerdings über die Dorstensche Zeitschrift führt. Wir erteilen euch den höchsten Befehl, der Expedition derselben die pünktlichste Befolgung der früher für die Redaktion gegebenen Weisungen aufs neue einzubinden, und ihr insbesondere alle Aufnahme von Nachrichten, welche das Kaiserlich Frantzösische Gouvernement, oder die Kaiserlich Frantzösischen Armeen nur von weitem beleidigen könnten, aufs strengste und mit dem Zusatze zu verbieten, daß es ihr nicht einmal gestattet sein soll, dergleichen in anderen Zeitschriften enthaltene Nachrichten unter Mißbilligung nachdrucken zu lassen. Da alle bisherigen Drohungen ihren Zweck verfehlten, so habt ihr auf den ersten künftigen Contraventionsfall eine Strafe von 100 Rtlr., welche von der Zeitungs-Expedition ohne Nachsicht exekutevirt beigetrieben werden soll, auf den zweiten aber die unausbleibliche Einziehung des Verlags-Privilegiums zu setzen und dies dem Schuerholz und Compagnie ohne Verzug bedeuten zu lassen. Wir sind Euch mit Gnaden gewogen. Berge, 28. Juli 1807.

M. St. A. (Vest Recklinghausen, Statthalterei-Archiv Reg. 131. 3. a. E. No. 8.)

Druck der Westfälischen Vereinsdruckerei vorm. Coppenrathschen Buchdruckerei.

Münsterische Beiträge zur neueren Literaturgeschichte.
Herausgegeben von Dr. Schwering,
Professor an der Universität zu Münster i. Westf.

III. Heft.

Ferdinand Freiligrath als politischer Dichter.

Von

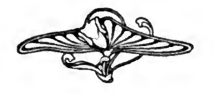
Dr. A. Volbert.

Münster in Westfalen.
Verlag von Heinrich Schöningh.
1907.

Ferdinand Freiligrath als politischer Dichter.

Von

Dr. A. Volbert.



Münster in Westfalen.
Verlag von Heinrich Schöningh.
1907.

Inhalt.

Einleitung.

Als Ferdinand Freiligrath im Jahre 1844 in die „Stickluft" der damaligen Tage den kecken Schuß seines Büchleins: „Ein Glaubensbekenntnis" schickte, jene Zeitgedichte, in denen er seiner freien politischen Überzeugung so machtvollen Ausdruck gab, da mochte dieser plötzliche Bruch mit seinen bisherigen politischen Anschauungen wohl manchen Zeitgenossen als ein Zugeständnis an die Tagesmode erscheinen. Hatte er doch noch drei Jahre vorher eben jenes Wort, das so heftigen Widerspruch auf der einen, so lebhafte Zustimmung auf der andern Seite hervorrief:

„Der Dichter steht auf einer höhern Warte
Als auf den Zinnen der Partei," [1])

so kühn in die Welt geschleudert. Wenn auch die ganze Charakterentwicklung Freiligraths unter den damaligen Zeitumständen auf einen solchen Ausbruch seines Freiheitsgefühls hindrängte, so kam doch dieser Schritt näheren und selbst nächsten Bekannten des Dichters, wie z. B. Emanuel Geibel und Levin Schücking, ganz überraschend. Man verstand nicht, daß diese poetische Betätigung Freiligraths keine zufällige, sondern das Endergebnis einer allmählichen, langsam und in verschiedenen Stufen sich vollziehenden Entwickelung war; man hielt Hoffmann von Fallersleben für den Bekehrer Freiligraths, der durch einen zweitägigen Verkehr mit dem gemaßregelten Dichter der „Unpolitischen Lieder" für die Sache der Demokratie gewonnen worden sei. Manche sahen auch in diesem Gesinnungswechsel nichts als eine „eitle Schwäche",[2]) eine „augenblickliche Verwirrung des Geistes durch die Angriffe der Gegner", den Anbruch seiner „Wallyperiode"; sie erblickten darin ein etwas äußerlich Erborgtes,

---

[1]) Ferdinand Freiligrath. Gesammelte Dichtungen. Stuttgart, Göschen 1877; 6. Auflage Leipzig 1898, Bd. III, 11. Diese Ausgabe der Werke liegt der ganzen Arbeit zu grunde.

[2]) Vergl. die interessanten Urteile in der Nr. 284 der Allg. Ztg. vom 10. Okt. 1844.

ein Haschen nach Popularität, nicht den Ausdruck einer inneren Notwendigkeit. Ein „deutscher Mann“ urteilte damals gar:

Wenn es an Ballast fehlt im Kahn,
So treibt ihn jeder Wind.
Wer nichts erlebt und nichts getan,
Der heißt auf deutsch ein Kind.

Ein Kind wird drum kein Goliath,
Daß es im Riesen zecht;
Ich wüßte freilich andern Rath:
Eine Rute schlecht und recht.

Gegen diese Ansichten wandte sich Levin Schücking, der als langjähriger Freund Freiligraths manchen Einblick in dessen Seelenleben getan hatte, in einem Artikel der Allg. Ztg.,[1]) aber auch er vermag die entscheidenden Beweggründe für die Veröffentlichung des „Glaubensbekenntnisses“ nicht in genügender Weise darzulegen und spricht sogar von einer „Verleitung“.[2]) Einundzwanzig Jahre später schildert W. Herbst in einem Aufsatze im Daheim [3]) die politische Wandlung, die der Dichter des Löwenrittes erfahren hat, und fällt das harte Urteil: „Wie ein schwankendes Rohr ergab er (Freiligrath) sich den dämonischen Zeitmächten, den Verkündern des Sturmes von 1848. Es ist kein psychologisches Rätsel, das wir hier vor uns haben; das Gegenteil wäre ein halbes Wunder. Die an fremden Stoffen abgearbeitete Dichterkraft war erschöpft, der eigene Inhalt gering, in keinem Verhältnis zu dem Weltruhm, der den Dichter berauschte; dem Publikum gegenüber bei jungen Jahren die vermeintliche Verpflichtung zu neuen Taten; — eine Natur ohne ruhige und organische Bildung, ohne Heim und Halt, mehr in den physischen als ethischen Bildungselementen zu Hause, ohne Glauben — woher sollte die innere Widerstandskraft kommen? Wie eine Welle wurde er weggespült. Friedrich Wilhelm IV. hatte ihm, den Genius zu ehren, eine Pension verliehen. An dem Punkte setzte die Opposition ihre Hebel ein. Jene „Nacht im Riesen“ in Coblenz, mit Hoffmann

[1]) Beilage Nr. 331 zur Allg. Ztg. vom 26. Nov. 1844.

[2]) In einem ungedruckten Briefe an Freiligrath v. 18. März 1845 betont er, daß es ihm unmöglich sei, eine freimütige Besprechung des „Glaubensbekenntnisses“ in der Allgemeinen Zeitung zu bringen, weil die Censur zu scharf gehandhabt werde.

[3]) Daheim, 1866, S. 26 ff.

von Fallersleben im „Groll“ und bei Champagner verbracht, brach das ohnehin schwache Eis. Diese politische Konversion ist ein bedauerliches Bild innerer Schwäche. Sie hat den Dichter ruinieren helfen. Versunken und vergessen, das ist der diesmal den Sänger treffende Fluch.“

Seit der Veröffentlichung dieses Aufsatzes ist eine Reihe von literarhistorischen Arbeiten über Freiligrath erschienen, welche die Erkenntnis seines Lebens und Schaffens beträchtlich förderten.[1]) Das reichste biographische Material brachte Buchner in seinem Lebensbild des Dichters,[2]) denn es enthält fast den ganzen Briefwechsel. In dieser Sammlung, nicht in der Sichtung und Verarbeitung des Stoffes liegt auch das Verdienst des Buches. Die innere Linie der Entwicklung Freiligraths wird auch bei Buchner nicht klar. Insbesondere tritt seine politische Wandlung hier nicht deutlich hervor, sondern verschwindet unter zu vielen ganz nebensächlichen Erwähnungen und Wiederholungen. Buchners Biographie Freiligraths wird in manchen Zügen ergänzt durch neuere Arbeiten, die auch auf die politische Entwicklung des Dichters einige interessante Streiflichter werfen.[3]) Eine Untersuchung jedoch, die unter Berücksichtigung aller Zeitverhältnisse, der politischen und sozialen Strömungen, ohne die man die Gedichte des „Glaubensbekenntnisses“ gar nicht zu verstehen, zu beurteilen und zu bewerten vermag, den Werde-

---

[1]) 1867 erschien das sehr lesenswerte Büchlein von Kippenberg: Ferd. Freiligrath, 1876/77, das warm empfundene Lebensbild Freiligraths von Schmidt-Weißenfels.

[2]) W. Buchner, Ferdinand Freiligrath. Ein Dichterleben in Briefen. 2. Bd. Lahr 1882.

[3]) Gisberte Freiligrath. Beiträge zur Biographie F. Freiligraths. Minden 1889. W. Buchner. Unbekanntes und Ungedrucktes von F. Freiligrath. Euphorion Bd. II, Ergänzungsheft 1895. J. Schwering. Unbekannte Jugendgedichte und Übersetzungen F. Freiligraths. Allg. Ztg. 1896. 9. Dezbr. Beilage 283. J. Rodenberg. Erinnerungen aus der Jugendzeit. Dtsch. Rundschau. 16. März, 1. April, 1. Mai 1898. Americana Germanica 1897. Bd. I, 54—85. P. Nerrlich. Ruges Briefwechsel 2. Bd. 1886. J. Baechtold. G. Keller. 3. Bd. 1895—1897. — Vergl. ferner: E. Ziel. Literarische Reliefs. II. Reihe S. 1 ff. A. Strodtmann. Literaturbilder aus dem 19. Jahrhundert, S. 25 ff., Paul Besson. Ferdinand Freiligrath. Paris 1899. — Treffende, knappe Charakteristiken geben, soweit es der Rahmen ihrer Darstellung ermöglicht, R. v. Gottschall: Deutsche Nationalliteratur; R. M. Meyer: „Deutsche Charaktere“; derselbe: „Die deutsche Literatur des 19. Jahrh. 3. Auflage Berlin 1906. S. 283 ff. Ch. Petzet. Die Blütezeit der deutschen politischen Lyrik 1840—1850. München 1903, S. 184 ff.

gang des politischen Dichters Freiligrath im einzelnen verfolgt und darlegt, ist bis heute noch nicht erschienen. Dieser Aufgabe, das Lebensbild des Dichters nach der angedeuteten Seite hin zu ergänzen, ist die nachstehende Abhandlung gewidmet. Und zugleich mag sie, da den wirkenden Mann inmitten seiner Zeit sehen und verstehen die Zeit selbst begreifen heißt, einen Beitrag bilden zur Geschichte unseres Volkes in einer der bewegtesten Epochen des 19. Jahrhunderts, einer Zeit, wo jene Ideen so laut sich meldeten und so vollständig Fiasko machten, deren Verwirklichung auf andere Weise uns das Jahr 1870 in hellem Sonnenglanze zeigt.

---

1. Kapitel.

Politische Momente in der Jugenddichtung.

Heinrich Heine hat einmal gesagt, in seiner Wiege hätte schon die Marschroute für sein ganzes Leben gelegen. Auf Freiligrath läßt sich dieses Wort nicht anwenden. Seine spätere politische Entwicklung vollzieht sich in schroffem Gegensatze zu den Überlieferungen seiner Familie, zu den Anschauungen, unter denen er aufwuchs. Der spätere dichterische Herold der Demokratie in Deutschland entstammt einem einfachen Bürgerhause. Der Vater des Dichters war ein Mann von fester Willenskraft und tiefernster Religiosität, seine Mutter war zwar eine lebhafte und bewegliche Frau, aber sehr orthodox fromm und gottergeben. Von der Mutter erbte der aufgeweckte und lebendige Knabe das tiefe Gemüt, und an ihr hing er mit ganzer Seele, aber schon als siebenjähriges Kind stand er an ihrer Leiche. Gemäß der oben geschilderten Gemütsart der Eltern herrschte in ihrem Hause ein sehr konservativer, orthodox-frommer Geist. Orthodox-konservativ war auch der Charakter der Stadt, in der Freiligrath aufwuchs. Sie war zwar die Hauptstadt eines Ländchens, das als „Staat" mitzählte im deutschen Bunde, aber es herrschten in ihr doch kleinstädtische, spießbürgerliche Zustände.[1] Zwar gab es ja dort ein Schloß, auch ein Hoftheater, aber kein öffentliches Leben, und Freiligrath nennt deshalb später (1839) Detmold eine „Duodezresidenz mit kleinlichen Verhältnissen".[2]) Was aber innerhalb dieser angestammten, von lebhaftem Handelsverkehr, geistigem Austausch und literarischer Befruchtung abgeschlossenen Welt an höheren Bildungselementen beschlossen lag, das hat der Knabe mit lernbegierigem, empfänglichem Sinne in sich aufgenommen. Die große Zeit der Freiheitskriege, in welche seine Kindheit fiel, ging auch an seiner Heimat nicht spurlos vorüber. Der Knabe

[1]) Diese patriarchalischen Zustände Detmolds schildert uns Dingelstedt in: Eine Mitternacht in Detmold. Europa 1838. Bd. I, 363 ff.

[2]) Buchner, a. a. O. I, 322.

war Zeuge, wie der erwachende nationale Gedanke das Volksgemüt ergriff, und vor seinem Kindesauge zeigten sich die ersten Kriegsbilder. Durchziehende preußische Reiter und Kosaken wurden 1815 in der Scheune seines Heimathauses einquartiert. Mit ihnen, vor allem mit den „bärtigen Gesellen des Ural“, schloß der fünfjährige Knabe Freundschaft und fühlte sich in echt kindlicher Weise zu ihrem buntbewegten Leben und Treiben hingezogen. Mit Begeisterung hörte und sang er die Sieges- und Jubellieder eines Körner, Arndt und Schenkendorf, und begierig lauschte er den Berichten über die Großtaten der Freiheitskriege, die noch in späteren Jahren, als er als Kaufmann in Amsterdam weilte, für ihn und seinen Freund Frederick Müller ein beliebtes Gesprächsthema waren.[1])

Den ersten Unterricht gab das Elternhaus dem Knaben, und aus ihm stammen auch die ernsten, gediegenen Lebensgrundsätze Freiligraths, den zweiten das Detmolder Gymnasium, das er bis zum Eintritt in die Prima besuchte.

Schon früh zeigte sich neben seiner lebhaften Auffassungsgabe und seiner jugendlichen Frische eine glühende Phantasie, die in dem biblischen Oriente ihre erste Anregung empfing:

„Du, dessen Bildergaben
Mich Schauenden ergötzten,
Den spielvergeßnen Knaben
Nach Morgenland versetzten.[2])

(Bilderbibel.)

Diese angeborene Phantasie befruchteten Natur- und Reisebeschreibungen, Geschichtsbücher und Scottsche Romane, die er mit unersättlicher Lesesucht verschlang, und sie erweckten bald in ihm eine gewaltige Sehnsucht nach einer neuen, dunkel geahnten Welt. In den Geist des deutschen Altertums führte ihn der Archivrat Klostermeier ein, der ihm den Schleier aufhob,

„welcher die Vorzeit deckt
Und die Helden der Vorwelt“.[3])

Eine Frucht dieses Verkehrs mit diesem verehrten Lehrer, der den Ort der Varusschlacht wissenschaftlich festzulegen versuchte und den munteren

---

[1]) Buchner, a. a. O. I, 93.
[2]) Freiligrath. Gesammelte Dichtungen. Bd. I, 125.
[3]) Buchner, a. a. O. I, 125.

Knaben oft mit auf die Höhe des Teutberges nahm, ist folgendes bisher unbekannt gebliebenes Gedicht aus Freiligraths Jugendzeit: [1])

Von Malen will ich singen
Uralter Heldenzeit,
Von den grauen Hünenringen
Hoch auf dem Berge Teut.
Im Lande, wo die Lippe
Aus Senneboden springt,
Wo Deutsche das Gestrüppe
Mit welschem Blut gedüngt,

Wo nackte Berggebeine,
Die Externsteine steh'n,
Wo Sundern[2]) kühl und Haine
Um des Osnings Berge stehen.
Im Lande, wo die Sippe
Der Fürsten Ros' und Stern
Im Wappen führt: zur Lippe
Die Grafen und edlen Herrn.

O Berg, so wert und teuer,
Auf deinem Hange grün
Ruht moosbedeckt Gemäuer.
Wer fügte das so kühn?
Sprich, wer von Deutschlands Recken
Türmt' es mit starker Hand,
Daß es, der Feinde Schrecken,
Weit luge durch das Land?

O nein! nicht haben Hünen
Das große Werk getan!
Der Kühnste von den Kühnen,
Hermann, der hehre Mann,

---

[1]) Das Gedicht befindet sich im literarischen Nachlaß Freiligraths, der von seiner Witwe dem Goethe-Schiller-Archiv zu Weimar überwiesen wurde. Eine Abschrift davon hat mir Herr Prof. Dr. Schwering in zuvorkommendster Weise zur Verfügung gestellt.

[2]) Sundern, ein vor allem im Teutoburger Wald häufig vorkommender Waldname, bedeutet zu Sondereigentum von dem Gemeindewald „abgesonderte“ Waldstriche, dann auch Sonderwaldungen; vergl. Grafen-Sundern, Königsondern 2c.

Der baute mit den Recken
Die Burg auf Berges Rand,
Daß sie, der Römer Schrecken,
Weit schaute durch das Land.

Du Hermann! — Heil'ge Schauer,
Wie überlauft ihr mich!
Du heil'ge Freiheitsmauer,
Wie ernst betracht' ich dich!
O rauscht, ihr zarten Lieder
Ihr Bäume, grün und kraus!
Hier ist geweihter Boden!
Hier ist das Hermannshaus!

Ihr mächt'gen Hünenwerke,
Steht ewig unversehrt;
Ein Denkmal deutscher Stärke,
Ein heil'ger Freiheitsherd.[1])
Soll Eins dich überleben,
Du gräulich Burggestein,
So soll es deine Tochter,
Die deutsche Freiheit sein!

Der Vater besaß die Mittel nicht, den bildungseifrigen Sohn studieren zu lassen, und dieser verließ deshalb mit dem Zeugnis für Prima das Gymnasium und trat in die kaufmännische Lehre ein bei seinem Onkel Moritz Schwollmann in Soest. Es war ein stilles, ländliches Leben, abgeschlossen und beschränkt, das den Jüngling hier umgab, aber die alte Hansastadt mit ihren Toren, ihren hohen Giebelhäusern, den prachtvollen Kirchen mit ihren bleigedeckten Türmen und ihren mittelalterlichen Kunstwerken, den dunklen Gassen und Wällen belebte und stärkte in ihm den geschichtlichen Sinn. Diese Zeugen der ehemaligen Größe Soests erregten seine Einbildungskraft, und in Gelegenheitsdichtungen gab er „die mittelalterlichen Eindrücke wieder, die das graue, öde Susatum auf ihn machte;“ [2]) er begann seine Dichterlaufbahn mit „Haus-, Stadt-

---

[1]) Zwischen diese und die folgende Zeile ist in Prosa eingeschoben: Eins soll dich überleben: die deutsche Freiheit.

[2]) Buchner, a. a. O. I, 217.

und Vaterlandspoesien".[1]) Bemerkenswert ist bei diesen Gedichten schon die sichere Behandlung der metrischen Formen, die frische Lokalfarbe der Bilder. Gehen wir den Einflüssen nach, die der junge Kaufmannslehrling in Soest erfährt, so machen sich neben den beiden Klassikern Schiller und Goethe Beziehungen zu verschiedenen zeitgenössischen Dichtern, Uhland, Schenkendorf, Körner, Schwab,[2]) ferner zu Grabbe, Hölty und Matthison bemerkbar. Daneben läßt sich aber auch sofort ein starker Einschlag aus der französischen und englischen Poesie nachweisen. Dem Studium der letzteren und dem der Geschichte gab er sich mit wahrem Übereifer hin; es sind die englischen Dichter Scott, Milton, Goldsmith, Byron, die ihn zunächst fesseln.[3]) Freiligrath selbst bekennt, daß er keiner

[1]) Beispiele dieser Poesie sind: Wall Rondel, Nöttentor u. a. Vergl. die ges. Dichtungen I, 213 ff, ferner „Der große Teich", Buchner I, 51, „Mauerturm auf dem Ullrichswalle", Buchner, I, 52 und „Turm der Thomaskirche", L. Schröder: Freiligraths Werke. Leipzig (Hesse) 1907, Bd. III, 167. Einen Angriff auf diese seine poetische Betätigung mußte der junge Dichter sich in der Nr. des Soester Wochenblattes vom 27. März 1830 gefallen lassen, in der es hieß:

„Schiefen Türmen tönen Lieder
Auf den Wällen, in der Stadt!
Kehrt ja stets der Barde wieder
Ein im Soester Wochenblatt."

Vergl. Schröder, a. a. O. Bd. III, 126.

[2]) Diesen Dichtern der Freiheitskriege setzt er ein Denkmal im „Ausgewanderten Dichter": (Ges. Dichtungen Bd. I, 176)

„Die werten Lieder aus den alten Tagen,
Die ich mit Freunden hundertmal gesungen,
In diese Wälder hab ich sie getragen,
Drin nie zuvor ein deutsches Lied erklungen
— — — — — — — — — — — — — —
Wie flüsterten der alten Bäume Wipfel,
Als sie vernahmen Ludwig Uhlands Lieder
— — — — — — — — — — — — — —
als auf den Bergen oben
Ich Lieder drauf von Kerner und von Körner
Von Schwab und Schenkendorf erhoben."

[3]) Suchen wir nach dem Grunde dieser eingehenden Beschäftigung mit der englischen Literatur, so darf man neben der starken persönlichen Vorliebe für sie und der damals geplanten Übersiedlung nach England, wo er in das Geschäft seines Oheims einzutreten beabsichtigte, noch wohl auf den Umstand hinweisen, daß die Zeitungen und Blätter, die Freiligrath las, und für die er arbeitete, eine Fülle von englischen Gedichten und Übersetzungen ent-

Literatur einer neueren Sprache soviel verdanke und keine seinem Herzen so nahe stehe, wie gerade die englische;[1]) ja, daß die neueren Engländer ihm den ersten bedeutenden Anstoß gegeben hätten, und zwar Byron, Moore, Coleridge, Scott, Wilson, Wordsworth.[2])

Fühlte er sich auch mehr zu ihrer Ruhe, Stille und Sinnigkeit,[3]) zu dem Naturgefühl eines Coleridge und Wordsworth hingezogen, so sind die englischen Dichter doch auch für die Entwicklung des politischen und sozialen Dichters Freiligrath von Bedeutung. Mußte nicht das Gemüt des Jünglings tief erregt werden, wenn er die Lieder eines Burns las, der, wie Carlyle sagt, „in gleicher Liebe den Edelmann und den Sklaven umfaßt, der auf Prinzen und Bettler und auf alle, die den Stempel „Mensch" tragen, mit tiefer Erkenntnis, mit brüderlicher Liebe, mit Mitgefühl und Mitleid niederblickt?" Mußte er nicht mit fortgerissen werden von dem Titanismus Byrons, der im Dienste der Freiheit das Schwert des Spottes gegen alle Mächte der Reaktion führte? Machte sich auch die Wirkung dieser Dichtungen in seinem eigenen Schaffen damals noch nicht fühlbar, so haben sie doch Keime in seine Seele gelegt, die sich später entfalteten.

Bedeutungsvoll für den Werdegang Freiligraths ist der Umstand, daß die Zeit, in der er anfing, selbständiger über Welt und Menschen nachzudenken, die schwüle Ära der heiligen Allianz und der Karlsbader Beschlüsse war, daß er die große Zeit der Freiheitskriege nicht so sehr mit eigenem Bewußtsein durchlebte, sondern in einer Zeit der Opposition aufwuchs.

Seine Entwickelung fällt in eine Periode deutschen Geisteslebens, die gegen die frühere bedeutend kontrastiert, nämlich die von 1815—48. 1815 war die alte Welt untergegangen, die heranwachsende Generation schuf das Jahr 1848 mit seinen völlig umgestaltenden Einwirkungen auf die weitere Geschichte unseres Volkes, und dieser Generation gehört Freiligrath an. Denn bald schlug nach 1815 die Siegesfreude um und

---

hielten. Diese Blätter, die Freiligrath hauptsächlich in der Nasseschen Buchhandlung las, deren Leihbibliothek und sonstigen Bücherschatz er besonders stark benutzte, enthielten außerdem oft kleine phantastische Erzählungen aus der Natur- und Tierwelt vor allem der Tropen, z. B. Tierkämpfe rc. Wir haben in ihnen also eine sehr wichtige Quelle für Freiligraths Entwicklung.

[1]) Buchner, a. a. O. I, 113.

[2]) Ebenda, I, 289.

[3]) Buchner, a. a. O. I, 301.

machte einem Geiste der Verstimmung und Verbitterung Platz. Die erhoffte Frucht des Sieges, die versprochene Verfassung, die Anteilnahme an der Leitung und am Wohl und Wehe des Landes, das das Volk soeben mit Gut und Blut verteidigt hatte, blieb aus. Ferner litt das Land schwer unter den Nachwehen des Krieges, zumal die Jahre 1816 und 17 Mißwachs und Hungersnot brachten. Dazu erschien als ganz neuer Faktor im weltgeschichtlichen Verkehr, wie fast überall in Europa, auch in Deutschland eine nationale Regung, die noch etwas blasse Idee von einer deutschen Einheit: die Bedeutung der nationalen Kraft hatten die Freiheitskriege stolz gezeigt, und den Gedanken der nationalen Einheit hatten sie im Gefolge. Im Volke war das Selbstgefühl erwacht, es hatte sich mündig gesprochen. Wie enttäuscht wurden aber alle diese Hoffnungen durch das jämmerliche Staatsgebilde, das damals in Wien zustande kam, durch den deutschen Bund, der nur ein Werk der Verlegenheit war und nur reaktionäre Bestrebungen kannte. Verglich man das, was man erhofft hatte, mit dem, was bestand, so konnte nur das Gefühl der Bitterkeit die denkenden Patrioten erfassen, und dieses Gefühl trieb keinen Geringeren, als den Kaiser Wilhelm I., den damaligen Prinzen Wilhelm, an den General von Natzmer zu schreiben: „Hätte die Nation anno 1813 gewußt, daß nach 11 Jahren von einer damals zu erreichenden Stufe des Ruhmes und des Glanzes und Ansehens nichts als die Erinnerung und keine Realität bleiben würde, wer hätte damals wohl alles aufgeopfert, solchen Resultates halber?"

Daß auch Freiligrath damals begann, die Vorgänge auf der Weltbühne mit einigem Interesse zu verfolgen, beweist uns eine scherzhafte Epistel in Knittelversen, die er unter dem Eindruck der Lektüre von Kortums Jobsiade im Jahre 1826 seinem Freunde Merckel sandte:[1])

„Wünsche also von Grund meiner Seelen,
Warum sollte ich Dir es verhehlen,
Wir begönnen eine politische Correspondenz
Und das, mein Kind, mit großer Vehemenz,
Worin wir von Staats- und gelehrten Sachen
Kannegießern, bald weinen, bald lachen,
Auch in schönem poetischen Styl
Erzählen der Neuigkeiten viel."

Von den Ereignissen, die jene Zeit bewegten, machte der Freiheitskampf der Griechen gegen die Türken auf die deutsche Jugend den

[1]) Buchner, a. a. O. I, 75.

stärksten Eindruck, vor allem, seitdem Lord Byron, W. Müller, Chamisso und Platen ihre Griechenlieder sangen. Es war dieser Krieg ein Aufflackern einer nationalen Erhebung, wie sie die Folgezeit so viele zeigen sollte. Die öffentliche Meinung hielt ihn aber für mehr, für einen Kampf der Christenheit gegen den Islam, der Kultur gegen die Barbarei, der Freiheit gegen den Despotismus. Allüberall schwärmte man für die Griechen und suchte sie zu unterstützen. In Elberfeld gründete man einen bergisch-märkischen Griechenverein, und ein Zweigverein, ein „Hülfsverein für die unglücklichen Griechen", bildete sich auch in Soest. In einem schwungvollen Aufruf, der die oben angedeuteten Gedanken ausführt, wendet sich dieser im Soester Wochenblatt[1]) an die Bewohner der Stadt, um Beiträge zu sammeln für die „tapfern und mutigen Streiter, die hartbedrängten christlichen Mitbrüder, die kämpfen gegen barbarische Horden um ihre höchsten Güter, um Freiheit und Religion, um Gut und Leben."[2]) Auch die Jugend in Soest hatte sich gewaltig für die Griechen begeistert, und die Gymnasiasten z. B. haben 83 Rthl. 48 Stbr. g. G. gesammelt. Von dieser immerhin bemerkenswerten begeisterten öffentlichen Meinung in der kleinen Stadt finden wir bei dem jungen Freiligrath keine Spur; ihn entzündet der Krieg nicht zu sittlicher Teilnahme. Er regt nur seine Phantasie an, wie uns das im Jahre 1829 entstandene Gedicht „Ibrahim vor Missolunghi" beweist.[3]) Es ist eine „Skizze nach einem Kupferstich", und dieser Umstand erklärt die Technik des Gedichtes. In recht plastischer und lebhafter Schilderung hat der 19jährige Lehrling es verstanden, uns das Gemälde zu veranschaulichen, uns den Pascha zu zeigen, der, umgeben von seiner Kriegsschar, auf feurigem Araberroß mit „hochgeschwungener" Hand auf das Schloß Missolunghi hinzeigt, das seine Raubscharen stürmen und zerstören sollen. Charakteristischer für Freiligraths politische Anschauungen in Soest ist ein Gedicht, betitelt: „Am Morgen des dritten August".[4])

---

[1]) Soester Wochenblatt 1826, Nr. 19 (13. Mai 1826) vergl. ferner ebd. Seite 129, 137, 139 und 161.

[2]) Am 15. Juni 1826 quittierte der Hülfsverein über 432 Rthlr. 22½ Stbr. g. Gr.

[3]) Das Gedicht befindet sich in den „Allgemeinen Unterhaltungsblättern" (Münster, G. A. Wundermann) Jahrg. 1829 im ersten Septemberheft S. 105 und ist abgedruckt im Euphorion, Ergänzungsheft zu Bd. II 1895.

[4]) Das Gedicht ist ebenfalls enthalten in den Allgemeinen Unterhaltungsblättern" im Augusthefte S. 49 und zum Abdruck gebracht von Schwering, a. a. O.

Die Verehrung, die man Friedrich Wilhelm III. vielfach und besonders in ländlichen Kreisen zollte, wo man seine wohlmeinende landesväterliche Gesinnung, sein stilles Dulden so vielen Unglücks, seine aufrichtige Frömmigkeit, sein schlichtes und bescheidenes Wesen trotz mancher Härte des Regierungssystems hochschätzte, trieb den jungen Kaufmann, zu des Königs Geburtstage 1829 ein begeistertes Gedicht an ihn zu richten. Sehr konservativ-politische Anschauungen, tiefe Vaterlandsliebe, reine Königstreue, christliche Gesinnung sprechen aus diesem Jugendversuche. Obwohl er im großen und ganzen die konventionellen Formen aller solcher Geburtstagsgedichte an sich trägt, indem natürlich der Dichter „nur zagend der Töne fremdes Reich betritt", weil er nicht genugsam „des besten Herrschers Lob" singen kann, so berechtigen uns doch etliche charakteristische, warmbegeisterte Strophen, das Gedicht auch als eine patriotische, eine politische Kundgebung zu betrachten. Es heißt darin:

„Er ist's, der Vater seiner Brennen,[1])
Der starke Held auf Preußens Thron,

— — — — — — —

Für ihn, der gut, gerecht und weise
Sein ihm ergebnes Volk regiert,
Und stets in sicherm, eb'nem Gleise
Des Staates mächtig Ruder führt;
Der reich an Huld, mit Vatermilde
Auf seiner Ahnen Throne sitzt
Und mit des Rechtes festem Schilde,
Den Starken wie den Schwachen schützt.

Für ihn, des ritterliches Streben,
Als Frankentücke uns umwob,
Zu neuer Kraft, zu neuem Leben
Der Brennen tapf'ren Stamm erhob;

---

[1]) Brennen werden vielfach im 17. und 18. Jahrhundert die Brandenburger genannt im Anschluß an die alte Form Brennabor, Brennoburg. Die Etymologie der Historiker des 16. Jahrh. setzte die Gründung der Stadt in Beziehung zu dem gallischen Heerführer Brennus, der Rom eroberte und zerstörte.

Der mit der Seinen kühnen Scharen,
Des Rheines blaue Flut durchschritt,
Und hoch umkreist von Preußens Aaren
Den Usurpator niederstritt.

Für ihn, der seine Kinder alle
Mit gleicher Vaterhuld erquickt;
Des Dörfners Hütte, wie die Halle
Des Großen segnend hoch beglückt;
Und unter dessen Schutzägide
Das Schöne wie das Gute wohnt,
Und lange schon der goldne Friede
Des fleiß'gen Bürgers Schweiß belohnt."

Dieselbe feste vaterländische Gesinnung und begeisterte Königstreue spricht aus dem Gedichte: „Sonst und Jetzt," oder Adler und Schlüssel,[1]) das deutlich den Einfluß Schenkendorfs verrät. Freiligrath selbst sagt von ihm,[2]) daß es als „warmer und klarer Blutstrahl aus seinem Herzen hervorgequollen sei". Im übrigen gehört dieses Erzeugnis auch zu Freiligraths Lokalpoesien. Die Größe und Selbständigkeit der alten Hansastadt Soest — das ist der Grundgedanke des Gedichtes — ist verschwunden, aber an ihre Stelle die Zugehörigkeit zu einer kräftigen Monarchie getreten:

„Die feste Kette sprang,
Die rings, ein ehrner Saum
Den Städtebund umschlang:
Welk ward der Bürgerbaum.
Doch, zagt nicht! Eine neue Kette
Vereinigt jetzt die alten Städte,
Und ihrer güldnen Glieder Glanz
Bestrahlt auch unsrer Mauern Kranz.

Und frischen Laubes Grün
Umfängt des Baumes Haupt;
Des Schlüssels Purpurglühn
Ward nimmer ihm geraubt.

[1]) Das Gedicht ist 1831 entstanden und verfaßt für das Soester Schützenfest. Abgedruckt ist es bei Buchner a. a. O. I 85.
[2]) Buchner a. a. O. I 83.

Ein Adler hält ihn in den Krallen,
Da kann der Schlüssel ja nicht fallen!
Horcht, wie so hell sein Erz noch klingt!
Das Tor, das er berührt, zerspringt.

Der schwarze Adler sitzt
Auf unsers Königs Hand;
Sein Flammenauge blitzt
Und wacht für Stadt und Land 2c."

Das Gedicht endigt mit dem feierlichen Gelübde:

„Ha! Graut vielleicht der Tag?
Und fliegt der Adler aus,
Dann folgen wir ihm nach
Zum wilden, blut'gen Strauß!
Für ihn dann siegen wir und schlagen,
Daß noch in später Zukunft Tagen
Auch uns're Nachwelt im Gedicht
Von ihren Ahnen preisend spricht."

Hier haben wir also noch einige Nachwehen der Kriegsstimmung vom Jahre 1815.

Schlag auf Schlag begannen um diese Zeit die politischen Gewitter sich zu entladen, und weithin leuchteten die Blitze. In 3 Julitagen stürzte 1830 in Frankreich der Thron der Bourbonen zusammen bei dem Versuche Karls X., durch den Ordonnanzen-Staatsstreich die Verfassung zu beseitigen. In Belgien begann ein Freiheitskrieg, und es erfolgte eine Trennung von Holland; die Polen erhoben sich in einem Todeskampfe gegen Rußland; in Italien gärte es, und auch in Deutschland wurde es lebendig. Allenthalben erfolgte auf die schon lange währende Periode dumpfer Schwüle eine Zuwendung zu den großen Interessen der Zeit. Es kamen Jahre der Hast und Unruhe, der Kritik. Hin und her wogten die verworrenen Tendenzen, mehr und mehr füllte sich die politische Luft mit Zündstoff. Für die Romantik waren die Sturmglocken der Julirevolution das Grabgeläute, das „junge Deutschland" beherrschte allmählich die Literatur. Immer mehr wurde die Idee der nationalen deutschen Einheit und der verfassungsmäßigen Freiheit wach und durchloderte alle Herzen. Natürlich hatte dieser Geist auf seiten der Reaktion strenge Polizeimaßregeln zur Folge, die in den verschiedenen Bundesbeschlüssen der 30er Jahre niedergelegt sind. Denn der Bundestag

erwies sich als ein nur zu gefügiges Werkzeug der Unterdrückung, versagte aber überall, wo deutsch-nationale Ehre auf dem Spiele stand, und wußte nicht die klarsten Forderungen des Rechts und die dringendsten Wünsche des Volkes durchzusetzen. Aber der frische Geist ließ sich nicht mehr bannen, alles trat in seinen Dienst. Einigermaßen spiegelt die Erregung dieser Tage wieder ein Gedicht Freiligraths aus dem Jahre 1831, betitelt: „Flaschenkrieg." [1]) Der Dichter weiß, daß es „draußen toll hergeht, daß Freiheit der Welt Geschrei ist:

Sturmgeläut und Pulverdampf
Krieg auf allen Seiten!
— — — — — —
Schlachtgesang,
Schwerterklang,
Tönen bang die Welt entlang."

Der Dichter deutet auch hin auf die Julirevolution in Frankreich, auf Polens und Belgiens Erhebung, ja

„Selbst an des geweihten
Papstes Thron
Spielte schon
Rom ein wenig Rebellion."

Aber diese Hinweise sind nur dazu da, um in humorvollen Versen zum eigentlichen Thema überzuleiten, zum „Krieg den Flaschen", zum Vergessen der Weltlage beim heiteren Becherspiel. Wenn der Ruf nach Freiheit auch noch keinen begeisterten Widerhall findet, so beweist uns doch dieses Gedicht, daß der Jüngling ein offenes Auge für alle Vorgänge auf der Weltbühne hat.

Ein weiteres Zeugnis dafür ist „der Scheik am Sinai". [2]) Den Hintergrund dieses Gedichtes bildet Algiers Eroberung durch die Franzosen. Auch macht der junge Poet kein Hehl aus seiner Bewunderung für Napoleons Genie, dessen Verehrung im Westen Deutschlands noch lange angehalten hat, und dessen Kult beinahe international war. Sein verklärtes Bild, wie es namentlich Béranger zeichnete, ergriff wieder in Frankreich alle Herzen. Durch sein Buch: „Le Grand" verpflanzte Heinrich Heine den Napoleonkultus auch nach Deutschland. Dieser Ver-

[1]) Das Gedicht ist verfaßt für das Soester Schützenfest und enthalten in dem Liederbüchlein für die Soester Schützen 1831. Die wichtigeren Strophen hat abgedruckt Buchner a. a. O. 48 ff.

[2]) Freiligrath: Ges. Dichtungen I, 93.

ehrung zollte Freiligrath 1831 seinen Tribut in der Übersetzung einer französischen Romanze, die er „Longwoods Trauerweide“ überschrieb.[1]) Trotzdem die Übersetzung nicht schlecht ist — Sauer nennt sie großartig — hat der Dichter sie doch später unterdrückt, vielleicht weil sein demokratisches Herz einen solchen Ausfluß des Heroenkultus nicht zuließ, wie er auch 1870 ein von ihm gedichtetes Liedchen auf den Kronprinzen Friedrich unveröffentlicht ließ.

Bis dahin hatte der Jüngling in kleinstädtischen Verhältnissen gelebt. Mit seiner Übersiedlung nach Amsterdam, wo er in den Jahren 1832—36 in dem Bankhause Sigrist tätig war, eröffnete sich ihm ein neuer, weiterer Lebenshorizont. Hier sah er ein selbstbewußtes Bürgertum, das sich unabhängig fühlte, ein Handelsleben, das sich mächtig und ungehemmt entwickelte, während es in seiner Heimat überall durch die Kleinstaaten beengt und erdrückt wurde. Hier verstand er den Übermut des bevorrechtigten Adels daheim, die endlosen Plackereien mit dem Polizeiregimente, die Paß- und Wanderbuchschererereien an den Grenzen von 39 deutschen Vaterländchen.

Hier in dem buntbewegten Leben und Treiben am Hafen und an den Grachten war er Zeuge ergreifender Abschiedsszenen, wenn deutsche Auswanderer die Schiffe bestiegen, die sie fernhin über das Meer nach einer neuen Heimat bringen sollten.

So wird denn bald in der Sprache von Freiligraths Briefen ein Ton vernehmlich, der eine freiere Welt- und Staatsauffassung verrät, wenn er in einer ergötzlichen Schilderung eines Morgenspazierganges im „Haag“ [2]) von den „Detmolder Pedanterien“ spricht, vom „mediatisierten Duodezfürsten von Hohenlohe-Oehringen“, von einem „furchtbaren Aristokratismus“, von einem „lumpigen herrschaftlichen Promenadenaufseher mit einer Schüppe in der Hand, den die Leute für einen Engel Gabriel mit einem feurigen Schwerte ansähen“.

Hier haben wir die ersten satrischen Worte gegen das „Kriechertum“, das der freiheitliche Mann in seinem ganzen Leben bekämpft hat; hier finden wir den ersten demokratischen Zug in seinem Charakter, der das Ungebundene liebt und sich jedem Zwange nur mit Widerstreben fügt.

In Amsterdam stand der junge Dichter ganz im Banne Viktor Hugos. Vor der farbenschimmernden Pracht der dichterischen Bilder

[1]) Die Übersetzung ist enthalten im ersten Maiheft der „Allgem. Unterhaltungsblätter, S. 124 und veröffentlicht von J. Schwering a. a. O.

[2]) Buchner, a. a. O. I, 110.

dieses französischen Romantikers waren damals alle seine bisherigen Vorbilder in den Hintergrund getreten. Was der begeisterte, rasch lernende, geistig ähnlich veranlagte Jüngling während der Amsterdamer Zeit geschaffen, trägt im wesentlichen den Stempel des Dichters der „Orientales". Durch ihn und Chamisso wurde auch sein Hang zum Schauerlichen, Wilden, Grotesken, Abstoßenden merklich gesteigert. Auch der Entwicklungsgang des französischen Romantikers, der ursprünglich Royalist war, dann Bonapartist wurde, um sich endlich in einen glühenden Republikaner zu verwandeln, und dessen wechselnde Anschauungen in seinen Gedichten ihren Ausdruck finden, mußte Freiligrath zu denken geben.

Vor allem sind es die Darstellungen sozialer Mißstände, die ihn fesseln, und so spricht denn auch schon bald aus manchen Gedichten Freiligraths aus der Amsterdamer Periode in schönen Zügen die teilnehmende Hinneigung des Herzens zu den verschiedenen Menschengestalten und herzliches Mitgefühl mit den Schwachen und Unterdrückten. Es erwacht in ihm ein freies Menschentum, eine allgemeine Humanität, ja, man kann vielleicht sagen, ein Weltbürgertum, entsprechend dem philanthropischen Geiste jener Zeit, seiner Vorbilder und seiner eigenen, tiefempfindenden Natur. Dieses sozial empfindende Herz, das den Schmerz zu verstehen und das Wehe des Geknechteten, der ganzen Menschheit nachzuempfinden weiß, treibt ihn sogar bis zu einer an Rousseau gemahnenden Verkennung der Segnungen der Zivilisation:

„Alles glatt und fashionable
Doch wo — Tiefe, Frische, Kraft?" [1])

Dabei findet er aber auch traute Klänge für die Schönheiten seiner Heimat in den „Auswanderern". Hatte er aber in diesem Gedichte auf die bange Frage:

„O sprecht, warum zogt ihr von dannen?" [2])

noch keine Antwort gewußt, so legt er im „Tod des Führers" [3]) innig und wemutvoll seinen Finger in sozialpolitische Wunden, wenn er das Heimatgefühl zurückdrängt und in freudigem Vertrauen auf ein besseres Los im fernen Lande die Frage beantwortet:

„Dorten laßt uns Hütten bauen,
Wo die **Freiheit** hält das Lot!
— — — — — — —

[1]) Freiligrath. „Audubon", Ges. Dichtungen Bd. I, 147.
[2]) Freiligrath, ebenda I, 12.
[3]) Ebenda I, 66.

Dort laßt uns die Scholle wenden,
Wo die Garben holt, wer pflügt.
— — — — — — —
Um der Kinder willen greif' ich
Hoffend noch zu Gurt und Stab."

Aus diesen Versen spricht zum ersten Male eine Erkenntnis der heimischen Mißstände, der er freimütigen Ausdruck verleiht. Einen verwandten Zug trägt das Gedicht: „Die Witwe", von Schwab betitelt „Die irische Witwe".[1]) Es teilt mit früheren poetischen Erzeugnissen Freiligraths die Vorliebe für das Düstere, Gräßliche; es liegt aber doch ein ganz neues Moment in ihm, dessen Freiligrath sich auch wohl bewußt war, wenn er verkündet:

„Hört eine Tat, wie sie noch nicht von Dichtern
Beschrieben ward!"

Der Stoff, den er etliche Wochen mit sich herumtrug, ist einer Zeitung entnommen. In dem düstern poetischen Gemälde erscheinen aktuelle Tagesfragen, es enthält eine soziale Anklage, kurz, es ist ein Zeitgedicht. Mit warmem Herzblute ist es geschrieben und dem echten, wahren Mitgefühl mit den Unglücklichen und Geknechteten entsprungen.

Diese dichterische Anklage streift aber anderseits auch die Frage nach der Stellung der Poesie zu den bewegenden Mächten und Ereignissen des Tages überhaupt. Die Zeitung berichtet über die Tagesbegebenheiten, ihr Dienst gilt dem Augenblick, der Gegenwart. Der Dichter holt aber das Bleibende, das Poetische aus ihnen heraus und überliefert es der Zukunft, der Ewigkeit,

„um den Dichter drängen sich geschart
Die Enkel noch; was er mit seinem Munde
Gebrandmarkt, bleibt es; mächtig dringt das Lied
In Ohr und Herzen, sorgend, daß die Kunde
Nicht untergeht."

Diesen Gedanken führte Freiligrath dann noch weiter aus in dem Begleitschreiben, mit dem er dieses Gedicht Gustav Schwab für das „Morgenblatt" übersandte:[2]) „Es ist übrigens kürzlich einer meiner Lieblingspläne gewesen, mehr solcher rein menschlicher Züge aus dem Strudel der Tagesereignisse herauszufischen und in einer Reihenfolge kleiner Genrebilder festzuhalten. Der Brief des polnischen Dichters

[1]) Freiligrath. Ges. Dichtungen I.
[2]) Buchner, a. a. O. I, 154.

Niemcewicz an seine Landsleute in Amerika, Lamartines Besuch bei Esther Stanhope . . . ., und hundert andere, unter den Donnern der Geschütze und den Debatten der Kammern und Häuser verhallende Stimmen und Ereignisse der Art, sind, dünkt mich, würdige Gedichtstoffe und würden, vereinigt gleichsam als eine kleine Chronik, kein unerfreuliches Ganze bilden."

Wenn wir einer Bemerkung, die der Dichter in einem Briefe an Schwab macht,[1]) Glauben schenken dürfen, so hat er damals auch Polenlieder geschrieben,[2]) die jedenfalls von jener Begeisterung getragen waren, die in Deutschland allgemein die Gemüter ergriff, als Polen 1830 den Kampf um seine Freiheit gegen Rußland führte. Überall in unserem Vaterlande erklangen damals die Hymnen auf das unterdrückte „Heldenvolk", Uhland und Platen v. Hallermünde, Julius Mosen und Nikolaus Lenau feierten es in zornig flammenden und klagenden Liedern; ja es gibt bis zum Jahre 1850 kaum einen Dichter, der nicht zu Polens Ehr' und Preis die Leier angestimmt hätte.

In Österreich war unterdessen die politische Lyrik erwacht, und ihr Bannerträger war Anastasius Grün, der in der „Knechtschaft der Menschheit" nur einen vorübergehenden Winter sah, dessen Fesseln ein bald einziehender Frühling brechen müßte. Daß Grüns und Lenaus Weisen die empfindsame, ja auch ehrgeizige Natur des jungen Freiligrath, der immer „fieberhaft auffuhr, wenn ein Gleichaltriger, von den Göttern in lichtere Bahnen Geschleuderter den Ritterschlag erhielt",[3]) tief bewegten, gesteht er selbst in den Versen:[4])

„Es gaben Grün und Lenau mich den wilden Schlaflosigkeiten
des Themistokles."

Lenaus Freunde, die schwäbischen Dichter, vor allem Gustav Schwab und A. v. Chamisso in Berlin waren die ersten, die Freiligraths Bedeutung erkannten, und ihnen gebührt der Ruhm, ihm die Pfade allgemeiner Anerkennung geöffnet und ihn zugleich mit väterlicher Mahnung auf die Gefahren aufmerksam gemacht zu haben, die ihm von einer überwuchernden Phantasie und einer gewissen Vorliebe für schauerliche

---

[1]) Buchner, a. a. O. I, 151.

[2]) Wegen der mangelhaften Technik wollte er diesen Liedern das Motto vorsetzen: Nos Poloni non curamus quantitatem syllabarum. Buchner a. a. O. I, 151.

[3]) Buchner, ebenda I, 231.

[4]) Buchner ebenda I, 276.

und phantastische Stoffe drohten; sie rieten ihm auch, seine Stoffe nicht immer in der Ferne zu suchen. Freiligraths Beiträge für den von Schwab und Chamisso herausgegebenen deutschen Musenalmanach machten seinen Namen in den weitesten Kreisen bekannt und veranlaßten später Cotta, den Verlag der Gedichte anzunehmen.

Freiligrath rechnete sich damals (1836), obwohl sich seine Poesie mit ihrer blendenden Farbenpracht gewaltig von der einfacheren, in ganz anderen Bahnen sich bewegenden Dichtweise der schwäbischen Schule unterschied, doch seiner poetischen Gesinnung nach zu ihr und verehrte in Uhland mit den schwäbischen Dichtern das gemeinsame Haupt.[1])

Gänzlich ablehnend stand er aber in jungen Jahren dem jungen Deutschland gegenüber. Er wollte nichts wissen von ihren auf die freie Entfaltung des Individuums gerichteten Leitsätzen und verwarf ihre Verbindung von Poesie und aktueller Politik. Vornehmlich Heine und Gutzkow sind es, gegen die sich seine Polemik richtet. Und doch schätzte ihn Gutzkow aufrichtig und empfahl ihn angelegentlichst für die Übersetzung eines Teiles von Viktor Hugos Werken, die Sauerländer in Frankfurt herausgeben, und zu der Gutzkow die Einleitung schreiben wollte. Vollends in Harnisch geriet Freiligrath aber durch Heines „Ecole Romantique", in der Uhland bitter verhöhnt wurde. Er bezeichnet die Tendenzen der Schule als „fluchwürdig",[2]) erklärt sich mit Menzels Anklageschrift gegen die „Jeune Allemagne" vollständig einverstanden, zieht seine Beiträge zum „Musenalmanach 1836" zurück,[3]) als dieser ein Bildnis Heines bringen sollte, nennt das Buch Heines eine „Schandschrift,[3]) das junge Deutschland „eine Race, von der angebelfert zu werden nur eine Ehre sein könne",[4]) die Bestrebungen dieser Gruppe „eine schnöde Wirtschaft, von der man sich vor Ekel abwenden sollte",[5]) sie selbst „giftige Neider, die eine harmlose Liederhalle untergrüben".[5]) Ihren Bestrebungen, dem „Schlamm der Gemeinheit" in ihren Werken, will er entgegentreten und stellt im Vorwort zum „Phönix"[6]) 1836 sein dichterisches Programm auf. Die Poesie soll nie zur Arena der politischen Kämpfe werden. Sie steht über den Parteien, über dem Drange und den Wirren des

[1]) Buchner, a. a. O. I, 166.
[2]) Ebenda I, 133.
[3]) Ebenda I, 164 ff.
[4]) Ebenda, I, 197.
[5]) Ebenda, I, 202.
[6]) Freiligrath. Gesammelte Dichtungen „Der Phönix" I, 195.

Tages, damit der Staub, den die feindlichen Heere aufwühlen, nicht ihren reinen Schimmer entweihe. Zwar steht der Dichter dem „Ringen und dem Erregtsein" der Zeit nicht fremd gegenüber, aber Wahrheit und Recht, die Grundlagen jedes Fortschrittes, gedeihen nicht in den Stürmen des politischen Zeitgetriebes. Großes Vertrauen setzt er in die Zukunft Deutschlands, seines lieben Vaterlandes, und verkündet prophetisch das Kommen einer neuen Zeit:

„Jedwede Zeit hat ihre Wehen
Ein junges Deutschland wird entstehen
Unhemmbar ist des Geistes Wehen
Und vorwärts kann die Zeit nur gehen."

Wie er sich diese Zeit denkt, davon gibt uns Kunde das Vorwort zum „Phönix" 1837.[1]) Es zeigt uns, wie Freiligrath in idealer Weise für den Kosmopolitismus schwärmt und sich dadurch mit dem jungen Deutschland berührt. Viel kriegerischer ist hier Freiligraths Muse gestimmt:

„Im Kampfe nur erblühn uns Kränze."

Der Dichter denkt sich als Bannerträger der weltbürgerlich gesinnten Dichterphalanx und verkündet das Reich der Zukunft, von dem er oft gestammelt hat, ein Reich, das der Menschheit ein „inneres Ahnen verbrieft". Und dieses Reich ist: Alle Völker versammelt um einen Lebensbaum, die „ganze Menschheit eine Herde". Wie schön wird dann das Leben aller durch „Glauben, Freiheit, Wissen, Kunst geeinten Nationen sein, die, ohne Zwist und Krieg, jede nach ihrer Art bauen helfen am Tempel der Kultur. Für diese leuchtende Idee, die den Fortschritt, die Verbrüderung und die endliche Vollendung der Menschheit, die höchste Stufe der Humanität in sich vereinigt, will er jederzeit den Strauß mit den Feinden ausfechten. Voll Hoffnung, voll Siegesbewußtsein bricht er in die freudigen Verse aus:

„Ich fühl's an meines Herzens Pochen:
Auch uns wird reifen uns're Saat!
Es ist kein Traum, was ich gesprochen,
Und jener Völkermorgen naht!
Ich sah ihn leuchten durch die Jahre;
Ich glaube fest an seine Pracht;
Entbrennen wird der wunderbare,
Und nimmer kehren wird die Nacht."

---

[1]) Freiligrath. Gesammelte Dichtungen „Bannerspruch", I, 198.

Eine höchst bedeutsame Kundgebung haben wir in diesen Versen, ja, wir dürfen vielleicht den Bannerspruch als ein kosmopolitisches Programmgedicht bezeichnen. Hier haben wir den Beweis, daß Freiligrath nicht nur das Poetische in dem Exotischen, dem Fremdartigen suchte, sondern daß auch das rein Menschliche in diesen Stoffen ihn anzog, entsprechend seinem Glauben an eine allgemeine Menschlichkeit, die sich in allen Nationen auswirkt und entfaltet. Freiligrath vertritt also ein Weltbürgertum, ein allgemeines, freies Menschentum, und dem allgemeinen menschlichen Geistesleben ist sein Herz zugewandt.

Die Abfassung des Gedichtes fällt in eine Zeit, in der der Dichter nicht mehr in Amsterdam weilte; im Juni 1836 war er nach Soest in die Heimat zurückgekehrt. Hier arbeitete er elf Monate an der Sichtung und Herausgabe seiner eigenen dichterischen Erzeugnisse sowie an Übersetzungen von Gedichten Viktor Hugos und schenkte dem Weltenlauf weiter keine Aufmerksamkeit und Beachtung. Sein Oheim wünschte, daß er als Teilhaber in das Geschäft eintrete, aber Freiligrath war dem Plane abgeneigt, denn er befürchtete, daß bei einem dauernden Zusammenarbeiten mit dem Oheim, dem „das Poetisieren" seines Neffen nicht gefiel, das gute Verhältnis zwischen ihnen gestört werden würde. Auch gefiel dem jungen Dichter das „alte Nest" Soest nicht, er mußte wieder in eine größere Stadt. Er bemühte sich wieder um eine Kontorstelle und siedelte Mitte Mai 1837 nach Barmen über.

---

2. Kapitel.

Die Periode des gemäßigten Liberalismus.

Mit dieser Übersiedlung nach Barmen tritt Freiligrath in eine ganz neue Phase seiner Entwicklung ein. In Amsterdam hatte er ein stilles träumerisches Einsiedlerleben geführt und nur seiner dichterischen Entwicklung und Ausreife gelebt, in Barmen aber geriet der Dichter, dessen Berühmtheit täglich stieg, den man als den „deutschen Viktor Hugo" begrüßte, in den Strudel einer Geselligkeit, die ihm teilweise nur geringe geistige Anregung bot. Tagsüber gehörte er dem Geschäfte an, abends und nicht selten auch nachts einem heitern Kreise. Er verkehrte damals viel in der „Concordia", deren Mitglied er von 1837—39 war; in der Regel saß er dort mit jüngeren Elementen am sogenannten „Räsonniertisch", wurde aber auch häufig zu den Tischen der alteingesessenen, konservativen, pietistisch angehauchten Fabrikanten hinzugezogen. Auch dann trug er oft eine gehobene, bisweilen übermütige Stimmung zur Schau, was ihm von manchen dieser ehrsamen Bürger sehr übel genommen wurde. Erst recht scheute er sich aber nicht, im Gasthause weidlich über das „vertrackte Traktätleinstal", das „pietistische Muckertal" zu schimpfen, zumal wenn sich zudringliche Menschen an ihn machten und er, wie er an Schnezler schrieb,[1]) „dumm und gut genug war, sich immer freundlich und als eine fidele Seele zu zeigen".[2]) So lag die Gefahr nahe, daß ein Leben, dem sein Landsmann Grabbe zum Opfer gefallen, auch die Herrschaft über ihn gewinnen könnte.

Und doch war anderseits in Freiligraths Leben der kritische Moment gekommen, wo der Dichter sich neue Gebiete erobern mußte. In sich trug er wohl das drängende Bedürfnis zu gestalten, sein „krampf=

---

[1]) Buchner a. a. O. I, 302.

[2]) Über das Leben Freiligraths in Barmen vergl. Fr. Roeber. Literatur und Kunst im Wuppertal. Iserlohn 1886 und F. W. Bredt: Concordia. Eine Jahrhundertstudie aus dem Wuppertal. Barmen 1901.

haft zuckendes Herz" auszusprechen, aber er hatte keine Stoffe, keine Anregung. Seine Welt aus Amsterdam war ihm untergegangen. Dort hatte er mit Selbstverleugnung die beschwerlichen Fesseln seines Berufes getragen, sich eingeschlossen in seine seltsame, ferne, poetische, oft düstere Welt und ohne großes Nachdenken fast täglich seine Anschauungen und Empfindungen in Liedern ausgesprochen, hier in Barmen sprudelte der Born der Dichtung nur noch selten, es mußte schon alles, um mit Lessing zu sprechen, „mit Druckwerk und Röhren heraufgepumpt werden". Von März bis Dezember 1837 hat er kein Gedicht gemacht. Wohl in keiner Zeit hat Freiligrath den Sinn seines Wortes: „Der Dichtung Flamm' ist allezeit ein Fluch" [1]) so tief empfunden als dort in Barmen.

Mochten auch damals erst (1838) seine gesammelten Gedichte, seine Wüsten-, Urwald- und Meerlyrik mit ihrer blendenden Farbenfülle, ihrem markigen Realismus, dem wuchtigen Klang der Rhythmen und ihren bunten, fremdartigen, überraschenden Reimen die Leser zu einem neuen und herzlichen Interesse für diese ihnen neu erschlossene poetische Welt erwecken, so waren doch in des Dichters Innerem diese glänzenden, aber bisweilen wüsten Träume, mit denen der Orient und die Tropen das jugendliche Haupt des „poetischen Weltumseglers" umsponnen hatten, verblaßt und zerflattert. Auch war er sich dieser Umwandlung wohl bewußt:

„Sie aber wissen nicht, daß er (der Born der Lieder) schon bald
Versiegen muß, daß ebbend schon er wallt;
Sie wissen nicht, daß vor der Thür mein Sterben." [2])

Seine sonst so prachtvollen, geistreichen Briefe werden so melancholisch, so weltschmerzlich, wiederholen oft dieselben Gedanken, ja, dieselben Worte. Klagen über das „prosaische, staubige Arbeiten ums Brot", [3]) Wünsche, wie etwa: „Ich wollte, ich wäre tot", 2c. [4]) kehren fast in jedem Briefe wieder. Dazu erfaßt ihn tiefe Sehnsucht nach der verlorenen geistigen Heimat; hier wird er sich erst recht bewußt, daß seine Bildung nicht „zureichend und durchgreifend, nur Halbwisserei" [5]) ist.

In dieser Lebenskrisis fand Freiligrath in Immermann einen Führer und Berater, der den stoffhungrigen Dichter zu jenem Reiche der

[1]) Freiligrath. Gesammelte Dichtungen „Bei Grabbes Tod" I, 189.
[2]) Freiligrath. Ges. Dichtungen „Der Reiter" I, 183.
[3]) Buchner, a. a. O. I, 248.
[4]) Ebenda, I, 269, 274, 279, 286.
[5]) Ebenda, I, 254, 291.

Poesie zurückführte, von dem er einst ausgegangen war, zur Heimatdichtung. Der „Oberhof" machte tiefen Eindruck auf ihn und ringt ihm das Geständnis ab, daß er „bei aller Kosmopoliterei seine Heimat doch von Herzen lieb habe",[1]) daß bei seiner Lektüre „ihm das Herz im Leibe gesprungen habe".[2])

Der Dichter streifte den schwärmerischen Kosmopolitismus der Amsterdamer Zeit ab, empfing neue Kraft und neue Anregung aus dem heimatlichen Boden und wurde zu einem begeisterten Verkünder der Schönheit rheinischer und westfälischer Lande.

Das Geschäftshaus, in das Freiligrath in Barmen eingetreten war, „von Eynern und Söhne", war freiheitlich gesinnt, überhaupt wehte in dem Bekanntenkreise des Dichters, zu dem Boelling, Elbers, Köster, Zulauff, Püttmann, Adolf Schults und Hackländer gehörten, eine sehr liberale, freiheitliche Luft,[3]) während der Charakter der Stadt Barmen, wie des ganzen Wuppertales, orthodox-konservativ war. Der Geist dieses Kreises, der Geist des deutschen, oder besser des rheinischen Liberalismus erfaßte denn auch allmählich Freiligrath.

Seine liberale Anschauung zeigt sich uns zum ersten Male, als im Jahre 1837 der König Ernst August von Hannover unter Verletzung jeder Rechtsform die Verfassung aufhob und sieben Göttinger Professoren, die gewagt hatten, ihr Festhalten an dem Verfassungseid zu erklären, ihrer Ämter entsetzte und zum Teil des Landes verwies. Diese unbeugsamen Rechtszeugen lieferten ganz Deutschland ein sehr eindrucks- und wirkungsvolles Beispiel, und im ganzen Volke zeigte sich für die Gemaßregelten eine bis dahin ungeahnte und ungewöhnliche Begeisterung. In kecker Kritik kommentierte man diesen Gewaltakt, der zeigte, daß der einzelne Staat sein Recht nicht behaupten konnte, und der auch die Schwäche der Bundesgewalt aufdeckte, denn sie hieß den Schritt gut. „Es war", schreibt Prutz, „nach langer, öder Stille das erste Ereignis wieder, welches auf die Ehre eines nationalen, eines allgemeinen, eines vaterländischen Anspruch machen durfte, ja das, in langnachhaltiger Bewegung, hindurch-

---

[1]) Buchner a. a. O. I, 218.

[2]) Ebenda, I, 304.

[3]) Vor allem liebte Heinrich Köster es, seine Ansichten derb und rücksichtslos auszusprechen und diese Offenheit teilte Freiligrath mit ihm. Im Wuppertale hielt man deshalb auch Freiligraths späteren Übergang in das Lager der Demokratie für eine ganz naturgemäße Entwicklung. Vgl. Roeber a. a. O. S. 111.

griff durch alle Klassen der Gesellschaft und zum ersten Male in Deutschland wieder etwas hinstellte, das einer nationalen Überzeugung, einem deutschen Volkswillen glich." [1]) Das Ereignis gab auch der politischen Poesie Stoff und Anregung. Grün richtete ein Gedicht an Jakob Grimm, Hoffmann von Fallersleben verfaßte ein Lied: „Knüppel aus dem Sack" und Gaudy schrieb eine Ballade: „Die Landflüchtigen".

Diese Gewalttat in Hannover entlockte auch Freiligrath die Frage:[2]) „Ob Hölty auch wohl Mailieder gemacht hätte, wenn 1773 sieben Professoren par ordre de Mufti exiliert worden wären?" Er meinte, daß in einer Zeit, wo die Göttinger Sieben, und unter ihnen Jakob Grimm, Landes verwiesen würden, sich der deutsche Patriotismus auch noch wohl anders und schöner als durch die Errichtung eines Males für Hermann betätigen könnte.[3]) Mit warmem Interesse las er Jakob Grimms Rechtfertigungsschrift: „Über meine Entlassung" und erbaute sich an der vornehmen Gesinnung des großen Germanisten.

Die wärmere Anteilnahme an den politischen Tagesereignissen bringt auch allmählich seine Dichtung in engere Fühlung mit der Gegenwart. Er sieht sich nach poetischen Stoffen um, die zu seiner Zeit in unmittelbarer Beziehung stehen. Das bekunden uns deutlich seine gleichzeitigen Briefe und deshalb lasse ich die betreffenden Stellen, die uns auch das Muster und Vorbild zeigen, das ihn bei diesem Umwandelungsprozesse hauptsächlich beeinflußte, hier folgen: „'s ist eine schwüle Zeit, der Poet steht vereinsamt in ihr, ein überflüssiges Gerät! — Wohl ihm, wenn er die Interessen der Zeit so zu erfassen versteht, wie in neuester Zeit Grün und Beck.[1]) — Was liegt nicht alles in unserer Zeit! Wer das Zeug dazu hat, sie recht zu packen, der macht noch wohl Anderes als Denkmäler.[3]) — Wer doch alles so recht packen könnte, was in unserer Zeit liegt, — das könnte Gedichte geben." [4])

Wie früher die Gedichte eines Grün, eines Lenau, so waren jetzt Karl Becks „Gepanzerte Lieder", die damals (1838) erschienen, imstande, wie er selbst bekennt,[3]) „ihn aufs neue in Schlaflosigkeiten zu stürzen". Seine Gesinnung, Gedanken, Sprache und Form in seinen Gedichten

---

[1]) R. Prutz. 10 Jahre. Gesch. der neuesten Zeit. Leipzig 1850. Bd. I, 71.
[2]) Buchner, a. a. O. I, 271.
[3]) Ebenda, I, 276.
[4]) Ebenda, I. 278.

findet er vortrefflich und rühmt seinen „edlen Liberalismus und seine Phantasie, wie Feuer und Flammen.“[1]) Von Freiligraths Begeisterung für Beck erfuhr auch Brentano, der ihn dann warnte vor „dem Fischschwanz der Sirenen, welche vor dem Schiffbruch locken statt zu warnen“.[2])

Anders wird auch damals sein Verhältnis zu den Tagespoeten, zu dem jungen Deutschland. Von ganzem Herzen verehrt er, seitdem er, wie er schreibt, „sich aus allen Coterien herausgerettet hat und auf eigenen Füßen steht“,[3]) das Streben und den „enormen“ Geist Gutzkows. Beziehungen bahnt er auch zu Varnhagen an, dessen Haus ein Hauptquartier für die Jungdeutschen war, und zu Mundt und den anderen „Hähnen“ des jungen Deutschland (Kühne, Laube).[4]) Er bedauert nur die Differenzen dieser Genossenschaft untereinander, weil er sich durch näheren Anschluß an den einen oder anderen dann zum Parteigänger mache. Auch zu Dingelstedt, der damals aus „höheren Staatsrücksichten“ vom Kasseler Gymnasium nach Fulda versetzt wurde und auf dem Punkte stand, zum politischen Dichter zu werden,[5]) tritt er in Beziehung. Dieser hatte 1838 in der „Europa“ einen Aufsatz über Detmold veröffentlicht,[6]) den Freiligrath als „jung deutsches Gewäsch“ bezeichnete, und über den er sehr entrüstet war. 1839 tritt er aber mit ihm in Briefwechsel, weil er „nicht ungescheit und kein übler Poet“ ist.

In demselben Jahre löste er auch die Fesseln, die ihn an die Rechenbücher, an den leidigen Beruf als „merkantilistischen Saul“ banden, und verließ auch das „vermaledeite Nest“ Barmen, das er als prosaisch, kleinstädtisch, dünkelhaft, verketzernd wie kein anderes“ bezeichnet.[7]) Ihm war die Herausgabe eines Werkes: „Das malerische und romantische Westfalen“ [8]) von Langewiesche in Barmen übertragen und, um Studien

---

[1]) Buchner, a. a. O. I, 271.

[2]) Ebenda I, 359.

[3]) Ebenda I, 304.

[4]) Ebenda, I, 293, 304.

[5]) 1840 erschienen diese Zeitgedichte: „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters“. Hamburg 1840.

[6]) Vergl. S. 1. Freiligrath mißfiel die wenig pietätvolle Erwähnung seines Vaters und der bedauernde Ausruf: „Armer Sänger!“

[7]) Buchner, a. a. O. I., 265.

[8]) Das „malerische und romantische Westfalen“, erschienen Barmen 1840—42, sollte eine Ergänzung bilden zum „malerischen und romantischen Deutschland“, in dem Westfalen übergangen war. Von Freiligrath stammt

für dasselbe zu machen, durchstreifte er im Sommer 1839 seine Heimat Westfalen. Seinen Standpunkt und seine Hoffnung auf dieses Unternehmen legt Freiligrath uns dar in einem Briefe an Hub:[1])

„Ich habe meine Berge und Flüsse lieb; es ist ein tüchtiges Land, mein Westfalen . . . . . — auf roter Erde will ich die gelbe vergessen, Tannen und Bergwässer sollen mich umrauschen, und auf Buchen- und Eichenblätter geschrieben will ichs in die Welt schicken, was ich unterm Felsen und im Holz geträumt habe.“ Was er erwartet hatte, ging in Erfüllung und seiner inneren Umwandlung sich klar geworden, rief er am Schlusse des „Freistuhls zu Dortmund“, der poetischen Einleitung des oben genannten Werkes aus:

„Den Boden wechselnd, die Gesinnung nicht
Wählt er die rote Erde für die gelbe!

Ans Herz der Heimat wirft sich der Poet,
Ein anderer und doch derselbe.“ [2])

Vom Herbst 1839 ab lebte Freiligrath nur seinem dichterischen Berufe. Seine individuelle Freiheit, um die er solange gekämpft, hatte er damit erreicht, und das Hochgefühl der errungenen Unabhängigkeit gab seinem ganzen Leben eine neue Kraft und Frische. Psychologisch ist es nun wohl zu verstehen, daß er, der bisher nur im Kampf für die freie Entwicklung seines Ichs gestanden, nun von selbst noch viel empfänglicher für die Kämpfe in der öffentlichen Meinung wurde, zumal er jetzt in engere Berührung mit dem rheinischen Liberalismus kam. Hier in den Rheinlanden blühten Gewerbe und Industrie, und darauf basierte eine bürgerliche Kultur. Somit hatte man für das Abwenden von den Reformideen eines Stein, eines Hardenberg, für ein Zurückkehren zum alten Ständestaat und der Gutsherrschaft des 18. Jahrhunderts hier kein Verständnis. Die frühere Kleinstaaterei war durch die französische Besitzergreifung beseitigt, und auch eine einheitliche und einfache Verwaltung durchgeführt. Klarheit über das, was man erreichen wollte, gab es allerdings auch hier nicht, aber einig war man in dem Widerspruch gegen die lähmende Reaktion.

---

nur das Einleitungsgedicht und der erste Bogen (Beschreibung der Porta), vollendet wurde es von Levin Schücking. Vgl. Buchner, a. a. O. I, 318.

[1]) Buchner, a. a. O. I, 304.

[2]) Freiligrath: Gesammelte Dichtungen Bd. I. S. 134.

Hier gab es auch nicht die scharfe Trennung der Stände, die alten Vorrechte, kirchliche Zehnten, Adelsprivilegien und Feudallasten, waren beseitigt. Befreiung des Bauern und der bürgerlichen Gewerbe war erfolgt, Gleichheit vor dem Gesetze ausgesprochen. Hier hatte man auch Volksrepräsentation gehabt, die nicht die Interessen des einzelnen Standes vertreten hatten, sondern gewählt waren nach dem Prinzip der staatsbürgerlichen Gleichheit. Und so zeigten die Bewohner in ihrem lebhaften Handel und Verkehr, ihrer Gewerbtätigkeit und ihrer Leichtlebigkeit Fortschritt, Freimut und Selbstgefühl, waren aber dabei auch durch und durch deutsch. Daher trat in den Rheinlanden auch besonders bei der systematischen Geistesunterdrückung zur Zeit der heiligen Allianz stark die Stimme der Kritik hervor. Sie knüpfte an die Ideen der Revolution an, die einst hier Eingang gefunden, an die Ideen der Freiheit, der Selbstbestimmung und der Verantwortlichkeit des Bürgers.

In Unkel, wo Freiligrath zunächst seinen Wohnsitz nahm, verlebte er im Verkehr mit der jungen rheinischen Dichterwelt ein recht heiteres Jahr, und dieser Verkehr, geführt in echt freiheitlichem und deutschem Geiste, führte ihn weiter auf der Bahn, die wir ihn schon beschreiten sehen. Erst recht stürmten jetzt auf ihn ein die Stimmen des deutschen, des rheinischen Volkswesens, ihn umfingen die alten herrlichen Sänge und Sagen des Rheins und ihr mächtiger Zauber erfüllte sein Inneres. Hier wurde er mit hineingeführt in das Gebiet der patriotischen, ja, man kann sagen der patriotisch-politischen Lyrik. Die Zuspitzung der orientalischen Frage zu der Gefahr eines Krieges mit Frankreich, die frivole Kriegsdrohung von jenseits der Vogesen entfachte in Deutschland, und besonders auch am Rhein ein lebhaft aufflammendes patriotisches Empfinden, einen ungeahnten Aufschwung nationaler Begeisterung. Dieser Entrüstung, die trotz des unbefriedigenden inneren Zustandes ganz Deutschland gegen den gemeinsamen Feind verbunden und einig zeigte, gab Nikolaus Becker in seinem Rheinlied:

„Sie sollen ihn nicht haben
Den freien deutschen Rhein“ [1])

kräftigen Ausdruck. Das Trutzlied wurde von Freiligrath und Simrock begeistert aufgenommen und lebhaft empfohlen. Doch gar bald zeigte

[1]) Das Gedicht erschien zuerst 1840 in der Trierer, dann in der Kölnischen Zeitung, ferner auch im II. Band des rheinischen Jahrbuches, S. 365, dessen Mitherausgeber Freiligrath war. Vergl. das Kapitel: „Der freie deutsche Rhein“ in Petzets „Blütezeit der deutschen politischen Lyrik“, S. 17—44.

sich die Opposition gegen den Wortlaut dieses Liedes, denn „es machte zu sehr Furore". Alle die Dichter, denen die innere Freiheit wertvoll erschien, wandten ihre Stimme gegen die Zusammenstellung der Worte „frei" und „deutsch", und so kam infolge dieses doch eigentlich recht unbedeutenden Liedchens ein regelrechtes Gefecht in Gang.

Mit ironischen Worten wendet sich Freiligrath gegen diese Opposition der jungdeutschen Satiriker, denen das Bestehende nicht genug und deren Wahlspruch: Vorwärts ist." Als tüchtig und ehrenhaft erkennt er aber das Gegengedicht [1]) von Prutz an, der als conditio sine qua non für einen freien deutschen Rhein einen freien deutschen Geist verlangt:

„Gebt frei das Wort! Die Presse frei!
Uns selber macht zum Richter!
Sei deutsch, mein Volk."

Eine Erwiderung auf das Beckersche Rheinleid erfolgte auch von französischer Seite, von Lamartine und Musset, und somit kam die Rheinfrage überhaupt in vollen dichterischen Fluß. Von dort klangen uns die tief demütigenden Worte entgegen: „Nous l'avons eu votre Rhin allemand!" [2]) Andererseits traf aber auch eine schwungvolle und geistreiche Antwort Lamartines ein. Diese übertrug Freiligrath, da die internationale Auffassung und Gesinnung des Gedichtes sympathischen Widerhall bei ihm fand, unter dem bezeichnenden Titel: „Die Friedensmarseillaise",[3]) in das Deutsche. Von ihr mögen folgende charakteristische Proben mitgeteilt werden:

„Und warum hassen uns? Warum ein Band gezogen,
Das Gott ein Greuel ist, weil es die Stämme trennt?
Wer hat ein Vaterland? Die Selbstsucht nur, die Rache.
Die Bruderliebe wahrlich nicht!
Nicht wird nach Graben mehr bestimmt der Menschheit Erbe,
Kein Fuß mehr grenzt es ab, kein Meer, kein Himmelsstrich,
Kein Markstein, als der Geist!
— — — — — — — — — — — — —
Das beste Bürgerrecht, der Geist und das Erkennen,
Wer denkt, — weß Volkes auch! — ich will ihn Landsmann nennen!
Die Wahrheit ist mein Vaterland!"

[1]) „Der Rhein". Das Gedicht erschien 1840 als besonderes Flugblatt (bei Wigand in Leipzig).

[2]) Alfred de Musset „Le Rhin allemand!" Réponse à la chanson de Becker 1841.

[3]) Freiligrath: Gesammelte Dichtungen II. Bd. S. 203.

Auf einer Fahrt, die Freiligrath im Jahre 1841 nach Süddeutschland unternahm, traf er in Mainz mit Dingelstedt zusammen, der damals schon den Übergang zur politischen Lyrik vollzogen hatte, und verkehrte etliche Tage mit ihm. Er findet ihn „frisch, rund, offen, herzlich, eine ansprechende Persönlichkeit“.[1]) In ein politisch bewegtes Leben trat er in Schwaben ein, denn dort am Neckar wehte eine freiheitliche, echt deutsche Geisteslust, — man denke nur an Uhland und Pfizer, den Autor des geistreichen, von großem politischen Scharfblick zeugenden „Briefwechsels zweier Deutschen“, der auch der Poesie in der neuen Zeit neue Ziele gesteckt hatte:

„Schande jedem, dem die Leyer aus verdrossnen Händen sinkt,
Weil die neue Welt der Freiheit ihm ein kahler Stoff bedünkt;
Unsre Zeit muß wiederstrahlen aus dem Spiegel des Gedichts,
Oder tiefre Geister achten deine Meisterschaft für nichts!“

Ein neuer publizistischer Plan, die Redaktion einer Zeitschrift „Britannia“ ließ ihn im Jahre 1841 zum zweiten Male Preußen verlassen und seinen Wohnsitz in Darmstadt nehmen.

In Preußen selbst war aber inzwischen ein Ereignis erfolgt, das für die deutsche Geschichte und das deutsche Geistesleben so bedeutsam werden sollte, der Thronwechsel im Jahre 1840. In diesem Jahre starb Friedrich Wilhelm III., und mit einem Gefühl der Erleichtung, mit Jubel, Enthusiasmus und freudiger Hoffnung begrüßte man den jungen Thronfolger. Hatte man von dem hochbetagten Friedrich Wilhelm III., der soviel Unglück mit durchgemacht hatte, keine durchgreifenden Änderungen mehr erwartet, so erhoffte jeder von seinem Nachfolger in überschwenglicher Vertrauensseligkeit für das, was das ganze Volk beseelte, das erlösende Wort und die Erfüllung. Überall erwartete man einen völligen Umschwung der politischen Verhältnisse, einen nationalen Aufschwung, überall erfolgte eine lebhaftere politische Regsamkeit. Besonders auch am Rhein, wo man den neuen König aus seiner Kronprinzenzeit her kannte und seine persönlichen Eigenschaften hochschätzte, faßte das Vertrauen und die Begeisterung für die neue Regierung immer weiteren Fuß. Und tatsächlich schien die neue Zeit mit ihren neuen Idealen in dem lebensfrischen Monarchen ihren Vertreter zu finden. Er hatte eine glänzende persönliche Begabung, war ein Feind alles Zopfes und des bureaukratischen steifen Wesens, ein durchaus moderner Mensch, eine scharf ausgeprägte

---

[1]) Buchner a. a. O. I, S. 383.

Persönlichkeit, er ist überhaupt eine der interessantesten Figuren unter den Hohenzollern. Er besaß aber nicht die nötige staatsmännische vorausschauende Einsicht, um den Geist des modernen politischen Lebens und dessen Bedürfnisse und Forderungen zu begreifen. Er war kein Reaktionär, sondern wollte „reformlustig" alte Formen mit neuem Inhalte erfüllen; dabei war er ein stark autokratischer Charakter und noch antikonstitutioneller als sein nüchterner Vater. Eine außerordentlich hohe Meinung hatte er von seinem Herrscherberuf und ein höchst persönliches Gottvertrauen. Dem allerhöchsten Herrn nur wollte er Rechenschaft ablegen und von ihm glaubte er die Krone zum Lehen zu haben: „Ich weiß und bekenne, daß ich meine Krone von Gott allein habe." Gern gab er den augenblicklichen Antrieben seiner impulsiven Natur nach, dadurch entstand aber auch das Schwankende, Unsichere, Unstäte in seinen Maßnahmen. Schnell bildeten sich in seinem lebhaften Geiste die größten Entwürfe und Entschlüsse, um dann bald wieder anderen Platz zu machen; eine Ausarbeitung im einzelnen war ihm nicht möglich. Er, der „Romantiker auf dem Throne", der als solcher Abneigung gegen alles Nüchtern-Praktische, scharf Umrissene zeigt, paßte aber nicht in jene Zeit, in die er gestellt wurde, die eine energische, feste, kraftvolle, klardenkende Persönlichkeit verlangte, und die Zeit, die gährte und stürmte in den neuen Ideen, nicht für ihn.

Zunächst ordnete der Monarch aber etliche Maßregeln an, die ihn als liberalen Mann erscheinen ließen und ihm die Sympathie aller erwarben. Eine allgemeine Amnestie erfolgte und vielen politischen „Verbrechern", meist alten Burschenschaftlern, wurde somit die Freiheit zurückgegeben (Reuter 2c.), auch wurde die Kommission zur Untersuchung demagogischer Umtriebe aufgelöst. Arndt und Jahn wurden wieder zu Gnaden aufgenommen, Dahlmann nach Bonn, die Opfer des hannoverischen Staatsstreiches, die beiden Grimm, nach Berlin berufen. Er erleichterte die Theaterzensur und führte die Preßbeschränkungen auf das ursprüngliche, durch die Karlsbader Beschlüsse festgesetzte Maß zurück. Auch sollte die Zensur milde gehandhabt werden. Sehr ablehnend stand er aber einer allgemeinen Landesvertretung gegenüber, obwohl der Gedanke einer Umgestaltung des öffentlichen Lebens nach den Ideen der Freiheit und des Rechts immer weiter Platz griff. So verflogen denn bald die schwärmerischen Hoffnungen und machten mehr und mehr einem Gefühle der Enttäuschung und der Unzufriedenheit Platz. Überhaupt waren die ersten Jahre seiner Regierung im Volke ein beständiger Wechsel von hoch-

gespannten Hoffnungsgefühlen, wenn der König offen und freimütig eine von seinen hinreißenden, schwungvollen Reden hielt, und der Enttäuschung, wenn die authentische Erklärung und Interpretation folgte; immerwährende Mißverständnisse charakterisieren diese Regierungszeit. Dadurch setzte sich der König selbstbewußt aber geradezu dem Zeitgeiste, der nach anderen Zielen drängte, entgegen und rief so allenthalben Widerspruch hervor.

Auch Freiligrath gehörte zu den Hoffenden und Vertrauenden, auch er glaubte an eine große Mission Friedrich Wilhelms IV. im Sinne des Liberalismus, für Preußen und Deutschland. So deutete er z. B. Dahlmanns Berufung nach Bonn als Ausdruck einer freieren Gesinnung und als Anfang einer liberalen Ära, aber auch er wurde bald schmerzlich enttäuscht und empfand das um so mehr, je hoffnungsfreudiger er vorher gewesen.

Eine Art von Betroffenheit bemächtigte sich der ganzen Bevölkerung, als 1841 die Landtagsabschiede erschienen und der König höchst persönlich in ihnen mit empfindlicher Schärfe alle Wünsche der Stände als Übergreifen in ein ihm selbst von Gott vorbehaltenes Gebiet ablehnte. Einen schwereren Konflikt führten dann die etwas lockerer gelassene Presse und die Torheit eines liberalen Wortführers, Georg Herwegh, herbei.

Georg Herwegh war damals der Chorführer der politischen Lyrik. Trefflich spiegeln seine bisweilen blendenden Gedichte in ihren wechselnden Zielen und Idealen, bald Monarchie, bald Republik, die politische Unklarheit der Zeit wieder, sein ungestümes Freiheitssehnen fand aber damals überall begeisterten Widerhall. Herwegh läßt nun überhaupt nur die liberalen Poeten, die dem Zeitgeiste dienen, und die konservativen, die ihm entgegenarbeiteten, als Dichter gelten. Er verlangte, daß jeder Dichter sich „für oder wider!“ erklärte und protestierte deshalb gegen „die leicht verdiente Dichterkrone, es beiden Parteien recht zu machen, weil möglicherweise auch der Feind einen Helden aufweisen könnte“.[1]) Jeder Dichter wurde also zum Mitgliede einer dieser beiden Parteien gestempelt. Früher hatte Herwegh in der „deutschen Volkshalle“ Dr. Wirths Freiligraths Schwärmerei für den Orient als Schmerz und Verzweiflung über die inneren Zustände in der Heimat bezeichnet. In der Sammlung von 1841 wurde dieser in zwei Sonetten, betitelt „Freiligrath“ und „den Naturdichtern“, etwas leichtfertig und über die Achsel hin erwähnt. Ein

[1]) Vergl. G. Herweghs Briefwechsel mit seiner Braut. 2. Aufl. Stuttgart 1906 S. 235 f.

gleiches begegnete Uhland in einem anderen Sonette. Wegen seiner höheren Anschauungen von den Aufgaben der Poesie, wie er sie 1836 in dem einleitenden Gedicht zum „Phönix“ niedergelegt hatte (vgl. S. 17 f.), wurde Freiligrath natürlich den konservativen Dichtern zugezählt, also zum Mitglied einer Partei gestempelt. Dagegen verwahrte er sich in einem Gedichte „Aus Spanien“,[1]) das bald darauf, November 1841, im Morgenblatt erschien. Auch dieses Gedicht berührt ein Zeitereignis, es ist unmittelbar aus der Zeitbewegung genommen. Angeregt wurde es durch eine Zeitungsnotiz und pries das ergreifende tragische Geschick des Verschwörers Diego Leon, der den Tod durch seinen ehemaligen Waffengefährten, den Diktator Espartero, gefunden. Aus der Wahl des Stoffes lassen sich keinerlei Folgerungen ziehen, denn ohne genauere Berücksichtigung der politischen Parteiinteressen stand es doch einem deutschen Dichter frei, aus rein menschlichem Interesse einen Vorfall aus der Geschichte der spanischen Kämpfe poetisch zu behandeln. Die Stoffwahl entspringt also der Sympathie mit der Tapferkeit und zeigt eine Berührung mit den Zeitereignissen, auf die wir schon häufiger und namentlich bei einem ganz ähnlichen Gedichte, der „irischen Witwe“ hinweisen konnten; eine politische Färbung fehlt dem Gedichte, nur das Poetische des an sich schon tragi-poetischen Stoffes, die menschliche Teilnahme für das traurige Geschick des Helden zieht ihn an. Im Gegensatze zu den politischen Lyrikern, die alles in ihren Bann ziehen wollten, fordert er Neutralität für die Dichtung. Die Dichtung muß bleibende Werte, muß das rein menschlich Große und Wahre darstellen, wo und wie sie es

---

[1]) Freiligrath. Ges. Dichtungen II, S. 11. Wenn wir einer Notiz der Allg. Ztg. vom 10. Oktober 1844 Glauben schenken dürfen, sandte Freiligrath zunächst das Gedicht einem Freunde in Frankfurt, der ihn für einen Vortrag im Museum um etliche Verse gebeten hatte. Da Freiligrath gerade kein passendes poetisches Erzeugnis hatte, gestaltete er den Tod Diego Leons, der seine glühende Einbildung ergriff, zu dem Gedichte „Aus Spanien“. Einen gewissen Zug eines schnell und unmittelbar aus dem ersten Gefühl hingeworfenen Gedichtes trägt es auch an sich. Denn wer führt Diego zum Tode? Sein Freund und Waffengefährte Espartero, der dies Opfer dem Staate schuldet, wenn ihm auch das Herz dabei brechen sollte; somit überträgt sich ein gut Stück poetischer Sympathie auf den Diktator und damit stimmt dann schlecht überein der Racheschrei und erborgte Refrain: „Exoriare aliquis!“ Unglücklich ist auch das Gleichnis in den drei letzten Strophen und das dem Reim auf „aliquis“ zu Liebe eingeführte unmögliche „scharfe Gebiß“ des Stiers.

findet, sie muß frei den eigenen Impulsen des Dichters folgen, nicht einer Parteilosung dienen. Der Dichter

„beugt sein Knie dem Helden Bonaparte,
Und hört mit Zürnen d'Enghiens Todesschrei".

Die Poesie steht über dem Wandel und Wechsel der politischen Formen und Strömungen, über den Parteiinteressen:

„Der Dichter steht auf einer höhern Warte,
Als auf den Zinnen der Partei."

Diese Entschuldigung war vielleicht überflüssig, denn zur Sache gehört sie nicht. In diesen Worten lag aber und sollte auch wohl eine Polemik liegen gegen die herrschende Strömung in der Literatur, gegen das moderne Dogma von der Tendenzpoesie, vor allem auch gegen die Sturmeslyrik Herweghs. Für die Persönlichkeit Herweghs hegte er freundliches Interesse und war von aufrichtiger Bewunderung seiner Dichtergaben erfüllt, wandte sich aber energisch gegen seine Forderung einer ausschließlich politischen Poesie. Seinen damaligen ästhetischen Standpunkt kennzeichnet er Levin Schücking, wenn er schreibt:[1] „Die politische Poesie, insofern sie eine diplomatische ist, taugt eben nichts, und ist von der patriotisch-politischen wohl zu distinguieren. Die Poesie soll sich eben an das Ewige, Bleibende halten und nicht immer mit dem verfluchten Dreck und Schund unseres kläglichen, miserablen Menschen- und Staatslebens zu schaffen haben." Auf den so allgemein hingestellten Angriffssatz Freiligraths antwortete Herwegh mit einem glänzenden apologetischen Gedichte für die Ehre der Partei; in ihm verlangte er in grellem Gegensatze zu Freiligrath:

„Ihr müßt das Herz an eine Karte wagen,
Die Ruhe über Wolken ziemt Euch nicht;
Ihr müßt auch mit in diesem Kampfe schlagen,
Ein Schwert in Eurer Hand ist das Gedicht.
O wählt ein Banner, und ich bin zufrieden,
Ob's auch ein andres, denn das meine sei;
Ich hab gewählt, ich habe mich entschieden,
Und meinen Lorbeer flechte die Partei!"[2]

So war die Streitfrage gegeben und ein lebhafter literarisch-ästhetischer Kampf hatte begonnen. Freiligrath suchte die Rechte der

[1]) Buchner a. a. O. Bd. I. S. 411.
[2]) Herwegh: a. a. O. „Die Partei" S. 203.

Poesie zu wahren, denn „es wäre doch zu grauenvoll, wenn man einzig politische Gedichte machen dürfte“,[1]) Herwegh anderseits die künstlerische Berechtigung der politischen Lyrik nachzuweisen. Die angeregte Frage über die Stellung der Poesie zu den Tagesereignissen ließ Freiligrath nicht mehr los. Und sehr weite Kreise zog dieser Kampf; durch ihn, in dem zwei so wohl bekannte Gestalten wie Freiligrath und Herwegh es waren, als Vorkämpfer sich gegenüberstanden, wurde der Streit um die Berechtigung und Stellung der Poesie in den politischen Erregungen des Tages öffentlich ausgekämpft. Allenthalben erfolgte nachhaltiger Widerhall oder Widerspruch.[2]) Freiligrath trug sich mit dem Gedanken

[1]) Buchner: a. a. O. Bd. I. S. 423.

[2]) Interessant ist ein Gedicht des 18jährigen Rud. Gottschall, damals stud. iur. in Königsberg, das in einer Sammlung: „Lieder der Gegenwart“. Königsberg 1842 unter der Rubrik „Walhalla“ (S. 102) steht und „Freiligrath“ betitelt ist. Da das Jugendzeugnis auf zwei Gedichte Freiligraths Bezug nimmt („Bannerspruch“ und „Aus Spanien“) und wohl ziemlich unbekannt ist, mögen hier etliche charakteristische Strophen folgen:

„Wie ziehn dahin die Völker-Karawanen!
Sogar die Wüste eint die Nationen.
Da sieht man Frankreichs, sieht man Englands Fahnen;
Und Fürsten, die im Sand der Lausitz wohnen,
Verlassen ihre Weiden, ihre Birken
Und wandeln unter Palmen mit den Türken.

— — — — — — — — — — — — — — —

O Völkerwogen, des Jahrhunderts Brandung,
Ich höre dich ein Lied des Zeitgeist's singen!
Kein Felseneiland wehrt ihm mehr die Landung,
Und in die Wüsten wird er siegend dringen.
Von Pol zu Pol bis zu der Erde Ende
Reicht jetzt ein Volk dem andern froh die Hände.

Ihr Araber! auf! zäumet die Kameele!
Ihr Engelländer! Arions der Flotte!
Zäumt eure Meerdelphine! — Deutsche Seele,
Du bied're Hausfrau, treu dem alten Gotte,
Hör auf, die Laren betend zu umklammern,
Laß Küch' und Kirch' und alle deine Kammern.

Fort von der Ofenbank, hinaus ins Leben!
Zieh' hin zum großen Völkerhochzeitfeste!
Laß dich vom Marktgewühl der Welt umgeben;
Sei du die Wirtin dieser tausend Gäste!
Denn du bist gastlicher als alle andern,
Die jetzt zum Bundestag der Menschheit wandern.

einer Erwiderung auf Herweghs „schönes, blitzendes und blendendes“ Gedicht, in der er für seine ästhetische Anschauung Dante und Milton als Beweis anführen wollte. Auch sie waren entschieden politische Charaktere, die ihren Gesinnungen bis an das Ende ihres Lebens treu

---

Und diesen Tag hast, Dichter, du besungen,
Hast hoch an Eichenwipfeln aufgehangen
Die Aeolsharfe! Drum ist sie erklungen,
Von des Jahrhunderts Sturmesarm umfangen;
Kein Tongelispel, keine Liebesklänge:
Sie sang den Nationen Hochzeitsfänge.

Und dennoch pochte deines Sanges Muse
Nur scheu und schüchtern an der Freiheit Pforte;
Entsetzt, wie vor dem Haupte der Meduse
Floh stets sie der Parteien Losungsworte,
Ist sie so klösterlich verschämt, die Nonne
Und hat die Welt umsegelt gleich der Sonne?

Und hat des Urwalds Majestät besungen,
Sein greises Haupt, umkränzt von den Lianen,
Aus deß' geheimnisvollen Dämmerungen
Der Freiheit Tag erhob die gold'nen Fahnen!
Ihr Blitz, Amerika, den du getragen,
Hat Großbritannien in den Staub geschlagen.

Du, Dichter, willst so friedlich und beschaulich
Der Erde Bilder schau'n mit klaren Augen,
Wie man den Türken sieht, behaglich, traulich
Auf seinem Divan seine Pfeife rauchen?
Und gleich Diogenes in seiner Tonne
Erquickst du dich am reinen Glanz der Sonne?

Aus Wolken erst muß unsere Sonne tagen;
Noch muß der Welterob'rer, der Gedanke,
Ein Alexander, seine Schlachten schlagen,
Bis daß die Welt in ihren Fugen wanke;
Muß aus der Königsburgen Schutt und Trümmern
Sich selbst, dem neuen Gott, den Tempel zimmern.

Noch strahlten nicht des Friedens Morgenröten;
Noch reichte uns Versöhnung nicht die Palme;
Noch ist der Kampf der Gott, zu dem wir beten,
Und mäht, ein Schnitter, uns're Halme.
Gewappnet feiert er mit Schwert und Schilde
Sein Erntefest auf einem Schlachtgefilde.

blieben, aber sie machten doch nicht die politische Poesie im engeren Sinne zur Aufgabe ihres Lebens. Soviel politischen Inhalt und Geist ihre Dichtungen auch zeigten, so lag doch der Zweck der Dichtung weit über die Politik hinaus, besonders bei Dante,

„der, die Brust erfüllt mit glühn'dem Hasse,
Nicht bloß mit Liedern als Parteimann stritt." [1])

Freiligrath war das ewig heitere Reich der Poesie nicht ein „Streitplatz für wüstes Parteigeschrei und politische Debatten", sondern „ihr Reich ist nicht von dieser Welt; sie soll im Himmel sein und nicht auf der Erde, und wenn sie auf der Erde ist, so soll sie mindestens zum Himmel deuten." [2]) Freiligrath tritt mit diesen Anschauungen, die im übrigen für ewig gelten und auch von seinem Dichtergenossen Geibel in Vers und Prosa ausgesprochen sind, vollständig in die Bahnen Goethes, von dem ja auch das Urteil stammt:

„Ein garstig Lied! Pfui! ein politisch Lied!,
Ein leidig Lied!"

und der immer betonte: „Sagen wir nur nicht, die Politik sei die Poesie, oder ein für den Poeten besonders passender Gegenstand."

In Herweghs oben erwähnter Apologie für die Parteilyrik war es auf persönliche Kränkung Freiligraths nicht abgesehen, das beweist uns ein wohlgemeinter Brief des „Lebendigen" an Freiligrath; beide treten sich eben als ehrenhafte Gegner gegenüber. Auch in diesem Schreiben verlangt Herwegh für den Dichter wiederum einseitige Richtung; er erkennt nur die politische Dichtung als berechtigt an und bemüht sich, Freiligrath für sie zu gewinnen.[3]) „Die Zeit der Harmlosigkeit ist für den Poeten vorüber, und ich setze zu großes Vertrauen in Ihr Herz und Ihr Talent, als daß ich von Ihnen glauben könnte, Sie hätten im Sinne, bei den fürchterlichen Kämpfen und Krämpfen unserer Tage nur den gemütlichen Zuschauer spielen zu wollen und nicht mit uns und allen Guten der schauder-

---

Partei! Partei! Hier gibt es keine Mitte;
Du, juste-milieu, gehörst dem Weltgerichte;
Du Schreckgespenst mit schwankem Geistertritte,
Was wandelst du am Tage der Geschichte?
Dies Weib will sich mit Helden nur vermählen,
Die wissen, was sie wollen, was sie wählen."

[1]) Buchner a. a. O. Bd. I. S. 426.
[2]) Buchner ebenda Bd. I. S. 425 ff.
[3]) Buchner ebenda Bd. I. S. 428.

haften diabolischen Reaktion geschlossen Opposition zu machen." Freiligraths damalige poetische Betätigung, die augenscheinlich sein Mißfallen erregt hatte, kritisierte Herwegh mit den Worten: „Wozu diese Schritte rückwärts? Warum sich kopfüber in das Reich der Sagen nnd tausendmal abgedroschener Geschichten stürzen?" Wie die Verhältnisse aber damals lagen, mußte Freiligrath als Vorkämpfer der gemäßigteren und echten Poesie in der öffentlichen Meinung als Reaktionär, als Feind des Fortschritts gelten. Das war er aber keineswegs, er mag uns selbst seine damalige politische Meinung bekennen: „Ich bin ebenso liberal wie Dingelstedt, (wenn ich auch nicht Herweghs vagen, ins Blaue hineinstürmenden Fanatismus teile) aber Gott soll mich bewahren, daß ich mit meinem plebejen Trotze Wucher treibe, der wandelbaren aura popularis zu Liebe;[1]) ich bin, hol mich der Teufel, weder servil noch retrograd (jeder ächte Dichter ist von selbst ein Mann des Fortschritts)." [2]) Seine empfängliche und leicht erregbare Natur fühlte und begriff die gewaltige politische Bewegung, die auf eine deutsche Einheit und auf eine staatliche und soziale Umwandlung hinzielte, aber er war damals noch ein Mann des vernünftigen Fortschrittes. Auch er empfand und teilte lebhaft die dumpf brütende Sehnsucht nach nationaler Macht und Größe, nach einem Heraus aus den gegenwärtigen Zuständen, er war begeistert für Vaterland, Freiheit und Recht, aber billigte nicht die fanatischen und radikalen Reformationen, Revolutionen und Umwälzungen, wie sie ein Herwegh und sein Anhang mit den höchsten Lobpreisungen empfahlen, denn er wurzelte tief im heimischen, vaterländischen, historischen Boden. Vor allem aber sollte die Poesie nicht die Arena sein, in der die politischen Geistesschlachten geschlagen würden: „Sie soll dem Fortschritt dienen, aber nicht in einseitiger, leidenschaftlicher und darum befangener Weise, ohne eine höhere Weltanschauung, in den engen Grenzen eines persönlichen und politischen Partikularismus." [3])

Der Dichter fühlte sich damals nach seiner Versicherung [4]) „jung und liederreich, mehr als je", fühlte es [5]) „voll und mächtig in sich pulsen", so daß er glaubte, „Besseres und Reicheres versprechen zu dürfen, als er schon bis jetzt gedichtet". Am besten charakterisiert sein damaliges

---

[1]) Buchner: a. a. O. Bd. I. S. 425
[2]) Ebenda Bd. I. S. 431.
[3]) Ebenda Bd. I. S. 426.
[4]) Ebenda Bd. I. S. 416.
[5]) Ebenda Bd. I. S. 415.

Schaffen ein Simrock gewidmetes Gedicht: Auch eine Rheinsage.[1]) Von den Orientträumen, den Kameelen und Negern hat er Abschied genommen:

„Zum Teufel die Kameele,
Zum Teufel auch die Leu'n;
Es rauscht durch meine Seele
Der alte deutsche Rhein."

In Versen, voll von echtem Humor, einem Elemente, das jetzt bei ihm durchbricht und einen wesentlichen Bestandteil von seiner Natur bildet, wie uns dies besonders seine geistreichen Briefe zeigen, gestaltet er die Sage vom Löwentöter Gryn. In diesem Gedichte hält Freiligrath nicht zurück mit seiner patriotischen liberalen Gesinnung:

„Dem Bischof gönnen wir willig
Was Ehren er auch hat
Doch fordre er nur, was billig:
Wir sind des Kaisers Stadt
Des Kaisers und des Reichs
Wir lassen ihm seinen Stab
Wohlan, tu er ein Gleiches
Zwack' uns am Recht nichts ab."

Spricht aus diesen Versen die selbstbewußte, echt deutsch-patriotische Gesinnung und dunkel die nationale Stimmung, so verleugnet er auch seine freiheitliche, liberale Gesinnung nicht, wenn er dem Bischof und gleichzeitig in ihm verschiedenen Fürsten die trotzigen Verse entgegenschleudert:

„Geduld ihr Volksverächter!
Noch wißt ihr nicht, ihr Dräuer,
Wer länger trotzen kann;
Wir sind von stärkern Händen,
Ihr Herren, als ihr denkt.
Das Blättchen kann sich wenden
Drum laßt uns ungekränkt."

Schwer wurde Freiligrath während dieser Zeit von der Ungunst der Verhältnisse heimgesucht. Die individuelle Freiheit hatte er in seinem freien Schriftstellerleben ja wohl erlangt, aber sein Leben ruhte auf sehr unsicherer Basis, und so beabsichtigte er denn wieder, sich eine gesicherte Existenz zu erwerben. Denn dieser materielle Druck, dieser fortwährende

---

[1]) Freiligrath: Gesammelte Dichtungen Bd. II. S. 163 ff.

Kampf mit den Verhältnissen ließ ihn nicht zur vollen Entfaltung seines innersten Lebens kommen. Nun stand er damals in sehr guten Beziehungen zur preußischen Regierung. Eine Gönnerin hatte er sich durch seine Baurede für die Wiedererrichtung des eingestürzten Rolandsbogens in der Prinzessin Wilhelm von Preußen erworben, und ihr selbst und ihrem Gemahl, dem Prinzen Wilhelm von Preußen, machte er bei ihrem Besuche in Darmstadt etliche Male seine Aufwartung. Sie versicherten ihm, daß man ihn in Preußen auf alle Fälle berücksichtigen würde, wenn er dort eine Anstellung suche. Sie wiesen ihn zu dem Bundesgeneral Radowitz in Frankfurt, und durch dessen Vermittlung bewarb sich Freiligrath um die Erlaubnis zur Errichtung einer vom Staate unterstützten und garantierten Handelsakademie in Berlin. Am Hofe in Berlin hatte Freiligrath auch warme Gönner. Alexander von Humboldt, dem besonders Freiligraths erste Poesien, die Erzeugnisse der „Wüstenrittperiode“ gefielen, war sehr auf sein Fortkommen bedacht, auch der König selbst war entzückt von der blendenden Sprache des westfälischen Lyrikers. Die Verhandlungen über die Handelsakademie zogen sich aber noch hin, und so erwirkte Alexander von Humboldt dem Dichter ein Jahrgehalt von 300 Talern, das damals gerade wieder durch den Tod des bisherigen Empfängers zur Verfügung der Regierung stand. Eine größere Summe konnte ihm als „Ausländer“ (er war ja damals in Hessen) nicht bewilligt werden, aber es wurde ihm doch mitgeteilt, daß man nach dem Zustandekommen der Akademie mehr für ihn tun zu können hoffe. Auf das Freudigste wurde Freiligrath durch diese hochherzige Anerkennung des Königs überrascht. Seine bedrückte Lage schwand, er atmete wieder auf, seine Zukunft war sorgenfreier, seine Dichterexistenz war gesichert. War auch mit der Annahme der Pension keine Verpflichtung verbunden weder bezüglich des Aufenthaltes noch der Gesinnungsart, war es vielmehr eine Anerkennung seines Dichtertalentes, so kam Freiligrath doch durch sie in eine erst recht schiefe Stellung, besonders bei den politisch Radikalen. Denn diesen galt jeder, der vom preußischen Staate ausgezeichnet wurde, als Volksverräter, als Höfling, und so erfuhr der Dichter manche Angriffe. So schrieb Ruge damals:[1]) „Alle, die wir absetzen, erhalten in Berlin Pensionen. So Tieck und jetzt Freiligrath, ohne Zweifel wegen Diego Leon und Herweghs Gegengedicht und des Artikels in den Jahrbüchern, hat 300 Thaler Pension erhalten.“ Gar oft hielt

[1]) Ruges Briefwechsel. Herausg. von P. Nerrlich Bd. I. S. 267.

man ihm entgegen das höhnende, von Hoffmann von Fallersleben verfaßte Lied vom „Schweigethaler“:[1])

„Wollte ein König mir geben Pension.“

War er schon vorher den konservativen Poeten zugezählt, so lag die Annahme einer sehr reaktionären politischen Gesinnung jetzt noch viel näher, und diese falsche Auffassung und Beurteilung seiner politischen Überzeugung stürzte ihn in arge Verlegenheit in seinem weiteren literarischen Kampfe mit Herwegh. Konservativ war er ja allerdings in ästhetischer Hinsicht, indem er die alten ewigen Gesetze der Kunst verteidigte und nicht auf ein bestimmtes Gebiet beschränkt wissen wollte, aber damals lagen die ästhetischen und politischen Ansichten so nahe zusammen.

Er wollte, wie wir gesehen haben, keine Parteinahme in der Poesie, er wollte, seiner innersten Überzeugung getreu, die Freiheit verfechten, und sich fernhalten den Revolutionsgewittern, deren erste Liederblitze damals die Luft durchfuhren. Der konservativen Partei, der er zugezählt wurde, konnte er, der Liberale, nicht von Nutzen sein. Irgend welche Rücksichten ließ Freiligrath die Pension nicht nehmen, er handelte genau nach den Anregungen seines innersten Wesens.

In die Zeit nach der Verleihung der Pension fällt ein Gedicht, mit dem er ein neues Feld betritt, das der zeitgenössischen Satire. Es ist betitelt: „Ein Denkmal“[2]) und stellt mit beißender Ironie die Tatsache hin, daß in der Zeit, wo Deutschland seinen Großen Denkmäler setze, (Hermann, Möser) es mit richtigem Sinne dem großen Würfler Ulrich Hutten in der Ebernburg für seinen berühmten Spruch: „Jacta est alea! Ich hab es gewagt“, eine Spielbank errichte und dadurch die Veste entweihe. Tatsächlich sprengte er mit diesem geharnischten Liede die Bank. Die Schlußstrophe entbehrt auch nicht einer gewissen politischen Pointe, und wegen dieser kecken Verse hat der Dichter es wohl später in das „Glaubensbekenntnis“, und zwar in die Abteilung der Gedichte aufgenommen, die einer „festen politischen Meinung“ entsprungen sind:

„Ihr Herren, wollt nicht erschrecken
Wenn Ihr ein Echo hört!
Steht fest und ohne Scheuen
Spielt weiter keck und kalt,
Wenn es wie Wetterdräuen
Zurück von Ufnau schallt:
„Jacta est alea! Ihr habt's gewagt!“

[1]) Hoffmann von Fallersleben Ges. Werke Bd. IV. S. 301.
[2]) Freiligrath, Gesammelte Dichtungen III. Bd. S. 45.

Wie sehr Freiligrath bestrebt war, sich in seiner politischen und sozialen Meinung unabhängig und frei zu halten, beweist uns das Ausschlagen eines verlockenden Angebotes, das er in Darmstadt erhielt. Um den gewaltigen Ansturm der Opposition abzuschlagen und den „Geist der Nation“ für sich zu gewinnen, verlangte Friedrich Wilhelm IV., der die Macht der Presse, die der Censorentyrannei spottete, wohl kannte, daß die Minister und Oberpräsidenten begabte literarische Talente für eine freimütige Verteidigung der preußischen Politik gewinnen sollten. Der General Radowitz, zu dem Freiligrath, wie wir oben sahen, in Beziehung stand, trug ihm an, in Gemeinschaft mit dem Schwaben Aimé Huber, der bereits für den Plan gewonnen war, eine Zeitschrift in regierungsfreundlichem, also konservativem, wenn auch nicht unfreiem Sinne zu begründen. Obwohl dieser Antrag für Freiligrath in seiner damaligen Lage sehr verlockend war, da die Annahme desselben den Dichter wohl bei seinen guten Beziehungen zur Regierung noch Höheres hätte erreichen lassen, so schlug er sie dennoch aus.

Mit der sicheren Pension von 300 Talern hielt es Freiligrath nicht länger in der recht kleinstädtischen Residenz Darmstadt aus, er mußte wieder an den Rhein, in das rastlos flutende Leben, das lebendige Treiben an diesem Strome. Somit siedelte er dann Mai 1842 nach St. Goar über.

Dort empfand er, was Goethe vom Rhein und seinem Leben gesagt hat:

„Immer erschien er mir groß
Und erhob mir Sinn und Gemüte“

und er berichtet Levin Schücking:[1]) „Ich komme mir beinahe merkwürdig vor am Rhein. Derselbe Zauber der Gegend, dasselbe Weltleben an und auf dem Strome, dasselbe Gefühl und dieselbe Conzeptionsfähigkeit von meiner Seite — und doch bin ich ein Anderer dem Alten gegenüber, als vor drei und noch vor zwei Jahren. Er hat mich noch, aber ich gehe nicht mehr auf in ihm. Ich schwimme jetzt bewußt in seinen Wellen, damals war ich trunken von ihm. Es gießt doch einen eigenen Mut, eine eigene Freudigkeit in einen hinein, wenn man so mit Händen greifen kann, wie man weiter gekommen ist.“

Nicht für immer wollte er sich am Rhein festsetzen, sondern in St. Goar die Gelegenheit abwarten, um sich eine gesicherte bürgerliche

[1]) Buchner a. a. O. II, 21.

Existenz zu erwerben. Die stille Muße bis dahin sollte nachhaltender Arbeit gewidmet sein. St. Goar wurde aber zu einem ganz anderen Wendepunkt für sein Leben, wie er erwartet hatte, dort war es, wo

„In eines Dichters Seele drang der Rheingeist auf gewalt'gen Schwingen
Und ließ den deutschen Singemund der Freiheit helles „Credo" singen."

Zunächst aber lauscht er noch dort dem „Rumor" in der Welt, hält aber nichts von der durch die Verkehrtheiten des Tages getrübten Poesie, von dem jüngsten Unwesen, das sich in der Literatur einnisten will". Er weiß, daß er in der Welt für „Rokoko" gilt,[2]) weil er nicht mit totschlägt und „Vive la république" ruft, aber er tritt dennoch für die reine, tendenzlose Poesie ein. Diese Anschauungen finden wir auch in einem Gedichte, das aus dieser Zeit stammt (Juni 1842), in dem Schlußgedichte von Freiligraths Büchlein über Immermann, betitelt: „Zu Immermanns Gedächtnis".[3]) Seinen Dank an den Dichter des „Oberhof" trägt er ab durch das Gelöbnis: „In dem Ringen der Zeitfluten will ich das rechte Ziel nicht vergessen. Tun will ich, was meines Amtes, getreu meiner Veranlagung, aber oben will ich mich halten, nicht hinabsteigen auf das Gebiet der politischen Journal-Poesie in dieser hastigen Zeit,

„Bei dir, dem Festen, den man hieß den Starren,
Gelob ich Fleiß, Wahrhaftigkeit, Beharren."

In den Kampf des Romantikers mit dem Dichter der Gegenwart führt uns „Ein Flecken am Rhein".[4]) Es ist ein Gedicht auf oder an die Romantik, und Freiligrath war sich bewußt, daß ihm die Art und Weise der Behandlung des Stoffes wahrscheinlich heftige Opposition aus dem Kreise der deutschen Jahrbücher (Ruge) und der ganzen jungen Anti-Romantik bringen würde. Sehr treffend stellt er uns den Widerstreit dar des vorwärts schreitenden Denkens und Dichtens im Lichte der Gegenwart und des sich in vergangene selige Zeiten fromm versenkenden Gefühls, den Kampf zweier Weltanschauungen. Er veröffentlichte das Gedicht im Hansa-Album, einem literarischen Unternehmen zur Unterstützung der Stadt Hamburg, die in damaliger Zeit (1842) von einem furchtbaren

[1]) Buchner, a. a. O. II, 34.
[2]) Ebenda, II, 29.
[3]) Freiligrath, Gesammelte Dichtungen III. Bd. S. 13.
[4]) Freiligrath, ebenda III. Bd. S. 17.

Brande heimgesucht wurde. War die Teilnahme für die unglückliche Elbestadt auch eine allgemeine, zeigte sie, daß die deutschen Landsleute in Freud und Leid zusammenstanden, und wallte somit öffentlich der Naturdrang der nationalen Einheit mächtig auf, so finden wir doch nichts von diesen Gefühlen in Freiligraths poetischem Scherflein. „O Hamburg, o Poeten! Weil wir menschlich waren, sollen wir deutscher geworden sein," rief er denen entgegen, die das Nationalbewußtsein bei dieser Gelegenheit erkannten und betonten.[1]) Und doch ist dieses Gedicht ein wichtiges Bekenntnis Freiligraths, denn er entwindet sich vollbewußt dem romantischen Zauber, der ihn bis dahin umfangen hielt, in dessen letzten Abendstrahlen er sich noch gesonnt hatte. In schöner, zeitgemäßer Allegorie zeigt er uns gleichsam die Grabesfahrt der Romantik: Uhland, der jüngste und doch schon ergraute Priester der Romantik fährt auf einem modernen Dampfer durch die Fluten des sagenumkränzten Rheins:

„Dahingerissen von der neuen Zeit
Des Mittelalters fromme Trunkenheit.
Dein Reich ist aus." [2])

---

[1]) Am 24. Juni 1842 schreibt Freiligrath an Schücking (Buchner II, 21): „Das Hamburger Feuer hat leider Wasser in die Dom-Begeisterung gegossen und manchen abgeschmackten Vorschlag zum Nachteil der Domsache gefördert. Diesen Liberalen ist der Dom schon lange ein Dorn im Auge. Sie halten ihn für eine Kinderrassel, die der Nation bloß in die Hand gegeben wird, um Wichtigeres (freie Presse und Constitution) darüber zu vergessen, und so war ihnen denn Hamburg eine bequeme Gelegenheit, ihre Bedenken loszuwerden Als ob die Nation sich nicht für zwei Ideen zu gleicher Zeit begeistern könnte! Und als ob wir wirklich so ganz und gar im Dom aufgingen, um alles Andere, was uns am Herzen liegt, darüber zu vergessen".

[2]) Wesentlich beeinflußt durch dieses Gedicht Freiligraths, in manchen Punkten geradezu ein Gegenstück zu ihm ist das $1^1/_2$ Jahr später entstandene Lied Strachwitz': „An die Romantik".

„Und seit das Volk, das kampfesblinde,
Dich jüngst verstieß von seiner Seit',
Trinkst du im Wald die Milch der Hinde,
Die Genovefa unsrer Zeit.

Und doch, Verstoßne durch Verblendung,
Wie bist du reich trotz Zeit und Zorn!"

Dieselben Gedanken wie bei Freiligrath finden wir in einem Gedichte Geibels: „Waldmärchen".

Doch ist von anderm Sinne
Das heurige Geschlecht.

Ein anderer Geist hat sich der Welt bemächtigt, er ringt und strebt empor, und diesem Geiste dient auch Freiligrath. In ähnlicher Weise sprechen sich auch W. Wackernagels Zeitgedichte aus, die damals erschienen. Auch dieser Dichter hält gern am Alten, Überlieferten fest, verschmäht jedoch auch das Neue nicht. „Die neue Zeit will neuen Ton.“ Ebenso fühlt und empfindet Freiligrath, wie der kräftig sich emporringende Geist sich Bahn bricht, wie er siegen wird und siegen muß:

„Der frische Geist, der diese Zeit durchfuhr,
Er hat mein Wort, ich gab ihm meinen Schwur.“

Für ihn will er kämpfen, will treten in den Dienst des Lebens, das ihn ruft.

„Mächtig ruft das Neue.“

Obwohl also ein Kind der Neuzeit, „fiebernd und erregt“, trägt er doch um die alte Form noch Leid; die Romantik soll seine Betätigung weihen, daß sein Dienst ein reiner sei. Getragen von ihrer Ruhe, ihrem Frieden und ihrer Kraft will er mit Mut und Freudigkeit sich stellen, wenn die Zeit ihn fordert, „wenn laut und fordernd ihn der Tag umschallt“.

Geradezu wie ein prophetischer Hinweis auf den Weg, den der Dichter später betreten hat, klingt eine Charakteristik der damaligen Zeit aus dem Auslande, die Howith in seinem Buche: „Rural and domestic life of Germany,“ 1842, gab. Sie ist ein treues Gemälde von den wesentlichen Eigenschaften des späteren Revolutionsdichters, und mag an dieser Stelle in ihren Hauptzügen mitgeteilt werden, um auch mit als Beweis zu dienen, wie Freiligeaths ganze Naturanlage zu seinem späteren Schritt drängte. Howith meinte, daß die Quelle von Feuer und Geist, die in Freiligraths Busen liege, nur einer sozialen Erschütterung oder der Dämmerung eines stürmischen, ereignisvollen Tages bedürfe, um wie ein Geysir hoch in die glänzende Luft zu sprudeln. Seine bis-

Das träumt von Klingenhieben,
Von Schlacht nur und Geschoß;
— — — — — — — — — — —
Ich weiß, auch du mußt fechten,
Auch du gehörst der Zeit;
So steh zu deinen Rechten
Und führe wackern Streit!
Doch will dein Arm ermüden,
Bei mir dann kehre ein,
Im säuselnden Waldfrieden
Sollst du gekräftigt sein.“

herige Dichtung deute an, was er inmitten einer Feueratmosphäre leisten würde, um Menschenherz und Menschenbrust aufzuregen. Wenn die Elemente der politischen Erregung über die jetzige Generation hereinbrächen, so gebe es in Deutschland keinen Schriftsteller, der; ohne selbst politisch zu sein, dem Ringen seiner Zeit machtvolleren Ausdruck verleihen würde, als eben dieser Dichter.

Sehr bedeutungsvoll für Freiligraths weitere politische Entwickelung wurde seine Begegnung mit Friedrich Wilhelm IV.

Durch Radowitz' Vermittelung wurde er nämlich am 16. September 1842 dem Könige und dem Erzherzog Johann von Österreich in Coblenz vorgestellt, und dieser Vorstellung und der Haltung des Gefolges, das ihn zuerst nicht kennen wollte, nach der Unterhaltung mit dem Könige und dem Erzherzog sich jedoch begierig an ihn herandrängte, schrieb er später nach den Worten seines Freundes Frederik Müller, seine plötzliche Wandlung in den politischen Anschauungen zu. Deshalb lasse ich die betreffende Mitteilung hier folgen:[1]) „Wissen Sie, wann ich Demokrat geworden bin? Das geschah an dem Tage, wo ich dem Könige und dem Erzherzog Johann vorgestellt ward. Als ich im einfachen schwarzen Frack ins Vorzimmer und in den Saal kam, wo ich lauter goldbetreßte, besternte Herren fand, sah ich, daß jeder zu mir herüberschielte, wer ich wohl sein möchte. Diesen und jenen kannte ich; man nannte meinen Namen, aber niemand sprach mit mir, und ich drückte mich in eine Ecke. Da kam der Erzherzog die Reihe entlang auch zu mir und unterhielt sich mit mir. Kaum war er weg, so drängt sich jedermann von dem Geschmeiß an mich, begrüßt mich, erinnert sich meiner. An jenem Abend und in jener Stunde ward ich Demokrat!"

Bei der Wertung dieses persönlichen Bekenntnisses muß man sich vergegenwärtigen, daß es aus einer Zeit stammt, die 10 Jahre nach diesen Ereignissen liegt. Mag auch dieser Abend in dem Hofkreise, und der ungünstige Eindruck, den er dort empfing, dazu beigetragen haben, Freiligraths Vertrauen zu dem bestehenden Regierungssystem zu erschüttern, die gleichzeitigen Briefe melden von diesem Umschwunge nichts. Im Gegenteil: Der Dichter trug sich wenige Monate später noch mit dem Gedanken, ein poetisches Jahrbuch herauszugeben, das als Organ der reinen Poesie der politischen Lyrik entgegentreten sollte.

---

*) Buchner: a. a. O. Bd. II. S. 31.

Ganz genau schließt sich diesen Gedanken ein Sonett an, das jetzt in die Gesamtausgabe der Werke unter „Zwischen den Garben" Anhang aufgenommen ist, betitelt „Sonett" [1]), datiert 1843; es stammt wohl aus dem Anfang des Jahres 1843. Es wendet sich gegen den Mangel an Vaterlandsgefühl, gegen die grenzenlose Vergötterung und Nachahmung Bérangers bei Herwegh und seinem Anhang, namentlich gegen die Gedichte: Vive le roi, [2]) Vive la républipue [2]) und Béranger [2]); letzteres Gedicht hat den immer wiederkehrenden Refrain: „Mein Béranger". Der deutsche Dichter Freiligrath beklagt, daß im vaterländischen Dichterhaine kein Adler mehr den Weg zur Sonne findet; die Tage der deutschnationalen Lyrik sind dahin:

„Ein neu' Geschlecht doch haben wir erworben:
Es brüstet sich mit gallischen Refrainen
Ein Gimpel Béranger's auf jedem Hage."

Überhaupt wurde das Verhältnis Freiligraths zu Herwegh immer gespannter. Er vermißte bei ihm sittlichen und politischen Takt und verurteilte sein pietätloses Vorgehen gegen Männer, die früher die Sache des Vaterlandes und der Freiheit praktisch verfochten hatten. So nannte Herwegh den mannhaften, gesinnungstreuen Arndt einen „Alten mit der Krücke", zu alt für die heutige Zeit, wo „andere Fahnen und Gedanken und andere Götter zum Kampf rufen" [3]); schon wandte er sich ferner in einem bitterbösen Epigramm gegen Uhland: [4])

„Uhland schweigt in der tatlosen Zeit. Es entsagen die Besten
Um das verlorene Geschlecht einer verlorenen Müh!
Männer erzog er sich nicht zur dem Hochwuchs seiner Gedanken,
Und für die müßige Welt sang er Romanzen genug."

Trotzdem gestaltete sich eine Reise, die Georg Herwegh als Redakteur des „Deutschen Boten aus der Schweiz" im Herbst 1842 unternahm, um für seine freisinnige Zeitschrift, die ein Asyl gegen die deutsche Zensur und ein Herd der neuesten Poesie werden sollte, tüchtige Mitarbeiter zu gewinnen, zu einem wahren Triumphzug; er wurde überall glänzend empfangen. Berauscht durch solche Huldigungen erbat er sich in Berlin eine Audienz beim Könige, die ihm auch gewährt wurde.

---

[1]) Freiligrath, Gesammelte Dichtungen. Bd. II. S. 240.
[2]) Herwegh, Gedichte eines Lebendigen. S. 47, 49, 62.
[3]) Herwegh, Gedichte eines Lebendigen. S. 14.
[4]) Herwegh, Gedichte eines Lebendigen. S. 235.

(19. November 1842.) Bei dieser Vorstellung, die uns Heine mit beißendem Sarkasmus gezeichnet hat, benahm sich der phrasenreiche Freiheitsprediger keineswegs wie ein Marquis Posa, sondern sehr linkisch und verlegen. Bald darauf (28. November) wurde in Preußen der „Deutsche Bote aus der Schweiz“ im voraus verboten. Da richtete der Gekränkte von Königsberg aus einen groben, unziemlichen Brief „unter vier Augen“ an den König, einen Brief, taktlos nach dem Urteil aller Parteien, Damit aber nicht genug, gab er eine Abschrift des Briefes aus der Hand, und böswillige Freunde veröffentlichten sie in der Beilage zu der „Leipziger Allgemeinen Zeitung“ vom 24. Dezember 1842. Mit Recht war der König entrüstet über eine solche öffentliche Verhöhnung seiner Person, und die Folgen dieser Torheit Herweghs blieben nicht aus. Er selbst wurde aus Preußen ausgewiesen und die „Leipziger Allgemeine Zeitung“ in Preußen verboten, weil sie „eine Niederlage von Lügen, Entstellungen und böswilligen Angriffen geworden sei“.[1]) Andere reaktionäre Maßregeln folgten. Da wurde Freiligraths ehrliches Herz zu einer zürnenden Apostrophe veranlaßt. Hatte er schon früher Herweghs frivoles Kokettieren mit dem Sozialismus und Kommunismus schmerzlich empfunden, so war ihm dieser Brief eine „kaum zu verwischende Schmach,“[2]) ein „Schindludertreiben mit der Freiheit“,[2]) ein „Kompromittieren der guten Sache der Freiheit durch den Hochmut und die Tappigkeit eines einzelnen“.[2]) Sein ganzer Unmut loderte auf in dem Gedichte gegen Herwegh: „Ein Brief.“[3]) Zwar verhehlte er sich nicht die mancherlei Bedenken, die die Veröffentlichung des Gedichtes hatte, aber er ließ sich nicht abschrecken, sondern wagte es in der Kölnischen Zeitung vom 20. Januar 1843, dem gefeierten „Helden“ Herwegh entgegenzutreten:

„Ein neuer Held Sankt Jürgen
Durch Deutschland zogst du frei,
Im Fluge zu erwürgen
Den Molch der Tyrannei!
Wie kommt es, daß der grause
Noch züngelt ungescheut?
Verpaßtest du beim Schmause
Vielleicht die rechte Zeit?“

---

[1]) Vergl. Heinrich von Treitschke, deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert, Bd. V. S. 205 ff

[2]) Buchner, a. a. O. II, Seite 46, 47.

[3]) Freiligrath, Ges. Dichtungen III, 22.

Dieser Angriff gegen den allbekannten schwäbischen Dichter erregte ungeheure Sensation und brachte Freiligrath wieder in den Streit der Meinungen, ja, mitten auf den politischen Kampfplatz. Man verdächtigte seine Beweggründe, schob ihm Eifersucht und Neid auf den gewaltigen Volksmann und „Freiheitshelden" Herwegh unter; in den Augen vieler war er der „königliche Pensionär",[1]) nicht der freisinnige Mann, den das Gedicht verrät, sondern der Feind Herweghs, der Freiheit, des Volkes. Vor allem sandte der zahlreiche Anhang Herweghs, der sich um die Rheinische Zeitung scharte, solche Anklagen in die Öffentlichkeit. So veröffentlichte Karl Heinzen dort einen gereimten Absagebrief, der Freiligrath zum Denunzianten stempelt, und der hier folgen mag:[2])

„Der Dichter steht auf einer höheren Warte
Als auf den Zinnen der Partei!"
Doch greift er ohne Scheu nach der Standarte
Der — Polizei.

Gefordert einst zu männlicher Bestreitung
Schwieg die poetische Person.
Jetzt kämpft, o Ehre! in der Kölner Zeitung
Die — Pension.

Ist der Lebend'ge um den Ruhm gekommen,
Geduld, er stellt ihn wieder her.
Doch was er unbefleckt nach Haus genommen
Das ist — die Ehr'!

Dir blüht verdienter Ruhm im Wüstensande,
Im Urwald prangt dein Haus,
Doch, seit dein Wort ertönt im Vaterlande,
Ist's — mit dir aus.

---

[1]) So schreibt Herwegh am 24. Februar 1843 (Herweghs Briefwechsel a. a. O. S. 147 f.): „Freiligrath hat ein gemeines Gedicht an mich gerichtet, das ihm wahrscheinlich seine Pension um 100 Taler aufbessern soll".

[2]) Rheinische Zeitung vom 21. Januar 1843, Nr. 21.

Dir muß mit Schmerz ein Freund den Rücken kehren,
Der nur den Freien achten kann.
Den Dichter wird er ewig in dir ehren,
Fort ist — der Mann."

Karl Heinzen,
gewesener Freund Freiligraths.[1])

Einen bitterbösen „Brief an F—h" brachte dann Nr. 57 vom 26. Februar 1843:

„Du nennest ihn St. Jürgen?
Der Ferne macht dir Lust.
Nie wird er dich erwürgen,
Dich mit der engen Brust.
Es brächt' ihm wenig Ehre,
Das Renommee wär hin;
Er gab dir nur 'ne Lehre,
Zu wecken Mannes Sinn.

Nicht will er dein Verderben,
Des Pensionierten Tod;
Noch minder dich beerben,
Er litte lieber Not
Er will, daß hell du schauest,
— Und Solon war kein Tor —[1])
Daß du dem Geiste trauest,
Der mächtig bricht hervor.

Daß „er sich tot geschlagen",
Es macht Euch große Freud:
Fort Zittern jetzt und Zagen
Und Neid und Herzeleid!

---

[1]) Zwei Epigramme folgten unter der Überschrift: „An Ihn" in Nr. 35 vom 25. Januar, von denen ich das zweite mitteilen will:

Si natura negat, facit indignatio versum.
Ein Kranz noch fehlte dir: hast ihn errungen,
Da du des Neides scheele Lust uns gibst.
An welchen Dämon hattst du dich verbungen,
Als du den Brief voll Hohn an „Jürgen" schriebst?

[2]) Bezieht sich auf ein Gesetz Solons, das den Bürgern verbot, bei einer Parteiung neutral zu bleiben.

Euch wär es nie gelungen,
Hätt' er's nicht selbst getan:
Nun rühret ihr die Zungen
Und stimmt den Päan an.

Hört wie die Raben schreien,
Sie wittern Leichenduft:
Das ist ein tolles Freuen,
Sie atmen Abendluft,
O Übermut! Im Steigen
Löst schnell der Rauch sich auf;
Nicht ist der Tag am Neigen;
Die Sonne kommt herauf.

O könnt ich dich berauschen
In echtem deutschen Wein!
Dem nüchternen zu lauschen
Ist wahre Seelenpein.
Der Flug zum heißen Süden,
Der Zug zum Mohrenland,
Sie taten dich ermüden:
Laß ruhen deine Hand!

Dich überlief wohl Grauen
Bei seinem raschen Ritt?
Bist nicht aus Schwabens Gauen,
„Der Schwabe forcht sich nicht."
Sei ruhig, ich will bürgen,
Dem Fernen keinen Spott!
Nie attaquiert dich Jürgen,
Er wär sonst Don Quixote."

Das schärfste Gegengedicht richtete aber wohl Ludwig Wiß an Freiligrath; selbst die Rheinische Zeitung nahm es nicht an und es erschien im „Pilot" 1843: [1])

[1]) Das Gedicht ist abgedruckt in der Anthologie von Hermann Marggraff: „Politische Gedichte aus Deutschlands Neuzeit." Leipzig 1843 S. 401. Der Verfasser heißt wohl Ludwig „Wiß", nicht „Wihl", wie Maggraff und nach ihm R. M. Meyer (a. a. O. S. 291) angeben; er ist also wohl nicht identisch mit dem „Schwalbenvater" Ludwig Wihl (1807—1882), dem Autor der „West-östlichen Schwalben" 1847. Vergl. Herweghs Briefwechsel a. a. O. S. 99, 181, 207.

„Die Molche und die Kraken,
Die Tiger und die Leu'n,
O Freiligrath, van Aken,
Die kannst du konterfein;
Dir steht ein ganzer Haufen
Von Bestien zur Hand,
Die willst du gern verkaufen
Dem deutschen Vaterland.

Da ist Sankt Jürgen kommen,
Der kühne freie Held,
Der hat sein Schwert genommen
Und zog gegen Dich zu Feld;
Er warf aus allen Mächten,
Poet, dich auf den Grund,
Du trägst von diesem Fechten
Gar manche schwere Wund'.

Die bähst du traurigstille
Und siehst mit argem Neid,
Daß man in reicher Fülle
Ihm Lorbeerkränze weiht:
Triumph! Es kam die Stunde
Wo Worte allzukühn,
Entrauschet seinem Munde
Ihn in Verbannung ziehn.

Jetzt willst du ihn erwürgen,
Der dir die Wunden schlug;
Du schlugst ja nicht Sankt Jürgen,
Da er den Lorbeer trug!
Ist das die Zeit zum Streiten? —
O nein, sie ist es nicht;
Wohl gab es andre Zeiten,
Wo streiten dir war Pflicht.

Befreie dich vom Drange
Der heißen Wüstenei!
Entfalte im Gesange
Ein Herze warm und frei.

Zeig uns, gleich dem Lebend'gen
Daß Du, ein Sohn der Zeit,
Die Molche möchtest bänd'gen:
Das ist ein würd'ger Streit!

Mit ihm in einer Reihe,
Das wär ein schöner Stand!
Er hat die Dichterweihe
Wohl auch aus Gottes Hand.
Er stritt für Deutschlands Ehre,
Das war kein Schwabenstreich;
Zieh ein die stumpfe Wehre,
Der Held ist ehrenreich!" [1])

Selbst in den Kreisen, die Freiligrath nahe standen, war die Enttäuschung eine gewaltige; dieses beweist uns das allerdings viel versöhnlicher gehaltene Gedicht des Elberfelder Adolf Schults, eines Hauptvorkämpfers des Liberalismus in den niederrheinischen Landen. [2]) Freimütig gibt der Verfasser das Verfehlte des Herweghschen Schrittes zu, wendet sich aber gegen die Form der Freiligrathschen Kritik. Sein poetischer

[1]) Einen „aufklärenden" Artikel von R. Prutz: „Herwegh und das deutsche Publikum", brachte die Rheinische Zeitung vom 21. März 1843. Darin heißt es: „Auch ein Dichter trat als Schildknappe dieser sich tugendsamlich spreizenden Presse auf, nun zu der giftigen Prosa Berliner Korrespondenten auch süddeutsche Verse über Herwegh auszuschütten. — Man verkehrt nicht ungestraft lange mit den Dattel- und Kokospalmen, und mit den Löwen, Tigern und Kameloparden der Wüste; das Sehnen, Grollen, Jubeln der Herweghschen Poesie sind nie in Freiligraths Brust lebendig geworden, sie liegen jenseits seines Horizontes, er würde sich nie darin erheben können. Und wie Freiligrath nicht über seine poetische Schranke hinauskonnte, so mochte auch der Enthusiasmus, den Herwegh erreicht, verglichen mit dem stillen Behagen seiner eignen Freunde, ihm etwas unbegreiflich, unheimlich, lästig erscheinen, umso mehr als seine eigene Bedeutung dadurch in den Hintergrund geschoben wurde. Und so entstand jenes unerquickliche Hohngedicht auf Herwegh in der Kölnischen Zeitung. Es ist nicht Servilismus, nicht Bosheit, nicht Neid und Haß, was sich hier ausspricht: es ist die trübe Beschränktheit, in der diese und andere Motive nur noch embryonisch liegen, die trotz ihrer Unerquicklichkeit doch nicht ohne Wohlmeinen und Behagen aufzutreten pflegt."

[2]) Auch Kinkel verurteilte Freiligraths Gedicht gegen Herwegh in einem ungedruckten Briefe, den er am 15. Januar 1843 an Freiligrath richtete.

Erguß mag als Beweis für die Stimmung in Kreisen, die Freiligrath nahe standen, hier mitgeteilt werden:[1])

So spricht der Dichter nicht zum Dichter,
So schmäht den Helden nicht der Held!
Des freien Sängers freier Richter,
O zähl' dich nicht zu dem Gelichter,
Das da frohlockt, wenn einer fällt!

Fürwahr, du hast ein Wort gesprochen,
Das schier wie Schadenfreude klang!
Du hast ihm noch den Stab gebrochen,
Da der Lebend'ge schon seit Wochen
Verlassen ging den schweren Gang!

Du möchtest ihn mit Fug verklagen
Zu jung ihn schelten wohl mit Recht!
Mit Spottesruten ihn zu schlagen,
Mit Hohn dem Flücht'gen nachzujagen
Das aber laß dem feilen Knecht!

Ihn hat ein Taumel fortgerissen,
Daß er ihn schrieb, den schlimmen Brief;
Er fehlte schwer, das mag er wissen:
Doch muß er drum den Lorbeer missen,
Und hängt sein Kranz deswegen schief?

Durch Deutschland scholl, was er gesungen, —
Ist sein Gesang nun drum verhallt?
Klingt fürder nicht, wie es geklungen
Sein Lied, das ja mit Feuerzungen
Verklagt der Tyrannei Gewalt?

Drum Dichter! laß für dich mich sprechen
Und ob ich recht geredet, sprich:
Bevor die Schadenfrohen, Frechen
Sich durch ein schnödes Urteil rächen —
Auch du, du übereiltest dich!"

---

[1]) Das Gedicht steht in der Europa, 1843. Bd. I, 316.

Eine klare, treffliche Auseinandersetzung über Freiligraths Stellung zu Herwegh gab sein Freund Karl Buchner im „Vaterland“,[1]) und da der Dichter sie verschiedentlich als genau den Verhältnissen und seinen Absichten entsprechend hinstellt, so mag sie auch für uns maßgebend sein; deshalb lasse ich die wichtigeren Stellen daraus folgen: „Es ist in öffentlichen Blättern zu lesen gewesen, Freiligrath habe in der Kölnischen Zeitung einen Brief an Herwegh gerichtet, einen Brief, spöttisch und scharf.

„Ich sehe ein, daß die öffentlichen Blätter den Brief nicht wohl zu ihrer Notiz drucken lassen konnten; aber doch bedaure ich es, daß dies nicht möglich war. Diejenigen, welchen die Kölner Zeitung nicht zu Gesicht kommt, hätten dann die Möglichkeit gehabt, Art, Ton und Gehalt des Briefes zu prüfen. Sie würden dann nicht veranlaßt sein, einem an sich recht löblichen Gefühle Raum zu geben und zu meinen: „Nun, Freiligrath hätte denn doch den Herrn Herwegh ungehudelt lassen können!“ Ich gestehe, daß eine solche gehörte Äußerung mir den Gedanken eingegeben hat, mich mit diesem offenen Briefe an alle diejenigen zu wenden, welche zur selben oder zu ähnlichen Äußerungen geneigt sind. — (folgt Schilderung von Herweghs Triumphreise). Es fragt sich: darf über solch Verhalten der aufrichtige Freund der Freiheit und des Fortschritts nicht ernstlich ungehalten sein, und darf er seinen Unwillen, je nach Möglichkeit oder Neigung nicht in mündlichen oder schriftlichen Worten aussprechen? Gibt nach Goethes schönen Worten im „Tasso“, ein Gott dem Dichter zu sagen, was er leidet, so gibt er ihm auch zu sagen, was er zürnt und was er liebt. Freiligrath hat Beides nur getan in dem Brief, den er, ohne Herweghs Namen zu nennen, in der Kölnischen Zeitung hat abdrucken lassen. Er hatte keinen Grund, seines Urteils über Herweghs „Ziehen und Reisen“ sich zu begeben und über die Art, wie hier fetirt wird; er durfte ihn für eitel und großsprecherisch halten, er durfte ihm das sagen.

„Aber damit wäre allerdings noch ziemlich wenig getan gewesen. Freiligrath, obgleich keiner politischen Partei angehörig, fühlt doch und mußte fühlen, daß solches Verhalten von Personen, die die öffentliche Meinung an die Spitze der Freiheitstrebenden setzt, der Freiheit selbst schädlich sei, auf die Freiheit selbst und ihre Interessen einen Schatten werfe. Denn keine Freiheit, ohne ein entsprechendes Maß von Gleichheit

---

[1]) Vaterland, Zeitschrift für Unterhaltung, Literatur und öffentliches Leben. 31. Januar und 1. Februar 1843, S. 103 und 107.

wo Einzelpersonen mit sich selbst und ihren Nächsten in ungebändigter Eitelkeit schön tuen, wo man anerkennendes Verdienst älterer Patrioten geringschätzig behandelt, wo Impietät die Parole ist. Keine Freiheit, wo die Freiheit auffällig nur als Gold- oder Silberleuchter gilt, die eigenen Gesichtszüge dem Publikum zu verklären. Kein anerkennendes Märtyrertum für die Freiheit, wo Unbesonnenheit und Eitelkeit die Sache der Freiheit so schwer kompromittierten.

Das ist's — Wohl wird geschlagen
Ein Held im Kriegsgewühl;
In alt und neuen Tagen
Schritt mancher ins Exil;
Doch rings im Volksgetümmel
Kein Höhnen und kein Groll:
Sein Stern erlosch am Himmel —
Doch rein und würdevoll!
Die Freiheit rang die Hände,
Da seine band der Strick!
Wie tote Fackelbrände
Der Freunde düstrer Blick!
Ringsum Gewitterstirnen,
Rings Murmeln durch's Visir,
Ringsum verhalt'nes Zürnen —
O ständ es so mit dir!

„Wahrhaftig, ich möchte den sehen, der aus diesen Strophen Freiligraths an Herwegh Servilismus herausfinden könnte. Gerade im Gegenteil brachte er dem ernsten, bescheidenen Freiheitskämpfer, selbst wenn Verbannung, Gefangenschaft und Tod seinen Bemühungen folgten, die Palme der Anerkennung hierin." Doch Herwegh ist kein solcher Freiheitskämpfer, sondern er hat die jungen Triebe am Freiheitsbaum fast alle geknickt.

„Freiligrath verhehlt sich nicht, daß man meinen könnte, Herwegh verdiene in seinem neuen Mißgeschick Schonung. Indes hat er darauf die Antwort:

Was ich sagte,
Wohl klingt es schonungslos!
Doch wer uns Arndt verklagte,
Zog selber sich das Los!
Du nanntest den alten Riesen

Zu alt zu dieser Frist?
Du hast uns nur bewiesen,
Daß du zu jung noch bist!

„Der Schluß ist durchaus versöhnlich und das ist von entscheidender Wichtigkeit.

Zieht hin, — doch um zu kehren!
Die Freiheit kann verzeih'n!
Bring ein die alten Ehren,
Mit Liedern bring sie ein!
Der Dichtung Goldstandarte,
Laß wehen sie, doppeltreich: —
Poet, wetz' aus die Scharte,
Wetz' aus den Schwabenstreich!"

„Ist das nicht der heilende Finger auf die Wunde gelegt, die man schlug? An Herweghs großer Meinung von sich selbst scheint, wie das so zu gehen pflegt, Lobgehudel von Verehrern männlichen und weiblichen Geschlechtes mit die Schuld zu haben, und da ist es gut, wenn die Stimme von Männern, deren Urteil gilt, denen man Reinheit des Willens zutrauen darf, über eine Haupt- und Staatsaktion der übermäßig Umräucherten ihre offene Meinung aussprechen. Das Talent, und wäre es ein so glänzendes als das Herweghs, verdirbt, wenn es beständig Lob um Lob umqualmt."

Doch solch vernünftige Stimmen, die freimütig auf die freisinnige Anschauung Freiligraths und seine Anerkennung des Dichters, auch des politischen Dichters Herwegh hinweisen, verhallten damals; in der vorherrschenden öffentlichen Meinung war er der Höfling, ein Mitglied der konservativen Reaktionspartei, wie er z. B. für Karl Marx noch im November 1843 als ein Feind Herweghs und der Freiheit gibt.[1]) Verstärkt wurde diese Meinung noch durch das Eintreffen E. Geibels in St. Goar, der dort mit Freiligrath zusammen einen heiteren Poetensommer zubrachte. Geibel war ebenfalls schon mit politischen Gedichten hervorgetreten und stand, obwohl als Bürger in einer Republik geboren, auf gemäßigt liberalem, vor allem aber deutschnationalen Boden; Schücking [2]) charakterisiert ihn allerdings als einen Mann, der sich frei und offen als Tory

[1]) Buchner: a. a. O. Bd. II. S. 88.

[2]) Schücking: Lebenserinnerungen. Westermanns illustrierte Monatshefte 1880 Bd. 48, 109 ff.

bekannte und nicht abgeneigt wäre zu posieren. Geibel hatte im Februar 1842 ein kraftvolles Gedicht gegen Herwegh, gegen seine demokratische und revolutionäre Opposition geschleudert, das ebenso wie Freiligraths Gedicht einen liberalen Grundzug hat und einem vernünftigen gesetzmäßigen Fortschritt huldigt:[1])

„Wohl kämpfen wir auch für das Neue;
Ums Freiheitsbanner dicht geschart,
So stehn auch wir; doch aufbewahrt
Aus alter Zeit blieb uns die Treue.

— — — — — — — — — — —

Wir wollen auch, daß frei das Wort
Durch alle Lüfte möge fluten;
Es dünkt auch uns in Süd und Nord
Das Wort der beste Freiheitshort —
Doch soll darum dein Volk verbluten?"

Während Geibel Herwegh die Lehre gegeben hatte:[1])

„Doch wer vom Wetterlicht umblitzt
Im Donnerwagen grollend sitzt —
Der soll nicht mit den Zügeln spielen,"

wirft ihm Freiligrath die übermäßige Betonung seines Ichs vor:

„Wer sagt, er stände Wache
Fürs Recht, der halte Stich
Und gebe statt der Sache
Nicht immer nur sein Ich!
Der schwinge, wo fürs Ganze
Man ernste Speere bricht,
Ruhmredig nicht die Lanze,
Mit der die Hoffahrt ficht!"

Nun hatte auch Geibel 1843 eine Pension von 300 Talern erhalten und natürlich auch von den Radikalen darob mancherlei Angriffe zu erdulden; ja, ein Kritiker rechnete sogar aus, daß der nominelle Kapitalwert Geibels durch die jährliche Pension 8571 Taler 12 Sgr. $10^2/_7$ Pfg. betrage.[2]) Wie nahe lag bei solch kritischer Stimmung gegen

[1]) Emmanuel Geibel. Gesammelte Werke. 3. Auflage Stuttgart 1893. Bd. I. Seite 218.

[2]) C. Leimbach. Emmanuel Geibel. 2. Auflage von M. Trippenbach. Wolfenbüttel 1894 Seite 72.

die beiden „Pensionäre“ die Vermutung, daß bei ihrem Zusammensein ein Meinungsaustausch zwischen ihnen stattfände, daß sie beide im Dienste der Reaktion gegen den Radikalismus ständen. Dieser Voraussetzung gab Herwegh Ausdruck in einer Xenie:

„Einsam wären die Dichter? Ihr lügt! Wie Sklaven des bagne,
Paarweis schmiedet man sie an die Galeere des Staats“ [1])

und in einer giftigen, witzigen Antwort auf Freiligraths „Brief“, betitelt „Duett der Pensionierten“, [2]) worin es heißt:

Freiligrath: „Ich gesteh, ich hätte lieber
Die Unsterblichkeit allein;
Doch dies Demagogenfieber
Geibel: Bändigen wir nur zu zwei'n.
Freiligrath: Und so laß unsere Flammen
Geibel: Tun zu einem Brand zusammen.
Freiligrath: Braten als getreue Diener
Geibel: Die verfluchten Jakobiner.
Beide: Und verzehren dann im Frieden
Die Pension der Invaliden.“

So war Freiligrath in den Streit der öffentlichen Meinung gekommen und wurde förmlich zu einem „Zankapfel“ zwischen den Parteien. Außer Buchner in dem oben erwähnten Artikel legte dann der schon genannte Adolf Schults eine Lanze für Freiligrath ein, riet ihm aber auch gleichzeitig, in freisinnigen Gedichten sich selbst zu verteidigen: [3])

„Du Held! ich mußte mit dir rechten,
Ich tats mit offenem Visir!
Doch heute ruf ich, trotz den Schlechten,
Die da verkappt dir Stricke flechten:
„Simson, Philister über dir!“

Du Starker, recke Deine Glieder,
Entraffe dich der Dirne Schoß
O zeige Dich als Simson wieder,
Auf, schüttle dich und wirf sie nieder,
Es kostet dich nur einen Stoß.

[1]) Herweghs Briefwechsel a. a. O. S. 238.
[2]) Herwegh, Gedichte eines Lebendigen. 2. Teil S. 204.
[3]) Europa 1843 Bd. I, 363.

Wie mögen doch die Falschen wagen
Als Feind der Freiheit dich zu schmäh'n?
Wie dürfen sie dich frech verklagen,
Als ob sie dich die Schleppe tragen
Der Tyrannei-Megäre säh'n?

Wie mögen sie dich schnöd verweisen
Aus deinem deutschen Vaterland?
Dich höhnisch heißen weiter reisen
Und wieder ziehn auf dürren Gleisen
In der Sahara Wüstensand?

O, fasse Fuß auf deutscher Erde,
O, stoß hinein der Lanze Schaft!
Auf, schwinge sie mit Machtgeberde,
Frisch tummle dich auf raschem Pferde
Und zeige dich in neuer Kraft!

Du Held, ich mußte mit dir rechten,
Mein volles Herz gebot es mir!
Doch heute ruf' ich, trotz den Schlechten,
Die gerne dich zu Falle brächten:
Simson, Philister über dir!"

Für Freiligrath wurde der „Brief" von der folgenschwersten Bedeutung, denn von seiner Veröffentlichung an datiert des Dichters politische Poesie. Schon in diesem Angriffsgedichte gegen Herwegh hatte er die „höhere Warte" verlassen, er war zum vermeintlichen Anwalt, zum Schützer der echten Freiheit geworden. Diese seine Verteidigung wurde nicht anerkannt, vielmehr verkannt, verdächtigt, ja gar verspottet, und so mußte er sich weiter verteidigen. Seinem Herzen schlugen die Angriffe gegen ihn eine tiefe Wunde, denn er glaubte das teuerste und heiligste Gut eines Schriftstellers und Dichters, die Liebe und Achtung des Volkes, unverschuldeter Weise verloren zu haben. Um daher aller Welt zu zeigen, daß es ihm ernst sei mit der hehren, reinen Göttin Freiheit, zog er die Konsequenz aus seiner angreifenden Stellung in dem „Briefe" und beabsichtigte in kurzen Zwischenräumen Zeitgedichte zu veröffentlichen, die seine innerlich unabhängige Stellung darlegen, die zeigen sollten, daß er nicht ein besoldeter Sänger auf Seiten der Reaktion sei, wie die verdächtigenden Vorwürfe ausgesprochen hatten.

Nicht die politisch-diplomatische Poesie wollte er vertreten, die für die politische Freiheit wirken, die zu politischen Taten begeistern oder politische Probleme erörtern will, sondern er gedachte die Erscheinungen und Kämpfe des politischen und sozialen Lebens mit in den Kreis der Poesie zu ziehen, sie in Gedichten gemäß seiner liberalen Überzeugung und Gesinnung zu reflektieren.

Natürlich achtete Freiligrath von nun an mehr auf die Vorgänge im öffentlichen Leben, und da ringt sich ihm bald das bange Geständnis ab[1]): „Von der Zukunft des Vaterlandes erwart' ich nicht viel. Stickluft oben und Stickluft unten — was soll aus dieser Misère Gutes kommen?"

Rettung erwartete er nicht von einem philosophischen Radikalismus, wie ihn die „Deutschen Jahrbücher" vertraten, auch nicht von einem unklaren, einseitigen Fanatismus, wie ihn die „Rheinische Zeitung" zur Schau trug, aber auch von der herrschenden Reaktion wollte er nichts wissen; er huldigte dem gesetzmäßigen, vernünftigen Fortschritt.

Die Zeitereignisse verstärkten diesen politischen Pessimismus, der aus der angeführten Stelle zum ersten Male spricht (Februar 1843), in der Folgezeit ganz gewaltig.

Im Sommer 1843 ging eine tiefe Erregung durch die ganze rheinische Bevölkerung. In jenem Jahre fand nämlich eine stürmische Landtagssitzung statt, die am 14. Mai in Düsseldorf begann, und in deren Verlauf die Regierung die Rheinländer arg enttäuschte. In dieser Sitzung wurde die gerade zur Zeit wieder aktuell gewordene Frage der Preßfreiheit Gegenstand einer sehr lebhaften Debatte. Noch viel mehr regte aber die ganze Provinz die Frage des rheinischen Rechtes auf. Die preußische Regierung hatte, um Sinn zu erwecken für eine gleichartige Auffassung des Staatslebens und staatlicher Institutionen, für gemeinschaftliche Ideen, die die einzelnen Mitglieder des Staates verbinden sollte, einen einheitlichen Strafgesetzentwurf für alle Provinzen ausgearbeitet, und zwar auf Grund des preußischen Landrechtes. Das war gewiß ein fortschrittlicher Gedanke, und auch am Rhein wollte man in einem großen mächtigen Staatswesen aufgehen, aber man wollte diesen Fortschritt nicht durch Rückschritte, die die französische Revolution hier beseitigt hatte, erkaufen. Denn der Entwurf widerstritt in Rücksicht auf den Adel der am Rhein geltenden bürgerlichen Rechtsfreiheit, auch für die Prügelstrafe auf gewisse Verbrechen hatte man hier keinen Sinn;

---

[1]) Buchner: a. a. O. II, 51.

Deshalb wurde der Entwurf vom Landtage einstimmig abgelehnt. Darüber große Freude in der ganzen Provinz, denn die Ablehnung galt als ein Sieg des bürgerlichen Gleichheitsgefühls. Wie ein Blitz schlug in diese Stimmung aber ein eine Kabinettsorder vom 18. Juli 1843 mit der schneidenden Wendung: „Solche Demonstrationen sind nicht im Stande, irgend einen Einfluß auf die Sache, auf Meine Entschließung und auf den Gang Meiner Regierung üben zu können."

Außerdem erfolgten in jener Zeit noch andere Maßregeln der Regierung, die die allgemeine Entrüstung aller freiheitlich gesinnten Männer hervorriefen. Auf die Verbannung Herweghs und das Verbot der Leipziger Allgemeinen Zeitung wiesen wir schon hin. Im Januar 1843 wurden Ruge's Deutsche Jahrbücher unterdrückt, weil sie „den Liberalismus in den Demokratismus auflösen[1]), durch Herstellung des absoluten Staates zur Freiheit gelangen wollten". Vom 1. April 1843 ab durfte die Rheinische Zeitung, die durch liberalen Geist und Kühnheit alle preußischen Blätter übertraf, auch vielfach soziale Erörterungen brachte, dabei aber stets für einen deutschen Liberalismus sich bemühte und auf Preußens notwendige Führung in Deutschland hinwies, wegen „Zügellosigkeit in Gesinnung und Ausdruck, der subversiven Richtung gegen Staat und Kirche" nicht mehr erscheinen. Sie hatte erklärt, „in der Censur liege die tiefste Unsittlichkeit". Viel Staub wirbelte die Absetzung Hoffmanns von Fallersleben in Breslau auf. Seine „Unpolitischen Lieder" enthielten ja manche Ausfälle gegen die Regierung, in ihnen wurden ja, wie es in der Begründung des Urteilsspruches heißt, „die öffentlichen und sozialen Zustände in Deutschland, respektive in Preußen, vielfach mit bitterem Spott angegriffen, verhöhnt und verächtlich gemacht, und ein Geist der Verachtung gegen die bestehende Ordnung der Dinge, den Landesherrn und die Obrigkeit hervorgerufen", aber trotzdem erschien das Urteil, durch das der Verfasser ohne Pension seiner Professur enthoben wurde, doch allen grausam und hart. Die Maßregelung dieses verdienten Mannes, der uns auch so etwas Unvergängliches wie „Deutschland, Deutschland über alles" und „Treue Liebe bis zum Grabe" ꝛc. geschenkt hat, und im Grunde doch eine harmlose Gelehrtennatur war, die Aufhebung einiger Freiheiten, die der Presse gewährt worden waren, nahm auch Freiligrath mit Unwillen auf.

[1]) Die Jahrbücher brachten zu Anfang des Jahres 1843 einen Artikel: „Selbstkritik des Liberalismus."

Noch stärker ergriff ihn das himmelschreiende Verfahren gegen den Professor Jordan, den „Vater der hessischen Verfassung“. Dieser freisinnige und begabte Mann, dessen Name von den Vertretern der Reaktion in ganz Deutschland gefürchtet war, war schon im Jahre 1839 seines Amtes entsetzt und wegen versuchten Hochverrats in Untersuchung gezogen worden. Er galt als Haupt der Revolutionspartei und wurde deshalb in schwerer, seine Gesundheit zerrüttender Haft auf dem Bergschloß zu Marburg gehalten. Nach vierjähriger Gefangenschaft wurde er dann endlich 1843 „wegen Nichthinderung hochverräterischer Unternehmungen“ zu 6 Jahren Festung verurteilt, vom Oberappellationsgericht allerdings freigesprochen. Die Unhaltbarkeit der alten Zustände, bei denen so etwas möglich war, wurde dadurch deutlich erwiesen, und allenthalben ertönte der Ruf nach Reform des Gerichtswesens und Gerichtsverfahrens.

Das sind die Hauptmomente, die im Sommer 1843 auf Freiligrath einwirkten, seinen optimistischen Sinn verdüsterten und ihn veranlaßten, im Juli 1843 recht „schafferig“ zu werden, „ein Sonett nach dem anderen von Stapel zu lassen, meist über die Fragen der Zeit.“ [1]) Und die Grundstimmung, die Tendenz dieser Gedichte? „Ein der Reaktion wie dem Schwindel der Radikalen gleich entfernt stehender Liberalismus.“

So wurde Freiligrath, der seit dem Frühjahre 1843 schon etliche politische Gedichte verfaßt hatte, jetzt vollständig zum politischen Dichter. Seine ganze Veranlagung, seine tiefe Empfindung, sein Entwicklungsgang und die Zeitumstände drängten ihn zur Parteinahme, und zwar zu der Partei der Freiheit und damit der Opposition. Sein Inneres trieb ihn, seine Überzeugung frei, entschieden und unumwunden auszusprechen, und diesem inneren Gebote leistete er Folge. Seine politische Lyrik ist nicht eine Konzession an die Tagesmode, sondern, wie wir sahen, der Abschluß einer langen Entwickelung. Die treibende Kraft ist seine Erbitterung über die vielen Mißgriffe der Regierung, über das gestörte Vertrauen zwischen Volk und Königtum, über seine scheinbaren liberalen Gewährungen, die bald reaktionären Maßregeln Platz machten, eine Erbitterung, gepaart mit warmherziger Teilnahme für die Leiden und Sorgen der Unglücklichen und Armen. Dieses tiefe Mitgefühl mit allen Schwachen und Unterdrückten konnten wir ja schon sehr früh bei ihm feststellen. Jetzt verwob sein hoher Idealismus die Gedanken einer staatlichen und sozialen Reformation miteinander; mit keckem Mute deckte er neben den politischen auch Gesellschaftsschäden in ihrem innersten Kerne auf.

[1]) Buchner a. a. O. II, 70.

Des Dichters politisch-liberale Gesinnung wurde noch gestärkt durch Hoffmann von Fallersleben, mit dem er am 16. August 1843 zusammentraf. An diese Begegnung knüpft sich die Fabel von der Bekehrung Freiligraths durch Hoffmann. Wiewohl sich die Sache durch den oben angegebenen Zeitpunkt (Juli 1843) von selbst erledigt, so fand das Märchen, dem Freiligrath selbst durch die Erwähnung „jener Nacht im Riesen" Vorschub geleistet hat, doch Glauben und ging in die zeitgenössischen Literaturgeschichten über. So nennt z. B. Prutz Hoffmann „bekanntlich" den Bekehrer Freiligraths, und auch Karl Barthel in seiner „deutschen Nationalliteratur" und Gödeke in seiner Geibel-Biographie sprechen im ähnlichen Sinne von Hoffmann. Vorsichtiger sagt Trippenbach, (a. a. O. S. 75) Hoffmann habe Freiligrath zum politischen Radikalismus bekehrt, was auch nicht zutrifft und was Hoffmann selbst bestreitet, [1]) wenn er die Mythe von der Bekehrung Freiligraths eine Albernheit nennt und ausdrücklich erklärt, daß Freiligrath damals eine liberale Gesinnung bekannt hätte. Allerdings war Freiligrath dem liebenswürdigen Professor gegenüber nicht so verschlossen wie Geibel. Als Hoffmann mit redseliger Geschwätzigkeit seine Schicksale erzählt hatte, machte auch Freiligrath seinem bedrängten Herzen Luft. Hoffmann war aber noch nachher mißtrauisch gegen Freiligraths Gesinnung und veröffentlichte am 3. Mai 1844 ein Gedicht, das Freiligrath als „Pensionär" in höhnender Weise erwähnte, und das ich deshalb hier folgen lasse: [2])

Lied eines pensionierten Poeten.

Jam et pecuniam accipere docuimus. Tacitus de Germ. 15.

Mel.: Es ist nichts mit den alten Weibern.

Einst hab ich auch gesungen
Fürs liebe Vaterland.
Und wie war ich doch begeistert
Und für die Freiheit entbrannt!

Was half mir die Begeistrung,
Ich litt dabei nur Not;
Jubelnd sang ich Freiheitslieder,
Und ich hatte kein Brod.

---

[1]) Hoffmann von Fallersleben. Mein Leben. B. IV, 172.

[2]) Das Gedicht ist Nr. 8 einer Sammlung Hoffmanns, die 1844 unter dem Titel „Maitrank" und unter dem gefälschten Verlag, Paris, Renardier 1844 erschien; und es ist wieder abgedruckt: Mein Leben IV. Bd. S. 153.

Es paßt die Knechtschaft besser
Für den Gelehrten Stand:
Kaum gedacht, und es hatte
Gleich das Blatt sich gewandt.

Drum bin ich jetzt geworden
Ein Dichter mit Pension;
Alle Kunst erhält Belohnung
Nur vom Königsthron.

Was brauch' ich jetzt noch Freiheit?
Was brauch ich's Vaterland?
Hab' ich doch dreihundert Taler
Gutes preußisch Courant.

Willkommen, Bruder Geibel!
Und Bruder Freiligrath!
Und du, lieber Bruder Kopisch!
Ich bin Euer Kamerad."

Ganz energisch protestiert Freiligrath selbst gegen seine „Konversion" in einem Briefe [1]) an F. A. Brockhaus (9. Juli 1852). Da der Brief auch sonst manches Aufklärende für diese Periode enthält, so mag die fragliche Stelle, etwas verkürzt, hier folgen.

„Ich bin weder bekehrt, noch bin ich vollends durch Hoffmann bekehrt worden. Eine Entwicklung geht auch nicht in einer Nacht vor sich; zumal nicht bei mir. Wer mich näher kennt, wird wissen, daß ich gegen äußere Einflüsse mich eher spröde verhalte; daß ich bei Allem, was ich angreife, langsam und gründlich und gewissenhaft zu Werke gehe. Was ich bin, bin ich durch mich selbst und durch die Zeit geworden. Ich habe gearbeitet, gedacht und innere Kämpfe bestanden, ehe ich Hoffmann kennen lernte, und nachdem ich ihn kennen gelernt. Jene Nacht mit ihm ist vielleicht mit ein Sandkorn gewesen in der Wage meiner Entschlüsse, aber auch nichts weiter. Neues hat er mich damals nicht gelehrt; das „Bis ich alles wußte" in meinem vielfach gemißdeuteten Liede an ihn bezog sich rein auf seine, mir erst bei dieser Gelegenheit im Detail bekannt gewordenen, persönlichen Schicksale. Ich begreife eigentlich nicht, wie man sich nur wundern mag, daß ich ein

[1]) Buchner: a. a. O. II. Bd. S. 236.

Dichter der Revolution geworden bin; wie man meinen Gang, statt von Innen heraus, von Außen herein konstruieren mag. Nachdem ich mich einmal um die Politik des Tages zu bekümmern angefangen, konnte ich eben nur den Weg einschlagen, den ich nun seit acht Jahren mit unerschütterlicher Konsequenz, kein Opfer scheuend, keinen Lohn begehrend, ... gegangen bin. Ich wiederhole es: Resultate wie diese pflegen nicht aus den zufälligen Impulsen eines geselligen Abends hervorzugehen; bei einer Natur wie die meinige können sie es nicht."

Die politischen Gedichte, die aus dem Frühjahre bis Herbst 1843 stammen, sind allgemein liberaler Art und im wesentlichen entstanden unter den Angriffen auf Freiligraths Gedicht „Ein Brief". Der Dichter wollte der Welt zeigen, daß auch er eine freie politische Gesinnung, eine unabhängige Stellung hatte.

Zwei Übersetzungen geben seiner damaligen Seelenstimmung Ausdruck: „Die Winde" [1]) nach dem Amerikaner Bryant und „England an Deutschland" [2]) nach Thomas Campbell.

Eingeleitet wird das Gedicht „Die Winde" mit einer prächtigen Schilderung eines Gewittersturmes. Warum, fragt der Dichter, dies Toben der Stürme, sie sind ja frei geboren, sie ringen nicht um ihre Freiheit. Doch nicht frei, sondern in Ketten liegt Europa, in Ketten gelegt durch eine Macht, noch stärker als die Elemente, nämlich durch die Reaktion der Throninhaber. Aber der Sieg des Geistes, der Freiheit und des Rechts muß und wird kommen, denn des Volkes uralte Kraft will sein Geistesleben zur Entfaltung bringen. Jubelnd wird die Kette zerrissen. Doch der Befreiungskampf soll nicht mit Blut und Jammer die Erde erfüllen, wie es Herwegh verlangte, sondern dem alljährlich wiederkehrenden Ringen zwischen Frühling und Winter gleichen, in dem der Frühling endlich mit sanfter Macht seine Fesseln sprengt und seine Herrschaft ausbreitet. [3])

Das andere Gedicht, das Freiligrath verdeutscht, ist ein poetischer Gruß Englands an Deutschland, ein kriegerischer Weckruf, den Britannia an ihre Schwesternation richtet:

„Ins Gefecht! Werdet frei!" ihr, die ihr zur Entwicklung des Menschengeschlechtes so viel geleistet habt. Eine Schande für euch, daß

---

[1]) Freiligrath. Ges. Dichtungen Bd. III, 20.

[2]) Freiligrath, ebenda Bd. III, 70.

[3]) Denselben Gedanken hat auch Grün in den „Spaziergängen eines Wiener Poeten" ausgesprochen.

sich bei euch, den Erfindern der Buchdruckerkunst, die Presse nicht regen darf. „Rafft euch auf, groß und frei!"

Einen Seitenhieb gegen Herwegh und seine Jünger: „Weh mir, wenn das die einz'gen wären!" und eine positive Antwort an sie gibt das erste eigene liberale Gedicht Freiligraths: „Mit raschen Pferden jagt die Zeit".[1]) Auch er ist ein Diener und Verehrer der Freiheit, für die er kämpfen und die er verteidigen will. Aber sie ist ihm eine reine, eine hehre Göttin, kein Götzenbild:

„Ein Gottweib! Ernst verehr ich sie,
Und geh ihr nach mit Schwert und Schild
Und jauchz ihr zu!"

Für diese Periode kommen ferner in Betracht drei Gedichte, die der Dichter in die Sammlung „Zwischen den Garben" aufgenommen hat: „Die Linde bei Hirzenach"[2]) „Bei Koblenz"[3]) und „Vision".[4])

Wie sanft poetisch und friedlich still ist die Schilderung der Dorflinde, unter deren kühlendem, weithin sich erstreckendem Laubdach am Abend die Dorfbewohner jeglichen Alters zusammenkommen, jener Linde, die 1813 als Freiheitsbaum gepflanzt ist. Jetzt deutet aber ihr zahmes Wehen auf die Unfreiheit, die Knechtschaft in den reaktionären Staaten hin. Aber „noch hast du nicht geschwungen dein letztes Laub! Vorwärts geht die Geschichte".

„Bei Koblenz", am Grabe Schenkendorfs, der nach Abwerfung des französischen Joches seine Hoffnung auf die Wiederherstellung des deutschen Reiches in innigen und kraftvollen Liedern niedergelegt hatte und wohl mit tröstlichen Hoffnungen auf die Zukunft 1817 aus dem Leben geschieden war, rief Freiligrath mit Wehmut aus:

„Ach, die Freiheit, die du meintest,
Kam noch nicht mit ihrem Schein!
Ach, und wiederum in Fesseln
Zieht dein Felsenkind, dein Rhein!

Was du sangst, wofür du strebtest,
Ach von allem nichts erfüllt!
Wohl dir, daß du nicht erlebtest,
Was dein Hügel dir verhüllt!"

---

[1]) Freiligrath. Ges. Dichtungen, Bd. III, 25.
[2]) Freiligrath. Ges. Dichtungen, Bd. II, 191.
[3]) Freiligrath. Ebenda, Bd. II, 189.
[4]) Freiligrath. Ebenda, Bd. II, 192.

Hierhin gehört ferner die prächtige „Vision". Am Gottesacker in St. Goar erscheint dem Dichter der alte Zinkgref und mahnt ihn, auf die Stimmen seiner Zeit zu lauschen und in dem bevorstehenden Kampfe auf die Seite der Freiheit zu treten:

„Ich sang in jenem Streite:
Drum gehet tapfer an!
Tritt du auch auf die Seite
Der Freiheit als ein Mann!

Kriegsweisen wolle schmettern!
Was Tod, was Acht, was Bann
Sing in den kommenden Wettern
Auch du: drum gehet tapfer an!"

Zu tieferer Einkehr in sich selbst, zu einem fruchtbaren Schaffen ließ der bewegte Sommer 1843 Freiligrath nicht kommen. Aber vom Herbste 1843 erwachte wieder in ihm eine staunenswerte Produktivität. Es war die Zeit, von der er später Levin Schücking schrieb:[1] „Ich sage Assah! spucke in die Hände, und ein Gedicht ist fertig." Diese Schaffensfreude ließ ihn hoffen, noch im Herbste 1843 etwa ein halbes Hundert politischer Sonette unter dem Titel: „Patriotische Phantasien" veröffentlichen zu können. Mehr oder minder liegt allen diesen Gedichten noch der Gedanke einer positiven poetischen Antwort an Herwegh und seine Freunde zu grunde. Diese Sammlung sollte zeigen, daß er frei und unabhängig dastand, daß er als Poet sich der gährenden Zeitgedanken bemächtigt habe. Da schleuderten ihn aber neue verfehlte Maßnahmen der politischen Machthaber in ganz andere Bahnen, drängten ihn in die schärfste Opposition und damit zur Veröffentlichung des „Glaubensbekenntnisses".

Durch Herweghs Torheit veranlaßt, hatte die preußische Regierung 1843 die gemilderte Censur, die bedingte Preßfreiheit wieder abgeschafft und den schon bestehenden Beschränkungen der Preßfreiheit neue hinzugefügt. Für die Censurverwaltung wurden Lokal- und Bezirkscensoren eingesetzt, die immer neue geheime und sehr strenge Instruktionen erhielten. Die Preßjustiz wurde einem Obercensurgerichte übertragen, es war dies aber kein unabhängiger Gerichtshof, sondern er erhielt seine speziellen Anweisungen und hatte sie zu befolgen. Je lauter nun in der Nation

[1]) Buchner a. a. O. II, 98.

der Abscheu gegen das unzuträgliche Censurwesen und der Wunsch nach gänzlicher Aufhebung der Censur sich zeigte und hervorwagte, — Freiligrath kam dies Censurgesetz vor wie die bekannte Echternacher Springprozession — um so hitziger und bureaukratischer wurde der Kampf gegen das freie Wort und die Presse. Auch das Censurgericht genügte nicht; es war, wie Freiligrath sagte,[1]) „wie alle halben Maßregeln ungenügend und eine Lächerlichkeit". Auch bei ihm stand fest: „Ohne freie Presse kein Heil für uns; der augenblickliche Zustand ist eine Heidenwirtschaft, trostlos, trostlos".[2]) Die kleinliche Willkür der Censur erfuhr Freiligrath selbst, indem ihm im Januar 1844 zwei Gedichte vollständig gestrichen und das prächtige „Am Baum der Menschheit" teilweise verstümmelt wurde.[3]) Eine Berufung an das Obercensurgericht hatte keinen Erfolg, die Censur wurde bestätigt.[4])

---

[1]) Buchner, a. a. O. Bd. II, 101.

[2]) Buchner a. a. O. II. Bd. S. 95.

[3]) Die beiden gestrichenen Gedichte waren „Für Freiheit und Recht" und eine Übersetzung nach Burns: „Trotz alledem". In dem Gedichte: „Am Baum der Menschheit" wurden die beiden Verse:

„Vom Steppengeier ward die Rose Polen
Vor unsern Augen wild und grimm zerpflückt."

unterdrückt.

[4]) Der ersten Ausgabe der Sammlung „Ein Glaubensbekenntnis" hatte Freiligrath in einer Fußnote, um „für eine künftige Geschichte der Censur Einzelfälle zusammenzutragen", die beiden „Erkenntnisse" des Oberzensurgerichtes beigegeben. In der Begründung für die Unterdrückung der beiden ersten Gedichte heißt es: „Die Grundgedanken, von welchen beide Gedichte ausgehen, sind bei klarer und reiner Auffassung und Anwendung vollkommen wahr, und mögen auch in poetischer Form ausgesprochen und verherrlicht werden. Es ist aber denselben in vorliegenden Gedichten eine solche Wendung und Beziehung gegeben, daß damit den gegen die bestehende, soziale und politische Ordnung der Dinge ankämpfenden Tendenzen — in dem ersten den falschen Freiheitsideen, in dem andern der feindlichen Entgegensetzung der verschiedenen Stände -- in aufregender Weise das Wort geredet wird; weshalb die Censurwidrigkeit dieser Gedichte nach Artikel IV der Censurinstruktion sich klar herausstellt." Bei dem dritten Gedichte wurde die vom Kölner Censor versagte Druckerlaubnis „mit Ausnahme des dritten und vierten Verses der zweiten Strophe, — in dem Betrachte, daß mit der eben bemerkten Ausnahme der übrige Teil des Gedichtes nichts Censurwidriges enthält, die gedachten beiden Verse aber, als Verunglimpfung einer mit dem preußischen Staate in freundschaftlicher Verbindung stehenden Regierung, nach Artikel IV der Censurinstruktion unzulässig sind," — aufgehoben und die Druckerlaubnis erteilt.

Da rächte sich Freiligrath durch seine beiden Gedichte gegen die Censur, und da die Stimme seiner Überzeugung nicht mehr frei in die Öffentlichkeit bringen konnte, faßte er den Entschluß, seine Gedichte in einem Bändchen, das dann natürlich über 20 Bogen betragen mußte, vereinigt in die Öffentlichkeit zu bringen; schlimmsten Falles wollte er sie in England, Holland oder in der Schweiz drucken lassen.

Vor allem aber wurde er weiter gedrängt und in seinem ferneren Handeln bestimmt durch die Landtagsabschiede 1843. Alle Bitten, alle Wünsche des liberalen Bürgertums in den Rheinlanden waren darin rundweg abgeschlagen und zwar in einem so scharfen, schneidenden Tone, daß mancher treu ergebene Mann sich äußerst verletzt fühlte. Die Haltung des Landtags dem Strafgesetzentwurf gegenüber, von dem schon oben die Rede war, war bezeichnet als „mangelnde Neigung der Rheinprovinz, in die Einheit der Monarchie aufzugehen", die Bitte um Erweiterung der Rechte der ständischen Ausschüsse als „Verkennung des Wesens der preußischen Verfassung und ungebührliches Vordrängen auf das Gebiet, das sich der König ausschließlich vorbehalten wissen wollte; es sei nicht die Absicht des Königs, die Ausschüsse in Reichsstände umzuwandeln". Hier war deutlich ausgesprochen, welch gewaltige Differenz zwischen der Auffassung der Regierung und derjenigen der Rheinländer bestand. Der König wollte trotz der ständigen „Verfassung", die man im Rheinland als seit Jahren bestehend betrachtete, unumschränkter Herrscher bleiben; eine teilweise Entäußerung der Machtvollkommenheit des Herrschers zugunsten der Teilnahme des Volkes an der Staatsgewalt verstieß gegen das „monarchische Prinzip des preußischen Staates".[1])

Die offenkundige Mißstimmung in den Rheinlanden über diesen Abschied bezeugen uns zwei, allerdings liberale, aber sehr ehrenwerte, wohlmeinende, ernsthafte Politiker, die beiden Camphausen.[2]) Ludolf schreibt an Otto Camphausen: „Die wegwerfende Geringschätzung, der Hohn und Übermut, wodurch das Dokument sich auszeichnet, haben alle meine Erwartungen überstiegen. Es hat eine allgemeine Indignation erregt; — aber die Leute wissen nicht, was der Landtagsabschied eigentlich enthält." Otto schreibt an Ludolf: „In meinen Augen ist der Landtagsabschied die bedenklichste Maßregel, welche

---

[1]) Hansen a. a. O. S. 361 ff.

[2]) A. Caspary. Ludolf Camphausens Leben. Stuttgart und Berlin 1902 S. 79 ff.

das preußische Gouvernement seit der gewaltsamen Entfernung des Erzbischofs von Köln getroffen hat; bei dieser zurückgreifenden Sprache fühlt man sich unwillkürlich an die Rede des Kaisers Nikolaus in Warschau erinnert, — es spricht aus jeder Wendung der Monarch von Gottes Gnaden." Über die Mißstimmung am Rhein berichtet auch Graf Arnim an den König: [1])

„Von jenem Augenblicke an wendete sich zuerst die Mißstimmung am Rhein, welche bis dahin nur gegen die Minister gerichtet war, auch gegen Euere Königliche Majestät; und nicht bloß die Rheinländer, sondern auch viele Andere beklagen es, daß Euere Königliche Majestät bei solcher Veranlassung von der Höhe des Thrones zwischen die Parteien getreten waren." So war das große Vertrauen zu dem König, durch das der Ausbau der Staatsverfassung in organischer Weise hätte erfolgen können, geschwunden und machte einem Gefühl der Mißstimmung, der Erbitterung Platz. Denn ein Vertrauensverhältnis historischer Art zum Königshause, das auf dem Zusammenleben in Glück und Unglück, auf einem gewissermaßen persönlichen Verhältnisse zum Herrscherhause beruht, und das dadurch eine günstige Stimmung für alle Maßnahmen und Absichten der Regierung zur Folge hat, fehlte in den Rheinlanden. Man war hier viel kritischer veranlagt. Laut und freudig hatte man dem König entgegengejubelt, als er im Anfange seiner Regierung und besonders auch beim Dombaufeste in glänzenden Strichen die neue große Zeit einer Politik der Einigkeit, des Vertrauens, der Kraft gezeichnet hatte; um so schmerzlicher fühlte man sich jetzt enttäuscht; alles Vertrauen war hin. Hätte die Krone die Zeichen der Zeit richtig gedeutet und eingegriffen, wäre bei dem großen Vertrauen, das man auf den König setzte, das revolutionäre Blatt von 1848 in unserer Geschichte vielleicht nicht vorhanden; durch das herrschende System zog sie sich aber nur Oppositionelle, Radikale und Revolutionäre groß und drängte gerade die frische und frohe Jugend fast ausschließlich in den Dienst der Opposition.

---

[1]) v. Treitschke, a. a. O. Bd. V. 262.

3. Kapitel.

Der Übergang zum Radikalismus. Das „Glaubensbekenntnis".

Die Landtagsabschiede, die auch Freiligrath aus der Reserve drängten, nennt er [1]) im Einklang mit der Volksstimmung im ganzen Rheinland, ein „schamloses Herauskehren des krassesten Absolutismus"; sie machten ihm klar, [2]) „daß ein Dichter in konservativer Unschuld doch am Ende nur dem rohesten Absolutismus in die Hände arbeite". Um diesen zu bekämpfen, verfaßte er die Gedichte gegen Friedrich Wilhelm IV., schlug er in seinen weiteren Erzeugnissen einen energischen Ton an, sprach er seine Ideen in verletzender, schroffer Weise aus. Durch die Landtagsabschiede veranlaßt, faßte er auch im Februar 1844 den Gedanken, mit einem förmlichen Glaubensbekenntnis aufzutreten, seinen politischen Entwicklungsgang in seinen Gedichten der letzten Jahre der Nation darzustellen; kurz, sein „Glaubensbekenntnis" sollte eine politische Demonstration sein. Er wollte zur Zeit der Feigheit und des Druckes der ganzen Nation ein hellleuchtendes Beispiel von Mut und Aufopferung geben. „Ich muß das los sein, ich will meiner Überzeugung gemäß die reine, unzweideutige Stellung einnehmen, nach der meine Ehrlichkeit lechzt; ich schlage dem Faß den Boden ein. Mag dann daraus entstehen, was da will." [3])

Aus dem Innersten seiner Überzeugung, aus der Tiefe seines Herzens kamen diese Lieder, und deshalb sagte er im Gegensatz zu Geibel, der im Hinblick auf seine politischen Gedichte geäußert hatte: [4])

„Gern entsagt er jenen Liedern, doch das eine schafft ihm Gram,
Daß man ihm als arg verdächtigt, was aus treuer Seele kam,"

---

[1]) Buchner, a. a. O. II, 134.
[2]) Buchner, ebenda II, 97.
[3]) Buchner, a. a. O. Bd. II, 97 ff.
[4]) Geibel. Ges. Werke I, 216.

„Con sordini ist meine Sache nicht, — das Wort, das mir ein Gott auf die Zunge legt, kann ich nicht zurückhalten, vollends dann nicht, wenn ich irgend wie ein Gutes damit stiften zu können glaube.“[1])

Wollte er der Nation aber tatsächlich ein Beispiel von Mut und Opferfreudigkeit geben, so mußte er auch auf sein Jahrgehalt verzichten, zumal es doch moralisch eine Stellung bedingte, die der Überzeugung, welche in den Schlußgedichten des Glaubensbekenntnisses vorherrscht, keineswegs mehr entsprach. Mitbestimmend bei diesem Schritte, der die Veröffentlichung erst recht zu einer Demonstration machte, werden jedenfalls das oben erwähnte Gedicht Hoffmanns und einige briefliche Bemerkungen Gutzkows gewirkt haben.[2]) „Kann man noch mit Friedrich Wilhelm IV. Hand in Hand gehen?“, fragte dieser und gab Freiligrath den Rat, keine liberalen Gedichte mehr zu machen, aber die 300 Taler aufzukündigen: „Keine Geschichtspointe würde soviel Effekt machen als diese.“ Aber auch ohne diesen Rat würde der freisinnige Freiligrath wohl zu dem Verzicht gekommen sein; genug, zu Neujahr 1844 erhob er die letzte Rate und im September kündigte er das Jahrgehalt förmlich auf.

Mit dem Motto:

„Dem Versteckten offne Frage,
Das Verstockte frisch in Fluß!“[3])

und sich dadurch kennzeichnend kam im August 1844 das „Glaubensbekenntnis“ in die Öffentlichkeit. Rückhaltlos erklärte der Verfasser, warum und wie er in die Opposition gekommen. „Ich bin nicht von den Torries zu den Whigs übergegangen, aber ich war, wie ich die Augen über mich öffnete, ein Whig.“[4])

Das politische Programm Freiligraths, wenn man es so nennen darf, bildeten die großen Ideale des ganzen Volkes: Einheit und Größe des Vaterlandes, politische Freiheit und Aufbesserung der sozialen Verhältnisse. Diesen Anschauungen gemäß zerfallen die Gedichte des „Glaubensbekenntnisses“ in zwei Gruppen, in Gedichte, die politisch-liberale und solche, die soziale Stoffe behandeln. Eine dritte Gruppe vereinigt diejenigen poetischen Erzeugnisse, in denen uns der Dichter über

---

[1]) Buchner, a. a. O. Bd. II, 102.
[2]) Westermanns illustrierte Monatshefte Bd. 89, S. 391—404.
[3]) Freiligrath. Ges. Dichtungen Bd. III, 3.
[4]) Freiligrath. Ebenda Bd. III, 3.

seine Stellung zur politischen Dichtung berichtet oder Familienbilder aus der Zeit entwirft, in der er diese Gedichte verfaßte.[1])

In den lyrischen Bekenntnissen der ersten Gruppe wird zunächst in allgemeiner Art die Idee der Freiheit und des Rechtes, die Größe und die Macht des Vaterlandes verherrlicht; dann tritt, da der Dichter durch die Landtagsabschiede und seine Zwistigkeiten mit der Censur mehr nach links gedrängt wird, ein Umschwung ein. Freiligrath wird energischer, gestaltet seine Angriffe greifbarer und richtet sie vor allem gegen Friedrich Wilhelm IV., gegen die Unterwürfigkeit Preußens unter Rußland und gegen die Zensur.*)

Während der Zeit des Sturmes und Dranges in den deutschen Landen regte sich mit anderen nationalen Ideen auch wieder der Flottengedanke, der Gedanke einer Gründung oder Wiederbelebung einer kräftigen deutschen Marine. Er war der Niederschlag eines über die Grenzen Deutschlands mächtig hinausdrängenden nationalen Wirtschaftslebens und wurde von einsichtigen Männern wie Prinz Adalbert von Preußen, List, Hansemann, Mevissen, vor allem also wieder von den vorgeschrittenen Westdeutschen, energisch vertreten. Das im Zollverein wirtschaftlich gestärkte deutsche Selbstgefühl ergriff auch bald diesen Gedanken, und die deutsche Flotte wurde ein Gegenstand allgemeiner nationaler Sehnsucht. Ihr gab vor allem Georg Herwegh in einer schwungvollen Flottenode begeisterten Ausdruck.[2]) In warmen, lebendigen, wenn auch etwas überschwänglichen Worten zeigte er Deutschlands Sehnen nach einer Marine, in Worten, die heute wieder vollste Bedeutung haben und unseren Flottenbestrebungen beredte und wirksame Förderung bieten. Mit klarer Erkenntnis hat er Deutschlands Beruf zur See ausgesprochen:

„Du sollst die Welt gewinnen.“

Auch Freiligrath begeisterte sich lebhaft für die Gründung einer deutschen Flotte, von deren Notwendigkeit er sich schon während seines früheren Aufenthaltes in der Welthandelsstadt Amsterdam überzeugt hatte.

---

[1]) Vergl. Kippenberg, a. a. O.

*) Anmerk. Die folgende Darstellung behandelt die Gedichte in den einzelnen Gruppen chronologisch, nicht nach der Anordnung des „Glaubensbekenntnisses“, da hierdurch der Entwicklungsgang und der Umschwung deutlich wird. Es ist dies ja verhältnismäßig leicht, da bei jedem Gedichte die Zeit des Entstehens angegeben ist.

[2]) Herwegh. Gedichte eines Lebendigen. Seite 175. „Die deutsche Flotte“.

Er nahm den Flottengedanken Herweghs wieder auf und behandelte ihn in 6 Sonetten. Dieser Umstand zeigt uns, daß er sich in seiner Erwiderung auf die Angriffe Herweghs und seiner Freunde — diese Gedichte sind ja zunächst als eine positive poetische Antwort an sie gedacht — nicht gegen die Persönlichkeit Herweghs, sondern nur gegen seine extreme Revolutionsdichtung und seinen Fanatismus wandte und das Berechtigte in seinem poetisch-politischen Schaffen anerkannte. Und sehnsüchtig hallten bald in manchen Gauen Deutschlands neben Herweghs Gedicht Freiligraths Verse wider:[1])

„Sprach irgendwo in Deutschland eine Tanne:
„O, könnt' ich doch als deutscher Kriegsmast ragen!
O könnt' ich stolz die junge Flagge tragen
Des ein'gen Deutschlands in der Nordsee Banne!““

In visionärem Geiste sieht der Dichter die deutsche Flotte mit der einst verpönten schwarz-rot-goldenen Flagge, den Farben des einigen Deutschlands, auf dem Ozean schwimmen, ein trutzig Kriegsgeschwader, die Schiffe benannt nach den Besten der Nation. Kampfeslust erfüllt die junge Mannschaft, treulich hält sie Wacht, aber sie genügt noch nicht: „Mehr Schiffe nur!“[2])

Wahrlich, diesen nationalen dichterischen Sehnsuchtsschrei nach einer Seemacht, die dann ja auch geschaffen, aber schmachvoller Weise im Jahre 1852 im Namen der „hohen deutschen Bundesversammlung“ in öffentlicher Auktion verkauft wurde, wollen wir Freiligrath nicht vergessen. War die Begeisterung auch zu früh, und gehörte zu einer deutschen Flotte zunächst mal ein deutsches Reich, so tut uns doch dieses echt nationale Empfinden wohl in jener Zeit, wo unsere nationale Ehre so manchen harten Stoß bekam.

---

[1]) Freiligrath. „Flottenträume. Ges. Dichtungen Bd. III, 99 ff.

[2]) Eine direkte Anspielung auf Freiligraths Flottengedichte zeigt die bittere Satyre H. Heines: „Unsere Marine“. Er erwähnt darin auch den Kutter „Freiligrath“ und deutet hin auf sein Gedicht in den Versen:

„Wir träumten von einer Flotte jüngst
Und segelten schon vergnüglich
Hinaus aufs balkenlose Meer.

— — — — — — — — — — —

Wir hatten unseren Fregatten schon
Die stolzesten Namen gegeben.
Wir träumten so schön, wir hatten fast
Schon eine Seeschlacht gewonnen.“

In Herweghs Flottenlied verschmilzt das Gefühl der Sehnsucht nach einer deutschen Marine mit Freiheitsbegeisterung und Despotenhaß:

„Das Meer wird uns vom Herzen spülen
Den letzten Rest der Tyrannei,
Sein Hauch die Ketten wehn entzwei
Und unsere Wunden kühlen.
— — — — — — — — —
Das Meer, das Meer macht frei.

In ähnlicher Weise, allerdings in weniger tönenden Worten, spricht Freiligrath in den Flotten-Sonetten seine Empfindungen aus, zeigt er jene Ideale, die damals das ganze öffentliche Leben beherrschten und denen auch sein Glaubensbekenntnis galt: Nationale Größe und Einheit,[1] Freiheit der Presse,[2] Verleihung einer Verfassung,[3] soziale Aufbesserung, Aufhebung mancher harten Gesetze.[4])

Sehr sophistisch ist in dem zweiten[5]) der beiden Sonette, die den Flottenträumen folgten, der Wunsch, in Deutschland keinen guten Fürsten, sondern einen Tyrannen und Schwächling zu haben. Denn einem schlechten Fürsten trotze man, unzufrieden mit seiner Regierungsweise bald eine Verfassung ab, die Deutschland im übrigen auch haben wolle und haben müsse. Wie England seine magna charta 1215 Johann ohne Land abgerungen, so komme man auch in Deutschland mit einem „Tyrannen oder Kinde am ersten zum Streiche." Dieses bitterscharfe Sonett,[6]) das auf poetischen Wert keinen Anspruch machen kann und uns deutlich beweist, daß für solch fein witzelnde Form Freiligrath nicht geschaffen war, ist aber noch frei von Angriffen auf Friedrich Wilhelm IV., denn es rechnet ihn doch zu den „guten Fürsten". Der Gedankengang dieses Sonetts

---

[1]) „O könnt ich stolz die junge Flagge tragen
Des ein'gen Deutschlands in der Nordsee Banne.

[2]) Die freie Presse läßt mit gutem Fuge
Leuchtende Kugeln in die Lüfte steigen.

[3]) Sorgt für ein Forum, schafft die Rednerbühne
Daß wir, wie Rom, das Beste schmücken können.

[4]) Indes mich jetzt das Blut des Wilddiebs färbt,
Des armen Wilddiebs, hinterrücks erschossen,
Der mir zu Füßen hinsinkt in die Sprossen!"

[5]) Freiligrath. Ges. Dichtungen. Bd. III 103.

[6]) Der Dichter rechnete von vornherein mit der Möglichkeit, daß dieses Sonett wohl nicht die Zensur passieren würde; er wollte es deshalb als „zu stark" später heraussichten.

ist auch nicht neu, denn schon zur Zeit des Sturmes und Dranges hatte Anton Leisewitz im „Besuch um Mitternacht“ den Geist Hermanns dem entarteten Fürstensohne zurufen lassen: „Despotismus ist der Vater der Freiheit.“ Etwas sehr Natürliches, Volksmäßiges hat das frische, muntere Zopflied [1]) an sich, das auch nur durch die angehängte Strophe zur politischen Satyre wird. In der bekannten Melodie des „Prinz Eugenius“ verbreitete es sich sehr schnell und wurde überall mit ungeheurem Beifall aufgenommen; vielfach hallte durch die westlichen Lande:

„Der Armenzopf ist erstochen,
Jenas Zopf ist auch gerochen,
Doch manch anderer macht sich breit!
Wann zerfetzt uns die ein Retter?
Ludwig, schick ein Donnerwetter
In die Zöpfe dieser Zeit!“

Den Zopf [2]) griff er dann, veranlaßt durch die günstige Aufnahme des Zopfliedes, noch einmal auf, gestaltete aber die satyrische Pointe etwas bestimmter und schärfer. Wie im britischen Heere in Indien die Offiziere oft ihren langen straffen Zopf als Gerte benutzen, um mit ihm das Pferd zu zügeln, wie es sich auch bäumt, so langt man auch in Deutschland „vom rückwärts schauenden Kopfe den starren Unhold“, so zerpeitscht man leider auch hier mit dem Zopfe „ein edel Roß, das Volk“.

Zu einem poetischen Ergusse reizte Freiligrath auch der Neubau des Königsstuhles zu Rhense.[3]) Als ein Wahrzeichen nationaler Macht und künftiger nationaler Einheit ragte er auf dem linken Rheinufer empor. Stolz kündet Freiligrath uns von der Zeit, da hier die deutschen Könige gewählt und, wenn zum Nutzen des Reiches erforderlich, auch abgesetzt wurden, von jener Glanzzeit des deutschen Reiches, als

„ins Banner schwarzrotgolden
Frisch und frei der Rheinwind blies.“

Doch jene Zeit ist vorbei, an Stelle der Wahlmonarchie ist glücklicher Weise die Erbmonarchie getreten,

„am Königsstuhl zu lehnen,
Deucht uns kein besonder Glück“.

---

[1]) Freiligrath, Gesammelte Dichtungen III. Bd. S. 35.
[2]) Freiligrath, ebenda III. Bd. S. 35.
[3]) Freiligrath. Ges. Gedichte III. Bd. S. 36.

Da er in dieser Hinsicht keine Bedeutung mehr hat, so soll er ein Zeichen für die Zukunft sein:

„Daß du wirst zu Stuhle kommen [1])
Sonsten auch, o deutsches Land!"

Aus dem Born urechter Poesie sind die „Dorfgeschichten" hervorgequollen,[2]) mit denen er BertholdAuerbach seinen poetischen Dank abstattete. Wie sinnvoll weiß er die Entwicklung der Dorfgeschichte in der Literatur zu geben, und wie differenziert erscheinen die einzelnen Glieder dieser Kette vor uns: Heinrich Jung mit seiner rührenden, bescheidenen Einfalt in „Heinrich Stillings Jugend", Pestalozzi mit ergreifender Kraft und Innigkeit in „Lienhard und Gertrud", Brentano mit gewaltiger Tragik in der Geschichte „vom braven Kasperl und dem schönen Annerl", Immermann mit seiner meisterhaften Schilderung aus dem westfälischen Volksleben im „Oberhof", Auerbach mit seiner „treuen Wiedergabe" der einfach kräftigen Schwarzwaldsitten.[3]) Sie alle haben das Gold, das im Volksleben liegt, gehoben und frisch aus dem Leben ihren Stoff gegriffen. Wie innig ist Freiligraths Freude, daß in den Schilderungen dieser Fünf „immer jung bleibt deutsche Sitt' und Treue". Dieser „ewig tüchtige, derbe Kern im Volke" kann nicht verderben, sondern wird keimen und sich zu herrlicher Blüte entfalten. Deshalb laßt uns trotz der Bedrängnis der Zeit „frisch denn auf- und vorwärts blicken".

Ein ganz anderer Ton erklingt im nächstfolgenden Gedichte: „Die Freiheit! Das Recht".[4]) Ist auch Freiligraths Freiheitsideal ein ernstes, tiefes und voll von Erhabenheit, — Freiheit und Gerechtigkeit sind zwei Schwestern, zwei unzertrennliche Schwestern, deshalb muß die „Freiheit" durch das „Recht" errungen wrrden — so ist doch die Enthüllung dieser Idee keineswegs tiefpoetisch, und auch der ästhetische Wert wegen der abgerissenen, energischen Verse und der vielen Interjektionen weniger hoch. Solche „Trutz und Programmlyrik", ziemte sich nicht für Freiligraths Muse; zu einer Verherrlichung der edlen

---

[1]) Diese etwas „burschikose" Pointe war ganz unschuldig gemeint „Zu Stuhle kommen in der figürlichen Bedeutung von fertig werden, etwas zu Stande bringen; ist ja gang und gäbe." Buchner a. a. O. Bd. II, 84.

[2]) Freiligrath, Ges. Dichtungen III. Bd. S. 38.

[3]) Die Ansicht Freiligraths von der treuen Wiedergabe des Schwarzwaldlebens werden wir heute wohl nicht mehr teilen, sondern die Schilderung dieser philosophierenden Bauern vielfach als unecht und gekünstelt bezeichnen.

[4]) Freiligrath. Ges. Dichtungen Bd. III. S. 44.

und ewigen Freiheits- und Rechtsidee in einem großen Gedankengedicht reichte seine Begeisterung und poetische Gestaltungskraft nicht hin, wie denn das Gebiet der Reflexionslyrik von Freiligrath nur selten mit Glück bebaut worden ist. Er braucht ein Bild, ein Gemälde für seine Poesie, das er mit lyrischen Empfindungen durchhaucht und damit den allgemeinen Gedanken gleichsam spiegelbildlich uns entwickelt. Eine Blüte dieser Lyrik, mit einem hohen, ergreifenden Pathos, in maßvollem versöhnlichen Ton, in edler Sprache, mit richtigem Nationalgefühl und echt patriotischer Stimmung, haben wir in dem Gedichte „Am Baum der Menschheit".[1]) Wie wohltuend wirkt diese Begeisterung Freiligraths in jenen Jahren, diese prächtige Gegenständlichkeit im Ausdruck auf uns! Hier finden wir eine Geschichtsauffassung und eine Weltanschauung, die sich zur reinsten Humanität und zu voller innerer Harmonie erhoben hat. Frei ist der Dichter von jeglichem Nationalitätenhaß, weit entfernt aber auch von flachem, kraftlosen Kosmopolitismus. Kann man für das historische Werden, für den Weltverlauf überhaupt, der ein ewiges Werden und Vergehen ist, ein schöneres Bild finden als dieses geheimnisvolle Weben der Natur an dem mächtigen Baume alles geschichtlichen Werdens, an dem die wechselnden und sich einander ablösenden Blüten die verschiedenen Nationen bedeuten? Manche Knospe ist nun in der letzten Zeit unter den frischen Säften der neuen Staatsauffassung und dem milden Wonnestrahl der Freiheit zu herrlicher Pracht aufgeblüht, aber der Dichter vermißt unter den vollen Blüten Deutschland, das doch berufen ist, eine Wunderblume zu sein.[2]) Daran knüpft er dann die milde Mahnung und Warnung, eine solch edle Knospe nicht in ihrer natürlichen Entwicklung zu stören, ihren augenblicklichen Drang nach freier Entfaltung nicht für einen wilden Schuß zu halten, den man zurückschneiden müsse. Weg mit der Schere der Zensur, dem Baste der überlebten Institutionen, daß nicht der Mehltau der Unzufriedenheit zehre an des Volkes „edlen, zarten Kern! In warmer Hoffnung auf das zukünftige Auferstehen des Volkes und in frommer Zuversicht auf Gottes weise Führung erhebt er sich dann wie mit einem Gebet zu Gott empor:

„In ihrem tiefsten, stillsten Heiligtum,
O, küss' sie auf zu Duft und Glanz und Schein."

---

[1]) Freiligrath. Ges. Dichtungen Bd. III S. 51.

[2]) In Anlehnung an dieses Bild Freiligrath nennt Strachwitz in seinem Gedichte „Germania" Deutschland ein „Herzblatt der Weltenblüte".

Die volkstümliche Technik Hoffmanns ahmt Freiligrath ohne Glück in dem Gedicht „Wallenstein“ [1]) nach, das auf einem recht trivialen Vergleiche aufgebaut ist, aber in der damaligen aufgeregten Zeit seine Wirkung nicht ganz verfehlte. Wie Wallenstein, den an Schlachtenlärm und Kanonendonner Gewöhnten, nie Furchtsamen, das Krähen eines Hahnes erschreckte, so ist auch heute unter den Fürsten und der konservativen Partei die Furcht vor den lauten, eindringlichen Stimmen der neuen Zeit und den zeitgemäßen Forderungen allgemein verbreitet.

Eine innige Empfindung zeigt dagegen der warm begeisterte Nachruf, den er der Tochter Jordans, des tapferen hessischen Patrioten, widmete,[2]) dessen tragisches Geschick Freiligrath tief ergriff. Jordans Tochter starb, während der Vater in schwerer Haft schmachtete. In Freiligraths Nachruf finden wir eine Technik, die uns in allerdings viel dramatischerer Weise noch einmal begegnen wird. Da der Schrei der allgemeinen Entrüstung unbeachtet geblieben ist, muß eine reine Kinderseele als Sprecherin der öffentlichen Meinung auftreten und ihre Klagen an Gott, den ganzen Himmel, die großen freien Männer des Vaterlandes, Seume, Schiller, Hutten, Schubart, richten und die edlen Toten zu teilnehmenden Zeugen ihres Schmerzes machen.

Zornig ruft Schiller aus:

„Freiheit ist nur in dem Reich der Träume.“ [3])

Eine wuchtige Anklage richtet Seume gegen die Dynasten, vor deren Willkür das sicherste Mittel der Tod sei:

„Laß sie Schlösser, laß sie Ketten schmieden —
Frei mit Freien wird dein Vater sein!

Frei zu mir und diesen wird er treten,
Auch ein Toter für das Vaterland!
Auch ein Licht, zu dem in Sturmesnöten
Deutsche Männer heben Herz und Hand!

---

[1]) Freiligrath. Ges. Dichtunden Bd. III. S. 69.

[2]) Freiligrath. Ges. Dichtungen Bd. III. S. 77.

[3]) Der Vers stammt aus Schillers Gedicht: Zum Antritt des neuen Jahrhunderts, das mit den charakteristischen Worten schließt:

„In des Herzens heilig stille Räume
Mußt du fliehen aus des Lebens Drang.
Freiheit ist nur in dem Reich der Träume,
Und das Schöne blüht nur im Gesang.“

Solche poetische Klagen, die dem lebendigsten Schmerz- und Mitleidsgefühl Ausdruck verliehen, waren laute Rufe nach Reform des Gerichtsverfahrens. Sie trugen die Idee der Öffentlichkeit der Gerichte, der Schwurgerichte ꝛc. in die weitesten Kreise.

Dem Englischen entlehnt ist „Der Baum auf Rivelin".[1]) In diesem Gedichte finden wir zum ersten Male Anschauungen, die ganz bedeutend dem revolutionären Radikalismus näher kommen, was ja zunächst auf Rechnung der Vorlage zu setzen ist. Hier ringt sich die Überzeugung durch, daß, wenn die stürmischen Forderungen der Zeit von der Regierung nicht bewilligt werden, dann nur ein gewaltsamer Umsturz zum Ziele führe. Die mächtige Eiche auf Rivelin, die vielen Stürmen unbezwinglichen Trutz geboten hat, ist endlich gestürzt; so müssen auch die Fürsten trotz ihres goldbeschlagenen Turmes den Forderungen des neuen Lebens ihren Tribut zollen und ihrem gebietenden Siegeszug durch die Lande sich beugen:

„Der Sturm, der deinen Herd nur schont,
Ist nicht der Zukunft Sturm!
— — — — — — — —
Doch will der Upas fallen nicht,
Dann kommt ein Säuseln, das zerbricht,
Was nicht der Sturm versehrt!"

In warmem Predigerton wendet der Dichter sich dann aber an die Mächtigen mit der Mahnung, doch einzulenken:

„Hab' acht, o Macht — denn Gott ist groß,
O Schuld — Gott ist gerecht!"

Hierher gehört auch ein Gedicht „Kindermärchen",[2]) das Freiligrath in die Sammlung „Zwischen den Garben" aufgenommen hat, ein Loblied auf die Gebrüder Grimm. Dem ältesten Bestande nach gehört es dem Ende der 30er Jahre an; jedenfalls ist es 1837 unmittelbar unter dem Eindruck der oben erwähnten Ereignisse in Hannover angefangen. 1843 nahm der Dichter es wieder auf und vollendete es, wahrscheinlich noch ohne politische Pointen. Diese hat er wohl erst später hinzugefügt, und oft beklagt er sich, daß der Grimm „immer noch im poetischen Grimmdarm"[3]) sitze. Seine jetzige Gestalt hat das Gedicht erst im März 1844 erhalten. Schön und sinnig stellt er das

[1]) Freiligrath. Ges. Dichtungen Bd. III. S. 79.
[2]) Freiligrath. Ges. Dichtungen. Bd. II. S. 178.
[3]) Buchner a. a. O. Bd. II, 98.

stille Forscherleben der beiden Brüder dar, die in dem großen Walde der Geschichte die Entwicklung deutschen Wesens, deutscher Größe, deutschen Rechts beobachteten, um dem Volke einen Spiegel zu zeigen,

„Drin es sich schaue, und vom Anschau'n kehre
Frisch und gekräftigt, durch das Alte neu!"

Freimütig erklären sie dem neuen Landesfürsten, daß sie an der beschworenen Verfassung festhalten wollen. Dafür ihres Amtes enthoben und verbannt, schaffen sie nun an ihrem großen Wörterbuche. Unglücklich ist nur die Einkleidung dieser Schilderung in die Form eines Märchens für Kinder, was auch das Gedicht selbst zeigt durch ein häufiges: „Davon erst später," ꝛc. Schneidende Ironie liegt in dem höchst devot klingenden Vers von dem König, der „recht sehr ein Schuft zu sein geruht hat" und nur denkt: „Ich bin der Herr, du aber sei der Knecht."

Eine phantastische, ironische Satyre, einem politischen Witzblatttexte vergleichbar, ist der im Anschluß an Goethe gedichtete „Walpurgisnachtstraum".[1]) Dingelstedt nennt das Gedicht mit Recht ein „verunglücktes Feuerwerk, wo die Raketen nicht steigen wollen und die Schwärmer im nassen Grase verpuffen".

Den feinen Ton einer spöttelnden Ironie wußte Freiligrath nicht zu treffen, seine Künstlerkraft offenbart sich erst da, wo er dem Oppositionsgedanken energischen Ausdruck verleiht, wie in den ernsten, tiefsinnigen Vergleich: „Deutschland ist Hamlet."[2]) Deutschland, politisch verwahrlost, unsicher und unschlüssig, ist gleich jenem energielosen, unglücklichen Dänenprinzen, jenem Grübler, der über der Reflexion die Tat vergißt.

Stummgebietend winkt ihm die geknechtete Freiheit, aber

„Zu einer frischen, mut'gen Tat
Fehlt ihm die frische, mut'ge Seele."

Es ist übrigens, wie R. M. Meyer[3]) ausführt, dieser bestimmte Vergleich: „Deutschland ist Hamlet" der Abschluß einer ganzen Entwicklungsgeschichte dieses viel zitierten Wortes. Tieck hatte gesagt, daß der dreißigjährige Krieg den 3. Akt der Hamlettragödie für Deutschland bilde, die Romantiker überhaupt hatten mehrfach ihre geistige Wahlverwandschaft mit Hamlet betont. Den weiteren Schritt tat Börne, wenn

---

[1]) Freiligrath. Ges. Dichtungen Bd. III, 85.
[2]) Freiligrath. Ges. Dichtungen Bd. III. S. 93.
[3]) R. M. Meyer: Gestalten und Probleme. Berlin 1905 S. 265 ff.

er schrieb: „Er (ein Deutscher) schreibt sich ab, und Hamlet ist fertig.“ Börne faßt auch den unglücklichen Dänenprinzen schon als den politischen Träumer, der die Zeit nicht versteht. Dem Schlesier Sallet erscheint der Charakter des ganzen Jahrhunderts als ein Spiegelbild Hamlets, worauf Freiligrath dann den Vergleich noch charakteristischer gestaltet und ihn in die Worte faßt: Deutschland ist Hamlet! Hatte Tieck den dreißigjährigen Krieg Hamlets dritten Akt genannt, so bezeichnet Freiligrath die Gegenwart als den Schluß des vierten Aktes:

„Vier Akte sahn wir spielen erst!
Hab Acht, Held, daß die Ähnlichkeit
Nicht auch im fünften du bewährst!“

Noch aber ist es Zeit, es bedarf nur eines frischmutigen, kraftvollen Entschlusses.

„Raff dich auf, verschaffe dir dein Recht!
Nur ein Entschluß! auf steht die Bahn —
Tritt in die Schranken kühn und dreist!
Denk an den Schwur, den du getan,
Und räche deines Vaters Geist!
Wozu dies Grübeln für und für?
Doch — darf ich schelten, alter Träumer?
Bin ich ja selbst ein Stück von dir,
Du ew'ger Zauderer und Säumer!“

Ungleich schwächer, wenn auch durch einige dramatische Züge wirksam belebt, ist „das Fensterkreuz“.[1]) Der Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg hat auf der Jagd Rast genommen und sitzt an der Tafel. Seine Regierungssorgen sind verscheucht, — da wird er plötzlich im hellsten Jubel an sie gemahnt, indem ein Bote eine Resolution aus Ostpreußen überbringt. Erregt springt der Kurfürst auf und droht und schwört Unterwerfung dem freiheitlich gesinnten Preußenvolke, das auf seinen Rechten besteht. Zur Bekräftigung seines Schwurs will er einen Apfel in das Freie schleudern — trifft aber nur das Fensterkreuz; der Apfel rollt in den Saal zurück. An diesen Vorfall knüpft der Dichter dann die Mahnung: „Laß dir dies Kreuz ein Vorbild sein und einen Trost mein Vaterland! Nur festen Widerstand!“ Die symbolische Deutung des hier dargestellten Vorganges fordert aber Widerspruch heraus. Unwillkürlich drängt sich einem die Empfindung auf, daß das Symbol

[1]) Freiligrath. Ges. Dichtungen III, 106.

zu schwach ist für die Wucht des Gedankens, den es versinnbildlichen soll. Diese Deutung war auch ursprünglich von Freiligrath gar nicht beabsichtigt, denn der Schlußsatz lautete in der ersten Fassung:

„Abprallend fuhr er jach zurück; hinrollt er hüpfend durch den Saal;
Ein Jahr, und Georg Wilhelm starb! Erlaßt mir Freunde die Moral!“[1])

Um einer falschen Auffassung dieser Schlußverse vorzubeugen, hat der Dichter sie auf den Rat seines Freundes Buchner geändert und ihnen die jetzige Fassung gegeben.

Einen allegorischen Charakter trägt das Gedicht „Wisperwind“,[2]) dessen Grundgedanke uns allerdings schon in zwei Übersetzungen, „die Winde“ und „Baum auf Rivelin“ begegnet ist. Während der Dichter aber in den „Winden“ den Wunsch ausspricht, daß das Kommen einer neuen Zeit dem friedlichen Einzug des Frühlings gleichen möge, so gibt er in den beiden anderen Gedichten der Überzeugung Ausdruck, daß nur ein gewaltiger Sturm den bedeckten politischen Himmel klären könne. Wie der Wisperwind nur immer stromauf, von unten nach oben seinen Weg nimmt, von den unteren Wohnungen im Tale heraufbraust zu den stolzen Rheinburgen, so erhebt sich auch die neue freiheitliche Strömung in den unteren, den bürgerlichen Kreisen und richtet sich gegen die herrschenden Klassen, die noch in dem Nebel der alten Anschauungen befangen sind.

„Von unten keck nach oben auch
Zieht dieser andern Wisper Hauch;
Auf aus den Tiefen zu den Höhn
Erhebt sich frisch auch dieses Wehn;
Strohdach und Werkstatt ohne Ruh'
Schicken der Fürstenburg es zu!

Da hangen trüb die Nebel noch;
Geduld nur, es verjagt sie doch!
Wie zornig sie auch dräun, wie wirr,
Es läßt nicht ab, es wird nicht irr!
Mit kräft'gem Blasen, Ruck auf Ruck,
Weht es zunichte Dunst und Druck.“

Waren die bisher betrachteten Gedichte bisher mehr allgemein liberaler Art und sind etliche von ihnen auch imstande, die Wirren des Tages zu

[1]) Buchner a. a. O. Bd. II, S. 108.
[2]) Freiligrath. Ges. Dichtungen Bd. III S. 108.

überdauern und ein bleibender Bestandteil unserer nationalen Literatur zu werden, so sind die anderen poetischen Erzeugnisse der liberal-politischen Gruppe des „Glaubensbekenntnisses“ nur im Kampfe und in den Streitigkeiten der damaligen Zeit zu verstehen. Es sind nämlich Tageserzeugnisse, die unmittelbar aus dem Kampf hervorgegangen sind, Streitgedichte, die sich, wie schon erwähnt, vor allem gegen Friedrich Wilhelm IV. und seine Regierung, gegen die Unterwürfigkeit unter das despotische Rußland und die kleinliche Zensur wandten.

Die sechs Gedichte gegen den patriarchalischen Absolutismus des preußischen Königs sind unter dem niederschmetternden Eindrucke der Landtagsabschiede entstanden, welche die tiefe, ja geradezu unüberbrückbare Kluft aufdeckten, die zwischen der Staatsauffassung dieses Monarchen und dem Staatsideal des Bürgertums, des nationalen Liberalismus, bestand.

In einer lebensvollen Szene „im Himmel“ [1]) beschwört der Dichter den alten Fritz herauf, der dem gegenwärtigen Herrscher sein politisches Programm darlegt, das der historischen Entwicklung Rechnung trägt und der veränderten Zeitlage entspricht. Der alte König tritt auf als Anwalt

„der neuen Zeit, die anderes will, als Eidbruch und Verrat!
Der neuen Zeit, die anderes will, als Lug und Lügensaat!
Die endlich einmal mehr verlangt, als Schall und Rederei!
Die endlich einmal atmen will — aufatmen tief und frei!“

Nicht der Absolutismus ist mehr am Platze, er hat sich durch Friedrichs eigenes Lebenswerk und vor allem durch die Epoche der Freiheitskriege überlebt. Nicht länger mehr kann man Ansprüche des Volkes mißachten und ihm vorenthalten, was es laut und stürmisch verlangt:

„Reichsstände! öffentlich Gericht! ein einig deutsch Gesetz!
Und überall das freie Wort!“

Solche Forderungen der Neuzeit sollen nicht das alte Historische vollständig stürzen, sondern dieses muß der feste Unterbau für den modernen Staat sein, der ist und sein soll

„Ein Bund der Fürsten mit dem Volk — ein rechter deutscher Bund!“

---

[1]) Freiligrath. Ges. Dichtungen III, 53. Gar häufig sah man damals in Witzblättern und Karikaturen Friedrich Wilhelm IV. dem alten Fritz gegenübergestellt, oder Friedrich Wilhelm IV., sich vergeblich abmühend, in die Fußstapfen seines großen Ahnen zu treten. Es mußte ja auch Friedrich Wilhelm IV., der genau 100 Jahre nach dem großen König Preußens Thron bestieg, unwillkürlich zum Vergleich mit diesem herausfordern.

Durch diese Erfüllung der Volkswünsche wird nach kurzem Sturm ein neues, starkes einiges Deutschland entstehen und eine Zeit wahren Sonnenscheins und echter Volksbeglückung heraufziehen.

„Es ist das Volk ein edler Strom! Wer mutig ihm vertraut,
Wer hellen Auges unverzagt in seine Tiefen schaut,
Den hebt er freud'gen Schalls empor, den trägt er flott im Schoß —
Den Feigen und den Schwachen nur fortreißt er mitleidslos!"

Das Gedicht ist ja seiner Bestimmung gemäß ein Programmgedicht und enthält herbtadelnde Worte gegen Friedrich Wilhelm IV. Aber es sind nicht Worte eines Revolutionärs, sondern eines freiheitsliebenden, echten Patrioten.

Ähnliche Gedanken enthält die Allegorie: „Von acht Rossen".[1]) Der Dichter denkt sich die preußische Regierung als einen Staatswagen, der von acht Rossen, den preußischen Provinzen, gezogen wird. Ohne Fehler, wacker und brav, frisch und mutig sind alle, aber der Staatslenker will ihren Drang, ihn stolz dahinbrausend im Gefühl der Freiheit über alle Fährlichkeiten hinwegzuziehen, nicht anerkennen. Ihrem Flehen ihren Klagen und Wünschen setzt er scharfe Zurückweisung und immer das kalte „Nein" entgegen. Darum bemächtigt sich ihrer Niedergeschlagenheit, Erbitterung, Verzweiflung und dumpfe innere Unzufriedenheit. Zwar gehorchen sie noch, aber nur widerwillig und lässig, vollends seitdem das neue „Peitschenreglement" seiner Zensurerlasse und der Landtagsabschiede seine Versprechen beim Regierungsantritt vollständig aufheben. Wenig ästhetisch und eine Andeutung einer gewaltsamen Revolution ist der Schluß:

„Steckt der Karren einmal im Drecke,
Hui, dann geht es rasch vom Flecke,
Und die Zäume fliegen frei!"

Das nächste Gedicht „Die weiße Frau"[2]) stammt zum großen Teil aus dem Juni 1843; es ist eine Frucht der geselligen Unterhaltungen mit Geibel und Schücking, dem „Gespensteräugigen". Januar 1844 zog er es wieder hervor und spitzte es auf eine politische Pointe zu. Er selbst rechnet es nicht nur zu den besten seiner politischen Gedichte, sondern überhaupt zu den besten seiner poetischen Schöpfungen überhaupt.

---

[1]) Freiligrath. Ges. Dichtungen III, 56.
[2]) Freilidrath. Ges. Dichtungen III. Bd. S. 58.

Die Ahnmutter des königlichen Geschlechtes, jene sagenhafte Gräfin Agnes von Orlamünde erscheint, um den schlummernden König an das Versprechen der Verfassung zu erinnern, um ihn zu warnen und zu mahnen, doch nicht den Schrei der Entrüstung zu überhören und die freiheitliche Bewegung im Lande — „annoch in Treuen", — zu mißachten, nicht seines Volkes Vertrauen zu untergraben. Laß fahren den verwitterten Brokat des Absolutismus, der sich überlebt hat, umgib dich mit den festen Stützen einer Verfassung, einer Volksvertretung, dann wird der Kranz der Volksliebe und des Volksvertrauens um deine Schläfe lachen! Aber ein banges Ahnen sagt ihr, daß diese Forderung und Bewegung durch den Widerstand des Königs Blut kosten werde:

„Daß ich sie nimmer blutig säh' —
Blutig durch dich und dein Mißachten!"

Eine Fortsetzung dieses Gedichtes ist das nächste: Vom süßen Brei.[1]) Die Fabel vom süßen Brei, verheißen für einen Schloßbau, wird von der Ahnmutter verwandt, um den König an den süßen Brei der Verfassung zu erinnern, der dem Volke so oft versprochen, aber bisher nicht gegeben ist. Und doch hat das Volk mit Schweiß und Blut den stolzen Bau des Staates errichten helfen und fordert nun den Lohn, die versprochene Anteilnahme an der Verwaltung. Deshalb erfülle dein und deiner Vorfahren Versprechen:

„Nein, heilig sei uns ein Vertrag,
Und unumstößlich ein Versprechen!"

und zwar erfülle es bald, denn

„Wer weiß, was wird! rasch fliehn die Stunden!"

Gegen Friedrich Wilhelm IV. direkt richtet sich auch ein Epigramm, betitelt „Der Schüler Ancillons".[2]) Der Erzieher des Königs war nämlich ein Mann von französischer Abstammung, Jean Pierre Ancillon gewesen. Von dessen Unstetigkeit und Unentschlossenheit, von dessen Anschauungen und Denkweise mag manches auf den Schüler übergegangen sein. Diese Unstetigkeit und Unentschlossenheit suchte Freiligrath wohl zu treffen, wenn er die Worte bei der Königsfeier und die Landtagsabschiede als Satz und Gegensatz charakterisiert. 1840 scheinbar liberale Verheißungen, Worte, die das ganze Volk berauschten, jetzt scharfe Zurückweisung der Volkswünsche und allgemeine Erbitterung darüber im Volke!

[1]) Freiligrath. Ges. Dichtungen Bd. III. S. 61.
[2]) Freiligrath. Ges. Dichtungen III, Bd. S. 103.

Wie laut sich die Unzufriedenheit aber auch äußerte, jetzt soll es bleiben bei diesem System. Deshalb gibt der Dichter im Anschluß an eine Schrift Ancillons: „Zur Vermittelung der Extreme in den Meinungen" (1838) dem Könige den wohlgemeinten Rat:

„Sucht die Extreme zu vermitteln",

lege dich nicht fest auf den Standpunkt der Landtagsabschiede, sondern suche Anschluß an die Verheißungen von 1840 und an die Volkswünsche!

Ihren Abschluß finden diese Angriffsgedichte gegen Friedrich Wilhelm IV. in einer interessanten Zeitbetrachtung, dem „Adler auf dem Mäuseturm",[1]) die uns Zeugnis gibt, daß Freiligrath trotz seiner Angriffe im Mai 1844 noch durchaus monarchische Gesinnung und die Hoffnung hegte, daß der „gute Aar" doch noch endlich den Volkswünschen entgegenkommen würde. Mit Anerkennung berichtet der Dichter von den mildtätigen Handlungen der Regierung, die 1843, um der allgemeinen Not zu Hilfe zu kommen, Korn in den überschwemmten Gegenden austeilen ließ, die in schlechten Jahren die Weinsteuer erließ oder ermäßigte.

Doch — „Brot aus Korn nicht allein
Begehren heute die Nationen!",

sie wollen Freiheit, eine Verfassung. Zwar hatte es den Anschein, als wollte Friedrich Wilhelm IV. des Volkes sehnendes Verlangen stillen, als wollte er die Erwartung aller erfüllen (Kölner Dombaufest, Krönung in Königsberg), aber es war nur Schein. Er gab auf der einen Seite, er berief die Vereinigten Ausschüsse, aber er nahm zu gleicher Zeit, nämlich die Hoffnung auf eine allgemeine Verfassung durch seine Erklärung, „nie den für Preußen unmöglichen konstitutionellen Weg zu betreten". Mit der einen Hand gab er den Ständen neue Rechte, mit der anderen nahm er sogar mehrere Verheißungen des alten Königs zurück. Durch solche Gewährungen königlicher Gnade, die immer nur Tropfen für Tropfen auf den heißen Stein sickerten, erregte der König das Volk und durch ihre unbestimmten Abgrenzungen stachelte er die Hoffnung der sich mehr und mehr vergrößernden konstitutionellen Partei auf; sie waren nur im Stande,

„Doppelt heiße Qual und Gier
In unser lechzend Herz zu werfen".

In milder Verwarnung fordert er dann den König auf, doch nicht auf dieser Bahn weiter zu wandern, sondern das erlösende Wort zu sprechen und das Brot der Freiheit für den Geist zu gewähren:

[1]) Freiligrath. Ges. Dichtungen III. Bd. S. 104.

„O! Nimm die Sache nicht zu leicht,“

nimm dir ein Beispiel an Hatto von Mainz, der auch stolz verkündigte: „Meine Krone laß ich mir nicht anrühren“, und doch den Mäusen zum Opfer fiel. Wenig ästhetisch ist zum Schluß die derbe Pointe:

„Es fraßen ihn die Mäuse doch —
Ihn selbst zusamt der Bischofsmütze!“

Den schärfsten Ton der Kritik schlägt Freiligrath in den beiden Gedichten an, mit denen er sich gegen die brutale Oberherrschaft und Bevormundung Rußlands und voll Hohn gegen die Verehrung des Zaren Nikolaus wendet. Das sind energische impulsive Bekenntnisse eines freisinnigen Mannes, mächtige Zornesausbrüche eines kerndeutschen Patrioten, eines Westdeutschen, der eine Umschmeichelung Rußlands nicht verstand und im stolzen Kraftgefühl eine so bevormundende Stellung des Moskowitertums in Deutschland sich nicht gefallen lassen wollte. Und überall in unserm Lande erwachte damals der Nationalstolz gegen Rußland und gegen die Unterwürfigkeit vor ihm. Vergessen war die russische Kriegsgenossenschaft von 1813, vergessen auch, was gerade Preußen dem energischen Eintreten Rußlands auf dem Wiener Kongresse verdankte. Man sah in dem Zaren nur den mächtigen Despoten, der sich berufen fühlte, über Deutschland zu wachen, nur den Unterdrücker aller liberalen Regungen; in der Verhöhnung Rußlands waren beinahe alle Parteien in Deutschland einig. Deshalb war man auch im deutschen Volke über Friedrich Wilhelms IV. zweite Reise nach Rußland erbittert; denn man sah in ihr eine Demütigung vor dem moskowitischen Absolutismus. Verstärkt wurde noch das Mißtrauen gegen Rußland, als in den Verhandlungen über den Grenzverkehr 1843 der Zar in listiger Weise durch einige scheinbar vorteilhafte Gewährungen die Bedingungen eines Abschlusses allein festsetzen wollte, und die gepriesene Großmut sich als ein plumper Versuch entpuppte, im Wirtschaftsleben Mißtrauen zu säen zwischen dem Zollverein und seiner Vormacht Preußen. Angesichts dieser Vorgänge mußten die ironischen Verse in Freiligraths „Kinderlied“ [1]) doppelt wirken:

„Wohl den Kindern weit und breit,
Die den Wackern liebend ehren!
Die zu dieser bösen Zeit
Ganz als Kinder ihm gehören!

[1]) Freiligrath. Ges. Dichtungen III, 67.

Die als Onkel und Papa
Zu dir aufschaun Nikola,
Ihnen wirst den Sack du leeren!"

Neben dieser satirischen Spitze enthält das Gedicht aber auch eine nationale Forderung. Denn an den Hinweis auf das Verschwinden des Polenreiches:

„Offen liegt vor ihm der Plan,
Denn der Pol ist matt geworden.
Der mit Säbel und mit Spieß
Mürrisch sonst zurück ihn wies,
Kniet jetzt auf der Weichsel Borden",

knüpft er die bedeutungsvollen Verse:

„Und so ist er bald denn da,
Wie auch Elb und Oder flute!"

Der Zusammenhang dieser Verse ergibt unbedingt die Forderung einer militärischen Abschließung der russischen Grenze, einer Befestigung Ostpreußens, die auch die öffentliche Meinung stürmisch verlangte.

Knirschenden, unbändigen Zorn und hoch sich aufrichtenden Nationalstolz zeigt das patriotische Gedicht „Zwei Flaggen".[1] Der Dichter sieht zwar nicht gerne auf dem Rhein die französische Trikolore, aber auf einem friedlichen Handelsschiff läßt er sie durchgehen; denn sie hat der Freiheit eine Gasse gebrochen, hat noch eben in edler Verwegenheit siegreich einen Freiheitskampf durchgefochten. Das Banner ist zwar das des Gegners, aber dieser ist ein „wackerer Kämpfer". Würde er sich aber erkühnen, zum feindlichen Kampfe auf dem Rhein zu erscheinen, so würde der Dichter begeistert gegen ihn im Vordertreffen stehen, denn

„Das Höchste bleiben Land und Herd".

Deshalb empfindet er im richtigen Nationalbewußtsein es auch schwer, daß das deutsche Elsaß und Lothringen sich so eng an Frankreich halten:

„Wird doch noch deutsch bei euch gesprochen
Lothringisch Volk von Thionville,
Sollt' also nicht auf Frankreich pochen!"

Doch in geradezu tränenerstickten Aufschreien des Zornes macht er sich Luft gegen Rußland, den Hort der Despotie:

---

[1]) Freiligrath. Ges. Dichtungen Bd. III. S. 95.

„O Deutschland, du im Dienst der Steppe,
Du mit Sibirien Hand in Hand!
Du tragend des Kalmücken Schleppe!
Du vor dem Polenmörder Zar
In Unterwürfigkeit zerfließend!
Du seinen Sohn und seinen Aar
Mit Böllerschuß am Rhein begrüßend!"

Kühn kündet der steifnackige Westdeutsche dem noch halbbarbarischen Russen die Fehde an:

„Ob die Monarchen Freundschaft treiben,
Die Völker werden Feinde bleiben."

Niemals können Rußland und Deutschland ein und dasselbe Ziel haben, so eng auch augenblicklich das Bündnis ist und so sehr sich Rußland als Deutschlands Patron gebärdet, denn es ist gegendeutsch und undeutsch und nur aus Schlauheit und in persönlichem Interesse hält es so fest an dem Bündnis.

Kräftige Worte leiht dann der Dichter seiner Sehnsucht nach einem Vaterlande, das nicht im Geiste des Partikularismus sich selbst zerfleischt und schwächt, sondern im Vollgefühl seiner einigen Macht stolz die Gunst und Vormundschaft des russischen Tyrannen verschmähen kann, aber auch mit Energie schlagbereit für sein gutes Recht eintritt. Natürlich gingen solche Kraftausbrüche zu weit und konnten für die leitende Politik nicht maßgebend sein, ja, ihr sogar Schwierigkeiten bereiten; aber sie sind doch ein Widerhall der öffentlichen Meinung, und äußerst wohltuend wirkt auf uns dieses starke Vaterlandsgefühl in jener traurigen Zeit, da der deutsche Name noch so niedrig bewertet wurde und vielfach nur ein Spott des Auslandes war.

Die Plackereien mit der Zensurbehörde regten Freiligrath zu zwei Gedichten an: „Wann"[1]) und „Im Irrenhause".[2]) Von diesen ist besonders das letztere für seine Gestaltungsweise charakteristisch. Satirische Lieder und leichtgeflügelte Epigramme gegen die Zensur gehörten damals zu den Modeartikeln der politischen Poesie. Heine, Herwegh, Hoffmann, Dingelstedt und viele andere hatten mit Geist und Witz die amtlichen

[1]) Freiligrath. Ges. Dichtungen Bd. III, 63.
[2]) Freiligrath. Ebenda Bd. III, 64.

Verfolger des freien, unbeschirmten Wortes verspottet. Freiligrath zeigt uns den Censor, den Gedankenmörder, im Irrenhause,[1]) er schildert uns, wie die zornige Leichenschar, die verstümmelten Kundgebungen des Geistes, geführt von der Wahrheit und Freiheit, auf ihn einstürmen und den Unglücklichen peinigen, dessen trauriges Geschick den Satz bewahrheitet: „Der Geist läßt sich nicht töten."

Wenden wir uns nun der zweiten Gedichtgruppe des „Glaubensbekenntnisses" zu, die, wie schon erwähnt, einen wesentlich sozialen Charakter trägt.

In diese Abteilung gehört die schon im August 1843 entstandene Anekdote in Sonettform,[2]) die uns von einer Rheinfahrt des Freiherrn vom Stein und des Turnvaters Jahn erzählt und das lebhaft erwachte Selbstbewußtsein des dritten Standes spiegelt. Ungefähr um dieselbe Zeit (November 1843) ist das Gedicht „Des Kaisers Segen" [3]) verfaßt, das den gleichen Stoff behandelt wie Emanuel Geibels „Rheinsage" [4]) und auch wohl auf dessen Anregung zurückzuführen ist. Der Lübecker Dichter schildert in einfachen Versen, wie der Kaiser Karl aus seiner Gruft in Aachen hervorgeht, durch den Rheingau schwebt und die Trauben segnet. Er schließt seine Darstellung mit den Versen:

„Wir aber füllen die Römer
Und trinken im goldenen Saft
Uns deutsches Heldenfeuer
Und deutsche Heldenkraft."

Freiligrath erzählt den gleichen Vorgang, trägt aber eine soziale Tendenz hinein:

„Er segnet nicht im Rheingau bloß
Die stolzen Herrenstöcke!

Er feit nicht bloß am Oberrhein
Des Fürstenwinzers Messer;
Er macht den Großen nicht allein
Und Reichen volle Fässer!

---

[1]) Den Stoff zu diesem Gedichte lieferte dem Dichter der „Mustercensor" Tschoppe, der wahnsinnig wurde und im Irrenhause starb.

[2]) Freiligrath. „Noch zwei Sonette", I. Ges. Dichtungen Bd. III, 102.

[3]) Freiligrath. Ebenda. Bd. III, 40.

[4]) Emanuel Geibel Ges. Werke. 3. Auflage. Bd. I S. 1. Geibels Gedicht erschien 1837 im Chamissoschen Musenalmanach und war Freiligrath bekannt.

Er denkt auch an den irdnen Krug
In strohgedeckten Hütten
Und schüttet Most und Wein genug
In armer Halsen Bütten".

Ein soziales Kampflied ist „Trotz alledem",[1]) eine meisterhafte Übersetzung nach R. Burns „A man's a man for a that." Trotz und Entschiedenheit atmet sogar der Rhythmus, und stolzes Selbstbewußtsein der Kehrreim „trotz alledem". Das Gedicht ist eine Verteidigung der Arbeit und ihres inneren Wertes,

„der Arbeit, die da nützt und nährt,
Und vorwärts trägt der Menschheit Fahnen,
Die Mut verleiht und Manneswert
Und Adel, trotz des Kaisers Schwert
Und langer Reih'n verschollner Ahnen!"[2])

Wahre Goldsprüche sind die Schluß-Verse der einzelnen Strophen, wie z. B.

„Der Rang ist das Gepräge nur,
Der Mann das Gold trotz alledem!",
oder
„Des inneren Wertes stolz Gefühl
Läuft doch den Rang ab alledem!"

Den Spottliedern Gaudys nachgebildet ist die Satire: „Ein Patriot",[3]) eine der weniger poetischen Erzeugnisse Freiligraths, in denen der Ton der Ironie glücklich getroffen ist. Seit 30 Jahren hat der Patriot mit Freuden sein Glück in der Staatslotterie versucht. Aber es war ihm nicht hold, und er ist in den traurigen Zeiten zum Bettler geworden, der seine Familie nicht mehr ernähren kann. Ihn tröstet jedoch das Bewußtsein, zur Rettung seiner Mitbürger und zur allgemeinen Wohlfahrt beigetragen zu haben, mag er auch darüber zu Grabe wanken, denn

„O, es ist süß und ehrenvoll zu spielen
Und sich zu opfern für das Vaterland."

Zwei Glanzstücke der sozialen Gruppe im „Glaubensbekenntnis" sind die beiden düsteren Zeitbilder „Vom Harze"[4]) und „Aus dem

[1]) Freiligrath. Ges. Dichtungen III, 42.
[2]) F. W. Weber. „Am Amboß". Gedichte. 14. Aufl. Paderborn 1892. S. 6.
[3]) Freiligrath. Ges. Dichtungen, Bd. III, 49.
[4]) Freiligrath. Ebenda Bd. III, 83.

schlesischen Gebirge".[1]) In dem ersten dieser sozialen Anklagegedichte wagt Freiligrath es, im Namen der Humanität das Verbrechen eines ungerechten, eines barbarischen Gesetzes an den Pranger zu stellen. Dem ergreifenden Eindrucke dieses Nachtstückes wird man sich nicht leicht entziehen können.[2]) Wie plastisch steht die ganze Szene vor uns. Der Dichter verzichtet auf alle Reflexion und läßt die Tatsachen für sich sprechen.

Erschütternd wirken die furchtbaren Kontraste: Zuerst die Schilderung der stillen grauen Morgenfrühe, in der die beiden Bauern, um die Frucht ihres Fleißes zu schützen, den Wildfrevel begehen, dann das verhängnisvolle Erscheinen des Försters, der kaltherzig einen der Flüchtigen niederstreckt, endlich die Katastrophe, das ergreifende Bild des Sohnes, der den todwunden Vater laut jammernd umschlungen hält, während die Lerche auf ihren Flügeln das Blut, das aus der Wunde des Sterbenden in ihr friedliches Nest gespritzt ist, zum Himmel emporträgt,[3]) damit es vor Gottes Thron von der Untat Zeugnis ablege. Die Jagd geht weiter, „der Förster pfeift und lacht"; hat er doch nur als Vollstrecker des Gesetzes gehandelt. In der wirkungsvollen Gegenüberstellung der Kontraste liegt die bleibende Bedeutung dieses Gedichtes, und dadurch entschädigt es uns für die weniger glücklich geformte letzte Strophe, und manche Derbheiten im Ausdruck, z. B.:

„Den Fritzen, die Kanaille,
Wirft man ins Hundeloch"

und das schreckliche Wortspiel:

„Vergessen wird der Bauer,
Gegessen wird der Hirsch".

---

[1]) Freiligrath. Ges. Dichtungen, Bd. III, 73.

[2]) Das Feuilleton des „Westfälischen Merkur" zu Nr. 209 vom Jahre 1844 brachte auch das Gedicht, es wurde aber beanstandet, weil die Regelung der Jagdverhältnisse in der Provinz Westfalen damals gerade vielfach Reibereien verursachte. „Die Tendenz des die Tötung eines sein Eigentum in widerrechtlicher Weise gegen Wildschaden schützenden Bauern durch den Förster schildernde Gedicht ist offenbar die, die bestehenden Jagdgesetze als an sich ungerecht darzustellen, was aber in einer, die Leidenschaft aufreizenden und daher ungesetzlichen und unzulässigen Form nicht erlaubt ist." (Münster' Staats-Archiv.)

[3]) Dieses Bild Freiligraths kehrt später vielfach in der Literatur wieder; so hat es z. B. Spielhagen übernommen in seinen Roman „Die von Hohenstein." S. 581.

Von gleicher poetischer Schilderungskraft und noch tieferem Gefühl getragen ist das zweite soziale Gemälde: „Aus dem schlesischen Gebirge",[1]) die Geschichte von dem hungernden Weberkinde, das sich, da jede menschliche Hilfe ausbleibt, an die geheimnisvollen Bergmächte wendet und den Rübezahl vergebens um Beistand anruft. Es ist eine Episode aus dem Weberelend im Eulengebirge, das Gerhard Hauptmann in seinem geschichtlichen Drama „Die Weber" zu packender Darstellung brachte. Freiligraths Verse sind keine sozialistischen Klänge, wir finden in ihnen keine Spur von Aufreizung, sondern nur den ergreifenden Ausdruck wahrer, echter, ungefärbter Menschenliebe. Freiligrath hat eine Fortsetzung seines Gedichtes geschrieben, die allerdings die Bedeutung des ersten Genrebildes bei weitem nicht erreicht, und der die letzte Feile fehlt. In dem Fragment, das sich im Nachlaß des Dichters befindet,[2]) behandelt Freiligrath auch den Weberaufstand in Langenbielau und berührt sich dadurch noch enger mit Hauptmann. Ich lasse das Bruchstück hier folgen:

„Nun stehn entlaubt die Brombeerhecken, —
S'ist auch schon Allerseelenfest!
Kein Vogel mehr sucht Moos und Stecken,
Oed und verlassen jedes Nest.
Hilf Gott, die ersten Flocken fliegen;
Kalt meine Hand, kalt mein Gesicht!
Hier ist dürr Laub, hier will ich liegen —
Ein ander Lager hab ich nicht!
Was wird aus mir?

Hier ist die Stätt'. Hier nickt die Weide,
Hier noch die Birke, dran ich stand.
Hier rief ich aus in meinem Leide:
„Ha, Rübezahl! Kauf Leinewand!"
Ich ward seitdem ein halb Jahr älter —
Weh, meine Brust — der rasche Lauf!
Der Nordwind heult, 's wird immer kälter,
Ich glaub, ich steh nicht wieder auf.

[1]) Dieses Gedicht wurde von Mary Howith in das Englische übersetzt und wurde im „Athenaeum" als würdiges Seitenstück mit Hoods „Song of the shirt", den Freiligrath ja auch später verdeutschte, zusammengestellt.

[2]) Ich verdanke auch dieses Gedicht der Güte des Herrn Prof. Dr. Schwering, der mir bereitwilligst eine Abschrift zur Verfügung stellte.

Ja, Rübezahl! Das war ein Wähnen!
Jetzt weiß ich schon, wie's damit ist.
Doch hat mich Vater unter Tränen
Nach jenem Waldgang heiß geküßt.
Nun ist er tot! — tot und erschossen!
Zu Langenbielau stürzt er hin! —
Hui, wie das pfeift! und auch noch Schlossen.
Weh, daß ich eine Waise bin!
Was wird aus mir?

So war's: die Mutter lag im Sterben.
O trüber Tag — wir weinten sehr.
Wir stellten ihre Blumenscherben
Zu ihren Häupten um sie her.
Der Vater murmelte: „Kein Retter!"
Da hallen Schritte durch das Tal.
Da stürmt ein Trupp — Herr, welch ein Wetter!
Ach und des Hungers bittre Qual!
Was wird aus mir?

Ein wild Gesicht sah durch die Scheibe:
„'S ist an der Zeit! Nachbar, heraus!"
„Großmutter, bleibt bei meinem Weibe!"
So trat der Vater jach vors Haus.
Die Mutter stöhnt — es war das Ende;
Sie sah uns an — ihr Auge brach.
Ich küßt ihr jammernd Mund und Hände
Und dann hinaus, — dem Vater nach.
Was wird aus mir?

Hinaus, hinaus, — hin bis zur Stelle,
Wo sich des Kaufherrn Schloß erhob.
Hui, wie da Meister und Geselle
Brecheisen, Beil und Hammer hob!
Die knirschten wütend mit den Zähnen,
Die hieben alles kurz und klein.
„Das unser Schweiß! Das unsre Tränen!
Das unser Blut!" hört ich sie schrein.
Was wird aus mir?

Und dann — sie sprachen zum Erbarmen.
Bei allem Ding steht eine Wacht,
Doch, wie der Reiche drückt den Armen,
Darauf hat kein Polizeimann Acht."

Zu gedenken haben wir bei der Würdigung des „Glaubensbekenntnisses" endlich jener lyrischen Bekenntnisse, die gleichsam Tagebuchblätter Freiligraths aus der Zeit sind, in der er die politischen Gedichte abfaßte. Sie sind charakteristische Zeugnisse für die Entwicklung des Dichters in dieser drangvollen Epoche.

Ganz bezeichnend für den noch nicht ganz entschlossenen Freiligrath, der noch „in sich selbst versunken harrt," ist das Gedicht: „Ihr kennt die Sitte wohl der Schotten".[1]) Es stammt zum größeren Teile aus dem Jahre 1838. Wie die Schotten ihr kriegerisches Bereitstehen durch Feuerbrände, wie das Weib Hofers zur rechten Stunde den Freiheitskampf durch Späne, die sie in die rauschende Passer warf, den Volksgenossen ankündigte, so möchte auch der Poet dereinst seine Lieder als blutige Späne in den Streit der gärenden Tageswogen werfen:

„Noch harr ich in mich selbst versunken!
Nur dann und wann bitzt auf ein Funken
Der Glut, die meine Brände brennt!
Nur dann und wann mit frischem Munde
Geb' einen Blutspan ich der Stunde
Von denen, so die Passer kennt.

Was hülfen mehr? Schleicht doch in Dämmen
Ihr Wasser heut! — Doch überschwemmen
Wird einst das Land sie, kühn zu schaun!
Dann tret ich vor mit Blut und Mehle —
Frei weht die Eiche meiner Seele,
Ich glaub', ich werde Späne haun!"

Das letzte poetische Ringen mit der Vergangenheit, mit der Romantik und den Abschluß seiner poetisch-politischen Entwicklung zeigt uns „Guten Morgen",[2]) ein höchst prächtiges Gedicht. Noch einmal tritt dem Dichter sein früheres Ideal, die Romantik, mit all ihrem Zauber vor die Seele, noch einmal winkt es ihm aus „wundervoller Märchenwelt" mit weißer

---

[1]) Freiligrath. Ges. Dichtungen Bd. III, 114.
[2]) Freiligrath. Ebenda, Bd. III, 31.

Hand. Ein kurzer Kampf mit ihren dämmernden Schattenbildern, dann rafft er sich stark und mutig empor. Herzhaft und mit voller Entscheidung wendet er sich der Weltwirklichkeit zu:

„Guten Morgen denn! — Frei werd' ich stehen
Für das Volk und mit ihm in der Zeit!
Mit dem Volke soll der Dichter gehen —
Also les' ich meinen Schiller heut!"

Zwei reizende Familienbilder sind „Feldmusik" [1]) und „Hohes Wasser".[2]) Sie zeigen uns, wie der Dichter und seine Gattin Ida, die er 1841 heimgeführt hatte, sich gegenseitig in ihrem Rechtsgefühle stärken und kräftigen. Die tapfere Lebens- und Leidensgefährtin spielt dem Sänger der Freiheit Beethovensche Sonaten vor. Ihre Töne ergreifen und begeistern ihn zu einem mutigen poetischen Kampfe für seine Ideale, Deutschland und Freiheit:

„Das ist die rechte Feldmusik,
Geht ein Poet der Welt zu Leibe:
Am eignen Herd ein mutig Stück,
Gespielt von seinem lieben Weibe!
Füllt kühnes Klingen ihm das Haus,
Dann singt er doppelt freud'gen Schalles
In Wetter und in Sturm hinaus:
Deutschland und Freiheit über alles!"

Sinnvoll ist auch das poetische Seitenstück „Hohes Wasser". Dem Rheinstrom, der mit Gebrause über das Ufer schießt, aber das Leben in des Dichters hochgelegenem Hause keinem gefährden kann, vergleicht er sein Geschick, die stürmenden Hochfluten des Lebens, denen er durch seine offenen, freien, kühnen Verse Schleusen und Dämme geöffnet hat. Sie werden sein Dasein anders gestalten, sie werden wahrscheinlich ihn, den echten, ehrlichen Diener der Freiheit, aus der Heimat vertreiben, aber freudigen Mutes muß er sagen, was ihm die Seele ernst gebietet. Trotzig steuert er seinen Lebenskahn durch die aufschäumenden Wogen, und mit freudigem Vertrauen legt er sein Geschick in Gottes Hand

„Frisch auf, noch lebt der alte Gott,
Wie auch die Welle steigt und wütet!"

---

[1]) Freiligrath. Ges. Dichtungen Bd. III. S. 71.
[2]) Freiligrath. Ebenda, Bd. III, 80.

Und wie er, so schaut auch seine wackere Lebensgenossin hellen Auges in die Zukunft:

„Wohin? noch weiß es Gott allein, —
Doch bin ich freudig und ergeben!"

Eine Übersicht über seine Entwicklung gibt Freiligrath in dem Gedichte: „An Hoffmann von Fallersleben".[1]) Unbefangen stellt er „die Nacht im Riesen" den Lesern vor Augen, jene Nacht, in der ihm Hoffmann die Geschichte seiner Absetzung und Flucht erzählte. Aber die Art und Weise, wie er diese Unterredung, die doch von Einfluß auf ihn war und ihn weiter drängte auf der schon eingeschlagenen Bahn, uns erzählt, verwischt doch einigermaßen den ernsten Eindruck, den das Glaubensbekenntnis auf uns macht. Nur zu leicht steigt der Gedanke in uns auf, daß seine politische Entrüstung das Produkt einer durchzechten Nacht ist, in der er, mit dem Glase in der Hand, Hoffmanns Erlebnissen lauschte. Daneben enthält das Gedicht doch das ernste Bekenntnis, daß er damals, als Hoffmann das Lied vom Schweigetaler sang, nicht zu antworten vermochte, denn er war durch die Annahme des Jahrgehalts in „schiefer Stellung voller Qual" und in seinem Entwicklungsprozesse nicht zu Ende. Doch heute kann er Hoffmann frei und frank die Rechte bieten, denn „gleich sind unsere Zeichen".[2]) Ja, er hat seine im Grunde doch klein-

---

[1]) Freiligrath. Ges. Dichtungen Bd. III. S. 110.

[2]) Als Gegenstück und zur Vergleichung sei hier Hoffmanns Abschiedslied auf Freiligrath mitgeteilt (Hoffmann „Mein Leben" IV. Bd VI. 165 ff.)

Willkommen im Freien.

„Sie hatten den Käfig versilbert,
Sie lockten dich hinein;
Du trautest dem trüglichen Scheine,
Und mußtest gefangen sein.

Da bist du inne geworden,
Daß du was Besseres bist,
Daß auch für dich ohne Freiheit
Kein Leben hienieden ist.

Da bist du hinausgeflogen,
Hinaus in die frische Luft,
Hinaus in das freie Leben
Zu Blumen und Laubesduft.

Entwöhnt der Käfigsnahrung
Singst du durch Wald und Flur,

liche Auffassung der Gegenstände weit überholt. „Nicht mit Schlüsselbüchsen", wie Hoffmann, sondern „mit Kanonen" zieht er auf den Plan. Frei ist seine Lippe und Zunge, frei sein Auge,

„Von Gedanken bis zur Tat"

hat er dreist die kühne Brücke geschlagen und im „Glaubensbekenntnis" seiner Überzeugung freie Aussprache gegönnt. Zurück kann er nicht mehr, sein Weg geht nur vorwärts. Sorge bereitet ihm zwar seine Zukunft. Sie wird ihm wohl die Verbannung bringen, vielleicht wird sein eigener Herd „zum Teufel stieben", doch es werden sich die düsteren Wolken der Zukunft klären. Wie alles keimt, alles prangt im Wonnemonat Mai, so muß es auch im öffentlichen Leben Frühling werden, wenn der Kampf auch ein harter sein wird. Jedenfalls steht der Dichter unverrückbar fest, mit stolzem, erwartungs- und opferfreudigen Gelöbnis bekennt er:

„Auch den herbsten Kelch geleert
Auf der Zukunft Lenze!"

Verzichten würden wir wohl gern auf den gereimten Epilog: „Vorläufig zum Schluß".[1]) Denn er erinnert doch allzuviel an einen Gassenhauer und klingt aus in ein wenig witziges Wortspiel: „In der Krone gegen eine Krone". Es gemahnt zu sehr an Herweghs trotzigen Brief, den er doch so heftig bekämpft hatte.

So sind die Sturmlieder, die der heiße Odem der Zeit dem Dichter entlockte, mit ihren Vorzügen und Mängeln an uns vorübergezogen. Überschauen wir sie noch einmal in ihrer Gesamtheit, um aus ihnen, um mit Freiligrath zu reden, die „Totalität" des Dichters kennen zu lernen.

Was zunächst die politische Seite des „Glaubensbekenntnisses" angeht, so ist es eine Bekenntnis- und gleichzeitig eine Agitationsdichtung, eine machtvolle Kundgebung, die unmittelbar in das Leben eingreifen, die „anregen und aufregen sollte, — bis unter das niedrigste Strohdach".[2]) Freiligraths Gedichtsammlung war der poetische Ausdruck der öffentlichen

---

Willst leben wie deine Genossen
Von Gottes Gnaden nur.

Sing fort, o freier Vogel,
Dein Lied im Freiheitston!
Der stumme Dank des Volkes
Ist mehr als Königslohn!"

[1]) Freiligrath. Ges. Dichtungen Bd. III., 116.
[2]) Buchner a. a. O. II, 133.

Meinung in den konstitutionell-liberalen Parteien Deutschlands. Sie zeigt ihre Kühnheit, ihre Forderungen einerseits, anderseits auch ihren Doktrinarismus, ihre Unklarheit und Unentschlossenheit. Nicht die Revolution wollte der Dichter, aber eine gründliche Reform des öffentlichen Lebens im Sinne eines gemäßigten Fortschrittes. Sein politisches Programm, wenn man es so nennen darf, bilden die großen Ideale: Einheit und Größe des Vaterlandes, eine enge Verbindung der deutschen Staaten im Rahmen eines großen, einigen Deutschlands, das aufgebaut ist auf dem Vertrauen des Volkes und den Forderungen des modernen Lebens, das, gestützt auf ein großes, begeistertes Heer und eine gewaltige Flotte, stolz seine Macht aller Welt verkündet, ein Vaterland, in dem im Innern gleiches Recht, Freiheit des Gedankens und Gewissens, nicht Vorrechte der Geburt oder der Zunft herrschen.

Eine wissenschaftliche Begründung dieser seiner Prinzipien lag dem Dichter fern, seine Überzeugung war naturwüchsig aus der Bewegung der 30er und 40er Jahre des vorigen Jahrhunderts hervorgewachsen. Die hohen Ideale standen in leuchtender Schöne vor seinem geistigen Auge, aber über das „Wie" ihrer Verwirklichung war er sich ebenso wenig klar wie die meisten seiner Zeit- und Parteigenossen. Der Dichter nahm den Inhalt jener Tage, die Wünsche seines Volkes in sich auf und brachte sie zu poetischer Darstellung, und in harmonischer Weise klangen die Herzen vieler mit, denn in manchen der Gedichte lag glücklich ausgesprochen, was die Zeit und aller Gemüter bewegte.

Für seine politischen Ideale erglühte Freiligraths ganze Seele, und es ist ein schwerer Irrtum, wenn man glaubte, seine Überzeugung habe nicht in seinem Innern gewurzelt, er habe sie nur um der Volksgunst willen wie ein fremdes Gewand zur Schau getragen. Daß trotzdem leider manche einsichtsvolle Männer Freiligraths ganze Entwicklung in diesem falschen Lichte sahen und beurteilten, beweist uns ein Brief G. Mevissens an seine Schwester.[1]) „Ich glaube nicht", heißt es darin, „daß Freiligrath wie Herwegh den Beruf hat, das ungestüme Freiheitssehnen der menschlichen Brust auszusprechen. . . . . Der subjektive Freiligrath muß jetzt denken und wissen. Freiligrath hat hier sehr schwer ausfüllbare Lücken. Manches Jahr, das seit 1830 die neue Zeit Schritt um Schritt weiter gefördert, ist mit allen seinen Kämpfen an Freiligrath spurlos (!) vorübergegangen, und nun, wo er plötzlich die Augen aufschlägt und rings um sich eine

---

[1]) Hansen a. a. O. Bd. II., 96.

geistige Welt keimen, weben und schaffen sieht, deren Dasein er früher kaum geahnt, jetzt möchte er sich mit seiner schöpferischen Lust auch dieser Gestalten bemächtigen, jetzt möchte er statt Naturgebilde auch Gedanken schaffen. Die allgemeinen naheliegenden Gedanken der absoluten Freiheit, der stolzen männlichen Unabhängigkeit hat er auf der Oberfläche des neuen Reiches vorgefunden und sich ihrer leicht bemächtigt. Aber wie sehr er auch seine Begeisterung dafür heraufschraubt, diese Begeisterung ist noch nicht echt; ihr fehlt noch der höhere, sittliche Halt, der dieser Freiheit erst Wesen, diesem Streben erst Berechtigung gibt. Daß der Geist ein ewiges Werden ist, daß er unveräußerliches Recht auf ungehemmte Fortentwicklung hat und daß diese seine innerste Natur alle Schranken, die sie als Gestalten aus sich herausgeboren und sich zur Prüfung und Bewährung gegenübergestellt hat, auch wieder beseitigen muß, daß jede Schöpfung der Geschichte nur entsteht, um wieder zu vergehen und im Vergehen einer höheren Entfaltung des Geistes Platz zu machen, das ist Freiligrath noch verborgen geblieben, und darum kann er nicht in die Tiefen des Geisterreiches dringen. Er besitzt die Geister nicht, er hat sie geborgt." (!)

Freiligrath selbst hat wiederholt behauptet, daß sein „Glaubensbekenntnis" das Werk eines inneren Dranges, einer „physischen" Notwendigkeit gewesen sei, und diese Geständnisse werden gestützt durch die Aussagen aller Freunde, die seinen Entwicklungsgang kannten. Emanuel Geibel betont die „ehrliche Gesinnung", die ihn zu diesem Schritt getrieben,[1]) und Schücking bekennt:[2]) „Es war eben die überströmende Fülle seines Herzens, die ihn fortriß. . . . der Menschheit ganzer Jammer faßte ihn an, und als Poet, dem nur das Unmittelbare gilt, griff er zu dem, was er für das drastische Heilmittel hielt." G. Kinkel sagt in seinem Nachruf auf Freiligrath:[3])

„Aus seinem heißen Herzen kam der Ruf
Der ihn zum Kämpen für die Freiheit schuf.
Und seine Harfe sang in scharfem Schalle
Das Recht, das Glück, die Erde sei für alle."

---

[1]) Trippenbach a. a. O. S. 76.

[2]) Schücking: Lebenserinnerungen. Westermanns illustrierte Monatsh. Bd. 43, 490 ff.

[3]) Kinkel: Zu Freiligraths Totenfeier. Beilage 85 zur Münchener Allg. Zeitung vom 25. März 1876.

Die Lauterkeit seiner Gesinnung offenbaren ferner die schweren Opfer, die er seiner Überzeugung brachte, nicht bloß das der Zurückweisung der Pension. Außer den schon erwähnten Beziehungen zur preußischen Regierung hatte Freiligrath nämlich, bevor er das „Glaubensbekenntnis" veröffentlichte, Aussicht, in Weimar eine bequeme Lebensstellung zu bekommen. Denn der Großherzog, der für seine Residenz eine neue Glanzzeit herbeiführen wollte, dachte damals daran, bedeutsame Talente, z. B. Geibel, Freiligrath, an seinen Hof zu ziehen; für diese Stellung hatte der Detmolder „baumlange Chancen".[1]) Er verzichtete aber auf seine „Versorgung" in Weimar, auf alle seine Aussichten und mußte auch auf seinen lieben Rhein, auf seine Heimat, sein teures Vaterland, an dem er mit allen Fasern seines Herzens hing, auf viele seiner Freunde und Bekannten verzichten, denen er sich entfremdete und mit denen er dann allmählich zerfiel. Wir verstehen deshalb den Schmerz Freiligraths, wenn er über die ernste Zeit klagt, die „durch Freundschaften, durch den Kreis der Familie sogar eisernen Schrittes hindurch schreitet, rechts und links scheidend und sondernd, und sich wenig darum kümmernd, was durch sie entzwei gerissen wird".[2]) Als „rechter Kerl" nahm er aber alle Folgen auf sich, um so dem Büchlein, der Demonstration, eine noch größere Wirkung zu verschaffen, denn „Verse tuen es nicht allein, es will auch ein Ding dabei sein, das man Charakter nennt".[3]) Die Gunst und ebenso später die Gewalt konnten seinen freien Geist nicht beirren, er konnte seinen Zorn nicht mehr „in sich hereinfressen",[4]) er mußte sprechen.

Es war aber, wie gesagt, nicht seine Sache, abzuwägen, wie sich die Ideale verwirklichen ließen. Er war kein Politiker der ruhigen Einsicht, der in Beratungen und Debatten zu scheiden, zu urteilen, zu wägen und wählen weiß, sondern ihn trieb in die Politik das heiße, leidenschaftliche Herz, das tiefe Mitgefühl des Dichters. Scharfe Menschenkenntnis und tiefere Einsicht in die Bedingungen, unter denen die politischen und sozialen Bildungen der Völker sich vollziehen, hatte er nicht. Klare Erkenntnis der historischen Gesetze, wonach die Entwicklung der Menschheit nur allmählich und langsam weiter schreitet, das Verständnis dafür, daß alle Ideen, auch die größten, auf die Verhältnisse, auf das historisch Gewordene Rücksicht nehmen müssen, fehlte ihm. Er lebte als Dichter

---

[1]) Buchner a. a. O. II. Bd., S. 13.

[2]) Buchner, ebenda Bd. II, S. 139.

[3]) Buchner, ebenda Bd. II, S. 183.

[4]) Buchner ebenda Bd. II, S. 138.

in der Welt der Ideale und Erscheinungen, und seine Politik beruht auf dem Gefühl, auf seiner großen und innigen Menschenliebe.

Gar wohl kannte er die Bedeutung oder vielmehr die Beschränkung des politischen Liedes mit dem man keine weltumstürzende Tat im eigentlichen Sinne vollführt, sondern das etwa wie die Militärmusik in der Schlacht die Marschierenden und Kämpfenden anfeuert und ermutigt. In dieser richtigen Erkenntnis sagte deshalb Freiligrath später von sich selbst, er sei nicht zum General geboren, sondern nur zum „Herold und Trompeter der Revolution". Deshalb konnte er sich auch nicht einer bestimmten Partei mit klarer Erwägung anschließen, er trat nur auf die Seite der „Opposition", auf die Seite derer, „die mit Stirn und Brust der Reaktion sich entgegenstemmen".[1])

Die Gegensätze verschärften sich natürlich in seiner dichterischen Gestaltung; er spitzte sie zu, er übertrieb, und somit wurde seine Dichtung bei seiner heißen Anteilnahme an den Leiden des Alltags im tiefsten Grunde auch ideal-sozialistisch. Aber man wird hier der dichterischen Kunst ein größeres Recht einräumen. Weil nun Freiligraths politische Dichtung aus dem Gemüte, aus dem Herzen kam, weil die Gedichte das „notwendige und unabweisliche Resultat des Zusammenstoßes der Ereignisse" mit des Dichters „Rechtsgefühl und Überzeugung" waren,[1]) sind sie auch zum guten Teile poetisch und sinken nicht zu gereimten Parlamentsreden oder Zeitungsartikeln in Versen hinab. Daher ist denn auch unter den Zeitgedichten Freiligraths, des gewaltigsten Sängers jener Tage, manches Erzeugnis, das in jener Epoche wildbegehrender Parteileidenschaft seiner vulkanischen Natur entströmte, „sub specie aeternitatis" geschrieben, ist zu einer noch heute in Wahrheit und Schönheit prächtig schillernden Lava erkaltet, und ganz verleugnet sich der Dichter kaum in irgend einem der Sturmlieder. Deshalb können wir Freiligrath auch in seiner politischen Poesie schätzen und bewundern,[2]) wenn wir auch mit seinen politischen Ansichten nicht mehr einverstanden sind.

---

[1]) Freiligrath. Ges. Dichtungen Bd. III, 6. Vorwort.

[2]) Wir gelangen heute schon immer mehr zu einer objektiven Würdigung dieser Gedichte. Während z. B. W. Herbst (a. a. O.) die politischen Gedichte für den poetischen Tod Freiligraths erklärt und das „Glaubensbekenntnis" den Grabstein seines Dichterruhms nennt, urteilt R. M. Meyer (die deutsche Literatur des 19. Jahrh. 3. Aufl. Berlin 1906. S. 283 ff.): „Der ächte Freiligrath ist nicht der Dichter des Löwenrittes, sondern der Revolutionsdichter. In den politischen Liedern steht Freiligrath am höchsten. Hier hat er erreicht, was er sonst nur suchte, und was er nach kurzer Blüte wieder verlor."

Das „Glaubensbekenntnis“ war auch nur eine Vorschule, ein erstes „Debüt“ auf dem neuen Felde; die unmittelbare Wiedergabe der Gegenwart in der ihm eigentümlichen Form hat Freiligrath erst später in seinen Revolutionsgedichten erreicht. Im „Glaubensbekenntnis“ ringt er noch mit dem Stoffe. Denn in seinen politischen Poesien trat der Dichter auch in der formalen Technik keine Erbschaft an, sondern er führte in sie, wie ich später darlegen werde, neue, originelle Elemente ein.

Die Feinheiten und Schliche einer Heineschen Ironie und der Heinesche Witz, der leicht spöttelnde Humor Hoffmanns, die zusammengedrängte, epigrammatische Darstellung der Hymnen Herweghs sagten Freiligraths dichterischem Naturell nicht zu. Ebenso ist der Dichter wenig glücklich, wenn er sich auf das Gebiet der reinen Stimmungslyrik oder der Reflexion begibt. Seine Eigenart verlangt ernste Stoffe, gewaltige Kontraste, sinnliche Bilder, glänzende Farben erhöhter Stimmungen. Im Gegensatze zu Herweghs emphatischen, aber gedankenarmen und unklaren Proklamationen suchte Freiligrath in bestimmten, lebhaften Bildern die Zeit gleichsam zu malen. Dadurch werden selbst die trockensten und abstraktesten Ideen in scharf umrissenen, plastischen Bildern mit glänzenden Farben dargestellt. Aber den Hintergrund dieser Bilder weiß er im „Glaubensbekenntnis“ noch nicht recht zu treffen. Er nimmt geschichtliche Anekdoten, historische Begebenheiten her, und aus ihrer oft geistreichen Behandlung springt dann der politische, der liberale Gedanke heraus.[1]) Oder er führt eine Allegorie, ein Gleichnis aus, in dem der Gedanke einen schlagenden Beweis findet.

Einen echt dichterischen Hintergrund, anschauliche Darstellung, heiße Anteilnahme am gesellschaftlichen Elend zeigen in der Regel die sozialen Gedichte, die ja auch nicht der Ausdruck einer bestimmten politischen Parteianschauung, sondern des rein menschlich Wahren, der Ausfluß eines Herzens sind, das erfüllt ist von dem idealsten Drang selbstloser Nächstenliebe, von der Begeisterung für die unvergänglichen Güter der Menschheit, eines Herzens, dem Humanität und Freiheit als ewiges Ziel der menschlichen Gesellschaft gelten. Sie werden deshalb den modernen Menschen auch immer noch ansprechen.

Die Gedichte des „Glaubensbekenntnisses“ sind verfaßt in einer nicht immer maß- und geschmackvollen, aber fast überall erstaunlich reichen und nicht selten zu mächtiger Farbenentwicklung sich steigernden Sprache. Wir

---

[1]) Vergl. R. M. Meyer. Die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts.

finden hier dielelbe dramatische Natürlichkeit, dieselbe sinnliche, plastische Fülle und die hinreißende Wucht des Ausdrucks, dasselbe Pathos wie in den Gedichten der „Wüstenrittperiode“. Nur die frühere rhetorische Kraft hat der Dichter nicht überall geltend gemacht.

Aus allen diesen leidenschaftlichen Herzensergießungen weht uns der erfrischende Hauch einer im ganzen edlen und männlichen Lebensauffassung an. Es spricht aus ihnen kein bloßer Schönredner, kein an seinen Phrasen sich berauschender Volkstribun, sondern ein von heiligem Feuer der Liebe durchglühter Parteigänger des wirklichen Fortschrittes. Er hat die Schmerzen seiner Generation tiefer gefühlt, als die lautesten Wortführer der dreißiger und vierziger Jahre; er hat den Idealen, den Glücks- und Hoffnungsträumen und auch den Verirrungen und Krankheitszuständen dieser so reichen und verworrenen Übergangszeit eine Reihe unvergänglicher Denkmale gesetzt. Seine besseren Schöpfungen, wenn auch vielfach noch weit entfernt von gleichmäßiger Vollendung, sind gleichwohl die einzigen poetischen Erzeugnisse jener Epoche, denen eine unmittelbare und durchgreifende Wirkung für alle Zeiten gesichert ist. Mit dankbarem Herzen preisen und verehren wir die großen Schlachtendenker und Baumeister, die 1870/71 unseres Vaterlandes Größe geschaffen haben, aber wir wollen doch auch nicht ganz jene vergessen, die ihre zuversichtliche Hoffnung auf das Auferstehen eines freien Deutschlands laut bekannten, die für ihre Überzeugungen die schwersten Opfer auf sich nahmen,

„die unverzagt und stolzen Muts der Freiheit Banner hoch erhoben,
Als noch für jede trotz'ge Stirn der Kranz von Dornen ward gewoben“.[1])

[1]) E. Rittershaus. Gedicht auf F. Freiligrath. Gartenlaube 1894. S. 220

Sinnstörende Druckfehler:

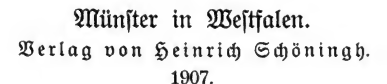
S. 45. Z. 13 von unten statt „schon“ lies „so“.
S. 55. Z. 7 von unten statt „gibt“ lies „gilt“.
S. 59 letzte Zeile von unten statt „auf“ lies „für“.

Münstersche Beiträge zur neueren Literaturgeschichte.
Herausgegeben von **Dr. Schwering,**
Professor an der Universität zu Münster i. Westf.

IV. Heft.

Immermanns Verhältnis zum deutschen Altertum
mit besonderer Berücksichtigung seines Romanzenzyklus „Tristan und Isolde".

Von
Joseph Klövekorn.



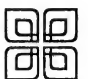
Münster in Westfalen.
Verlag von Heinrich Schöningh.
1907.

Immermanns Verhältnis zum deutschen Altertum

mit besonderer Berücksichtigung seines Romanzenzyklus „Tristan und Isolde".

Von

Joseph Klövekorn.



Münster i. Westf.
Verlag von Heinrich Schöningh.
1907.

Inhalt.

Literaturverzeichnis.

Assing, Ludmilla, Elise von Lützow-Ahlefeldt. Berlin 1857.
Bechstein, Tristan und Isolt in deutschen Dichtungen der Neuzeit. Leipzig 1876.
Bechstein, Gottfrieds von Straßburg Tristan. Leipzig 1890. 3. A.
Beers Briefwechsel mit Immermann. Leipzig 1837.
Deetjen, Immermanns Jugenddramen. Leipzig 1904.
Freiligrath, Karl Immermann. Blätter der Erinnerung an ihn. Stuttgart 1842.
Gedächtnisschrift zum 100. Geburtstag Immermanns, herausgegeben von D. Heinr. Heffcken. Hamburg 1896.
Golther, Gottfrieds von Straßburg Tristan und Isolde; Kürschners deutsche Nationalliteratur. Band 4 II. III.
K. Jahn, Immermanns Merlin. Berlin 1899.
K. Rosenkranz, Von Magdeburg bis Königsberg. Berlin 1873.
K. Rosenkranz, Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter. Halle 1830.
E. Schmidt, Charakteristiken. Berlin 1901.
G. Putlitz, Karl Immermann. Sein Leben und seine Werke. Berlin 1870. [Zitiert als „P."]
Boxberger, Immermanns Werke 20 Bände. Berlin, Hempel. [Zitiert als „W."]
M. Koch, Immermanns Werke (Auswahl in Kürschners deutscher Nationalliteratur) 159, 160.
Briefe an Tieck, gesammelt von K. von Holtei. Breslau 1864.

Außer dieser gedruckten Literatur wurde Immermanns handschriftlicher Nachlaß eingesehen, der sich im Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar befindet.

I.

Wie jede hervorragende Künstlernatur, die im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts zur Ausbildung gelangte, ist auch Karl Lebrecht Immermann von der romantischen Schule stark beeinflußt worden. Er selbst hat es wiederholt ausgesprochen, daß er von ihrem Kreise ausgegangen sei. So sagt er in seinen Memorabilien: „Kein wahrhaft Strebender konnte sich ihrem Reize entziehen, weil sie einen notwendigen Punkt in der Entwickelung der deutschen Literatur angab.“ Mit jugendlicher Begeisterung übernahm er ihre auf eine freie Entfaltung des Individuums gerichteten Leitsätze; an den Stoffen, mit denen sie unsere Dichtung bereicherte, versuchte er seine Gestaltungskraft; ihre Vorbilder waren lange Zeit auch seine Vorbilder. Wohl hat er später manche Überspanntheiten dieser Dichtergemeinde mit bitterem Spotte gegeißelt, aber ihrem Bannkreis ganz zu entfliehen, vermochte er ebensowenig wie sein Freund und Kampfgenosse Heine. Sein dichterischer Entwicklungsgang bietet uns das seltsame Schauspiel, wie in seiner kühlen und kräftigen Altmärkernatur die krankhaften und gesunden Elemente der Romantik sich einander bekämpfen. Auch dann, als seine Künstlerkraft sich selbständig einen Weg bahnte, als er im „Oberhof“ ein eigenes Gebiet eroberte, kann er das echt romantische Gelüst nicht unterdrücken, die Bilder aus der Wirklichkeit mit phantastischen und ironischen Schnörkeln zu umgeben. Der Zauber der „blauen Blume“ hielt ihn zeitlebens gefesselt. —

Als Jünger der Romantik hat sich Immermann schon früh dem deutschen Mittelalter zugewandt. Ihr Streben, es wieder zu neuem Leben in der Poesie erstehen zu lassen, sagte ihm zu. Sinn für das Historische hatte schon in ihm der Vater erweckt, der den Kindern vom alten Fritz und von Gustav Adolf erzählte, in dessen Heere der Ahn der Familie gekämpft hatte. Die Schilderungen, die der Vater entwarf, beschäftigten die Phantasie des Knaben in ungewöhnlichem Maße; „unermeßlich war die Wirkung solcher Eindrücke auf das erste Erkennen“,[1]) gesteht Immer-

[1]) W. 18, 44.

mann selbst. In die Welt des Mittelalters jedoch hatte der Knabe kaum einen Blick geworfen, sie wurde ihm erst in den Studentenjahren erschlossen. Als der Jüngling im Jahre 1813 die Universität Halle bezog, hatte die Beschäftigung mit dem deutschen Altertum, seiner Kunst und seiner Dichtung in weiten Kreisen unseres Volkes lebhafte Teilnahme geweckt. „Wie viele," sagt Michael Bernays,[1]) „redeten und lallten damals verzückt von den Geheimnissen unserer dichterischen Vorzeit! Mit hochgetriebener Begeisterung rühmte man Siegfrieds Heldentum und Parzivals Tiefsinn; mit dem beredtesten Lobe ward Kriemhildens Treue oder Isoldens und Sigunens Lieblichkeit gepriesen. Aber die Begeisterten verrieten eben durch die Art, wie ihre Bewunderung laut ward, daß sie im Grunde nichts Bestimmtes von ihnen auszusagen wußten." Die germanistische Wissenschaft war damals noch nicht über die ersten, dürftigen Ansätze hinausgekommen, die deutsche Grammatik war noch nicht aufgebaut, die Textkritik hatte kaum begonnen. Aber die Freude an dem erstorbenen deutschen Altertum war geweckt, und eine vielgeschäftige Liebhaberei, mehr zum Sammeln als zum Sichten geneigt, bemächtigte sich der so lange vergessenen Schätze. Auch nach Magdeburg und Halle war die nationale Strömung gedrungen. In Magdeburg, so erzählt Rosenkranz in seiner Selbstbiographie,[2]) war an dem Gymnasium ein Nibelungenkränzchen gegründet worden, und als er später in Halle selbst eine Vorlesung über die Nibelungen hielt, war der Hörsaal bis zu den letzten Bänken gefüllt, da die Burschenschaft die Beschäftigung mit dem Volksepos zu den Traditionen ihres Studiums zählte.[3])

Es war natürlich, daß gerade jetzt Fouqués Erzählungen großen Anklang fanden. In ihnen erscheint das Mittelalter in hyperromantischer, völlig unhistorischer Beleuchtung, und diese bunten Gemälde mit ihren Nordlandsrecken und Schlangentötern, ihren schneeweißen Engeln und lichten Helden voll kindlicher Größe, denen die pechschwarzen Teufel gegenübergestellt waren, ergriffen alle Herzen jenes Geschlechtes und fanden sogar in Dichtern wie Eichendorff, Uhland und Körner begeisterte Verehrer. Auch Immermann konnte sich dem Einflusse Fouqués nicht entziehen, ja er verschlang seine Dichtungen förmlich; Oheim und Tante waren für ihn „Oheim Nefiolf und Base Gunhild".

---

[1]) M. Bernays, Schriften zur Kritik und Literaturgeschichte. Leipzig 1899. 3, 313 f.

[2]) Rosenkranz, Von Magdeburg bis Königsberg. Berlin 1873 S. 96.

[3]) Rosenkranz a. a. O. S. 389.

Eine richtige Anschauung vom deutschen Mittelalter konnten ihm jedoch nur die Quellen geben, und da kamen für den Dichter in erster Linie die poetischen Erzeugnisse der ersten Blüteperiode unserer Literatur in Betracht. Welche Werke mittelalterlicher Dichter Immermann damals schon bekannt waren, läßt sich einigermaßen genau feststellen. Tiecks volkstümliche Ausgabe der „Minnesinger aus dem schwäbischen Zeitalter" und des Königs Rother waren ihm nicht fremd. Mit Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg und den Kunstepikern überhaupt war man in der damaligen Zeit nicht so vertraut. Das Hauptinteresse blieb dem Nibelungenliede zugewandt, diesem Evangelium deutscher Tapferkeit, wie es von der Hagen nannte; denn in ihm, so schien es, spiegelte sich der germanische Geist am klarsten wieder. Auf Bekanntschaft mit der Edda könnten die altertümlichen Wendungen und Namen aus der nordischen Mythologie schließen lassen, mit denen der Junker Dunst im „Edwin" seine Reden spickt. Doch hieße es zu weit gehen, wollte man bei ihm die Lektüre des Originals voraussetzen. Nicht einmal eine Übersetzung wird ihm zu Gesicht gekommen sein; die mythologischen Ausdrücke konnte er leicht Fouqués Werken entnehmen. Andere ältere Dichtungen lernte er ebenfalls wohl nur aus modernen Bearbeitungen kennen, so die Sagen von der Tafelrunde aus Fr. Schlegels Übersetzung des altfranzösischen Merlinromanes, den er schon als Knabe gelesen hatte. Einzig das Nibelungenlied scheint er im Originale gelesen zu haben. Sein Anfang wird im „Edwin" zitiert, und in einer komischen Liebesszene zwischen Pandemchen nnd Dunst geben die beiden Liebenden ihren Gefühlen in Nibelungenversen Ausdruck. Auf Immermanns Stellung zum Epos kann man aus diesem Zwiegespräch nichts folgern, da er in dieser Zeit noch die Art der Romantiker liebt, sich selbst und das, was ihm teuer ist, zu ironisieren. Aber auch später hat er kein rechtes Verhältnis zu unserm größten volkstümlichen Epos finden können, ein Zeichen, wie stark die Tendenzen der Aufklärung in ihm spukten. Man denke an die sonderbare Rolle, die der „grimme Hagen aus Nibelungenland" als Kammerdiener des polnischen Starosten im „Münchhausen" spielt, an den als falschen Mohren verkleideten Professor im „Tulifäntchen", der zum Verständnis des Liedes

„Blick und Einsicht in die Tiefen
Einer ungeschlachten Wirtschaft"

braucht. Es darf aber nicht übersehen werden, daß Immermann das übertriebene Schwärmen für das Nibelungenlied abstieß und er so, gleich-

sam ohne es zu wollen, zu einer falschen, d. h. zu niedrigen Einschätzung des Epos kam. Aus dieser Stellung zu unserm Volksepos erklären sich die Verse, in denen er sich über die Bildungsphilister lustig macht, in deren Köpfen sich eine sonderbare Gesellschaft zusammenfände: das Altertum

„Recht mitten unter ind'schen Schnauzen, Rüsseln
Und Edda, Nibelungen, Nordlandspferden."

Auch mag schon auf der Universität die Begeisterung der Studenten, mit denen er seit seinem Kampfe mit der Burschenschaft in Halle auf gespanntem Fuße stand, auf seine eigene Begeisterung ungünstig gewirkt haben.

Immermann war ein zu kühler und klarer Denker, als daß seine Freundschaft mit Fouqué von Dauer sein konnte. Auf den äußerlichen Bruch im Jahre 1819 mußte der innerliche folgen. Der Dichter sah die Verstiegenheit der Fouquéschen Ritterromane ein, und er hat sie im „Edwin" gegeißelt. In diesem Drama werden unter der Maske des Junkers Dunst seine Schwächen dargestellt. Dunst gibt sich wie ein echter Don Quijote, seine Ausdrucksweise ist ganz verschroben und gespreizt. Charakteristisch sind seine letzten Worte, in denen er „Schwert und Reckentum" verdammt, weil sie ihm, „dem größten Mann der Zeit",[1]) nichts genützt haben. — Daß Immermann sich der Masse gegenüber seine eigene Ansicht vom Mittelalter zu wahren wußte, beweist auch sein Verhältnis zu Jahn. Er hielt ihn für einen unklaren Schwärmer, der „mehr Ahnung als Begriff" [2]) in seinem deutschen Volkstum zu geben schien; und wenn er auch seine Bestrebungen im Kerne anerkannte, so behagte ihm doch sein Ideal „eichelfressender Germanen" [3]) ebensowenig wie seine langhaarigen Altdeutschen, die er noch 1840 in „A. Schrödters Bild von der Flasche" verspottete.

Während manche kritiklos alles priesen, was irgendwie mit dem Mittelalter zusammenhing, und es nach Kräften in Leben und Dichtung zu betonen suchten, wollte er, ruhig das Für und Wider erwägend, sich darüber klar werden, ob überhaupt und inwiefern alte Stoffe neu zu beleben seien. Diese Frage beantwortete er sich in seiner Abhandlung „über den rasenden Ajax des Sophokles". In diesem Aufsatze wird Schillers Braut von Messina verworfen, weil eine Nachahmung des alten Dramas in diesem Sinne unmöglich sei, Goethe dagegen dafür gedankt, daß er in seiner Iphigenie seinen eigenen Weg gegangen sei und nicht

---

[1]) W. 16, 186. — [2]) Notiz im Archiv. — [3]) W. 18, 198.

den der Alten. Mit anderen Worten: das antike Drama hat ganz andere Voraussetzungen als das deutsche; es baut sich auf der Grundlage der griechischen Kultur auf und kann nur aus ihr heraus richtig gewürdigt werden. Und weil somit jedes Kunstwerk nur aus seiner Zeit verstanden werden kann, ist eine Nachahmung alter Stoffe im eigentlichen Sinne des Wortes ausgeschlossen. Gewiß hatten alle diese Wahrheiten damals nicht mehr den Reiz der Neuheit für sich. Herder hatte sie schon lange vorher ausgesprochen. Aber es ist doch wichtig festzustellen, daß Immermann sie sich schon damals zu eigen machte. Für ihn stand jetzt fest, daß auch alle Neubearbeitungen altdeutscher Sagen und Dichtungen sich nach den in seiner Abhandlung ausgesprochenen Grundsätzen zu richten hätten.

Die Regeln, die er in seiner ästhetischen Abhandlung niederlegte, leiteten ihn schon vorher bei der Abfassung des Tales von Ronceval.[1]) Die Tragödie ist von Fouqués „Romanzen vom Tale Ronceval" und durch Fr. Schlegels Heldengedicht „Roland" beeinflußt worden. Ich möchte nicht annehmen, daß Immermann Schilters Thesaurus benutzt und sich durch die 12000 Verse der Karlssage in der Bearbeitung des Stricker hindurchgequält hat. Vergegenwärtigt man sich, welche Mühe dem Dichter auch später noch das Lesen mittelhochdeutscher Texte machte, so erscheint diese Voraussetzung wohl als unhaltbar. Wie er selbst sagt, ist er durch den „Karl" des Stricker nur angeregt worden. Wahrscheinlich hat er sich nur in einer Literaturgeschichte über den „Karl" orientiert, wofür auch der Umstand spricht, daß er nicht einmal den Titel kennt, der nach ihm „der Strickäre" lautet, während es natürlich „Karl" des Stricker heißen muß.

Sein Drama ist schon ganz im Sinne der zeitlich später liegenden Abhandlung geschrieben. Es lehnt sich durchaus nicht an mittelalterliche Spiele an, was Fr. Schlegel in seiner Lehre von der „Arabeske" empfahl und von Tieck in seiner „Genoveva" in die Praxis umgesetzt wurde. Es ist ein regelmäßiges fünfaktiges Drama, dessen Sprache sich an manchen Stellen dem Realismus eines Shakespeare oder Goethes im Götz von Berlichingen anzunähern sucht. Romantische Freiheiten sind im Aufbau vermieden.[2]) Gegenüber der Mannigfaltigkeit der Personen

---

[1]) Vgl. zum T. v. R. die vorzügliche Abhandlung Deetjens in seinem Werke über Immermanns Jugenddramen. S. 44 ff.

[2]) Ich sehe dabei von dem Prolog ab, der bei Tieck und den übrigen Romantikern sich oft vorfindet.

und Vorgänge, welche die Vorlage aufwies, war Vereinfachung geboten; das Drama verlangte Exposition und Motivierung der Handlung und einen sittlichen Konflikt. Immermann hat mit glücklichem Griff einschneidende Veränderungen vorgenommen. Zwar konnten die Hauptmomente der Handlung unverändert beibehalten werden; der Charakter Karls des Großen ist jedoch ganz umgestaltet. In der Vorlage ist Karl der mittelalterlichen Auffassung gemäß von übermenschlicher Größe an Taten wie an Tugenden. Der Dichter hat ihn mehr menschlich aufgefaßt und ihm eine Schuld beigelegt, indem er ihn an Ganelon wortbrüchig werden läßt. Dessen Verrat bildet die Peripetie des Stückes und hat den Untergang des Heeres zur Folge.

Dieser Versuch in der Neubearbeitung altdeutscher Stoffe blieb lange Zeit der einzige. Einerseits wurde seine poetische Tätigkeit überhaupt gelähmt durch die Seelenkämpfe, in die ihn sein Verhältnis zur Gräfin Lützow-Ahlefeldt verstrickte, andererseits folgte er, worauf schon K. Jahn aufmerksam gemacht hat, in den zwanziger Jahren dem Zuge der Zeit, indem er historische Stoffe bevorzugte. Das tragische Geschick des Führers der Tiroler, Andreas Hofers, suchte er in dem Drama „Das Trauerspiel in Tirol" poetisch zu verklären. Die Hochflut von Hohenstaufendramen, die das Erscheinen von Raumers Hohenstaufengeschichte hervorrief, vermehrte er, indem er Friedrich II. dramatisierte. Immer mehr erkannte er, daß das Leben des Volkes und seine Vergangenheit das Feld seines Schaffens sei. „Mit vollem Bewußtsein," sagt Putlitz in seiner Biographie, „stellte er darum seine Dichtungen in die große Strömung christlich-permanischer Entwicklung, und verließ diese dauernd nicht wieder, nachdem er kühn den Griff getan in's volle warme Leben".[1])

Diese Neigung zum Volkstümlichen fand reiche Nahrung, seitdem Immermann nach Düsseldorf versetzt war. Der Verkehr mit den Künstlern der rheinischen Malerstadt brachte ihm das deutsche Altertum wieder näher. Es ist bekannt, daß die Düsseldorfer Künstler der damaligen Zeit die Welt so darstellten, wie sie sich in der Phantasie der Dichter und Gelehrten spiegelte, und da neben der religiösen Tendenz die Vorliebe für romantische Stoffe sie beherrschte, so hat Immermann ihnen sicher manche Anregungen zu verdanken, die freilich im einzelnen nicht mehr festgestellt werden können. Es fühlte nun, daß seine Gesamtbildung infolge der mangelhaften Kenntnis unserer Vorzeit tatsächlich eine Lücke

---

[1]) P. I, 150.

aufwies. Darauf deutet folgende Stelle in einem Briefe an seinen Bruder Ferdinand vom 27. April 1830 hin: „Geistig wirken heißt leben, es gibt kein anderes Unglück als das Unbeschäftigtsein. Wenn wir zusammen wären, so würde ich mich deinen Studien anschließen. Ich muß mich nach irgend einer Seite hin begründen, und da ein mangelhafter Jugendunterricht mich im klassischen Altertume gar zu sehr ohne Weg und Steg gelassen hat, wird es wohl am besten sein, sich im Mittelalterlichen, Altdeutschen festzusetzen. Leider fehlt es mir, der ich nicht so recht zum einsamen Selbststudium organisiert bin, hier an einem Mitlernenden, auch an Hülfsmitteln zur Arbeit.“ Der Ausdruck echter warmer Begeisterung für die altdeutsche Kultur sind diese Worte nicht. Nur weil er mangelhaft in die Welt der Antike eingeführt worden war, glaubte er eingehende altdeutsche Studien treiben zu sollen. Wie sehr tritt hier der Gegensatz zu einem Uhland, selbst zu einem Arnim oder Brentano zu Tage! Vielleicht wäre der in dem Briefe erwähnte Plan gar nicht zur Ausführung gekommen, wenn nicht noch ein äußerer Anlaß hinzugekommen wäre, nämlich der Ekel vor der französischen Julirevolution. Obwohl er, wie er sagt, sich nur ungern auf das Feld der Politik begab, hatte er die Bewegung in Frankreich und den anderen Ländern genau verfolgt, und sie hatte einen ungeheuren Eindruck auf ihn gemacht, der sich aber schnell in das Gegenteil verwandelt hatte, in Überdruß und Ekel vor allem revolutionären Treiben. Das war ein Grund mehr für ihn, sich von der Gegenwart ab und der Vergangenheit zuzuwenden.

Das Studium, das er für die in den dreißiger Jahren entstehenden Neudichtungen altdeutscher Stoffe betrieb, ist nur zum geringen Teil Quellenstudium. In bunter Folge las er Werke der Brüder Grimm, Neanders Kirchengeschichte und Hofstäters Altdeutsche Gedichte aus der Zeit der Tafelrunde. Ob ihm außer dem Nibelungenlied, Tristan und Isolde von Gottfried von Straßburg und Bruchstücken aus dem Parzival mittelhochdeutsche Dichtungen im Original bekannt wurden, ist zweifelhaft. Jedenfalls hatte der Dichter das Gefühl, infolge seiner Studien sich ein richtiges Bild vom Mittelalter verschafft zu haben, und mit der ihm eigenen Entschiedenheit urteilte er jetzt darüber. Seine Aussprüche beweisen, daß er immer Dilettant in der Kenntnis des deutschen Altertums geblieben ist. Er scheint nicht einmal zu wissen, einen wie großen Aufschwung die Wissenschaft in Deutschland in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts nahm, wie überaus erfolgreich namentlich das Streben nach Erforschung der deutschen Sprache und Kultur der Vorzeit war.

In den Epigonen, die doch nach Immermanns eigenen Worten ein Kulturbild sein sollen und als solches von Heinrich von Treitschke sehr hoch gestellt werden, hören wir keine Silbe davon. Was an Wissenschaft und schön geistigen Bestrebungen vorkommt, ist Satire und Karikatur. Verspottet werden die Plaudereien, wie sie die Romantiker liebten; August Wilhelm Schlegel, den er sonst wohl zu schätzen wußte, spielt mit seinen indischen und altdeutschen Studien eine lächerliche Figur.

Daß er in den Geist des Mittelalters nicht tief eingedrungen ist, mag man zum großen Teile darauf zurückführen, daß er die Schwierigkeiten des Mittelhochdeutschen nie ganz überwunden hat. Er scheute sich geradezu, altdeutsche Texte zu lesen. Darum erbat er sich von seinem Bruder eine prosaische, getreue Erzählung des ganzen Inhaltes vom Parzival und Titurel. Die Lektüre des Parzival im Original war für ihn sehr mühsam, ganz hat er ihn erst in San Martes Übersetzung gelesen. Wurden ihm altdeutsche Stoffe in Übersetzung und Bearbeitung geboten, empfand er bei ihrem Studium wirkliche Freude, und der Dank, den er San Marte in einer Tristanstrophe [1]) abstattete, kam ihm von Herzen. Darum widmete er sich auch mit großem Eifer der Lektüre der Grimmschen Werke. Am frühesten lernte er die „deutschen Heldensagen“ kennen. Sie begeisterten ihn zu mehreren Balladen: „Schmied Wieland“, „Dietlieb“, „Der Bettler“ und „Der Zauberer Virgilius“, die großen Anklang fanden und auch zu seinen besseren Gedichten gerechnet werden können. Für den Tristan las er die Rechtsaltertümer und danach die Mythologie, wobei er sich sorgfältige Auszüge machte. J. Grimm hat er im Tristan ein Denkmal gesetzt zum Danke für das Vergnügen, das ihm die Beschäftigung mit seinen Schriften gewährte, und die mannigfachen Belehrungen, die er aus ihnen schöpfte.[2])

In der neueren Literatur, wo er nicht mehr mit den Schwierigkeiten der Form zu kämpfen hatte, war Immermann naturgemäß weit mehr bewandert. Namentlich trieb er eingehendere Studien über die Geschichte des Dramas für seine geplante Geschichte des deutschen Theaters. Aber selbst hier in seinem „Spezialgebiete“ begegnen wir seltsamen Irrtümern. Die Entstehung des deutschen Dramas leitet er aus wechsel=

[1]) Die Strophe ist, nach dem Manuskript zu schließen, später eingeschaltet.

[2]) Bei der Feuerprobe im Tristan müssen sich nämlich die Leute an den Köhler Grimm wenden, denn er ist der einzige, der noch das Ritual der Ordalen kennt.

seitigen Erzählungen der Kreuzfahrer ab.[1]) Hans Sachs, den er bereits 1822 im „Pater Brey“ nachahmt, scheint ihm zu den Minnesängern zu gehören. Klingsor hält er für „mythisch zur Zeit des Artus, historisch unter dem Landgrafen auf Wartburg“ [2]) usw. Bei solchen Mißverständnissen kann es uns nicht Wunder nehmen, wenn der Dichter im Ernst glaubt, mit seinem Freunde Tieck könne sich keiner in der Kenntnis des Mittelalters vergleichen.

Wir würden solche Irrtümer aber gerne mit in den Kauf nehmen, wenn wir feststellen könnten, daß Immermann schließlich den Geist des Mittelalters doch klar erfaßt habe. Das ist aber nicht der Fall. Die Urteile, die er in den Memorabilien fällt, müssen für uns entscheidend sein, weil sie aus seinen letzten Lebensjahren stammen. Da heißt es, die Dichtungen der ersten Blüteperiode könnten nicht als vollgültige dichterische Erzeugnisse angesehen werden, denn sie schienen ihm nicht frei von einem barbarischen Zuge zu sein. Seltsam schon im Ausdruck sind die Worte über das Mittelalter und seine Poesie aus einem Gespräche im „Reisejournal“: „Das Mittelalter kommt mir wie ein Versuch vor, voll des größten Sinnes, aber mit unzulänglichen oder widersprechenden Kräften. Das zeigt sich an seinen Bauten, an seiner politischen Erfindung, dem Kaisertum; das zeigt sich auch an den Gedichten, welche Sie nannten. Ihr Inhalt ist die erhabenste Poesie, und dennoch sind sie barbarisch.“ [3]) An dieser falschen Ansicht hat er zeitlebens festgehalten. Auch noch in den „Memorabilien“ [4]) zeigt es sich, daß es ihm vollständig entgangen ist, wie mächtig Deutschland nach den Kreuzzügen unter dem Kaiserhaus der Staufen emporblühte, und wie gerade auf der Grundlage der höheren Kultur die Poesie sich so reich entwickeln konnte.

Hauptsächlich ist es die Form, an der er sich stößt, wie sich schon aus der oben angeführten Stelle ergibt, und es hat den Anschein, als ob gerade die Schwierigkeiten in der Sprache, mit denen er bei der Lektüre zu kämpfen hatte, ihn verleiteten, eben diese Form, die mittelhochdeutsche Sprache nämlich, für noch nicht ausgebildet genug zu erklären, um Träger dichterischer Ideen sein zu können. Mit dieser Ansicht steht er auf einem ganz veralteten Standpunkte, der ihn auch sonst zu schiefen Urteilen verleitet. Die Verfasser der Nibelungen, des Narrenschiffs, des Leo Arminius scheinen ihm gleichsam „im Handgemenge rüber Vor-

[1]) W. 17, 447. — [2]) Tagebuch vom 11. Januar 1832.

[3]) W. 10, 183. — [4]) W. 18, 156.

stellungen" zu stehen. Und wenn er die deutsche Literatur des Mittelalters nur für einen großen Ansatz, für einen kühnen Handstreich ansieht, so versteht man auch seine Schlußworte in dem Abschnitte der Memorabilien, der über die ältere deutsche Literatur handelt: „Man lobe und preise jene älteren Werke, wie man will, man wird aber den Flecken der Barbarei nicht von ihnen hinwegpreisen." [1])

Daß trotz dieser abfälligen, ungerechten Bemerkungen eine Neigung zum deutschen Altertume bei ihm sich nicht leugnen läßt, zeigt zur Genüge die Tatsache, daß er öfters Stoffe zu neuen Dichtungen der alten Literatur entnahm und größere Studien für die geplanten Werke nicht scheute. 1831 suchte er einen Überblick über den Merlinstoff zu gewinnen. Durch die Beschäftigung mit ihm lernte er eine Reihe neuer mittelalterlicher Sagen kennen, und die erste Frucht seiner Studien war die Erzählung der Gralsage im „Reisejournal".[2]) Sie sollte das Publikum mit dem Stoffe vertraut machen. Für die Sagen, die er im Merlin selbst verwertet hat, lagen ihm nur moderne Übersetzungen, Bearbeitungen und dürftige Auszüge vor, wie sie die Literaturgeschichte bietet. Seine Hauptquelle wurde Hofstäter, Altdeutsche Gedichte aus den Zeiten der Tafelrunde, Wien 1810. Es ist dem Bearbeiter gelungen, Fürterers großen Zyklus in zwei Bänden zusammenzufassen und dabei noch Raum zu völlig wertlosen literarischen Exkursen zu finden. Was der biedere bayrische Wappenmaler vom Geiste des Mittelalters nicht zu tilgen vermochte, ist in Hofstäters Übersetzung vollständig verwischt. Seine Verse sind reim- und klanglos, seine Sprache hochtrabend, gerade entgegengesetzt der frischen Naivität des Mittelhochdeutschen.

Größeres Verständnis für mittelalterliche Anschauungen als bei Hofstäter fand Immermann in der „Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter" von Rosenkranz. Als Anhänger Hegels hat dieser die Tendenz, die Geschichte des Bewußtseins zu verfolgen, wie sie in den poetischen Erzeugnissen des Mittelalters sich abspiegelt. Die philosophische Behandlung des Stoffes mußte dem Dichter zusagen, da der Merlin der Träger seiner Weltanschauung werden sollte. Hatte er auch anfangs die Absicht, sein Drama „bunter, figurenvoller, psychologischer" [3]) zu gestalten, so gab er diesen Plan doch bald auf. Die reiche Fülle der Sagen von Artus und vom Gral ließ sich im Rahmen eines episodenreichen Epos

---

[1]) W. 18, 157. — [2]) W. 10, 175.
[3]) Briefe an Tieck, gesammelt von K. von Holtei, Breslau 1869 II, 61.

wohl verwerten, nicht aber in einem Drama. Deswegen entschloß er sich zu einer „einfacheren, mehr symbolisirenden Form", die seinen Zwecken besser zu entsprechen schien. Alles sollte aus der platten Wirklichkeit ganz in eine goldene Ferne gerückt werden, sagt eine Notiz im Archiv, und diesem Gedanken verlieh er auch bei der Betrachtung des Kölner Domes Ausdruck mit den Worten: „So ein trüber, brennender, gelbrötlicher Hauch muß über diesen transzendentalen Dingen schweben." [1])

In großen, einfachen Linien ist das Ganze gehalten, sodaß es wie ein Freskogemälde wirkt. Dazu trägt nicht wenig der epische, vielfach balladenartige Ton bei, der sich durch das Drama hindurchzieht. Mittelalterliches Kolorit findet sich kaum, wenn man es nicht in der Verwendung altertümlicher Wörter suchen will. Auf individuelle Charakteristik hat der Dichter zumal bei den kleineren Figuren wenig Wert gelegt. Um so schärfer tritt in dieser Tragödie des Widerspruchs der Gegensatz zwischen Lebensfreude und Entsagung, zwischen Geistigem und Sinnlichem hervor. Er spiegelt sich wieder in den Vertretern der Welt des Grales und der sinnenfreudigen Tafelrunde. Indem Merlin diese von Gott gewollte Kluft dadurch zu überbrücken sucht, daß er die Ritter der Tafelrunde zum Grabe führen will, muß er zugrunde gehen.

Die Merlinstudien verschafften ihm eine bessere Auffassung des Mittelalters, sie regten ihn auch zu neuen Werken an, zum Lohengrin, zum Parzival und zum Tristan.

Die Sage vom Schwanenritter hatte ihn schon früher beschäftigt. In Düsseldorf, also in der Nähe des Schauplatzes der Sage, hatte er gleich nach seiner Ankunft im Frühlinge des Jahres 1827 50 Stanzen niedergeschrieben. Bis zum Jahre 1831 hatte er bestimmt gehofft, mit der Arbeit fertig zu werden, aber erst das eingehende Studium der Gralsagen rückte ihm den Stoff näher. Nach der Vollendung des Alexis fuhr er fort, am Schwanenritter zu dichten, mußte aber sozusagen von vorn anfangen, da das früher Geschaffene einer Umarbeitung bedurfte und Immermann sich eine ganz neue Form, eine elfzeilige Stanze, bildete, auf die er bei der erneuten Lektüre des „Heinrich von Ofterdingen" (2. Teil, Astralis) gestoßen war. „Ich suchte Wohllaut und Abwechselung durch dieses Metrum zu verbinden," sagt ein Tagebucheintrag vom 17. Februar 1831. „Ottaverime nur in südlichen Sprachen bei längeren Gedichten tauglich. Wir sind zu arm an eigentlich tönenden Reimen.

[1]) W. 10, 11.

Wir müssen durch Mannigfaltigkeit des Reimes, verbunden mit rhythmischer Abwechselung uns zu helfen suchen." 52 in diesem Metrum gedichtete Strophen sind im Archiv erhalten. Sie bilden den größten Teil des ersten Gesanges.[1]) Sollte das Ganze fünf Gesänge umfassen, so erscheint die in dem ersten Gesange gegebene Exposition unverhältnismäßig breit. Nach einer kurzen Einleitung beginnt die Erzählung mit dem Tode des Vaters der Beatrix, um die dann gleich Freier aus aller Herren Länder zu werben beginnen. Dann werden wir in das Schlafgemach der Herzogstochter geführt; der Leser erhält eine genaue Beschreibung ihrer Toilette. Während des Ankleidens erzählt Brigitte, die Amme der Beatrix, alte Liebesgeschichten als Vorbereitung auf den bevorstehenden Empfang der Freier. Darauf wird vom Kanzler und vom Pagen, die beide in Beatrix verliebt sind, die Ankunft der Freier geschildert, und mit einer Apotheose der Schönheit schließt das Fragment. — Aus dem Erhaltenen und den ungedruckten, im Tagebuch niedergelegten „Ideen zum Schwanenritter" ergibt sich, daß das Ganze auf einen leicht humoristischen Ton gestimmt werden sollte wie etwa im Tulifäntchen. Aber wieder mußte der „Schwanenritter" zurücktreten, diesmal vor dem Merlin, dessen Gestalt die Phantasie des Dichters ganz erfüllte. Ob er die Absicht hatte, das Fragment später fortzusetzen, läßt sich nicht entscheiden. Nur wissen wir aus den viel später entstandenen „Intentionen" zum Münchhausen, daß in der westfälischen Akademie der Dichter merkwürdigerweise mit dem Anfange des Schwanenritters zu Worte kommt.

Viel kurzlebiger war der Plan, das dritte Buch des Parzival in Romanzen zu bearbeiten. Die herrliche Schilderung von Parzivals erstem Ausritt mußte den Dichter selbst in der schlechten Darstellung Hoffstäters anziehen, und er beschloß noch während der Arbeit am Merlin, ihn als „Episode" zu behandeln. Aber wir hören nie wieder von diesem Vorhaben. Im Reisejournal stellt er die Sache so dar, als ob beim mündlichen Erzählen des Abenteuers ihm „durch die mächtige Erinnerung" jede Lust an seinem „Machwerk" verdorben sei.[2]) In Wahrheit besaß er jedoch keine wirkliche Fühlung mit der Gedankenwelt des „gottverworrenen" Wolfram. Zu seinem Geburtstage am 24. April 1833 erhielt er von der Frau von Sybel die Abschrift eines Teiles vom Parzival

[1]) S. die erste Beilage.

[2]) Der Stoff sollte wie der Tristan in Romanzenform halb episch, halb lyrisch behandelt werden.

(alles, was sich auf den Gral bezog) nach einem Heidelberger Manuskripte.[1]) Schon nach wenigen Wochen gestand er seinem Bruder, daß er ihm nach dem heiteren und vielgestaltigen Tristan dunkel und eintönig vorkäme. Zu seiner Entschuldigung fügt er aber hinzu, daß er sehr vieles nicht verstände.

Schon früher hatte er, ergriffen von den Ideen des Parzival und des damals sehr hoch geschätzten Titurel, sich eine genaue Prosadarstellung des ganzen Inhaltes beider Gedichte gewünscht.[2]) Erst spät ging sein Wunsch in Erfüllung, aber anders als er gehofft hatte. Wie sich aus einem Briefe [3]) an Schulz=San Marte ergibt, erhielt er gleich nach dem Erscheinen ein Exemplar von dessen Parzivalübersetzung. Sofort begann er mit der Lektüre und las das Epos zum ersten Male in einem Zuge durch und erfreute sich an „dieser seltsamen Ketzerei". Aber erst zwei Jahre später traf der Dankbrief bei Schulz ein, verbunden mit einer auf genauen Auszügen fußenden Würdigung des Originals und der Übersetzung. Zweifellos enthält der Brief manche gute Bemerkung, z. B. verkennt Immermann nicht die Schwierigkeit, „die Naivität und das Malerische von Wolfram in unserem abstrakten Idiom wiederzugeben". Wenn er aber auch den Eindruck, den die Lektüre des Parzival auf ihn machte, mit keinem andern zu vergleichen weiß, den Grundgedanken des Wolframschen Epos verstand er nicht richtig. Der aufgeklärte Rationalist meinte,[4]) es fände sich ein — wahrscheinlich auf zwei „Rezensionen" beruhender — Widerspruch in dem Gedichte, da die Frage von einem, dem die Geheimnisse der Burg nicht vertraut sind, gestellt werden soll, schließlich aber von Parzival gestellt wird, nachdem er hinlänglich aufgeklärt ist. Immermann erkannte also, daß Parzivals sittliche Läuterung aus schwerer Schuld und Verzweiflung zur reinen Gottes= und Menschenliebe das eigentlich Entscheidende ist, während die Frage nur das äußere Symbol darstellt.

Ein einziges Werk der mittelalterlichen Blüteperiode genoß er mit ganzer, reiner Freude, nämlich das Epos Gottfrieds von Straßburg. Er ist ganz entzückt von ihm, wie der Brief an Ferdinand vom 18. April 1831 beweist: „Das Altdeutsche vermittelt auch eine Bekanntschaft mit dem Tristan, den ich jetzt mit großem Entzücken lese. Das ist ein ganz herrlicher Gehalt. Es ist in mir der Plan entstanden, der=

[1]) Tagebucheintrag vom 24. April 1833 im Archiv.
— [2]) Vgl. S. 8. — [3]) Im Archiv. — [4]) S. auch W. 10, 183.

einst dieses Gedicht in neuer künstlerischer Form aufzuerwecken und zwar so, daß nur der Stoff Gottfried von Straßburg, die Behandlung aber mir angehören müßte. Jammerschade, daß so prächtige Sachen unter den Gelehrten vermodern! Man muß sie dem Volke schenken. Wenn ich nun hinzusetze, daß mir noch so manches kleinere durch den Kopf geht, so siehst du, daß Werg genug am Rocken ist."[1]) Die Sage kannte er schon, jedoch erst die Vorstudien für seinen Merlin führten ihn zum Tristan, der ja auch in den Artussagen eine wenn auch unwesentliche Rolle spielt. Aber trotz der oben zitierten begeisterten Worte kam der Dichter über die Vorarbeiten zunächst nicht hinaus, und es schien, als ob der Tristan das Schicksal des Schwanenritters und des Parzival teilen sollte.

Im Jahre 1836 finden wir den Dichter jedoch wieder an der Arbeit. Diesmal sind es nicht äußere Gründe, die ihn veranlassen, sich wieder dem altdeutschen Stoffe zuzuwenden, sondern lediglich innere; seine veränderte Seelenverfassung ist der Grund für die Wiederaufnahme des Tristan. Wir werden also zunächst versuchen müssen, diese zu verstehen. Dann kann man erst beurteilen, wie viel Immermann den Personen der Dichtung von seinem Geiste und seinem Empfinden mitgeteilt hat.

[1]) P. I, 267.

II.

Seit dem Jahre 1821 vernehmen wir in Immermanns Dichtungen einen Ton, den er bisher noch nicht angeschlagen hatte. Liebesprobleme nehmen jetzt einen großen Raum in seinen Dichtungen ein. Am meisten scheint ihn die unglückliche Liebe anzuziehen, wie sie am stärksten in der düsteren Tragik von „Cardenio und Celinde“ hervortritt; erst in den letzten Jahren hat er die Stimmung zu helleren Bildern gefunden, zu den heiteren Oberhofszenen und dem hohen Liede der Liebe, zu Tristan und Isolde. Wenn er nun an seine Braut schreibt: „Alle meine Schriften sind Abdrücke von innerlich Erlebtem, diese Grundanschauung begleite dich durch sie hin, ein Menschenleben liegt vor dir aufgeblättert,“ so ist es klar, daß das Interesse für Darstellungen der Liebe eine tief in sein Leben eingreifende Ursache voraussetzt, und diese liegt in seinem Verhältnisse zur Gräfin Elise von Lützow-Ahlefeldt. Immermann lernte sie im Frühlinge des Jahres 1821 kennen. Bis dahin war sein Leben in geistiger Beziehung ziemlich anregungslos verlaufen, sowohl in Magdeburg und Halle wie in Münster. Nun lernte er eine geistreiche Frau kennen, die alles Poetische fein nachzuempfinden verstand und allen seinen Plänen reges Interesse entgegenbrachte. Kein Wunder, daß sie einen tiefen Eindruck auf ihn machte — zu seinem Unglücke, muß man hinzufügen, denn ihre Charaktere waren zu verschieden, um wirklich mit einander harmonieren zu können. Die Gräfin war in einer Umgebung aufgewachsen, die eine nach festen Grundsätzen eingerichtete Lebensführung nicht kannte. So gerieten ihre Anschauungen von Moral früh ins Wanken. Die Unruhe der Jahre, die sie während der Freiheitskriege als Gattin des Freischarenführers Lützow durchlebte, war nicht geeignet, den Mangel ihrer Erziehung zu beseitigen, sie verstärkte vielmehr ihre Neigung für das Außergewöhnliche, außerhalb des geraden Weges der Ordnung Liegende. Immermanns Denkweise war im Grunde genommen

bürgerlich, wie sie ihm im Vaterhause eingepflanzt war. Während für die älteren Romantiker die große Masse, das „Volk“ kaum existierte, sodaß für sie etwa Bürger und Philister gleichbedeutend war, hat er in den Epigonen und im Münchhausen Vertreter des Volkes liebevoll gezeichnet. Auch über die Ehe hatte er konservativere Anschauungen als die Romantiker des Jenenser und Berliner Kreises. Die Gräfin aber war durch ihre ganze Entwicklung und ihre lebhafte Phantasie durchaus dazu veranlagt, freiere Ansichten in ihrem Leben zur Geltung zu bringen, zumal sie im Elternhause und bei ihren Freundinnen genug Beispiele unglücklicher und freier Ehen vor Augen hatte.

Der Gegensatz der Charaktere führte schließlich den Konflikt in Immermanns Leben herbei. Anfangs genoß er noch ungetrübt das Glück, endlich jemand gefunden zu haben, der ihn ganz verstand. Mitteilungen seines Freunde bestätigen es, daß er das Verhältnis als ein „schönes, geistiges“ auffaßte, das ihn nicht hindern konnte, in seinen Briefen noch lange Zeit Empfehlungen an den General beizufügen. Aber schon die Gedichte, die im Frühjahr 1822 entstanden, verraten, daß die stille Flamme platonischer Neigung zu heller Glut der Leidenschaft entfacht war. Sicherlich ist die Lyrik Immermanns schwächste Seite, es fehlt ihr sozusagen alles, was zum Wesen dieses Dichtungsart gehört. Doch darf man nicht verkennen, daß diese seine Liebesgedichte der — allerdings unzureichende — Ausdruck seiner innersten Gefühle sind, und wir glauben dem Dichter, wenn er in immer neuen Bildern von der ewigen Dauer seiner Liebe spricht. In dieser Stimmung war er außer stande, sich von Münster loszureißen und sich um eine von den Angehörigen vorgeschlagene Stelle in Magdeburg zu bewerben. Inzwischen war der Plan zu „König Periander und sein Haus“ gereift.[1]) Im Frühlinge war es ihm unmöglich gewesen,

[1]) Der „Petrarka“ ist jedenfalls nicht unter dem Einflusse seiner neuen Freundschaft entstanden. — Am 3. April 1821 hatte er das Stück abgeschlossen und im Frühlinge desselben Jahres wurde er in das Haus des Generals Lützow eingeführt. Von den vielen Bekanntschaften, die Immermann im Winter 1820/21 in Münster gemacht hatte, unterschied sich diese neue anfangs durchaus nicht, und sie wäre vielleicht spurlos vorübergegangen, wenn nicht die Gräfin sich der „Prinzen von Syrakus“ nach ihrem Erscheinen im Dezember 1821 warm angenommen hätte. Dadurch lernte Immermann sie von einer anderen Seite kennen; das Gefühl, das jetzt in ihm keimte, war mehr als konventionelle Achtung und die erste Frucht der erwachenden Neigung

die Arbeit zu fördern, „als eine unendliche, aber stumme Poesie des Herzens sich seiner Vollendung entgegenstellte". Damals hoffte er, es würden aus ihr noch herrliche Lichter in das Trauerspiel fallen; doch seine Hoffnung wurde getäuscht. Die Gräfin, die zuerst in Immermanns Forderung, sich von Lützow zu trennen und mit ihm sich zu verbinden, eingewilligt hatte, widersetzte sich ihr jetzt. Die Trennung von Lützow müsse der letzte Schritt sein, der sie „der Welt bloßstelle", sollen nach Putlitz ihre Worte gewesen sein. Dieser unerwartete Schlag hinterließ seine Spuren in dem Drama, das den Dichter beschäftigte, in dem „König Periander und sein Haus". Es ist nach Deetjens treffendem Ausdruck die Tragödie des nicht befriedigten Liebebegehrens.

Von den Söhnen des Periander, Lykophron und Thrasyll, hat der ältere manches aus Immermanns damaliger Stimmung. „Sein und Scheinen", diesen Gegensatz, den Lykophron überall auf der Welt findet, in Liebe, Freundschaft, Tatendurst, in Kunst- und Wissenstrieb,[1]) ihn mußte Immermann zu seinem Schmerze auch bei seiner Geliebten entdecken. Gegen diesen Zwiespalt kämpfte er in den nächsten Jahren. Wie die Gräfin innerlich ihm gegenüberstand, so sollte sie sich auch äußerlich zu ihm stellen. Immer wieder drang er darauf, daß sie sich mit ihm durch die Ehe verbinde, bald hoffnungsvoll, bald verzagend. Welchen Kampf es ihn kostete, wie wenig er später noch auf eine glückliche Lösung des Widerspruches hoffen durfte, äußerte er seinem Bruder Ferdinand gegenüber: „Ich verlange nichts, als in einem herzlichen, friedevollen Verhältnis selbst Frieden zu finden, und dieser Wunsch, der mir so bescheiden dünkt, scheint sich mir zeitlebens nicht erfüllen zu wollen.[2])

---

sind — wie natürlich — die lyrischen Gedichte, die bald darauf im Frühjahr entstanden. (P. I, 103). — Der heitere Ton, der sich durch die Tragödie zieht, erklärt sich leicht als Nachklang der gesellschaftlichen Vergnügungen, in deren Strudel der Dichter sich im Winter 1820/21 zum ersten Male gestürzt hatte. Bei der Schilderung des Liebesverhältnisses mögen frühere Erfahrungen mitgespielt haben. Immermann selbst hielt — das darf nicht übersehen werden — die Tragödie nur für ein gut ausgeführtes Miniaturbild, nicht für eine wahrhaft ergreifende dramatische Schöpfung. (P. I, 76.)

[1]) W. 16, 332.

[2]) P. I, 110. In diesen Jahren entstanden nur wenige Dichtungen, da die Widersprüche in seinem Innern ihn am Produzieren hinderten. „Das Auge der Liebe" hat, obwohl es eine Apotheose der Liebe ist, kaum Beziehungen zu Immermanns Leben. Zum Teil mag daran die allzustarke Anlehnung an Vorbilder, namentlich an Shakespeare, schuld sein.

Er ließ es jedoch nicht bei Klagen und Bitten bewenden, sondern suchte selbst handelnd eine Wendung zum bessern herbeizuführen. Während er früher die Versetzung nach Magdeburg abgelehnt hatte, betrieb er sie jetzt selbst, um dadurch der Gräfin den entscheidenden Schritt zu erleichtern. Er dachte auch an die Möglichkeit, die Diplomatenlaufbahn zu betreten, ein Plan, dessen Ausführung ihn sicher unglücklich gemacht hätte, denn zu einem solchen Berufe eignete sich seine Natur am wenigsten. Die Versetzungsurkunde traf im September 1823 ein, und im Januar 1824 war er wieder in der Heimat.

Es gab ein gedrücktes Wiedersehen mit den Seinen, doch hoffte er jetzt zuversichtlich, alle Schwierigkeiten lösen zu können; aber vergebens. Es entspann sich ein unerquicklicher Briefwechsel zwischen der Gräfin und ihm, der schließlich dahin führte, daß die Scheidung der Ehe, die auch der General Lützow wünschte, in die Wege geleitet wurde. Endlich verließ Elisa Münster, um vorläufig in Dresden Wohnung zu nehmen. Auf der Durchreise traf Immermann in Halle mit ihr zusammen. Nach einer langen Unterredung konnte sie sich auch hier, bei dieser ganz veränderten Lage der Dinge, nicht entschließen, seinem Wunsche Folge zu leisten.

Da brach sein Schmerz mit Gewalt hervor, und seine Kämpfe, sein fruchtloses Werben fanden ihren Ausdruck in seiner Tragödie „Cardenio und Celinde". In dem Haupthelden hat der Dichter sich selbst gezeichnet, in Celinde die Gräfin. „Meine Seele ist in einem Netze fürchterlicher Widersprüche gefangen", das ist der Grundton von Cardenios Charakter. Durch einen Liebestrank wird er an Celinde gegefesselt; aber er will es nicht bei der Liebesleidenschaft bewenden lassen, sondern besteht auf kirchlicher Trauung. Selbst im Rausche des ersten Beisammenseins denkt er, wie er ihre Liebe zum Ziele führe.[1]) In der darauf folgenden Szene im Walde (IV, 1) läßt sich fast jedes Wort auf die Verhältnisse beziehen, in denen Immermann lebte. Das leichte Liebesgeplauder hält nicht lange an. Cardenio fällt wieder ins Grübeln: „Ich meine, wenn der Kirche Band uns bindet".[2])

„Was ist Dir nur? Ich kann dich nicht verstehn.
Denkst du nicht an den heil'gen Ehestand?" [3])

fragt er wiederholt. Celinde setzt seinen Bitten ein hartnäckiges Nein entgegen. Cardenio kann nicht annehmen, daß dies „schneidend scharfe Wort" ernst gemeint ist und glaubt,

---

[1]) W. 16, 437. — [2]) W. 16, 439. — [3]) W. 16, 440.

„gelehrte Schmecker,
Die ihre Falschheit und verkehrte Lust
Mit Blumen überdeckten“,[1])

hätten es ihr eingeredet. Wer dächte da nicht an die freien Anschauungen, die die damalige Zeit beherrschten und in zahlreichen literarischen und philosophischen Werken zum Ausdruck kamen. Celinde bleibt beharrlich bei ihrer Weigerung:

„Weil ich nicht geschaffen, Vettern, Basen
Mein inniges Geheimnis zu verraten,
Weil Neigung welkt am grellen Tageslicht,
Weil ich vor Scham müßt' in die Erde sinken,
Trät ich mit dir zum Altar, tauschte Ringe.“

In Prosa umgesetzt ergeben sich Elisas Worte: die Trennung von Lützow müsse der letzte Schritt sein, der sie der Welt bloßstelle. — Cardenio will sich aus den Verwirrungen retten, indem er den Knoten zerhaut. Diese Kraft besaß Immermann nicht. Da er noch immer hoffte, die Gräfin würde sich seinen Wünschen fügen, wiederholte er in Magdeburg und später in Düsseldorf noch öfters seine Bitte, aber immer mit dem gleichen Mißerfolge, bis er einsehen mußte, daß alles vergebens war.

Den eigentlichen Grund ihres ablehnenden Verhaltens deutet ein ungedruckter Brief Immermanns an seinen Freund Schnaase an, der für die Beurteilung seines Verhältnisses zu ihr von größter Wichtigkeit ist. Der Dichter teilt seinem Freunde mit, die Gräfin habe sich darum geweigert, die Seinige zu werden, weil sie dadurch alle Verbindungen mit ihrer Familie abschneiden würde. Daß vor der Rücksicht auf ihre Familie die Liebe zu Immermann zurücktreten mußte, spricht jedenfalls nicht für die Stärke ihrer Neigung zu ihm. Er dagegen liebte sie innig und aufrichtig; die Berechtigung ihrer Weigerung hat er nie einsehen können und ihr entgegenzutreten wagte er nicht aus — Furcht vor ihr. „Ich habe mich vor Niemand je gefürchtet, nur vor ihr“, gesteht er in einem Briefe an Schnaase.[2])

Trotzdem fühlte er sich in ihrer Nähe durchaus nicht immer unglücklich. Er wußte recht gut, wie viel er in seiner geistigen Entwicklung der Gräfin zu verdanken hatte. Nach seinen eigenen Worten hat sie ihm

[1]) W. 16, 441. — [2]) S. die zweite Beilage.

„in unendlich vielen Beziehungen die reichste Förderniß" gegeben und ihn überhaupt erst zum Mann gemacht. So erklärt es sich, daß das Bild, das er von ihr in den „Epigonen" unter den Gestalten Johannes und der Herzogin entworfen hat, keineswegs herabsetzend ist. Johanna gehört sogar zu den anziehendsten Figuren des Romans.

Aber wenn er auch der Gräfin mit den wärmsten Worten gedenkt, das Gefühl tiefer, an Verzweiflung grenzender Trauer, wie wir es in „Cardenio und Celinde" ausgesprochen finden, konnte nicht so bald verschwinden. Aber die Zeit milderte sie und verwandelte sie in Wehmut. In dieser Stimmung las er das Epos Gottfrieds von Straßburg. Das war ein Stoff, der ihn aufs höchste interessieren mußte, denn er hatte manche Berührungen mit seiner eigenen Lebensgeschichte. Die Liebe, die ihn schon öfters zu poetischer Gestaltung gereizt hatte, tritt hier nicht neben anderen Motiven, sondern als alleinherrschend auf. Er vermochte es, sich in Tristans Lage hineinzufühlen. Wie Tristan hatte er Neigung zu der Frau eines anderen gefaßt, an den sie durch eine unglückliche Ehe gefesselt war. Der Gatte selbst wiederum hat Ähnlichkeit mit König Marke: beide sind nüchterne Naturen, beide vermählen sich, ohne sich darüber klar zu werden, ob wirkliche Neigung sie zu der Erwählten zieht, beide können das Liebesbedürfnis der Gattin nicht stillen, die deshalb zu einem anderen ihre Zuflucht nimmt, mit dem sie sich eins fühlt. Und nun entsteht wieder ähnlich wie in „Cardenio und Celinde" die Grundfrage, die bei dem ernsten, konservativen Immermann verständlich ist: hat Isolde, obwohl sie vermählt ist, das Recht, der Neigung ihres Herzens zu folgen und sich dem Geliebten hinzugeben?

Zu diesem mehr persönlichen Interesse, das er an Gottfrieds Dichtung nahm, trat das ästhetische. Für die Schönheit seines Epos zeigte er volles Verständnis. Gottfrieds fließende Sprache, seine anmutige Darstellung, die sich von Schwerfälligkeiten und langatmigen Beschreibungen durchweg frei hält, mußten ihm gefallen. Er schrieb denn auch ganz begeistert an seinen Bruder (18. April 1831) und an M. Beer über den tiefen Eindruck, den Gottfrieds Gedicht auf ihn gemacht hatte.

III.

Am wichtigsten für die Art, wie er den Tristan zu bearbeiten gedenkt, ist folgende Stelle aus einem Briefe an Beer vom 5. 6. 1831: „Die Beschäftigung mit der altdeutschen Poesie führte mich dann auch zu einem köstlichen Denkmale derselben, dem Tristan. Ein ganz vortreffliches Gedicht, voll der schönsten Motive! Da ist dann der Plan in mir entstanden, den alten Meister in zeitgemäßer Reproduktion aufzuerwecken. Es ist jammerschade, wenn dergleichen nur für Stubengelehrte oder langhaarige Altdeutsche vorhanden ist; man muß es so wiedergebären, wie Gottfried von Straßburg dichten würde, wenn er heutzutage noch lebte. Zu dem Ende extrahiere ich mir die Motive, die mir poetisch erscheinen, und wenn es einmal an die Arbeit geht, so werden lediglich diese Exzerpte und nicht der alte Tristan zur Hand genommen, damit sich nichts Manieriertes, Übersetztes einschleiche. Sie sehen, es ist viel Werg am Rocken, und wenn mir geistige Kraft und Frische bleibt, so soll er in der nächsten Folgezeit allgemach versponnen werden." [1]) — Wie sehr ihn der Tristan begeisterte, läßt sich aus einem Briefe an Ferdinand vom 3. August erkennen. Er will bei seinem Besuche mit seinem Bruder zusammenstudieren. Von den „Heldenliedern" möchte er am liebsten den Tristan wählen, der ihm sehr im Sinne liegt, ihm aber schon wegen seiner Länge nicht recht zum Vorlesen geignet zu sein scheint.

Im Herbst ruhte die Beschäftigung mit dem Tristan wie die Arbeit am Merlin. Erst der Winter brachte ihm die Muße, neben Novalis' Dichtungen Lohengrin und Tristan „übers Kreuz" lesen zu können, und am 28. Februar 1832 [2]) war die Lektüre seiner Hauptquelle und die der Fortsetzungen von Ulrich von Thürheim und Heinrich von Freiberg beendet. Zu gleicher Zeit hatte er sorgfältige Auszüge gemacht und das Ganze zur künftigen Bearbeitung durchdacht und abgeteilt.

---

[1]) Brief im Archiv, Datum fehlt bei Boxberger W. 13, 8.

[2]) Tagebucheintrag.

Er hätte nun mit seiner poetischen Tätigkeit einsetzen können, aber ihm fehlte die Stimmung. Auf seiner Herbstreise 1832 führte ihn der Weg nach Ahrweiler. In diesem kleinen altertümlichen Städtchen glaubte er sie finden zu können: „Hier ließe sich das Gedicht von Tristan schreiben." Dann kamen die aufregenden Theaterjahre, und die Arbeit an der keimenden Dichtung ruhte ganz. Da brachte das Jahr 1838 den entscheidenden Umschwung. Im Herbste suchte Immermann nach langer Zeit die Seinigen in der Heimat auf. Gleich nach der Ankunft stellte ihm sein Bruder Ferdinand sein Mündel Marianne Niemeyer vor. Weder der äußeren Erscheinung noch ihren geistigen Fähigkeiten nach war sie damals besonders anziehend; dennoch machte sie auf Immermann einen tiefen Eindruck. Schon am zweiten Tage wußte er, daß er sie liebe, und in diesem Bewußtsein, bei dem der Gedanke an die Gräfin ganz zurücktrat, verlebte er glückliche Tage. Anders wurde es, als er mit der Gräfin von Hamburg aus nach Düsseldorf zurückreiste. Noch unter dem Eindrucke der verlebten glücklichen Stunden empfand er Mitleid mit der Freundin und einen „Schauder über die Natur und Gestalt der menschlichen Dinge," [1]) der das Gefühl der Reue oder Beklemmung nicht aufkommen ließ. Und wenn er nach seiner Ankunft in Düsseldorf zunächst glaubte, sein Leben sollte sich im alten Geleise fortbewegen, so war es wieder das Mitleid mit ihr, das den Gedanken an eine Trennung von ihr zurückwies. Doch empfand er bald, daß der Zustand, in dem er lebte, unhaltbar war, und es entstanden die heftigsten Kämpfe in ihm.[2])

Bereits in Hamburg erweckte die Freude des Wiedersehens „Dankbarkeit, Erinnerung, Gewohnheit und die Sympathie, hervorgegangen aus vielen gemeinsam durchduldeten Schicksalen". [3]) Diese Gefühle mußten sich in Düsseldorf, wo alles an sein Zusammenleben mit der Gräfin erinnerte, verstärken, und so hatte er, wie er sich seinem Freunde Schnaase gegenüber äußerte, zu kämpfen zwischen dem ihm nun noch einmal gegönnten Hoffen auf „Harmonie, Fülle und Sicherheit des Daseins und Dunkelheit, Mitleid, Anhänglichkeit an das ewiger Anhänglichkeit Werteste". Er verlebte ein furchtbares Jahr, sodaß er oft glaubte, unter der gehäuften Last zusammenbrechen zu müssen. Wie heftig die Kämpfe gewesen sind, beweist die Tatsache, daß er kurz vor seiner Vermählung mit Marianne

---

[1]) S. die dritte Beilage. — [2]) P. II. 236.
[3]) S. die zweite Beilage.

Niemeyer den Gedanken nicht los werden konnte, er habe sich geirrt und doch nur immer die Gräfin geliebt.[1])

In einem solchen Zwiespalte des Herzens entstand der im Archiv erhaltene erste Entwurf zum Tristan unter dem Titel: „Selbständige Motive aller Romanzen des Tristan. Aufgezeichnet den 27/28. Oktober 1838.“ Er gibt interessante Einblicke in das Werden der Tristandichtung und neue Aufschlüsse über Immermanns Seelenzustand in der damaligen Zeit. Der Titel beweist wieder wie sehr er sich bemühte, unabhängig von seinen Vorlagen zu sein. In welcher Stimmung er sich zur Zeit der Abfassung befand, läßt schon das Datum erraten. Wenige Tage vorher hatte er zum ersten Male von der Erlaubnis Mariannens Gebrauch gemacht, an sie schreiben zu dürfen. Er spricht in dem Briefe wie ein Freund zum Freunde, auch nicht eine leise Andeutung verrät die keimende Liebe oder gar die Hoffnung, Marianne könne die Seine werden. In dieser Verfassung schrieb er den Entwurf nieder. Der Gedanke, daß alles beim alten bleiben sollte, hatte noch die Oberhand und erzeugte das Gefühl der Wehmut.

Am besten prägt sich diese Stimmung in den Schlußworten aus, den letzten Zeilen des Nachspiels zu der „Ros' und Rebe“ betitelten letzten Romanze. Der Inhalt sollte etwa folgender sein: „Die fühlenden Seelen, welche einiges gerührt haben möge, unterrichtet er (der Dichter), daß nicht ihm zu danken sei. An welchen zarten Stellen sie aber den Dank tragen sollen, das darf er leider nicht sagen, in wunderbare Geschicke verflochten,[2]) und so mit Wehmut, die seines Lebens Rest erfüllen wird, schließt das wehmutvolle Gedicht.“ In Wehmut sollte das Gedicht also ausklingen, wogegen in der jetzigen Ausführung jede Strophe von dem Entzücken und dem Jubel über das endlich gefundene Glück spricht.

Auch sonst zeigen sich bemerkenswerte Abweichungen von der Ausführung. Die Einleitung zum ersten Gesange konnte er damals

---

[1]) Aus einem Briefe an Frau von Sybel vom 19. Aug. 1839 (im Archiv): „Ich schicke Ihnen die letzten Briefe Mariannens. Suchen Sie aus den herzlichen Worten des lieben Kindes und aus Sich selbst mir Freude, Klarheit, Wahrheit zu bereiten, und den entsetzlichen Gedanken von mir zu entfernen, daß ich mich geirrt und dennoch nur immer die Gräfin geliebt habe!“

[2]) Derselbe Ausdruck findet sich bereits in einem Briefe an seine Mutter vom 27. Sept. 1823: — „ich komme gewiß mit recht frommen kindlichen Gesinnungen nach Magdeburg aber jauchzen kann ich nicht, mein Schicksal ist zu wunderbar verschlungen, ich ergebe mich der höheren Hand, die mir hierin ganz sichtbar ist.“ (P. I, 121.)

noch nicht schreiben, denn sie ist in erster Linie seiner Gattin gewidmet. Der Liebestrank, der jetzt entschieden in den Mittelpunkt gerückt ist, besonders durch die geheimnisvolle Bereitung des Trankes im Mittagszauber, spielt noch eine auffallend nebensächliche Rolle. Immermann wußte damals noch nichts Rechtes mit ihm anzufangen und schrieb in den Plan: „nun folgt die naive Erzählung Seite 33 Buch der Liebe.“ Gemeint ist das auf Eilhardts Überlieferung fußende Volksbuch von Tristan und Isolde in von der Hagens Ausgabe. Dort ist die Situation folgende: Tristan erzählt den Damen auf dem Schiffe Abenteuer. Da das Reden ihn durstig macht, holt ein Fräulein ihm einen Trank, zufällig den Liebestrank. Tristan trinkt und gibt Isolde zu trinken. Der Trank tut gleich seine Wirkung, doch suchen beide sie zu verheimlichen. Dem wollte Immermann noch einen besonderen Zug hinzufügen, der fast komisch wirkt: „Isolde: was habt Ihr mir da gegeben, Ihr böser Mann. Tristan: denkt Ihr, ich gab Euch Gift. Gleich trink ich selbst etwas. Trinkt. Sie gönnt ihm nicht alles, und so trinken sie wechselweise, Zug um Zug.“

Vor- und Nachspiele fehlen nicht, aber sie tragen einen ganz anderen Charakter wie in der Ausführung. Hier sind sie meist schelmisch-heiter oder schwungvoll begeistert, dort sind sie vielfach im Tone der „Flirren und Flausen“ gehalten, wie wir sie in dem eben erschienenen ersten Teile des Münchhausen finden. An diesen verlor er erst den Geschmack, nachdem er sich mit Marianne Niemeyer verlobt hatte. Griesgrämlich beschwert er sich wiederholt über „der Zeit Züchtigkeit“, die ihn daran hindere, die Erzählung so weiter zu führen, wie er es beabsichtige. Und nicht nur mit der eigenen Zeit ist der Dichter unzufrieden, auch die falsche Geschmacksrichtung einer früheren Zeit wird getadelt und dem längst aus der Mode gekommenen Fouqué wegen seiner albernen Turnierschilderungen ein Seitenhieb versetzt bei der Schilderung des Zweikampfes zwischen Tristan und Morolt.[1])

In der eigentlichen Erzählung hält er sich noch zu eng an seine Quellen, wenn der Titel dies auch auszuschließen scheint. Die unbedeutende Episode von dem Hündlein Peticrew z. B. sollte einen eigenen Gesang bilden. Die Freiheit des Geistes und die dichterische Stimmung, die nötig waren, wenn seine Bearbeitung Anspruch auf ein selbständiges Kunstwerk machen wollte, konnte er erst finden, nachdem sich seine Ver-

[1]) Zwischenspiel zum 4. Gesang: „In betreff der Hiebe und Stöße werden auditores zu Fouqué verwiesen.“

hältnisse geklärt hatte. Kurz vor seiner Verlobung lähmte wie in der Zeit vor der Abfassung von „Cardenio und Celinda" der ungewisse Zustand, in dem er lebte, alle Arbeitskraft. Im Dezember 1838 setzte er wieder mit seiner poetischen Tätigkeit ein, begann aber nicht die Arbeit am Tristan, sondern fuhr fort, am Münchhausen zu dichten, der fast bis zu seiner Vermählung mit Marianne Niemeyer seine ganze Kraft in Anspruch nahm. Auch in diesem seinem größten Werke finden wir seine Liebe poetisch verklärt in den Szenen zwischen Oswald und Lisbeth, aber nur als einen Teil des Ganzen. Der Tristan sollte ihr ganz gewidmet sein.

„Gestorben war das Herz und lag im Grabe; —
Dein Zauber weckt es wieder auf, der holde.
Es klopft und fühlt des neuen Lebens Gabe;
Sein erster Laut ist Tristan und Isolde!" [1])

So konnte er an der Seite seiner Braut in Halle schreiben. Der Tristan war wirklich der erste Laut seines neu erwachten Herzens, denn der „Münchhausen" war begonnen, bevor er seine Braut kennen lernte; wäre er nach seiner Vermählung entstanden, hätte er diesem Werke von vornherein eine andere Richtung gegeben.

„Im blauen Sälchen zu Halle" konnte er am 27. September den ersten Gesang des Tristan abschließen,[2]) der noch im ersten Bande von Freiligraths Rheinischem Jahrbuch Platz fand. Die Arbeit wurde aber noch einmal unterbrochen durch die vortrefflich geschilderten „Düsseldorfer Anfänge", die geraume Zeit in Anspruch nahmen. Kaum hatte er sie vollendet, als er mit frischem Eifer fortfuhr, am Tristan zu dichten. In der sehr kurzen Zeit vom 12. März bis 23. Juni wurde der erste Teil vollendet, sodaß er es selbst wiederholt aussprach, es sei beinahe bedenklich rasch damit gegangen.[3]) Während der erste Teil elf Gesänge enthielt, war der zweite auf neun berechnet. Er hoffte ihn noch vor Ende des Jahres zum Abschluß bringen zu können. Dies Ziel hätte er bei seiner erhöhten Produktionsfähigkeit leicht erreicht, aber mitten in der Arbeit am zweiten Gesange des zweiten Teiles raffte ihn der Tod hinweg.

---

[1]) W. 13, 21.

[2]) Einen Teil des ersten Gesanges hatte er schon im Frühjahr, etwa gleichzeitig mit dem 5. Buche des Münchhausen vollendet. Vgl. Brief an Freiligrath vom 25. April 1839. (Freiligrath, Blätter der Erinnerung an Immermann S. 135.)

[3]) Brief an Fr. v. Müller 23. Juni 1840. Brief an Tieck 15. Juli 1840.

Die erhaltenen Skizzen nach Art des ersten Entwurfes ersetzen das Fehlende sehr notdürftig. Es wurde allerdings von Immermanns Witwe der Versuch gemacht, Tieck für die Vollendung durch Ausführung der Skizzen zu gewinnen. Aber Tieck lehnte schließlich ab — nicht zum Schaden des Gedichtes — denn es hatte sich bei des Dichters letztem Zusammensein mit Tieck in Dresden gezeigt, daß er zwar „Papst Tieck" als den großen Meister und besten Kenner des Mittelalters verehrte, aber doch selbständig genug war, sich dessen Ansichten nicht anzuschließen. Er hatte vor, Isolde nach dem Gottesgericht „die Kraft des reinen Willens und den Mut der Entsagung wiederfinden" zu lassen.[1]) Das stimmt durchaus mit seinen Ansichten von Liebe und Ehe überein. Tieck war dagegen mit Recht der Ansicht, das Gedicht sei eine Verherrlichung der Liebe ohne jede Rücksicht auf Recht und Moral.

[1]) P. II, 304.

IV.

Die Hauptquelle, die der Dichter benutzte, nennt er selbst: „Horcht auf! Hört zu! ein neues Lied! Von alter Lust ein heißes Lied! Gottfried von Straßburg hat's gesungen; Ich sing' es nach in meiner Zungen." [1])

Daneben lehnte er sich an die Prosadarstellung des Volkbuches an. Beide Überlieferungen standen ihm in Ausgaben von der Hagens zur Verfügung. Dieser hatte im Jahre 1803 das Volksbuch in seinem „Buche der Liebe" herausgegeben und im Jahre 1823 das Epos Gottfrieds von Straßburg mit den beiden Fortsetzungen unter Hinzufügung von altfranzösischen, wallisischen und mittelenglischen Gedichten. Den Text des Volksbuches gibt von der Hagen nicht mit philologischer Genauigkeit, sondern modernisiert ihn. Infolgedessen liest er sich glatter, und Immermann, dem die Lektüre mittelhochdeutscher Denkmäler immer noch Schwierigkeiten bot, mag gern zum Volksbuche gegriffen haben, wenn er auch das Epos höher schätzte. So erklärt es sich, daß das Volksbuch tiefe Spuren in dem Gedichte hinterlassen hat.

Ob der Dichter noch andere Ausgaben als die von der Hagens gekannt hat, ist zweifelhaft. Myller hatte 1785 Gottfried zum ersten Male veröffentlicht, aber sein Unternehmen war fast ohne Beachtung geblieben. Im Jahre 1821 hatte Groote seiner Ausgabe die Fortsetzung Ulrichs von Thürheim hinzugefügt.[2]) Man sieht: trotzdem Docen im Museum für altdeutsche Literatur und Kunst einen von hoher Begeisterung getragenen Aufsatz über die Tristansage veröffentlicht hatte, fand sie doch nicht entfernt die Beachtung wie das Nibelungenlied, das von der Hagen allein sieben Mal „erneuerte" und herausgab. Der erste, der eine Neugestaltung der Tristansage versuchte, ist August Wilhelm Schlegel. Er hätte den Plan, sie in Verbindung mit Lancelots Abenteuern darzustellen, bei seinen ausgebreiteten Kenntnissen wohl ausführen können, wenn ihm nicht Zeit und Ruhe gefehlt hätte. So aber blieb seine Bearbeitung ein Fragment von

---

[1]) W. 13, 25.

[2]) Immermann wußte wohl nicht von diesem Buche.

91 Strophen, das im einzelnen anmutige Züge aufweist. Andere moderne Tristanbearbeiter vermochten dem Dichter keine Anregung zu bieten, denn die Übersetzung Marbachs konnte ihm nicht bekannt sein, da sie erst 1839 (die Umdichtung erst 1846) erschien: Die Romanze von Conz „Tristans Tod" wird ihm schwerlich zu Gesicht gekommen sein. Bei der Abfassung des Merlin war er besorgt gewesen, sein Gedicht möchte an andere Gedichte erinnern, nämlich an den Faust und an den wundertätigen Magus. Diese Befürchtung vermochte ihn also jetzt nicht bei der Arbeit zu hemmen. Im übrigen hielt er es für ein „Zeichen wahren Dichtersinnes", die Behandlung eines oft gebrauchten Stoffes nicht zu verschmähen, und er hatte selbst wiederholt bewiesen, daß er sich auch dann stark genug fühlte, ursprüngliche, lebendige Werke hervorzubringen, wenn der Stoff, den er gewählt hatte, bereits von anderen poetisch gestaltet war.

Die leitenden Ideen, welche bei der Neubearbeitung in hohem Grade wirksam waren, erkennt man aus den früher angeführten Stellen, besonders aber aus einem Briefe an Tieck vom 29. März 1840: „Ich bin während der Arbeit ganz frei geworden über das Thema. Das konventionell Ritterliche oder Romantische, wie man es nennen will, würde mich geniren und kein Leben unter meiner Hand gewinnen; nun dichte ich ihn mir um in das menschliche und natürliche Element und mache mir einen übersprudelnden Liebesjungen zurecht, wie er mutatis mutandis allenfalls heutzutage noch zur Welt kommen könnte." Auf den Ton dieses fast modernen Liebesjungen ist denn auch alles gestimmt, nicht nur der Charakter Tristans, sondern auch der Charakter der anderen Personen, insofern sie selbst humoristische Züge aufweisen oder dem Tristan als Folie dienen, ja selbst das Milieu. Daraus ergibt sich, daß das Große in Gottfrieds Epos ins Kleine, Zierliche verwandelt ist, oder, um einen Ausdruck Bechsteins zu gebrauchen: „Können wir das alte Epos mit einem in einzelne Felder eingeteilten Freskogemälde auf einer gewaltigen Wand eines mächtigen Burgsaales vergleichen, so ist Immermanns Romanzendichtung eine zusammenhangende Reihe einzelner Kabinetstücke in Öl oder Gouache."

Dieser Gegensatz tritt besonders deutlich in der verschiedenen Führung der Handlung hervor. Bevor diese durch die Begegnung Markes und Tristans den ersten Anstoß erhält, erzählt Gottfried uns in breiter, behaglicher Darstellung die Vorgeschichte der Tristansage, die Schicksale Rivalins und Blancheflurens. Immermann sah sich hier vor die Alternative gestellt, entweder auf die ganze Vorgeschichte zu verzichten, oder

diese poesievolle Erzählung mit in den Bereich seines Romanzenzyklus zu ziehen — vielleicht zum Schaden einer strafferen Komposition. Er entschloß sich für das letztere und die Art und Weise, wie die erste Romanze das Gedicht einleitete, ist sehr geschickt. Dadurch, daß der Dichter die Kämpfe mit Morgan, Tristans Erziehung, die Gestalten Ruals und Floretens, alle Vorgänge in Parmenien überhaupt aus seiner Erzählung ausschloß, gewann er die Möglichkeit, die beiden Liebenden in den Vordergrund zu rücken. Durch eine Erzählung von Rivalins Jugend oder eine Beschreibung seines Charakters läßt er sich nicht aufhalten, sondern versetzt uns gleich zu Anfang nach Tintayol, dem Schauplatz des anschaulich geschilderten Maifestes an König Markes Hof. Der König Lenz (vergl. das Gedicht: König Lenz und Krämer Lenz W. B. 75) hat seinen Thron aufgeschlagen und verschönt das Fest. In schroffem Gegensatz zu dem lieblichen Idyll und dem anmutigen Rätselspiel steht der Überfall der Feinde mitten im größten Festestrubel. So groß ist die Überraschung, daß manche nicht einmal Zeit haben, sich ganz zu wappnen. Der frühe Morgen des andern Tages bringt bereits die Entscheidung: König Marke hat zwar gesiegt, aber Rivalin ist schwer verwundet. Die Ereignisse folgen Schlag auf Schag. Das Übrige, Blancheflure als Ärztin und ihre Vereinigung mit Rivalin gibt Immermann in engem Anschluß an seine Vorlage mit dem Unterschiede, daß er viel lebhafter, realistischer malt. Der Gedanke, Rivalin plötzlich die Liebe Blancheflurens entdecken zu lassen, lag Gottfried fern. Diese schöne Gelegenheit zu psychologischer Detailmalerei wollte sich der mittelalterliche Dichter nicht entgehen lassen, und er zerlegte darum in annähernd 300 Versen die Gefühle der Liebenden mit fast lästiger Umständlichkeit. Auch die Darstellung des Überfalls hat durchaus nicht dramatisches Gepräge. — Da in Immermanns Gedicht der Schauplatz in Parmenien ganz fehlt, mußte die Erzählung von Rivalins Tod in einer Schlacht in Parmenien verändert werden: Immermann läßt Rivalin in den Armen Blancheflurens seinen Wunden erliegen. Zugleich fühlen wir — und dieser Empfindung ist im Nachspiel Ausdruck gegeben — daß dem Kinde, das Blancheflure empfangen hat, ein geheimnis- oder unheilvolles Los beschieden sein wird.

In beabsichtigtem Gegensatze zu dieser einleitenden Romanze steht die zweite. In der ersten kommt die Jugend zu ihrem Recht, jugendliches Treiben am Hofe und jugendlich heiße Leidenschaft bei den Liebenden; in der zweiten sehen wir den altersmüden Marke und Greise, die kaum mehr ein Pferd zu besteigen vermögen, zur Jagd ausziehen. Der Entwurf läßt den

Gegensatz noch schärfer hervortreten. Dort sind es „zahnlose Ritter“, die den König begleiten, und die der Seneschall durch sein Benehmen in der lebensmüden Stimmung festhält. Hier erfahren wir auch, weshalb es nur Greise sind, welche die Jagd unternehmen: die Jugend ist nämlich in fremde Dienste gezogen.

Immermanns Darstellung der Jagd entspricht dem fünften Gesange Gottfrieds, doch ist seine Schilderung selbständig. Der Straßburger Sänger erzählt weitschweifig, wobei er durch Verwendung der neuesten französischen Jagdausdrücke sein Wissen leuchten läßt. Das gehörte zum „conventionell Ritterlichen“, das den Dichter „genierte“. Er verwandelte deshalb die mittelalterliche Jagd in eine moderne Parforcejagd, deren Schilderung hier übergangen werden kann, da sie ohne Bedeutung für die Handlung ist. Den Anstoß zur eigentlichen Aktion, das erregende Moment, möchte man sagen, gibt das Zusammtreffen Markes mit Tristan. Die Wirkung seines Erscheinens wird durch den Gegensatz zwischen der jugendlichen Frische Tristans und der lebensmüden Mattigkeit der Greise geschickt gehoben. Zugleich ist dadurch ein innerer Gegensatz vorbereitet. Während nämlich König Marke Tristans Wesen richtig als naive Unbefangenheit deutet, sehen die andern, namentlich der feierlich-zeremonielle Seneschall, Dreistigkeit wenn nicht Unverschämtheit in dem Benehmen des frechen Eindringlings. Ihr Mißmut wird bereits gleich im Anfange der neuen Bekanntschaft dadurch gesteigert, daß der Jüngling zum Jägermeister ernannt wird. Der Gegensatz zwischen ihm und dem Seneschall sollte nach dem ersten Plan in der letzten Stanze noch zum Ausdruck kommen. Als Tristan die Schwelle betritt und sich in jugendlicher Unvorsichtigkeit am Arme verletzt, sollte der Seneschall dem kleinen Unglück eine „finistre Ausdeutung“ geben. In der Ausführung hat Immermann diesen Zug, der gut zum folgenden übergeleitet hätte, fortgelassen.

Die Anfangsstrophen der nächsten Romanze zeigen nämlich, wie begründet die Abneigung der alten Herren war. Sie sind überflüssig geworden, da Tristan die ganze Hofordnung umstürzt. Seinen Neuerungen will er dadurch die Krone aufsetzen, daß er seinem Oheime eine Gemahlin verschafft. Den Grund zu diesem Vorschlage gibt er selbst an:

„Sie bringt Euch erst zum rechten Halte
In herrlichster Erkräftigung“.

Um dies neue Motiv, seine Begründung und die aus ihm sich ergebenden Folgen beurteilen zu können, ist es nötig, sich die abweichenden

Darstellungen des Epos und des Volksbuches zu vergegenwärtigen. Im Epos sowohl wie im Volksbuche geht dem Gedanken an eine Heirat der Kampf mit Morolt voraus. Tristan besiegt ihn zwar, wird aber durch Morolts vergiftetes Schwert verwundet. Da niemand als die zauberkundige Isolde von Irland ihn heilen kann, unternimmt er verkleidet die Fahrt dorthin. Die Heilung geht glücklich von statten und schon nach kurzer Zeit kann Tristan die Rückreise wieder antreten, die bei Gottfried durch die Sehnsucht nach der Gattin, im Volksbuche durch die Beschaffung von Lebensmitteln zur Stillung einer Hungersnot begründet ist. Sein Glück und Markes Absicht, ihn zum Erben einzusetzen, erregen den Haß der Hofleute. Ihren Versuch Marke zur Heirat zu bewegen, unterstützt Tristan aus Furcht vor ihren Ränken, rächt sich aber zu gleicher Zeit an seinen Gegnern, indem er sie zwingt, an der gefahrvollen Werbefahrt teilzunehmen.

Das Volksbuch bringt eine naivere Fassung der Sage. Auch hier handelt Tristan dem Wunsche seiner Feinde gemäß, aber ohne von ihren niederen Gründen zu wissen. Um ihrem lästigen Ansinnen zu entgehen, zeigt Marke ihnen ein schönes, langes Frauenhaar, das zwei Schwalben, die sich darum stritten, fallen ließen, und erklärt entschieden, nur die heiraten zu wollen, der das Haar gehört. Tristan unternimmt es, aufs Geratewohl die Eigentümerin aufzusuchen. Gottfried, dessen Rationalismus auch bei der Beurteilung des Gottesgerichtes zu Tage tritt, nimmt Gelegenheit, die Erzählung von den Schwalben als lächerlich hinzustellen.

Trotzdem hat Immermann sie als die poetischere bevorzugt, ja, er sah sich durch die Entwickelung, die sein Epos bis dahin genommen hatte, dazu gezwungen. Wie schon erwähnt, rät Tristan Marke, ein Weib zu nehmen, damit die Einsamkeit in Tintayol aufhöre. An sich ist diese Motivierung nicht so überzeugend wie die seiner Quellen, sie schließt sich aber passend an das Vorhergehende an und entspricht dem Charakter des Immermannschen Tristan. Bezeichnend für den Ton seines Epos ist, daß der Beweggrund zu dieser Bitte die Liebe Tristans zu seinem Oheim ist, in den Quellen dagegen der Haß seiner Gegner, die ihn, den Neffen Markes, verderben wollen. Die Lösung, die der Dichter gefunden hat, ist in diesem Falle aber auch die einzig mögliche, denn eine bestimmte Gemahlin — und das müßte in diesem Falle Isolde von Irland sein — konnte sein Held nicht vorschlagen, weil er sie nicht kannte.

Nach der Erwähnung des Heiratsprojektes ergab sich für den Dichter die Einführung der Iren fast von selbst: Morolt und seine Krieger

kommen nach Kornwall, um Zins zu holen. Die Handlung wird wieder rasch weiter geführt im Gegensatze zu den Vorlagen. Ein Mangel in der Motivierung liegt darin, daß wir nichts von einer kriegsfähigen Mannschaft hören, die den Eindringling zurückweisen könnte.

Der Dichter übergeht die in seinen Quellen geschilderten Vorbereitungen zum Zweikampfe. Das war ihm sicher zu sehr „ritterlich-konventionell", und er läßt deswegen seinen Helden kurzer Hand von seinem Feinde des Nachts zum Ritter geschlagen werden. — Wie alles Furchtbare und Große in seiner Dichtung gemildert wird, so wird auch hier dem bevorstehenden Kampfe durch diesen Liebesdienst Morolts und überhaupt durch dessen gutmütiges Verhalten dem Gaste gegenüber das Schreckliche zum guten Teile genommen. Selbst der Grund dafür, daß der Zweikampf auf der Insel ausgefochten werden soll, wird humoristisch gedeutet. In der Schilderung des Kampfes selbst folgt der Dichter Gottfried. Den Schwertsplitter in Morolts Haupt entdeckt Isolde nach der Ankunft der Leiche in Irland und bewahrt ihn.[1])

Eine ausführliche Schilderung der Heilfahrt, der Listen des verwundeten Tristan, des Schicksales seiner Gefährten hat sich der Dichter erspart. Sie würde viele Stanzen gefüllt und die Handlung doch wenig gefördert haben. Diesen Teil der Fabel erfahren wir nachträglich durch Donegal. Wir werden gleich in das Krankenzimmer des Schlosses zu Dublin geführt, in dem der Genesende liegt. In dieses Gemach tritt eines Tages nach einem Gelage der trunkene Donegal, um ihn als den Mörder Morolts zu entlarven. Grade als er die verhängnisvollen Worte aussprechen will — ein Moment der letzten Spannung — da unterbricht ihn Isolde, die nur heraushört, daß er ihren Pflegling haßt. Sie nimmt dessen Schwert, reicht ihm die Scheide und erlaubt ihm, seinen Gegner zu enthaupten, wenn er das vermeintliche Schwert geschärft

---

[1]) Der Entwurf folgt hier der Darstellung des Volksbuches: „Isold' wird von Irland zur Heilung herüberberufen. Findet den Oheim tot. Ihr Goldhaar. In der Eile ist's ihr losgegangen. Keine Zweite auf Erden hat solches Haar. Zieht den Splitter aus dem Haupte. Wehe dem, der das Schwert trägt, in welches dieser Splitter paßte. Möge er nie mir nahen!" Es scheint, als ob Immermann anfangs der Erzählung eine andere Wendung hätte geben wollen. Wäre Isoldens Goldhaar damals von Tristan oder einem, der das fragliche Haar und dessen Bedeutung kannte, entdeckt worden, so wäre es klar gewesen, wem das Haar gehörte, und das planlose Suchen wäre überflüssig geworden. Das wäre ein denkbarer Kompromiß zwischen den beiden Quellen gewesen, freilich nicht im Sinne von Bechsteins Vorschlag (S. Bechstein a. a. O. S. 85).

hätte. Durch diesen wiederum ganz genrehaften Zug wird Isoldens Blick in geschickter Weise auf die bloße Waffe gelenkt und sie entdeckt nun die Scharte. Jetzt weiß sie, daß Tantris-Tristan der Mörder ihres Oheims ist. Schon schwingt sie sein Schwert über seinem Haupte, da bricht der Dichter einem Effekte zuliebe die Erzählung ab.

Die Fortsetzung finden wir in einem Briefe, den Tristan an Marke richtet: in dem kritischen Augenblicke hat sich Isoldens wundervolles Goldhaar gelöst, daran erkennt Tristan sie und entwickelt nun eine erstaunliche Geistesgegenwart. Die Geschicklichkeit, mit welcher der Mörder Morolts sich in die Rolle eines Brautwerbers um dessen Nichte hineinfindet, ist freilich mindestens ungewöhnlich zu nennen, fällt aber im Zusammenhange des Ganzen nicht so sehr auf, zumal Immermann humoristisch wirkende Übertreibungen öfters eingestreut hat.[1]) Jedenfalls hat er so ein Mittel gefunden, die Handlung bedeutend abzukürzen, und das schien ihm wohl im Interesse größerer Konzentration das Wichtigste zu sein. So hat er auch die beiden Unwahrscheinlichkeiten vermieden, die sich unleugbar in seinen Quellen fanden, nämlich daß bei der ersten Fahrt keiner den Tristan erkennt, der den Morolt erschlagen, und daß bei der zweiten niemand in dem Kaufmann den Spielmann der ersten Fahrt wiederfindet.

Die Situation, in der Marke den Brief erhält, ist in dem Entwurfe nicht angedeutet, also erst später vom Dichter frei erfunden worden. Für die Entwickelung der Handlung hat der Gesang wenig Bedeutung.

Auch in der folgenden Romanze steht die eigentliche Handlung still. Sie ist aber doch von Wichtigkeit, denn sie bereitet auf die letzten Gesänge vor, da in ihr die Zubereitung des Zaubertrankes geschildert wird. Die vielfachen Zeremonien, die bei der Mischung des verhängnisvollen Trankes beobachtet werden, der ganze romantische Apparat von Elfen und Geistern, der dabei mitwirkt, stellen seine Bedeutung in das rechte Licht, während er in den Quellen fast die Rolle eines guten Hausmittels spielt, das die alte Isolde Brangäne mitgibt.

Die beiden letzten Romanzen des ersten Teiles, die im Entwurfe zu einer einzigen verbunden waren, schildern die Überfahrt nach Kornwall. Isolde ist gleichgültig gegen alles, was um sie geschieht; Liebe kennt sie nicht. Tristan macht sich Vorwürfe, daß er die Ehe zwischen Marke und Isolde auf „tollen Trug“ gegründet, und zur Sühne dieses Vergehens will er sich dem Kreuzzuge Gottfrieds von Bouillon anschließen. Daß

[1]) Vgl. W. 13, 62, 84, 102, 145.

er sich nicht durch Beten und Kasteien entsühnen will, sondern durch Taten, entspricht zwar seinem Charakter, aber die ganze Wendung kommt so unerwartet, daß man geneigt ist zu glauben, Tristan liebe Isolde heimlich und wolle auf diese Weise nur sein hoffnungsloses Sehnen verbergen. Überhaupt läßt die ganze Romanze an psychologischer Vertiefung, zu der hier gute Gelegenheit geboten war, viel zu wünschen übrig.

Die Darstellung des Liebestrankes und seiner unmittelbaren Wirkung hat immer etwas Mißliches. Der Dichter ist ihr nicht ungeschickt dadurch aus dem Wege gegangen, daß er die Reisenden zur Nonneninsel führt, während die Liebenden, die auf dem Schiffe bleiben, von dem Tranke kosten.[1]) Als die Mitreisenden wieder zurückkehren, ist das Unglück bereits geschehen.

Im letzten Gesange rückt die Handlung nicht viel weiter; er bietet vielmehr ein herrliches Stimmungsbild: Tristan und Isolde in ihrer Liebesseligkeit.[2]) Der Dichter knüpft hier bereits an das Folgende an: Brangäne wirft sich im Augenblick der höchsten Not der Herrin zu Füßen und will freiwillig für sie Schmach erdulden.[3]) Hier mußte die Romanze schließen. Jedes weitere Wort, etwa Isoldens Dank, wäre unangebracht gewesen. Gottfried und das Volksbuch behandeln die Szene in wenig passender Weise. Immermanns feinfühlige Darstellung sagt dem modernen Empfinden besser zu.

Mit der Ankunft in Kornwall ist die Handlung zu einem gewissen Abschluß gelangt, und der Dichter läßt deshalb hier den ersten Teil enden.

---

[1]) Der Liebestrank im Entwurfe: Isolde ist ziemlich stolz und kalt. Tristan sucht sie bestens mit Erzählungen zu unterhalten. Jedoch bleibt sie herbe gegen ihn. Sie verlangt anzulegen. Da geht alles ans Land und zerstreut sich. Isolde mit Tristan allein. Sie spürt Durst. Tristan bringt ihr den Zaubertrank und trinkt selbst nach ihr. Szene (?), wie er ihn überreicht. Nun folgt (?) die naive Erzählung S. 33 Buch der Liebe. (Das übrige s. S. 24). Also fast wörtlich nach dem Volksbuche.

[2]) Das Finale des ersten Aktes von R. Wagners Tristan und Isolde erinnert merkwürdig an den Schluß der letzten Romanze des ersten Teiles.

[3]) Entwurf: bei dem Anblick der britannischen Küste schmückt sich Isolde, beschwört Brangäne, sie zu retten vom Lager Markes, Brangäne, im Bewußtsein, durch ihre Unbedachtsamkeit alles Elend verursacht zu haben, sagt ihre Rettung und Täuschung zu.

Nachspiel.

Betrachtung des Seltsam geschürzten Knotens. Der Dichter verwehrt sich gegen Einwendungen tugendhafter Seelen. — —

Mit dem Genusse des Liebestrankes ist der Höhepunkt überschritten; die Handlung fällt, die Spannung läßt nach. Aufgabe des modernen Bearbeiters ist es nun, die fernere Entwickelung des Liebesromans interessant zu gestalten und zu verhüten, daß sie in eine Kette von Betrügereien ausartet. Wie Immermann sie weiterzuführen gedachte, können wir nicht mit Bestimmtheit sagen, denn wir besitzen nur noch einen Gesang vollständig. Aus den erhaltenen Skizzen darf man nicht allzuweitgehende Schlüsse ziehen, denn der Dichter würde sicher in der Ausführung manches geändert haben, wenn auch die Handlung in ihren großen Zügen geblieben wäre. Weist doch auch der Entwurf starke Abweichungen von der Ausführung auf.

Der erste Gesang ist Brangäne betitelt und gibt im Anschluß an die mittelhochdeutsche Vorlage die Erzählung im großen ganzen so, wie das entsprechende 18. Abenteuer bei Gottfried oder genauer, der erste Teil dieses Abenteuers sie bietet. Um den Vorgang nicht so realistisch schildern zu müssen, verfällt Immermann auf einen neuen Kunstgriff. Er führt uns selbst zu den verschiedenen Schauplätzen der Handlung, erst zum Münster, wo die Trauung stattfand, dann zum Brautgemach, und zeigt Brangäne in ihrem Schmerz und ihrer Schande. —

Die zweite Romanze entspricht dem zweiten Teile des 18. Abenteuers bei Gottfried. Die Veränderung, die Immermann in der Motivierung vorgenommen hat, ist bemerkenswert. In dem Epos, in dem der Charakter Isoldens ja überhaupt nicht als edel hingestellt wird, sieht sich Isolde lediglich durch die Furcht vor einem Verrate ihres Geheimnisses veranlaßt, Brangäne zu töten. Dies ist bei Immermann nur ein Motiv von untergeordneter Bedeutung. Ausschlaggebend ist hier, daß Isolde den Anblick Brangänens, der ihr immer ein stiller Vorwurf gewesen ist, nicht ertragen kann. Und nicht in wohlüberlegtem Plane, sondern nur in erregter Stimmung und durch einen unglücklichen Zufall läßt sie sich verleiten, Mörder zu dingen. Infolge dieser Veränderung ist die Freude, die sie empfindet, als sie Brangäne am Leben weiß, viel glaubhafter.

Marke ahnt aber den Zusammenhang, seine Eifersucht ist rege geworden, und sein Neffe muß deshalb den Hof meiden. — Von den mannigfachen Listen und Gegenlisten, die seine Quellen beschreiben, benutzt der Dichter nur zwei: das Sandstreuen und die Szene im Baumgarten, diese „in einem ernsteren Sinne, sodaß Isolde und Tristan nichts von dem Aufpassen wissen und zufällig von lauter unbedeutenden Dingen reden“.[1]

[1]) Bei Gottfried sprechen die Liebenden, als sie sich belauscht wissen, absichtlich von „unbedeutenden Dingen“.

Auch in der Romanze: „Das schlimme Melotchen“ vermeidet der Dichter den Weg, den Gottfried eingeschlagen hat. Im Epos ist Melot ein verschlagener und listiger Zwerg. Immermann hat ihm manche heitere Züge verliehen, ihn zum Possenreißer und Hofnarren gemacht. Da er das Verborgene und Zukünftige zu erkennen vermag, bemüht er sich aus Haß gegen Tristan, diesen zu verderben. Es gelingt ihm, Isolde und ihn offen der Schuld zu überführen. Da faßt diese im Augenblicke der Entdeckung des Geheimnisses einen heroischen Entschluß; sie wünscht, die Entscheidung ihrer Schuld oder Unschuld durch ein Gottesgericht herbeizuführen:

„Wenn mich die Glut versengt, so will ich
Des Scheiterhaufens Beute sein;
Ist aber Gott im Himmel billig,
So saht Ihr nur der Sünde Schein.“

Ihr Entschluß und ihre Worte sind auffallend. Der Genuß des Liebestrankes kann zwar als Entschuldigung ihrer Vergehen gelten und bei Gottfried geschieht dies in der Tat. Aber in unserem Gedichte ist sie sich ihrer Schuld wohl bewußt, und sie mußte sich sagen, daß gerade das Gottesurteil gegen sie sprechen würde. Man kann nicht zu ihrer Entlastung anführen, daß sie die wahre Liebe zu Tristan — als die von Gott gewollte ansieht; denn sie hält sich, nachdem das Gottesurteil sie geheiligt hat, für verpflichtet, Tristan zu meiden. So ist durch diese Inkonsequenz eine ziemlich gewaltsame Überleitung zur folgenden Romanze geschaffen.

In dieser verquickt der Dichter die beiden Versionen des Volksbuches (das Gebet Tristans in der Kapelle und die Befreiung) und des Epos (Feuerprobe). In der Kapelle vertauschen Tristan und sein Freund Rual die Kleider — ein vielfach vorkommendes Motiv — und Tristan entweicht unerkannt. Inzwischen befindet sich Isolde auf dem Wege zum Gottesgerichte. Tristan tritt als Bettler zu ihr und bietet heimlich Hülfe, die Isolde verweigert. Die entsprechende Szene bei Gottfried ist also übernommen, aber wieder „in ersterem Sinne“, d. h. hier mit Vermeidung der niedrigen List und besser motiviert. Deswegen ist der Eid Isoldens auch nicht so bedenklich wie bei Gottfried.

Seitdem Gott auf ihre Seite getreten, läßt sie nicht zu, daß der Geliebte noch weiter mit ihr verkehre, „um Gott nicht zu versuchen“, und nimmt deshalb Abschied von ihm. Der Dichter folgt dem Volksbuche, das hier wie öfters eine spießbürgerliche Anschauung verrät, und in dem

Tristan ebenfalls die Isolde meidet, nachdem er dem Priester Ugrim bekannt hat, daß ihn seine Vergehen reuten. Indem Immermann die Erzählung so weiterführt, bekundet er ein auffallendes Mißverständnis der Sage, die in der Tat die gewaltige Macht der Minne darstellt, die sich durch keine Rücksichten hemmen läßt.¹) Seine konservativen Anschauungen von der Ehe, die durch den Gegensatz zum jungen Deutschland noch geschärft waren, verleitete ihn zu diesem Schritt.

Für die folgenden Romanzen läßt Gottfrieds Epos den Dichter im Stich, denn es bricht mitten in dem Abenteuer von Isolde Weißhand ab. Immermann hält sich deshalb an Gottfrieds Fortsetzer, und zwar der Anordnung bei von der Hagen entsprechend, in erster Linie an Ulrich von Thürheim, dann an Heinrich von Freiberg. Aus der zweiten Fortsetzung schrieb er aber nur das heraus was er in Ulrichs Fortsetzung nicht fand.²) Hätte er Heinrich von Freiberg als den poetisch bedeutenderen erkannt, so würde er wohl seinem Gedichte den Vorzug gegeben haben.

Die abenteuerreiche Erzählung Ulrichs hat er nur in den Grundzügen beibehalten. Dazu gehört zunächst die Heirat mit Isolde Weißhand, dann die Art und Weise, wie Kaedin Tristans Verhalten ihr gegenüber entdeckt. Die mittelalterlich-derbe Erzählung der Entdeckung bei Ulrich hat der Dichter in ein sentimental-romantisches Motiv verwandelt: ein Vöglein setzt sich auf ihre Schulter und küßt sie.³) Wiederum mit Rücksicht auf das moderne Gefühl diskrete Darstellung wie kurz vorher bei der Hochzeit mit Isolde Weißhand, wo Tristan unter dem Vorwand eines Gelübdes sich weigert, das Brautgemach zu betreten! — Tristans Rechtfertigung, die Fahrt nach Britannien, der Anblick Isoldens, Kaedins

---

¹) Vgl. S. 26.

²) Notizen im Archiv.

³) Gegen diese Veränderung wendet sich bereits H. Kurz:

„Wann hatte ein Vogel solch Gelust?
Das müssen gar zahme Vögelein
Dazumalen gewesen sein.
Wenn's aber abgerichtet war,
Kam's ihr nicht neu noch wunderbar.
Die schöne Märe decke Du
Mit keinem Feigenblatte zu,
Mein Lied! Es war kein Vogel, nein
Es war ein keckes Wässerlein."

(Vgl. Bechsten, a. a. O. S. 97).

Entzücken, alles das findet sich breiter, episodenreicher, auch in Ulrichs Dichtung, jedoch mit einem durchgreifenden Unterschied. Während nämlich bei Ulrich das Liebesleben wieder von neuem beginnt, alte und neue Listen die Liebenden schützen müssen, läßt Immermann sie nach seinem Plane nicht mehr zusammenkommen; Isolde weiß nicht einmal von der Ankunft des Geliebten.

In dem Aufzuge eines Narren[1]) kommt der Held an den Hof, wo die Hofleute sich gerade an einem Schimpfspiele ergötzen, dessen Art der Dichter leider nicht angedeutet hat. In ihm sollte Melot den Tristan verspotten. Dieser schlägt die ihm in den Weg tretenden alle in die Flucht, bis er hinterrücks — ein Anklang an das Nibelungenlied — von Melot durchbohrt wird. Mühsam schleppt er sich zu Isoldens Kammer; alle haben ihn an seiner Stärke erkannt, nur sie — und das ist das Tragische — flieht den verwundeten Narren. Das bricht ihm das Herz.

Mit sicherem poetischen Gefühle hat der Dichter hier die Erzählung seiner Quellen verändert. Die Katastrophe ergibt sich bei ihm notwendig aus dem Vorhergehenden. Außerdem spart er sich den Zug gegen Nampotenis, der die Einheitlichkeit des Gedichtes stark beeinträchtigt hätte, ferner die weitschweifigen Artusfahrten, wie wir sie bei Heinrich von Freiberg finden. Spiel und Gegenspiel werden noch einmal gegenübergestellt, und gerade als Tristan seiner Geliebten beweisen will, daß seine Liebe ungeschwächt geblieben und durch keine andere Frau verdrängt worden ist, trifft ihn der Todesstoß.

Die letzte Romanze gibt den versöhnenden Ausklang des Liedes. Tristan liegt im Sterben.[2]) Isolde Weißhand ist nicht die haßerfüllte Gegnerin der blondharigen Isolde; sie glaubt sogar eine gutes Werk zu

[1]) Bei Ulrich rät Isolde Tristan, Narrenkleider anzulegen.

[2]) Die Fortsetzung der beiden Zeilen

„Ich kann nicht leben und nicht sterben,
Mag ich nicht Liebestrost erwerben!“

findet sich im Entwurf:

„Mich pflegt die Frau mit allem Fleiß,
Doch kalt ist ihre Hand so weiß,
Ich will verscheiden in den Armen
Der Liebe, meiner einzigen,
Am Liebesbusen, an dem warmen!
So nimm mein Schwert und gehe dann
Zur Königin und sprich: Dies sendet
Dir Tristan, dessen Athem endet.

tun, wenn sie die Buhlerin von Tristan fern hält. Diese vertreibt sie aber vom Totenlager und findet selbst an der Leiche den Tod. So erfüllt sich das Motto: Amor condusse noi ad una morte.

Der Titel des letzten Liedes, der genrehaft gewählt ist, findet im Schlusse seine Erklärung: Über dem Grabe der Liebenden wachsen „Ros' und Rebe" empor, die sich unauflöslich verschlingen.

Neben Gottfrieds Epos und dem Volksbuche benutzte der Dichter Notizen aus verschiedenen Büchern, die sich zum Teil auf losen Blättern in seinem Nachlasse finden. So entnahm er die fachmännischen Ausdrücke im zweiten Gesange einigen Jagdbüchern.

Mehr Beachtung verdienen die Spuren, die das Studium von Werken der Brüder Grimm hinterlassen hat. Während der Arbeit am Tristan beschäftigte ihn die Lektüre der „Deutschen Rechtsaltertümer". Er exzerpierte sie genau, namentlich machte er sich ausführliche Notizen über die Zeremonien beim Gottesurteil, die er im zweiten Teile zu benutzen gedachte. Die „Deutsche Mythologie" lieferte ihm weniger Material. Das liegt schon in der Art begründet, wie er den Stoff behandelte. Zu der modernen Einkleidung paßten Personen und Verhältnisse aus der Mythologie nicht.[1]) Wie stark die deutschen Sagen benutzt worden sind, die ihm viele Freude machten, ist bereits von Boxberger in seiner Aus-

---

Rual — — — — — — — — — —
Kurneval kommt — — — — —
— — Sie besteigen das Schiff.

Mit weißen Segeln geht
Und sie beginnen strack und schnell
Die Trauerfahrt nach Arundel.
Und weiter rede nichts als das!
Jedwede Überrede laß!
Wenn sie das Herz nicht lockt,
So mögen meine Bitten schwerlich sie bewegen,
Doch kommt die Vielgeliebte, dann
Ein Segel auf, ein weißes spannen —
Ein schwarzes, wenn sie, ach, sich weigert.
Nun gehe! Geh in Gottsvertraun;
O laß ein weißes Segel schaun!"

[1]) Die Bemerkung, daß es nicht gut sei, auf einen Ort mit dem Finger zu deuten, wo ein Gewitter steht (W. B. 106), ist der Mythologie entnommen.

gabe nachgewiesen. Sie haben dem Dichter zur wirkungskungsvollen Schilderung des „Milieus“ im „Mittagszauber“ gute Dienste geleistet. Es hat den Anschein, als ob im zweiten Teile von den „Deutschen Sagen“ noch ausgiebiger Gebrauch gemacht werden sollte, doch läßt sich aus den erhaltenen Skizzen nicht sehen, in welcher Weise.[1])

[1]) Als Ergänzung zu Vorbergers Angaben notiere ich, daß Nr. 346 der Sagen des 1. Bandes im Nachgesang zum letzten Gesang des ersten Teiles benutzt worden ist. Die Sage lautet: Zu Witlenberg soll sich ein Christusbild befinden, welches die wunderbare Eigenschaft hat, daß es immer einen Zoll größer ist, als der, welcher davor steht und es anschaut; es mag nun der größte oder der kleinste Mensch sein.

V.

Da die Handlung sich im wesentlichen aus den Charakteren ergibt, mußte manches zur Charakteristik dienende bei der Darstellung und Würdigung der epischen Vorgänge berücksichtigt werden, und es ist deshalb nur mehr nötig, die Eigenart der Personen kurz zu beleuchten.

Die Hauptperson des Gedichtes ist Tristan. Alle anderen werden durch ihn beeinflußt, mögen sie sich nun ihm anschließen wie Marke oder wie die Hofleute in einen Gegensatz zu ihm treten. Die Möglichkeit dieser Einwirkung des Helden auf seine Umgebung ist dadurch gegeben, daß Tristan ein ganz neues Element an den Hof bringt, zu dem die andern Stellung nehmen müssen. Die Grundstimmung, die bei Tristan zuerst festgehalten wird, ist freudige, fast ausgelassene Lebenslust. Sie kennt keine feineren Gefühle, geht aber nicht so weit — und das ist wieder charakteristisch für den Ton des Epos — daß sie die würdevollen alten Herren und Träger der Hoftraditionen zur Zielscheibe des Spottes nimmt. Gottfrieds Wortspiel über Tristan, der seinen traurigen Namen Lügen strafen will, hat Immermann verändert übernommen.

Der humoristische Grundton würde aber, durch das ganze Epos fortgeführt, eintönig und somit unkünstlerisch wirken. Der Dichter sucht deshalb den Charakter des Knaben zu dem eines ernsteren Jünglings zu entwickeln. Damit dieser Übergang, der auf der Werbefahrt eintritt, nicht gewaltsam herbeigeführt erscheint, wird er früh vorbereitet: auch für ernste Dinge hat Tristan trotz seiner 18 Jahre Verständnis; das beweist sein Nachsinnen bei der Nachricht von Marolts Überfall und sein kühner Entschluß, den Zweikampf zu wagen, auch seine Geistesgegenwart bei der Werbung. Hierdurch wird seine Umwandlung auf der Werbefahrt und seine Absicht, an dem Kreuzzuge teilzunehmen, dem Verständnis näher gerückt. Zu gleicher Zeit wird Tristans Stimmung auf der Fahrt nach Kornwall der Isoldens angeglichen und so ein wirksamer Kontrast zu der Szene nach dem Liebestranke geschaffen. Die Skizzen bieten für die Charakteristik wenig, denn sie geben nur die Handlung, selten aber deren genauere Motivierung.

Von Tristan stark beeinflußt ist Marke. Er wird von ihm so umgestimmt, daß er sein Alter ganz vergißt und sich wieder jugendfrisch fühlt. Bei der Jagd unterscheidet er sich bereits dadurch von den andern Greisen, daß er noch Freude an Tristans jugendlich-naivem Auftreten zu finden vermag. Das macht ihn für dessen Rat, sich zu vermählen, empfänglich, und der Gedanke an eine Heirat wird trotz der resigniert klingenden Worte beim Emfange von Tristans Brief nicht ganz in ihm verschwunden sein. Dafür scheint auch der warme Dank zu sprechen, den er Tristan nach der Brautnacht abstattet. Nach außen hin sucht er mit wenig Geschick die Würde des Hauses zu vertreten: Blancheflure hat er unbarmherzig vertrieben, dem irischen Boten sucht er wenigstens äußerlich zu imponieren.

Der eigentliche Repräsentant steifer Würde ist der Seneschall. Zu ihm tritt der Weise, und als dritter im Bunde der Hofnarr, der Zwerg Melot. Alle drei fühlen sich durch Tristan zurückgesetzt und hassen ihn deswegen. Wenn sie auch weniger hervortreten als die Hauptpersonen, sind sie doch mindestens ebenso liebevoll gezeichnet: der Seneschall, der, jedes Gefühles bar, durch sein hämisches, kleinliches Wesen eine echte Beckmessernatur, der Weise, der sich durch nichts in seiner Würde stören läßt, besonders aber der Zwerg Melot, dessen Figur den Dichter sehr angezogen zu haben scheint. Schon seine Abstammung ist merkwürdig:

„Die Hexe hat ihn einst gezeugt
Mit einem Meister schwarzer Kunst;
Er ward mit Hexenmilch gesäugt
Und stand beim Teufel sehr in Gunst.“

Die Nachkommen von Hexen haben stets ein geheimnisvolles Wesen; so auch Melot. Steckt er den kleinen Finger in den Mund, so entdeckt er das Verborgene und Zukünftige. Anfangs gibt er sich als harmloser Fratzenschneider und Possenreißer, der dem Weisen und dem Seneschall gegenüber den Menschenkenner spielt, später tritt seine Tücke um so stärker hervor, je mehr er sich überflüssig sieht. Der Humor, den der Dichter über diese Gestalten ausgegossen hat, sichert ihnen ebenso unsere Teilnahme wie den schwächlichen Greisen, die Marke umgeben. — Diese und das Kleeblatt des Weisen, des Seneschalls und Melots bilden einen Gegensatz zum Tristan, der so vereinzelt dasteht; denn Marke kann nicht eigentlich als sein Freund gelten. Dazu wäre am besten Kurvenal geeignet gewesen. Doch hat der Dichter diese Figur fallen lassen. Die anfängliche Absicht, sie einzuführen, erkennt man noch daran, daß sich im Entwurfe

neben und über dem Namen Rual stets der Name Kurvenal (zuweilen Kurneval nach der Schreibung des Volksbuches) findet. Die Einführung dieser Person hätte sich im Interesse der Komposition vielleicht empfohlen; es wäre dadurch ein Gleichgewicht zu der andern Personengruppe geschaffen, deren Hauptfigur die treue Brangäne beigegeben ist.

In dieser Gruppe spielen die weiblichen Personen eine größere Rolle als an Markes Hof. Unsere Teilnahme gilt zunächst Isolde, doch nicht in dem Maße, wie dem Tristan, weil sie sich vielfach von anderen bestimmen läßt, namentlich von ihrer Mutter. Der Gegensatz zwischen der liebevollen Pflege Tristans, ihrem energischen Entschluß, ihn zu töten, und ihrer ablehnenden Haltung seiner Werbung gegenüber ist zu schroff und nicht genügend begründet. Diese Zwiespältigkeit hört auf, als die Neigung zu Tristan ihr Herz erfüllt. Die Liebe scheint erst ihren Charakter zu entwickeln. Ihr opfert sie alles auf, selbst Brangäne; sie gibt ihr auch den Gedanken ein, sich durch das Gottesgericht zu rechtfertigen; nach Tristans Weggang lebt sie nur „der Erinnerung an ihre Liebe".[1]) Gegenüber Gottfrieds Darstellung ist ihr Charakter gehoben ebenso wie der Brangänens, die uns durch ihren Edelmut sympathischer wird als Isolde. Beachtenswert ist, daß die Figuren dieser Gruppe meist einen über das Gewöhnliche hinausgehenden Zug an sich haben, so Isolde mit dem „seltsamen Lächeln", das manchmal um ihre Lippen spielt. Noch mehr ist dies der Fall bei der Königin, die sich auf geheime Künste versteht. Die Charaktere der irischen Ritter und ihres Führers Morolt weisen groteske Züge auf. Morolt ist eine der originellsten Figuren des ganzen Gedichtes. Die Verbindung von naiver Gutmütigkeit, derber Grobheit und plumpem Benehmen wirkt sehr komisch. Er erinnert lebhaft an die Jahnschen Turner und „Altdeutschen". Daß Immermann bei der Abfassung seines Tristan noch an diese Auswüchse der Freiheitskriege dachte, beweist die Anspielung auf Fouqué im Entwurfe. Folgende Stelle scheint sich direkt auf die Sitte der „Altdeutschen" zu beziehen, im Freien zu kampieren:

„Was! rief Morolt, du liebst das Freie?
Nun ist, als ob gefallen seie
Die Scheidemauer, die sich hoch
Noch zwischen unsern Leibern zog."

---

[1]) W. 13, 283.

Wahrscheinlich hat der Dichter den Charakteren seiner Personen solche anomale Züge beigelegt, um anzudeuten, daß sie noch nicht die Höhe der Kultur erreicht haben, wie die Bewohner Kornwalls.

Ein Gegenstück zu den schwachen Greisen am Hofe Markes bilden die mit gutem Humor geschilderten geschwätzigen Hofdamen der Isolde, die das Bild vervollständigen, das der Dichter von dem Leben und Treiben in Irland entrollt.

VI.

Ein Element der Tristandichtung haben wir bis jetzt unberücksichtigt gelassen: die Naturschilderungen, die etwas Neuartiges in Immermanns Werken bilden. Es scheint, als ob seine Art, die Natur zu betrachten, seit dem Jahre 1838 eine entscheidende Wandlung erfahren hat. Vorher hatte er zum mindesten kein inniges Verhältnis zu ihr. Das Studium des Menschen und seine Darstellung war ihm das erste in der Kunst. Die Natur machte auf ihn nur dann Eindruck, wenn er Spuren menschlicher Tätigkeit in ihr entdeckte, oder der Mensch nicht von ihrer Erhabenheit erdrückt wurde. Das Gefühl der Ehrfurcht kannte er ihr gegenüber nicht; auch weckte sie ihm keine religiösen Empfindungen, höchstens gab ihm „jenes unendliche Konglomerat“ ein gewisses ästhetisches Vergnügen. Der unbeschreiblichen Größe der Alpen stand er hilflos gegenüber und empfand bei ihrem Anblicke ein „magisches Grauen“, das ganz verschieden ist von dem allgemeinen Gefühle des ehrfürchtigen Schauers beim ersten Anblick einer gewaltigen Naturerscheinung. Am besten faßte er das Liebliche in der Natur, etwa im Ahr- und Lahntal. Aber auch hier finden wir merkwürdige Mißverständnisse, und man traut seinen Augen kaum, wenn man liest: „Die Natur macht noch wenig Eindruck auf mich; ich habe das schwärmerische Versenken in das tote Zeug satt.“ (W. 10, 19.)

Die neue Liebe, die sein Herz erfüllte, berührte auch sein Verhältnis zur Natur. Er sah jetzt mit anderen Augen und suchte sich in sie zu vertiefen. Leicht wurden ihm Naturschilderungen freilich nicht. Der große Zug fehlt ihnen, das Kleine, Genrehafte ist es, was den Dichter anzieht, was ihn im Walde Iris, Moos, Waldlilien und am Meeresstrande Seespinnen, Hummer und Schachtelhalm entdecken läßt. Er hat nicht den Versuch gemacht, großgeschaute Bilder etwa im Stile von Goethes Naturgedichten oder Heines Nordseebildern zu geben. Abgesehen davon, daß seine Kraft dabei versagt hätte, würden sie mit dem übrigen Inhalte des Gedichtes nicht gut harmoniert haben. Freilich

liegt die Gefahr nahe, daß bei so minutiöser Kleinmalerei zu viel beschrieben wird. Diese Klippe hat der Dichter nicht immer vermieden.

Im Rahmen des Ganzen haben die Naturschilderungen die Aufgabe, die Handlung zu begleiten, sie gleichsam wie mit Arabesken zu schmücken.

Das Thema des ersten Gesanges ist die Liebe, die auf dem Maifest zu Tintayol Rivalin und Blancheflure zusammenführt. Gottfried gibt hier das einzige Beispiel einer längeren Naturbeschreibung. Immermann leitet den Gesang in der Weise ein, daß er das Liebesleben in der Natur und im Menschenherzen in einander übergehen läßt. Das Zittern der Lichter in den Bäumen wird ihm zum Bilde der Liebe: die Schatten tanzen unter den Bäumen mit den Lichtern und haschen nach ihnen. Die warme Lenzesluft, die die Laubkronen leise bewegt, küßt die Waldeslilien wach. Der schäumende Bach erringt sich die Oreade als Braut. König Lenz selbst hält die Erde umarmt. — So gibt der Dichter ein reizendes Bild des neuerwachenden Lebens in der Natur und leitet zu gleicher Zeit stimmungsvoll zu dem folgenden Gesange zwischen Rivalin und Blancheflure über. Leider zerstört der Dichter nach Heines Manier das Bild am Schluß.[1])

Der Schilderung des Frühlings folgt in der „Jagd" die des Hochsommers als Einleitung zu der Darstellung des Weidwerkes. Die Verfolgung des Hirsches ist überaus anschaulich und man kann sich dem Urteil des scharfen Kritikers der „Literarischen Zeitung" in Berlin

---

[1]) Vielleicht hat ihm folgende Stelle aus Normanns Mosaik vorgeschwebt:
„Doch hier, wo Phaeton die Rosse leitet,
Und Tags die Brust nur glüh'nde Strahlen trinkt,
Wenn dann herauf die Nacht den Himmel schreitet,
Mit sanftem Zephirschlag die Kühlung bringt,
Und Wollust selbst auf die Natur verbreitet,
Und Liebe stammelnd an das Herz ihr sinkt,
Wenn sich die Woge an des Strandes Lippen
Leis plätschernd wirft, süß einen Kuß zu nippen,
Wenn rings dann vor den Türen Saiten klingen,
Und durch den duftenden Orangenhain
Erregend weiche Melodien dringen,
Wenn sich im feenhaften Mondesschein
Zypreß' und Myrth' wie Liebende umschlingen:
Da will der Mensch genießen, nicht allein,
Im Herzen lauten Drang, im Himmel weilen,
Nein, vom Genießen zum Genießen eilen!"

(Sonnab. 26. Oktober 1844 Nr. 86) im allgemeinen anschließen: „Das Epos „Tristan und Isolde", unvollendet wie es ist, erscheint noch als eine Art Improvisation, in der Willkürlichkeiten und Längen nicht vermieden sind; aber ebenso finden sich auch meisterhafte Parthien darin, unter denen die Jagd wieder vor allen Parthien auszuzeichnen ist. Durch wunderbare Lebendigkeit und Farbigkeit der Darstellung, durch eine Natursympathie, in der uns der Dichter für den gehetzten Hirsch wie für einen verfolgten Helden zu interessieren und durch seine Qual, seinen mutigen Kampf und seinen Tod beinahe tragisch zu rühren weiß, gehört dieses Werk zu dem Schönsten, was deutsche Poesie in dieser Richtung hervorgebracht." Von der mittelalterlichen Jagd ist wenig geblieben; nur einige Fachausdrücke wie Hourvari! à la vue! Curée erinnern an Gottfried. Die einleitenden Stanzen, die das Leben des Hirsches zum Inhalt haben, das mit dem eines großen Herrn verglichen wird, sind ein hübsch gemaltes Idyll. Der Gegensatz zwischen diesem und der Verfolgung bringt die vom Kritiker gerühmte „beinahe tragische" Wirkung hervor.

Über das Vorbild für die Schilderung des herbstlichen Nebels berichtet Putlitz in seiner Biographie. Der dunstige Morgen, das Wallen des Nebels, der alles unsichtbar macht, oder zu Phantomen verzerrt, sind anziehend dargestellt. Auch hier wieder der Versuch, Natur und Menschen in Verbindung zu bringen; das landschaftliche Bild hat auf Marke einen ernsten Eindruck gemacht, hat ihn seine Bemühungen, es dem jungen Tristan gleich zu tun, als töricht erkennen lassen und ihn an den Herbst seines eigenen Lebens erinnert. Er faßt deswegen den Entschluß, nicht mehr zu heiraten. Um aber Tristan mit seiner Weigerung nicht zu verletzen, weist er mit den bekannten Worten scherzend auf das Frauenhaar hin, das zwei Schwalben fallen ließen, die jetzt zum Süden ziehen. — Die Herbststimmung klingt aus im Nachspiel, das Rückerts bekanntes Gedicht: „Aus der Jugendzeit" verwertet.

Bei der Darstellung des winterlichen Meeres bot sich dem Dichter gute Gelegenheit, die Größe und Erhabenheit dieses Naturelementes zu veranschaulichen. Immermann hat dies vermieden, sein Bild bleibt im Stile der anderen. Was wir sehen, ist weniger die Wirkung des Windes auf der Seeflut als auf dem Strande, die uns gut verdeutlicht wird. Offenbar tauchen hier in dem Dichter Erinnerungen an seine holländische Reise (1834) auf, wo er das Meer zum ersten Mal sah. Damals hatte es ihn wie ein uralter Bekannter un=

beschreiblich angezogen, im Gegensatze zu den Alpen, die „doch eigentlich nur wie ungeheure Gewichte in seiner Brust lasteten“. Dieser große Eindruck, den kein anderes Naturschauspiel auf ihn auszuüben vermochte, hat seine Spuren im Tristan hinterlassen, in dem er nicht nur hier, sondern auch an andern Stellen das Meer in verschiedener Beleuchtung uns vor Augen führt. Das winterliche Milieu in „Sankt Patricks Schiff“ und den beiden folgenden Romanzen hat der Dichter wohl mit Absicht gewählt. Wie die Frühlingsstimmung zu Rivalins und Blanchefflurens Liebe, paßt es vortrefflich zu den rauhen irischen Halbriesen. Der Winter scheint die eigentliche Jahreszeit dieser Krieger „in Bärenfell'n und Eisenhosen“ zu sein. Die Beschreibung ihres Lagerlebens, die ganz im genrehaften Stile gehalten ist, gibt die winterliche Stimmung in Verbindung mit dem Charakter der Iren gut wieder. Anspruch auf Originalität wird sie kaum machen können; sie erinnert an ähnliche Stellen bei Walter Scott und Byron.

Auf der Rückfahrt Tristans von Kornwall leuchtet das Meer im Glanze der Sommersonne. Die Verbindung zwischen Natur und Menschenherz ist hier ziemlich gezwungen. Nachdenklich blickt der lebensfrohe Tristan in die glitzernden Wellen, deren Entstehen und Vergehen ihn umstimmt:

„Das ist ein Anblick zum Zerknirschen,
Wenn Welle nach der Welle jagt,
Und all das endelose Pirschen
Doch nie von wahrer Beute sagt.“

Viel besser gelungen ist die Schilderung der Nacht auf dem Meere. Hier haben wir ein Beispiel echter Naturbeseelung. Vorher geht die verhängnisvolle Szene des Liebestrankes; im ersten Schrecken über die Entdeckung von Tristans Liebe hat Brangäne den Becher in das Meer geworfen und nun fängt es an zu glühen, als ob das zurückgebliebene Tröpfchen die Liebesglut dem toten Elemente mitgeteilt hätte. Durch dieses schön geschaute Bild der Sternennacht verschmilzt das Leben in der Natur mit der Liebe im Herzen Tristans und Isoldens. Wollte man hier Vorbilder vermuten, so könnte man an Heines Nordseebilder (Abenddämmerung) denken, die Immermann sehr schätzte.

Wie großen Wert Immermann selbst auf Schilderungen der Natur legte, sieht man daran, daß er sie zuweilen auf Kosten der Komposition über Gebühr ausdehnt, so die Darstellung des Herbstnebels, des winterlichen

Lagers der Iren. Im „Mittagszauber" hat er ihr sogar einen ganzen Gesang gewidmet. Zweck dieser Romanze ist, die geheimnisvolle Stille der Mittagszeit darzustellen als Vorbereitung auf das geheime Werk der Königin. Das tausendfache Leben, das sich in der Stille der Natur, auch in der totenähnlichen Schwüle des Sommermittags regt, verwandelt sich beim Dichter in das Treiben von kleinen Erdgeistern, die im Schutze des „treuen, goldenen Lichtes" ihr menschenfreundliches Werk verrichten. Dadurch wird diese Schilderung lebendig und eindrucksvoll, ohne aus dem Rahmen der andern zu fallen.

Mehr noch als die Handlung läßt die äußere Form den Dichter als Kind seiner Zeit erkennen, und hier treten ihre Einflüsse am deutlichsten hervor.

Für die epische Dichtung in den ersten Jahrzehnten nach den Freiheitskriegen ist das maßgebende Vorbild vor allem Byron. Er gab der Zeitstimmung prägnaten Ausdruck, die literarischen Bestrebungen der Zeit stehen deshalb unter seinem Zeichen. Neben Byrons ist Heines Einfluß maßgebend, dessen Reisebilder genau die Stimmung jener Epoche treffen und dessen Verwandtschaft mit Byron Immermann bereits 1822 in seiner Rezension der Heine'schen „Gedichte" im „Rheinisch-westfälischen Anzeiger" feststellte. Auch die romantische Schule wirkte stark, und zwar sind es meist nicht die guten Elemente der Romantik, die man in den Werken der kleineren Ependichter wiederfindet. Stark ist ihr Einfluß z. B. bei einem offenen Gegner der Richtung, bei E. Schulze, dessen preisgekröntes Gedicht: „Die bezauberte Rose" zahlreiche Nachahmer fand.

Die erwähnten Einflüsse lassen sich bei Immermann nicht verkennen. Zwar können wir seit 1830 ein Nachlassen der romantischen Einwirkungen feststellen, aber dennoch sind in der Stoffwahl, den Naturschilderungen, der Sprache genug romantische Elemente vorhanden. Heines und Byrons bittere Satire ist bei Immermann in harmlosen Humor verwandelt, der, wie sich schon zum Teil aus der Analyse der Handlung ergab, in dem Gedichte eine große Rolle spielt. Während die früheren Werke manche pessimistische Züge aufweisen, tritt uns hier eine durchaus optimistische Weltanschauung entgegen, die wohl am besten erklärt wird durch das tiefe Glücksgefühl, das ihn seit der Vermählung mit Marianne Niemeyer erfüllte. Zuweilen könnte man sich an Jean Paul erinnert fühlen, der wie Immermann von Sterne gelernt hat. Wie bei ihm und einem seiner eifrigsten Verehrer, bei Robert Schumann, der wie unser Dichter seine besten Jahre in Düsseldorf verbrachte, glaubt man manchmal den

eigentümlichen Zauber einer deutschen Kleinstadt zu empfinden. Die vielfachen Erinnerungen an lustige Gelage, das neckische Geplauder der Mädchen, die weisen Gespräche der alten Herren, die Werbung, die Hochzeitsfeier, die Vergleiche, die dem täglichen Leben entnommen sind, alles das kann diesen Eindruck hervorrufen. Nicht immer ist der Humor glücklich, bisweilen erscheint er uns gar zu billig. Es bewahrheitet sich hier an seinen eigenen Werken sein Ausspruch, daß Humor in der Poesie die gefährlichste Beimischung sei. Zu diesen billigen Effekten gehört die Vernachlässigung des historischen Kolorits. Nicht nur die Namen tragen moderne Färbung, wie etwa Mylord, Miß Ellinor, Miß Kitty, Betty, sondern auch die Örtlichkeit an Markes Hof. Tristan schreitet im Garten durch „Tax' und Bux'", die Decke und die Wände des Saales, durch dessen Flügeltür die Paare eintreten, um Touren im fränkischen Stile zu tanzen, sind mit Schnörkeln und Facetten im Rokkokostil geschmückt, die Speisen stammen aus einer modernen Küche, kurz, man fühlt sich ganz in ein Schloß des 18. oder 19 Jahrhunderts versetzt.

Einen Gegensatz hierzu, der jedenfalls gegen die Absicht des Dichters oft komisch wirkt, bilden die vielfach eingestreuten Archaismen, die zum großen Teil von den Romantikern ausgegraben worden und Immermann meistens bei der Lektüre der Grimm'schen Werke aufgestoßen waren oder dem Epos Gottfrieds entlehnt sind, wie Massonei, erkranken (=schlecht werden), das blanke (=ebene) Land, Tos, Helfenbein, Gift (=Gabe), Meisterinne, Königinne, glutzitternde (=glutzitternd), in meiner Zungen. Dazu kommen manche dialektische Ausdrücke, wie aufbausen, Bönhas, erkobern knargen, schmiß, und verunglückte Neubildungen: Gerauf, Zärte, die Frohne, der Weiland, Kräuticht usw. Dank seinem Verfahren, bei der Ausarbeitung nur die Exzerpte zu benutzen, hat der Dichter wenig vom Stile und von der Sprache Gottfrieds sich angeeignet. So erinnert das Vorspiel zum ersten Gesange inhaltlich an die Einleitung zum ersten Abenteuer Gottfrieds. Die Verse:

„Wem nie von Liebe Leid geschehen,
Geschah von Lieb' auch Liebes nicht,"
und:
„Der küßte hunderttausend Stunden
Die Liebst' in jener einz'gen Stunden!"

sind Übersetzungen der Verse 204, 205 und 1310 in „Tristan und Isolde". Antithesen sind ebenfalls dem Einflusse des Gottfried'schen Stiles zuzuschreiben, z. B.:

„Tristan Isold-Isold, Tristan,
Beglückt-Unselige, Weib und Mann.“

„Das ist die schöne Welt der Liebe,
Das ist die Welt der schönen Liebe.“
„Im Segen flucht, im Fluchen segnet.“

Mittelalterlich ist auch der Vergleich der Minne mit einem gefangenen Falken oder des Blutes mit Morgenrot. Auf mittelalterlicher Anschauung beruht vielleicht auch das Verschweigen des Namens der geliebten Dame am Schlusse des S. 23 angeführten Nachspiels im Entwurfe.

An Gottfrieds Technik oder, wenn man will, an die Technik der Romantiker gemahnen zum Teil die Vor-, Zwischen- und Nachspiele, welche die einzelnen Romanzen begleiten. In ihnen gibt der Dichter den Gefühlen Ausdruck, die ihn beim Dichten beseelen. Die Erzählung selbst bleibt meist von solchen Einschiebseln verschont und der epische Grundton somit besser gewahrt. Was dem Dichter am meisten am Herzen liegt und ihn zuerst es auszusprechen drängt, ist sein Liebesglück. Den Unterschied zwischen Einst und Jetzt bringt das Zwischenspiel des ersten Gesanges klar zum Ausdruck:

„Ich muß das Abenteuer unterbrechen
Weil mir der Busen zu gewaltig klopft,
Um fremd' Geschick und Glücke zu besprechen,
Indes das Heiligtum der Seele tropft
Von Tränenguß aus heil'ger Wonne Bächen,
Dem lange jeder Zugang war verstopft,
Bis seine Flut die Krustenwand durchsintert,
In der das Leben starr mich angewintert.“

Vielfach übernahmen die Vor- und Nachspiele die Rolle des antiken Chores, der die Entwicklung der Handlung mit seinen Betrachtungen begleitet.

Aus dem Archiv.

1. Beilage.

Proben aus dem Schwanenritter.

Ihr alle, die ihr just nichts treibt
Als müßig vor Euch hinzuschauen;
Männer und Greise, ledig, beweibt,
Zierliche Knaben und stattliche Frauen,
Mädchen mit Augen, braunen und blauen;
Kommt herein zu des Dichters Hütte,
Setzt Euch an das knisternde Feu'r;
Ihr in die Runde, ich in die Mitte,
Hört ein seltsames Abentheu'r:
Von Kosen und Minnen, von Kampf und Sturm,
Vom Schwanenritter, von der Schönen im Thurm.

Wie sie mir lieb sind nahen die Gäste,
All' euch kenn' ich, o seid mir gegrüßt!
Gesellschaft kam, die Allerbeste,
Keinen hab' ich eingebüßt.
Nicht? Hier ist's behaglich und draußen ist's wüst?
Holla, mein Knabe, leg' Brände nach,
Daß uns die Flamm' ins Antlitz spiele;
Hol' uns den Becher aus dem Gemach,
Weißt es, Liebster, wonach ich ziele.
Das Kind will den Namen, getauft will's seyn,
Süße Weisen stehen zu Kauf beim Wein.

Daß meinen Hausstand ihr kennet genau:
Der Knabe reicht mir mein täglich Getränke,
Kam zu mir selbst in der Dämmerung Grau.
Fragte: Darf ich dir dienen als Schenke?

Liebt mich von Herzen, der Schelm, ich denke.
Sänftigt den Ernst mit schmeichelndem Kosen,
Wer mir wie bekannt seit lang';
Daß zu dem Feste nicht mangeln die Rosen,
Strahlet der Purpur von seiner Wang'.
Nehmet! Trinkt auf des Liedes Gedeihen,
Ich netze die Lippen auf euer Verzeihen.

„Erinnerung, die du den Strom der Zeiten,
Über die Schulter schauend zurück,
Siehst aus felsiger Quelle gleiten,
Göttin, gönne mir einen Blick
In verschollenes Leid und Glück!
Von der Vorwelt trautem Gesicht
Streife das wallende Nebelgewebe!
Holde Camönen, zürnet mir nicht,
Daß eurer Mutter ich Huldigung gebe,
Höflich verbeugt zu der Alten gekehrt,
Redet, welcher der Jugend begehrt.

Vor grauen Jahren herrscht' am Rhein
Ein Fürst, der viel des Lands erworben;
Von Cleve bis Heristall war es sein,
Und manchen Feind hat er verdorben;
Doch endlich ist er selbst gestorben.
Seufzend mußte der Fürst erblassen,
Sorge stand vor dem brechenden Blick,
Keinen Sohn, der Mannen und Sassen
Und Burgen zu walten, ließ er zurück.
Nur ein Töchterlein weint auf den Leichensammet,
Als zur Totenmette die Kerzen geflammet.

Kaum hatte der Vater die Wimpern geschlossen,
Stellt sich Besuch, ungeladener, dar,
Nymwegen wird zu Wagen und Rossen
Berennt von werbender Freyer Schaar.
Keiner so rauh und tölpisch war,
Der sich in diese Bahn nicht gewagt,
Dreisten Sinnes und kecklichen Muthes.

Reizende Damen, oft hab' ich beklagt
Das finstere Loos des herrlichsten Gutes:
Von der Schönsten vermeint der schnödeste Gast,
Daß sie zur Frau fürtrefflich ihm paßt.

Nicht seiest du, Erinnerung bemüht
Um der Krippenreiter verdunkelte Namen,
Die von Osten und Westen, von Norden und Süd,
Zur verwaiseten Gräfin freiwerberhaft kamen.
Wer zählet der Fliegen und Käfer Saamen
Um den Baum, wo die Frucht sich bot,
Wer die Spatzen um volle Gaben?
Gelb, weiß, grün, blau, schillernd und roth,
Röcke waren's von allen Farben;
Nenn' uns die Helden nur, die das Gesichte
Verdienen zu zeigen in diesem Gedichte.

Wo um Rüdesheim durch Schieferspalten
Einsam, feurig die Rebe sich drängt,
Und an den Trümmern, den graulichen, alten,
Römersag' an dem Eppich hängt
Mit romantischer Mähre vermengt;
Haucht' auf windumpfiffenem Schloß
Lanzenschwingend, Brömser der Starke;
Blond, blauäugig, gewaltig und groß,
Hochgefürchtet in weiter Gemarke;
Flamberg und Tartsche nahm er und haut'
Um sich, und rief: Ihr helft mir zur Braut!

Aber den zweiten Paladin
Sandten Englands Kohlenfelder,
Hieß der reiche Kormorin,
Hatte Giften und Gälten und Wälder;
Dieser besaß den Diener geschäftig,
Einen Zwerg, den Zauberkobold;
Aus sich selber wunderkräftig
Münzend dem Lord geprägtes Gold.
Er schritt zum Strand; ins Schiff stieg er;
„Meinem Münzmeister wird kein Sieg zu schwer".

Zuletzt ritt aus den Fränkischen Ländern
Buntgeschmückt, von der Stadt Paris,
Schillernd daher, in Federn und Bändern
Der lächelnde Held, Herr Paradies,
Linksgeschlagen des Mantels Vließ;
Denn an der Schulter zur linken Seit'
Stand ihm ein Höker, nicht ganz verächtlich,
Doch des Antlitzes Anmuth und Heiterkeit
Linderte diesen Fehler beträchtlich;
Er musterte sich, den Zwickel er strich
„Dem Schönsten die Schöne, so ziemet es sich."

Das junge Licht sah Morgenblank
Ins Schlummergemach, die Luft zog kühle
Die schöne Beatrix hob sorgenkrank
Das zarte Haupt vom seidenen Pfühle,
Aus ängstlicher Träume irrem Gewühle.
Ihr Kissen war von Thränen genetzet,
Die arme Wange roth und heiß.
Und in dem Bette, emporgehetzet,
Rang sie die Hände, so fein und weiß,
Schellte, die Dienerin eilte herzu,
Reicht' ihrem Fuße den Morgenschuh.

Ei, rief die plaudernde Brigitte,
Auf den Wangen, welche Glut!
Junge Wünsche und alte Sitte
Kämpfen, die alte wehrt sich voll Muth;
Aber die Jungen siegen im Blut.
Schweige! spricht mit strengem Ton
Die schöne Gräfin zum schwatzenden Weibe.
Treibst du mit meinen Schmerzen Hohn,
Daß ich ganz verlassen bleibe!
Thränen, mein' ich, sie gelten dem Vater,
Angstvoll glüh' ich Arm' ohne Rather.

Keinen der Freyer hab ich lieb,
Alle verlangen mich zur Beute;
So verfolgt mit erhitztem Trieb

Das schüchterne Reh die züngelnde Meute,
Heute soll ich entscheiden, heute!
Wenn ich die rohen Ritter verwerfe
Wer wird mein Beschützer seyn?
Ach, mich trifft ihres Zornes Schärfe,
Des Kanzlers Schaar ist schwach und klein;
Und Brigitte hat schnell sich anders gefaßt:
Auch mir, sagt sie, sind die Herren verhaßt.

Die letzten Strophen (50—52):

Doch wohin hab ich mich vergangen?
Nach Nymwegen aus der Rose Schooß!
Trompeten klangen, die Pforten sprangen,
Der Kanzler stand noch regungslos;
Der schönen Beatrix Leid war groß.
Herein in das Zimmer treten die Ritter
Herr Paradies, den Paris gesandt;
Und düster wie ein Juligewitter,
Lord Kormorin von Engelland,
Dann, der gefürchtet im weiten Gemarke,
Von Rüdesheim Herr Brömser der Starke.

Anderer Degen starkes Gedränge
Folgte nach diesen ersten dreien,
Kaum vermochte der wimmelnden Meng'
Raum das räumliche Zimmer zu leihen,
Zierlicher Jungfrauen erschien ein Reihen!
Edelknaben, zwölf an der Zahl
Auf sich stellten zu höfischem Dienen
Angeführt vom Seneschall,
Ei, wie die muntern Wangen schienen!
Ei, wie glänzten Jungfrauen gleich
Blumen! Wie prangten die Ritter reich!

Glückliche Zeiten, da noch den Farben
Sich der Leib aller Menschen bot,
Und die Röcke gleich vollen Garben
Lachten von Gelb und Grün und Roth.
Wahrlich, sie gaben ein gutes Geboth.

Jeglicher mußte ja blühen in Sitten,
Ehre zu machen dem blühenden Kleid,
Ei, wie hätten die Farben gelitten
Graues Wesen und Trockenheit?
Nein, der Schiller von seidnen Geweben
Zeugte buntstrahlenden Schimmer im Leben.

---

2. Beilage.

Brief Immermanns an Schnaase vom 12. September 1839.

Dein lieber Brief, mein theurer Freund, hat mich innig erfreut. Ich beantworte ihn von Leipzig aus, wohin ich mich auf einige Tage begeben habe, um in völliger Einsamkeit den Abschnitt in den dir bekannten Betrachtungen, der noch übrig ist, fertig zu schreiben — eine von den Umständen mir gebietrisch während der Reise auferlegte Arbeit. Meine Antwort wird dich, denke ich, erfreuen, und darum verschiebe ich sie nicht bis zu meiner Zurückkunft sondern schreibe.

Ich glaube, mein Freund, daß ich gut gewählt habe. Ich nenne ein Herz das meinige, dem Lüge eine Unmöglichkeit und alles Grade, Einfache, Ungemachte angeboren ist. Das ist das bestimmteste, was ich über Mariannens Art und Natur dir auszusprechen weiß. Ich führe sie Euch zu mit großer Liebe und gläubigem Vertrauen, und bitte Euch, nehmt uns auf, wie wir kommen! Es ist der Segen einer offenen und freien Liebe, daß sie die Liebe zu allen Freunden erhöht, das Bedürfnis nach ihnen steigert, während cachirte Verhältnisse uns in einen geheimen Kriegszustand versetzen, der zwar wohl durch Neigung, Achtung, Anerkennung, Wohlwollen gemildert werden kann, nie aber ganz von seiner Natur abläßt. Ich glaube, daß Du mich jetzt erst so kennen lernen wirst, wie ich eigentlich bin. Wir lasen Deinen Brief zusammen, Marianne und ich, und auch sie war tief bewegt von seinem Inhalt: es ist natürlich, daß sie mit einiger Schüchternheit an Düsseldorf denkt; sie hat mich aber in den letzten Wochen wiederholentlich versichert, daß ihre Zuversicht durch Deinen Brief sehr erhöht worden sei. Sie grüßt Dich und Deine liebe Frau mit aller Innigkeit eines dankbaren Herzens.

Ja, mein Freund, ich habe eine furchtbare Zeit verlebt, das Jahr her. Meine Schultern wissen zu tragen, aber ich dachte doch zuweilen, ich müßte zusammenbrechen unter der gehäuften Last, und es wäre auch

wohl geschehen, hätte nicht die Natur eine Art von Unempfindlichkeit als Gegenwirkung geschaffen. Die Furien muß man nicht aufwecken, wenn sie schlafen gegangen sind, und deshalb still von diesen schrecklichen Tagen! Daß ich Dir nichts entdeckte, hatte seinen Grund nicht in Mangel an Zutrauen, wie oft wünschte ich einem Manne, zuverlässig und treu wie Du, mich zu offenbaren; aber es handelte sich um die wundesten und delikatesten Dinge weiblichen Lebens und da meinte ich, es sei meine Pflicht, mir eine Frau zu meinem Vertrauten zu machen, und so war und blieb eine Frau meine einzige Vertraute außer Marianne, die von Anfang an die Stärke hatte, alles mit mir zu tragen.

Es war eine ungeschickte Wendung, wenn ich Dich über das, was ich den schlagenden Monent in meiner Geschichte nannte, an Frau von Sybel verwies. Ich darf darüber reden, denn die Gräfin hat daraus zuletzt kein Geheimnis mehr gemacht, und ich will es Dir jetzt sagen.

Wäre mir das Verhältnis zur Gräfin, wie es war, innerlich von Anfang an bis zuletzt so recht gewesen, und hätte ich dann nur bei dem Anblick eines neuen Gegenstandes in meiner Neigung gewechselt, so wäre mein Charakter vor Gott, mir und meinen Freunden nicht zu retten. Es stand aber anders und so: So alt, wie mein Verhältnis zur Gräfin, ist auch mein sehnlichster Wunsch gewesen, es durch die Ehe zu heiligen, weil ich nur in der Ehe Sieg, Bestand und Frucht dieser Vereinigung zu erblicken vermochte und ich habe sie daher mehrmals um ihre Hand gebeten, sie hat mir dieselbe aber versagt aus Gründen, die ihr die „triftigsten“ waren, wie sie dieselben noch zuletzt genannt hat.

Dieses Versagen hatte bei mir nach und nach das Verhältnis zerstört, weil es mir wie ein großes Unrecht an der heiligsten Forderung der Liebe erschien, und weil mein Blick immerfort erkannte, daß mein Daseyn in Widerspruch mit den Grundlagen der Welt sei. Um so schärfer aber wirkte diese Wahrnehmung, als die Gräfin mir nicht etwa gleichgültig geworden war, sondern mir die teuerste und werteste Person blieb; woher es denn kam, daß die unerträglichsten Dinge nicht abließen, sich in mir auf und nieder zu bewegen. Als daher Marianne sich zeigte, mein Herz gewann, und in ihrer einfachen und unschuldigen Seele keine andere Ehre und Freude kannte, als meinen Namen vor Gott und den Menschen zu tragen, so gab es zwar noch schwere Kämpfe mit Erinnerung und Dankbarkeit, aber der Sieg neigte sich endlich doch auf die Seite des wirklichen und lebendigen Lebens.

Dies ist die Geschichte, das Urteil überlasse ich Dir. Große Fehler begangen zu haben, gestehe ich ein. Der erste war, daß ich in den letzten Jahren, wo es bei mir völlig klar war, daß das schwerlich bis ans Ende meines Lebens so fortgehen könne, nicht offen und ernst diese meine Überzeugung aussprach. — Gerechtfertigt können diese Fehler nicht werden, zu meiner Entschuldigung darf ich aber anführen, daß der erste aus heftiger Liebe entsprang und daß ich mich doch nochmals ehrlich bestrebte, Alles in die gehörige Ordnung zu bringen, und daß der zweite eine Folge meiner großen Abhängigkeit von der Gräfin war. Sie war mehrere Jahre älter als ich, sie stand in der Sonnenhöhe einer schönen, klugen, vornehmen Frau, zu deren Erinnerungen Könige und Kaiser gehörten, als ich noch ein unbekannter junger Mensch war. Dieses Unverhältnis blieb immerdar, und während sie mich zu befriedigen (?) schien, behielt sie doch eigentlich immer das größte Übergewicht über mich. Ich habe mich vor Niemand je so gefürchtet, wie vor ihr. Ich scheute mich daher durch kategorische Erklärungen verletzende und wie es schien fruchtlose Scenen herbeizuführen. Ich schwieg und dieses Schweigen hat sie über den Abgrund verblenden helfen, der lange zu ihren Füßen ausgehöhlt war. Wahrscheinlich würde sie, wenn sie ganz bestimmt die Überzeugung bekommen hätte, mich sonst einzubüßen, mich in den letzten Jahren auch geheirathet haben. Diese Überzeugung aber in ihr zu schaffen, hätte es eines Helden bedurft, denn mit gewöhnlichen Mitteln war auf sie nicht zu wirken.

Es hilft nichts, begangene Fehler unfruchtbar bereuen, man muß sich strecken nach dem, was vor Einem liegt. Habe ich die Katastrophe nicht von ihrem Haupte abgewendet, so stand es doch bei mir, gut zu machen, inwie weit ich gut machen kann. Damit ist zunächst das Gelübde gemeint, welches meine seit vorigen November erschütterte Seele gethan hat. — Das Gelübde, immerdar ihr treuester und innigster Freund zu bleiben und kein Mittel unversucht zu lassen, welches sie zu mir in diese heilige und fromme Sphäre, versöhnt und beruhigt, bringen (kann) mag. Nur unter dem Schirme dieses Gelübdes habe ich mir Marianne verstattet und die Haltung desselben gehört so nothwendig und wesentlich zu meiner Zukunft, wie meine Liebe und Treue gegen Marianne. — Ob mir mein Vorhaben (nämlich sie mir zu versöhnen) gelingt, wer kann es wissen? Verletztes weibliches Gefühl ist durchaus etwas Incommensurables — was wir aus unserm Gesichtspunkte heraus uns in diesen Regionen zusammenstellen, reicht nicht aus gegen die nagende Empfindung einer Frau.

Wenn die Guten aber helfen, so ist es doch nicht unmöglich, daß alles zuletzt noch einen milden, freundlichen Ausgang gewinnt. Sie ist äußerst empfindlich geworden gegen unser aller Wohlmeinen und Anhänglichkeit; ich habe dafür gestern durch einen Brief der Dieffenbach aus Zürich die überzeugendsten Proben erhalten. Da ist uns also der Punkt gezeigt, von welchem aus ihr armes Herz aus seinen Starrkrämpfen zu lösen ist. Möge daher Deine liebe Frau ihren frommen Vorsatz, an sie zu schreiben, ausführen, sobald sie das Herz treibt. Ein Brief wird sie trösten unter der Adresse à Madame Dieffenbach à Zürich aux soins de M. Pestalozzi et fils. Ich rathe aber eins, belehrt durch den gestrigen Brief: Meiner werde nicht Erwähnung gethan. — Schreibe Du auch später einmal, ermüde nicht, wenn Du nicht gleich Frucht siehst: es gilt hier die Rettung einer hohen, edlen Menschenseele aus den Schlingen traurigen Irrthums.

Wie mich aber bei diesem Zustande meiner Empfindung es erstaunt, daß Du mit mir über den Hauptpunkt sogleich einverstanden bist, brauche ich nicht zu sagen. Der Hauptpunkt ist nämlich, daß sie nach ihrer Reise nicht nach Berlin oder sonst wo hin geht, wo man sie in geistreiche Öde und elende Gleichgültigkeit treiben wird, sondern nach Düsseldorf zurückkehrt, wo sie Erinnerung und ihr hingebende Herzen besitzt. Nur auf dem Boden der Erinnerung kann sich die Erinnerung ausheilen, vom Herzen aus muß das Herz hergestellt werden, die sittliche That, welche von ihr verlangt wird, ist, daß sie ihr Geschick als Geschick und nicht als Verbrechen eines Anderen begreifen lernt, daß sie mich mit gutem Herzen als ihren besten Freund annimmt, das kann wieder nur geschehen, wenn der Freund ihr nahe ist.

Ihr alle meine Freunde, werdet Segen von diesen Werken haben. Der nächste wird sein, daß sie Euch noch viel lieber und wohltuender werden wird, als bisher, wo unter den Schatten entstellender Verhältnisse auch ihr Wesen nicht rein hervorleuchten konnte. Du kannst viel dabei thun, sie hat großes Zutrauen zu Dir, und hält Dich nicht für bestochen von mir und blind über meine Fehler. Dies wird dereinst sie zugänglich Deinen Worten machen.

Ich brauche kaum Eins noch zu sagen, daß ich sie nämlich mit der Erwähnung des Versagens ihrer Hand nicht habe anklagen wollen. Ihr Grund war, daß sie durch die Heirat unrettbar mit ihrer Familie zerfallen werde. Nun kennst Du ihre zarte Treue gegen Alles ihr Liebgewesene und so muß ich sagen, daß jene verhängnisvolle Entsagung nur

unüberwindlichen Schranken ihres Wesens entsprungen ist. Nun hast Du, mein Freund, mein ganzes Vertrauen. Meine Hochzeit wird am 28. d. M. oder 2. k. M. sein, begleitet uns mit Euren Gedanken und Wünschen, wie wir auch an Euch denken werden. Die Versetzung von Düsseldorf wird, wenn sie eintrifft, sehr schmerzlich sein, wir wollen aber dennoch verbunden bleiben, man muß sich häufig gegenseitig besuchen, es muß das nicht bloß als ein Vergnügen, sondern als eine ernste Freundespflicht aufgefaßt werden, damit erhalten bleibe, was erworben ward. Grüße Deine liebe Frau

von Deinem

Immermann.

---

3. Beilage.

Brief Immermanns an Schnaase vom 20. August 1839.

Lieber Freund!

Hier ist der versprochene Brief mit einer Nachricht, die Du möglicherweise vielleicht schon vorausgeahnt hast. Ich reise morgen zu meiner Braut, mit der ich mich Ende September verbinden werde. Ihren Namen und ihre Verhältnisse siehst Du aus der Anlage, für welche ich Deine Güte in Ansprch nehme.

Ich lernte das Kind im vorigen Jahre in Magdeburg kennen, sie machte rasch einen tiefen Eindruck auf mich. Das war schon unerwartet genug, denn ich glaubte, die Zeit solcher Dinge sei für mich vorüber. Noch eigener aber war, daß sich das Neunzehnjährige Kind an mein halbgraues Haupt und meine nicht selten rauhen Manieren nicht stieß, sondern mir in edelster Unschuld sein Herz wies.

Ich kam indessen nach Düsseldorf zurück mit der Absicht, daß alles beim Alten bleiben sollte. Es entstanden aber die heftigsten Kämpfe in mir zwischen dem mir nun noch einmal gegönnten Hoffen auf Harmonie, Fülle und Sicherheit des Daseyns und Dankbarkeit, Mitleid, Anhänglichkeit an das ewiger Anhänglichkeit Wertheste. Endlich wurde mir doch klar, daß sich in den Verhältnissen, wie sie waren, keine Widerstandskraft gegen eine wahrscheinlich glückliche und gute Ehe entdecken lassen wollte.

Von dem Zeitpunkte an, wo dieß für mich entscheidend war, datirt sich meine Verlobung und zugleich der Beginn meiner wonnevollsten und schrecklichsten Zeit meines Lebens. Zweierlei hielt mich nur aufrecht, die Liebe Mariannens und dann das Bewußtseyn, daß die Kämpfe tief und ehrlich gewesen waren, und daß ich also glauben durfte, mein Gewissen nicht belastet zu haben.

Über den eigentlich schlagenden Moment in der Sache hat die Gräfin selbst geredet und zu reden erlaubt. Du kannst ihn, wenn Dir ein Zweifel über meinen Charakter bleibt, von Frau von Sybel erfahren; alles andere Detail muß natürlich mit einem ewigen Schleier bedeckt bleiben.

Ich empfehle Mariannen und mich Deiner und Deiner Frau Liebe. Wir bedürfen beide großer Liebe in dem neuen Geschicke. Ich glaube, daß Marianne der Neigung guter Menschen nicht unwerth ist.

Die neue Lebenshoffnung wird von mir, wie Du Dir denken kannst, mit großem Ernste ergriffen. Tiefschmerzlich hat der Wechsel der Verhältnisse die Gräfin und mich berührt, ja auch mich in aller Freude über die Zukunft. Ich habe meine Freundin bis Coeln begleitet, unser Abschied war der wehmüthigste, und ich habe hier ihrem Andenken die heißesten Thränen meines Lebens geweint. Erst wenn der Mensch abscheidet, weiß man ganz, was man an ihm besessen und so geschah es denn auch hier.

Eins bleibt aber, was in allen Conflicten Muth giebt, die Kraft des Gemüthes. Mit dieser Kraft des Gemüthes habe ich mir gelobt, immerdar an der Freundin zu hangen, wie ich an ihr hangen darf. Und ich glaube, daß ein Strahl der Hoffnung, daß dem so seyn werde, auch in ihre Seele bereits beim Abschiede gedrungen ist.

Ich bitte Dich und Deine Frau, der Tiefbewundeten Eure Freundschaft und Theilnahme zu bewahren. Sie hielt sehr viel auf Euch, und jedes Zeichen der Liebe, welches ihr von Euch werden wird, wird ihr lindernd und wohlthuend seyn. Noch hoffe ich, daß sie nach ihrer Reise uns nahe bleibt, nicht nach dem öden Berlin geht, und ihre dereinstigen Entschlüsse zu reisen, dürfte der Glaube, daß sie am Rheine Antheil und Werthschätzung fand, das kräftigste Mittel seyn.

Was mich betrifft, so scheint mir der Ernst meiner Lage und Stimmung kein ungünstiges Vorzeichen zu seyn. Schätze werden ja auch nicht mit Lachen und Scherzen gehoben, sondern schweigend und be-

dächtig. Und so denke ich, daß der Schatz des geebneten, friedlichen, offenklaren Lebens, den ich zu heben ausgehe, vor meinem ernsten Antlitze nicht versinken wird.

Willst Du wohl die Güte haben, die Anlage, wenn sie genügt, schleunigst zu befördern, wenn aber noch etwas fehlt, mir dieß mit zwei Zeilen nach Halle bekannt zu machen?

Mit treuer Gesinnung

der Deinige

Immermann.

Druck der Westfäl. Vereinsdruckerei vorm. Coppenrathschen Buchdruckerei, Münster i. W.

Münstersche Beiträge zur neueren Literaturgeschichte.
Herausgegeben von **Dr. Schwering,**
Professor an der Wilhelms-Universität zu Münster i. W.

V. Heft.

Eichendorffstudien.

Von
Dr. Ewald Reinhard.

Münster in Westfalen.
Verlag von Heinrich Schöningh.
1908.

Eichendorffstudien.



Von

Dr. Ewald Reinhard.



Münster in Westfalen.
Verlag von Heinrich Schöningh.
1908.

Inhalt:

Mit Ausnahme der Studien über Eichendorffs Wiener Aufenthalt sind sämtliche Nummern bereits in Zeitungen und Zeitschriften erschienen.

Literaturverzeichnis.

Brentano, Clemens: Godwi, ein verwilderter Roman von Maria. Bremen 1802.

Brunner, Sebastian: Cl. M. Hoffbauer und seine Zeit. Wien 1858.

Castelle, Friedrich: Ungedruckte Dichtungen Eichendorffs. Münster i. W. (Diss.) 1906.

Castle, E.: Nikolaus Lenau. Leipzig. Hesse. 1902.

Collin, Joseph von: Sämtliche Werke. Wien. A. Strauß. 1812.

Diel-Kreiten: Cl. Brentano. Freiburg. Herder. 1878. 2 Bände.

Eichendorff, Joseph von: Sämtliche poetische Werke. Leipzig. Amelang. 1883. 3. Auflage. 4 Bände.

— Vermischte Schriften. Paderborn. Schöningh. 1866. 6 Bände.

Fouqué, Fr., Baron de la Motte — F.: Briefe an —. Berlin 1848.

Görres, J. v.: Gesammelte Schriften. Briefe. Bd. III. Bd. II. u. III. Hrsg. von F. Binder. München. 1858—1874.

Goyau, Georges: l'Allemagne réligieuse: le Catholicisme. Paris. Pérrin et Cie.

Haringer: Cl. M. Hoffbauer. Regensburg. Pustet. 1880.

Heller, S.: Eichendorffs Einfluß auf Heines Lyrik. Lemberg. (Progr.) 1897.

Hertz, Robert: „Über den Namen Loreley". Sitzungsberichte der kgl. bayr. Akad. der Wissensch. München. Philos.-histor. Klasse. 1886.

Hoeber, Eduard: Eichendorffs Jugenddichtungen. Rostock. (Diss.) 1893.

Hoffmann, von Fallersleben: „Findlinge". 1838.

Huch, Ricarda: Ausbreitung und Verfall der Romantik. Leipzig. H. Haessel. 1902.

Kosch, Wilhelm: Geschichte der poet. Litt. Deutschlands von J. Frhr. v. Eichendorff. Neu hrsg. und eingel. von —. Kempten und München. Kösel. 1906. „Sammlung Kösel" 10—11.

Kosch, Wilhelm: Briefe und Dichtungen Eichendorffs. Köln. Bachem. 1906.

Krüger, Hermann Anders: Der junge Eichendorff. Oppeln. 1898.

Leithäuser, Georg: Die Lorelei in Sage und Geschichte. Belletrist.-literar. Beilage der „Hamburger Nachrichten". Nr. 36.

Mascou, P. Joh. Jakob: Geschichte der Teutschen bis zu Anfang der Fränkischen Monarchie in zehen Büchern verfasset. Leipzig. 1726.

Meisner, Heinrich: Gedichte aus dem Nachlasse des Freiherrn J. v. E. Leipzig 1888.

Minor, Jakob: Zum Jubiläum Eichendorffs. Zeitschr. f. deutsche Phil. 1889.

Münsterischer Anzeiger. 56. Jahrgang. Nr. 441,2.

Nowack, Alfons: Lubowitzer Tagebuchblätter J. v. Eichendorffs. Groß-Strehlitz. A. Wilpert. 1907.

Peschel und Wildenow: Theodor Körner und die Seinen. Leipzig. Seemann. 1898. 2 Bände.

Pichler, Caroline: Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. Wien. 1844.

Pissin, Raimund: Joseph und Wilhelm von Eichendorffs Jugendgedichte. Berlin. Frensdorff. 1905.

Raich, Michael: Dorothea von Schlegel geb. Mendelssohn und deren Söhne Johannes und Philipp Veit. Briefwechsel. Mainz. Kirchheim. 1885. 2 Bände.

Raumer, Fr. v.: Geschichte der Hohenstaufen. 1823—25. 6 Bände.

Schiff, Otto: Zu den Quellen der Ezelintragödie Eichendorffs. Ztschr. f. vgl. Literaturgeschichte. XII.

Schlegel, Friedrich: Sämtliche Werke. Wien. 1822—25.

Spahn, Martin: Philipp Veit. Bielefeld und Leipzig. Velhagen und Klasing. 1904.

Steffens, Henrik: „Was ich erlebte“. Breslau. 1840—44. 10 Bände.

Teuber: Die Theater Wiens (im Erscheinen begriffen; auf 6 Bände berechnet).

Traditionen zur Charakteristik Österreichs. Leipzig. Hartknoch. 1844. 2 Bände.

Vehse, E.: Geschichte des österreichischen Hofs und Adels und der österreichischen Diplomatie. Hamburg. 1852.

Weichberger, Konrad: Untersuchungen zu Eichendorffs Roman Ahnung und Gegenwart. Jena. (Diss.) 1901.

Weichberger, Konrad: Gräfin Zichy in E.'s Roman Ahnung und Gegenwart. Euphorion. Band XIII.

Wlassak, E.: Chronik des k. k. Hofburgtheaters. Wien. 1876.

Die biographischen Notizen in den Anmerkungen entstammen der „Allgemeinen deutschen Biographie“ und Wurzbachs: „Biographisches Lexikon Österreichs“; sie dienen mehr zur Orientierung und machen deshalb auf Vollständigkeit keinen Anspruch.

Vorbemerkung.

Zu der vorliegenden Abhandlung wurde das Fragment des Eichendorffschen „Promemoria“ benutzt, welches vom Juni 1811 bis zum 5. März 1812 reicht und sich handschriftlich im Besitze der Familie Eichendorff befindet.

Es ist mir eine angenehme Dankespflicht, dem Enkel des Dichters, dem Herrn Baron Karl von Eichendorff, für die Überlassung des Manuskriptes meine Erkenntlichkeit auch von dieser Stelle aus zu bezeigen.

Nicht minder darf ich versäumen, meinem verehrten Lehrer, Herrn Professor Dr. Schwering für seine Ratschläge und seine tatkräftige Beihülfe den herzlichsten Dank auszusprechen; schließlich gebührt auch S. H. Herrn Dr. P. Expeditus Schmidt (München) und Herrn Professor Dr. Kosch (Freiburg i. U.) mein verbindlichster Dank.

Den Eichendorff-Nachlaß, welcher sich in der Berliner Kgl. Bibliothek befindet, durfte ich ebenfalls einsehen.

Das literarische Wien; Eichendorffs Aufenthalt in Wien (1810—13).

Es war im Oktober 1809, als auf der von Mähren nach Wien führenden Straße zwei junge Männer, von einem Bedienten gefolgt, der fernen Hauptstadt zustrebten. Der jüngere der beiden überraschte durch die außerordentliche Schönheit seiner äußeren Erscheinung. „Auf dem schlanken, kräftig gebauten Körper von edelster Haltung ruhte das zuversichtliche, fast kecke Haupt, von reichen glänzendbraunen Locken umwallt; aus den belebten Zügen sprach Begeisterung, Kraft und männliche Entschlossenheit, aus dem tiefblauen feurigen Auge zugleich ein herzliches Wohlwollen.“ [1])

Die Wanderer waren Joseph und Wilhelm von Eichendorff, der Bediente der treue Schöpp, welcher den Brüdern in der Zeit der Kinder- und Knabenjahre, ja selbst noch auf der Universität, helfend zur Seite gestanden hatte. [2])

Mancherlei bedeutsame Erinnerungen knüpften sich bereits an das kurze Leben des unzertrennlichen Paares.

Am 10. März 1788 hatte Joseph von Eichendorff in Lubowitz das Licht der Welt erblickt, zwei Jahre nachdem Wilhelm geboren worden war. In heiterer Jugendluft war der Morgen ihres Daseins in der Einsamkeit Lubowitzens dahingegangen; dann hatten sie sich im Breslauer katholischen Gymnasium die wissenschaftliche Vorbildung erworben, wie sie für den Besuch der Hochschule vorgeschrieben war. Mit der ganzen Begier eines wissensdurstigen Herzens hatten sie sich darauf dem Studium hingegeben, zuerst in Halle, dann in Heidelberg. [3])

---

[1]) J. von Eichendorffs sämtl. poet. Werke. Lzg. Amelang. 1883. 3. Auflage. IV, 474. Die Schilderung ist nach einem gleichzeitigen Porträt entworfen.

[2]) Vergl. über ihn: A. Nowack: „Lubowitzer Tagebuchblätter J. v. E.'s.“ Groß-Strehlitz. 1907. S. 115.

[3]) Vergl. den autobiographischen Aufsatz: „Halle und Heidelberg“ in den „Vermischten Schriften“ Eichendorffs. Paderborn 1866. II. S. 290 ff

Joseph von Eichendorff hatte schon damals etliche Proben seiner dichterischen Begabung an den Tag gelegt. Seltsame Blüten waren es, diese dichterischen Produktionen; krause Linien und unnennbare Farbentöne schimmerten aus dem halberschlossenen Kelche. Der Samen, den ein günstiger Wind in diese Dichterseele verschlagen hatte, kam aus einem prächtigen Garten, den die Literaturgeschichte „Romantik" nannte. Mit den Pflegern dieser merkwürdigen Zone menschlichen Geisteslebens traf Eichendorff zum ersten Male in der Musenstadt am Neckar zusammen.

Dort wirkte „jener einsiedlerische Zauberer, der Himmel und Erde, Vergangenheit und Zukunft mit seinen magischen Kreisen umschrieb",[1]) dieser Geisteskönig war Joseph Görres.

Nicht dichterisch produktiv, aber von feinem Verständnisse für alle Ergüsse poetisch empfindender und tätiger Menschen, war er durch seine Beziehungen zu Arnim und Brentano in innige Verbindung mit den Kreisen der romantischen Dichter getreten und hatte seine eigenen Gedanken über die neue Bewegung schließlich selbst in Wort und Schrift ausgesprochen, wobei er sich namentlich durch Herausgabe der „teutschen Volksbücher"[2]) Ruhm erwarb.

Eichendorff machte die Bekanntschaft des hochverehrten Lehrers und sog neue Begeisterung ein aus dem Reize seines persönlichen Wesens.

So war Görres recht die Aufgabe zugefallen, den Geistesknappen auf den romantischen Ritterschlag vorzubereiten.

Auf der anderen Seite bemühten sich aber auch die Afterromantiker darum, den verheißungsvollen Dichter für sich zu gewinnen. Graf Loeben,[3]) als Dichter Isidorius Orientalis genannt, stand damals in Heidelberg an der Spitze jener „Winkelkirche",[4]) welche Eichendorff in „Halle und Heidelberg" mit verstecktem Spotte schildert, wobei ihm sicher nicht unbewußt blieb, daß der Pfeil des Spottes auf den Schützen selbst zurücksprang; denn in der Tat schloß sich damals der leicht entflammte Student mit der vollen Begeisterung seines Herzens an den Dichtergrafen an, welcher in seiner Poesie einer verschwommenen Naturschwärmerei, die mit mystischen Ideen verbunden war, huldigte. Der Bann dieser Poesie

---

[1]) So Eichendorff in dem erwähnten Aufsatze: „Halle und Heidelberg." S. 309.

[2]) Hrsg. im Jahre 1807.

[3]) Ihm widmete Raimund Pissin eine Biographie. Erschienen 1905 in Berlin.

[4]) „Vermischte Schriften", a. a. O. II, S. 311.

legte sich auf die meisten Dichtungen Eichendorffs aus dieser Zeit, glücklicherweise dauerte dieser Einfluß aber nur so lange, als die liebenswürdige Persönlichkeit Loebens bestimmend auf den Verkehr einwirkte.[1])

Als Eichendorff diesem für seine dichterische Entwicklung gefährlichen Zusammensein sich entzogen hatte und in der Lubowitzer Einsamkeit das ungemischte Wesen der Natur von neuem hatte lieben lernen — in der Zeit von 1807 bis 1809 —, da lockerten sich die Bande der Freundschaft. Eichendorff erkannte nur zu bald die tiefe Kluft, welche zwischen seinem naturwüchsigen Charakter und dem biegsamen Naturell des Freundes lag.

Doch noch einmal sollte das Schicksal sie zusammen führen, ehe es sie für immer trennte. Einer Einladung Loebens nach Berlin folgend, trafen die Brüder Eichendorff nämlich im Herbste des Jahres 1809 in der preußischen Residenzstadt ein. Der Aufenthalt wurde von Bedeutung; denn nicht nur Loeben befand sich dort, sondern auch zwei wirkliche gottbegnadete Dichter, die zudem schon den ersten Lorbeerkranz des Ruhmes um ihre Stirne trugen: Achim von Arnim und Clemens Brentano, beide berühmt als die Herausgeber des „Wunderhornes".[2]) Über das Verhältnis Eichendorffs zu den beiden Romantikern unterrichten uns direkte Quellen, die aber noch der Veröffentlichung harren; die Art und Weise, wie der altgewordene Verfasser der „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands"[3]) noch für den ritterlichen Arnim und den witzsprühenden Brentano sich begeistert, läßt erkennen, daß er bleibende Eindrücke von dem ungleichen Paare mitgenommen.

Nicht minder bedeutungsvoll für den jungen Dichter wurde die gleichzeitig entstehende Freundschaft mit Adam Müller, dem Staatsgelehrten romantischen Bekenntnisses. Leider geben uns auch hier bisher keine gedruckten Berichte Aufschluß über die Beziehungen der beiden Männer zu einander, immerhin jedoch läßt der in Wien wieder herzlich aufgenommene Verkehr darauf schließen, daß die beiden Naturen sich entsprechend ergänzten.

Daß bei ihrem Verkehre ein Hauptton auf Gespräche religiöser Art fiel, muß zur Charakteristik hervorgehoben werden; bei Adam Müller als einem Konvertiten konnte das kaum befremden. Auch schildert

---

[1]) W. Kosch wertet neuestens (Euphorien 14,2) den Einfluß Loebens auf ein Minimum.

[2]) Hrsg. 1806. Der Ansicht Koschs (s. o.), daß die Bekanntschaft mit ihnen schon von Heidelberg datiere, vermag ich nicht beizutreten.

[3]) Neuauflage von Kosch in der „Sammlung Kösel" 1906. Bd. 10—11.

ihn Eichendorff in seiner Literaturgeschichte der Hauptsache nach als den Vertreter christlicher d. h. katholischer Tendenzen innerhalb der Gemarkung der Staatswissenschaften.

So war Eichendorff im großen und ganzen mit der romantischen Bewegung bekannt, als er an einem ihrer Brennpunkte auf längere Zeit zur Ruhe kommen sollte.

In Arnim und Brentano hatte er produktive Dichter der Schule kennen gelernt, Loeben hatte ihm einen wilden Seitenschößling repräsentiert und Görres und Müller stellten Vertreter anderer Wissensdisziplinen da, welche von dieser Strömung erfaßt waren; denn es war charakteristisch für diese Geistesbewegung, daß nicht auf die Poesie allein ihre Anziehungskraft sich beschränkte, sondern daß sie auf allen Gebieten des Geisteslebens sich Anhänger erwarb.

Die Stadt, welche die Brüder Eichendorff sich erkoren hatten, um dort den Weg der Staatslaufbahn einzuschlagen, war ihnen nicht fremd; denn bereits im Jahre 1808, als sie in Begleitung Loebens Heidelberg verlassen hatten, war ihnen auf der Heimreise über Würzburg — Regensburg — Wien die Residenzstadt der Habsburger durch einen kurzen Aufenthalt bekannt geworden.[1])

In dem Augenblick, da sie dieselbe wiedersahen, stand sie im Zeichen nationaler Trauer; der Friede von Schönbrunn 1809 hatte der österreichischen Monarchie einen fast tötlichen Streich versetzt: altehrwürdige Stücke des Reiches wie Tirol waren davon losgerissen worden, und es schien der Zeitpunkt nicht mehr fern, wo der zerfetzte Organismus in seine einzelnen Bestandteile tot auseinanderfallen sollte. Und doch durchbebte den Reichskörper noch geheimnisvolle Kraft, aus der die schon abgestorbenen Glieder mit neuem Leben erfüllt wurden.

Graf Philipp Stadion ward als Minister des Inneren dazu berufen, in Österreich Reformen im Sinne des preußischen Ministers von Stein durchzuführen, während dem Erzherzoge Karl die Rolle Scharnhorsts zugefallen war. Diese Wiedergeburt vollzog sich in den Jahren 1808—1809; ihre günstige Entwicklung wurde durch den unglücklichen Waffengang von 1809 gehemmt, aber nicht vernichtet.

Wien, das die Türken mehrere Male vor seinen Toren gesehen, ihnen aber stets den Eingang erfolgreich verwehrt, war von den fran-

[1]) Er ist nur in der Biographie (IV, 460) kurz erwähnt; sonst lassen uns die Quellen über diesen ersten Aufenthalt in Wien vollständig im Stich.

zösischen Eroberern mit leichter Mühe genommen worden; trotzdem blieb es nach dem Abzuge der Erbfeinde, was es schon vorher gewesen: der Hauptsitz der antinapoleonischen Bewegung.

In der zeitgemäßen Erkenntnis, daß im Kampfe mit den westlichen Nachbaren der Feder ein nicht unbedeutender Wert zukomme, begünstigte die österreichische Regierung die Publizisten und Schriftsteller, welche gewillt waren, zum Streite gegen die französische Übermacht ein Turnier zu wagen.[1])

1805 schleuderte Friedrich von Gentz in seinen „Fragmenten aus der neuesten Geschichte des politischen Gleichgewichtes von Europa" den zündenden Gedanken von der Einheit Deutschlands aus der Donaustadt in die gärenden Massen, zu derselben Zeit trat Adam Müller mit seinen „Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Literatur" hervor, worin er seine romantischen Ideen von der Gestaltung des Staates entwickelte.

Dem Journalismus regierungsfreundlicher Richtung gewann Metternich in Pilat einen streitbaren Kämpen.

Gleichsam den Übergang von der Tagesliteratur zur berufenen und kunstmäßigen Schriftstellerei machte Hormayr, welcher im „Österreichischen Plutarch" (1807/14) seinen Landsleuten der Alten Mut und Tapferkeit begeistert pries.

Joseph von Collin wagte die Fahrt in das gelobte Land altklassischer Dichtung und Geschichte und gab dem patriotischen Empfinden im „Regulus" (1801), „Bianka della Porta" und zahlreichen anderen Dramen durch seine Togahelden, in den „Wehrmannsliedern" (1808) durch den schlichten Feldsoldaten, dichterischen Ausdruck.

Zur guten Stunde erkannte die Regierung die Macht solcher Dichtungen und legte ihrer Verbreitung keinerlei Hindernisse in den Weg; ja die Zensur wagte sich aus ihren engen Schranken sogar heraus und gab Schillers und Goethes Werke frei, die vordem verboten gewesen; freilich auch nur deshalb, weil ein weiteres Verbot zwecklos war; denn die Franzosen hatten bei ihrer Anwesenheit die Werke der Dichterfürsten in originaler Form dem Publikum schon dargeboten (1809).

Alsbald nach dem Aufkommen klassischer Tendenzen, welche in dem jungen Grillparzer einen begeisterten Anhänger fanden, gesellte sich

---

[1]) Die folgende Darstellung vorzüglich nach E. Castle: Nik. Lenau. Lzg. Hesse. 1902. 1. Kapitel: „Wiener Kultur im Zeitalter Franz I."

zu diesem Hauptstrom jene merkwürdige Nebenströmung, die wir „Romantik" zu nennen pflegen.

Bereits 1807 war der abenteuerlichste Vagant der Romantik, Zacharias Werner, hier durchgekommen, nicht ahnend, daß er sobald nach Kanossa gehen sollte, um in Wien als gefeierter Volksprediger seine Tage zu beschließen.

Im Herbste desselben Jahres langte August Wilhelm Schlegel mit Frau von Staël in Österreichs Metropole an und begann sogleich, dem Wiener Publikum in den „Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur" die Schätze seines Geistes zu übermitteln.

Zu einem dauernden Stützpunkt der Romantik sollte die Stadt aber erst durch Friedrich Schlegel erhoben werden. Er kam im Herbste 1808 mit seiner ihm geistig so nahe stehenden Gemahlin Dorothea, der Tochter des Philosophen Moses Mendelssohn, nach Wien, trat in Verbindung mit Metternich und anderen sehr angesehenen Persönlichkeiten, welche der von ihm verfochtenen neuen Geistesrichtung Verständnis und Sympathie entgegenbrachten.

In kurzer Zeit machte er Wien durch die ihm eigene Anziehungskraft seines Wesens zum unbestrittensten Bollwerk der Romantik und reihte es so ebenbürtig an die Seite jener Centren, welche sich in der Entwicklung dieser Geistesrevolution zu besonderer Bedeutung aufgeschwungen hatten.

Für Norddeutschland war zeitweise Berlin als Sitz der Vormacht in Betracht gekommen, die mitteldeutschen Universitätsstädte Halle, Jena und Heidelberg sowie das sonnige Dresden hatten ebenfalls vorübergehend eine maßgebende Stellung eingenommen, und nun hatte der Zug nach dem Süden bei der Kaiserstadt an der Donau Halt gemacht.

Friedrich Schlegel selbst war persönlich nicht allzu anziehend, wenn er auch in dem einmal begonnenen Verkehre der Liebenswürdigkeit nicht entbehrte. Allein er verhielt sich in Gesellschaft lieber passiv und überließ es seiner Gemahlin, Haus zu halten.

Henrik Steffens, der romantische Naturphilosoph, beschreibt ihn also:[1])

„In jeder Rücksicht ein merkwürdiger Mann, schlank gebaut, seine Gesichtszüge regelmäßig schön und im höchsten Grade geistreich. Er hatte in seinem Äußeren etwas Ruhiges, fast Phlegmatisches.

[1]) Steffens: „Was ich erlebte." IV, 302. Schilderungen von Schlegel entwerfen auch Schleiermacher und Caroline Pichler.

Es gab nicht leicht einen Menschen, der so anregend durch seine Persönlichkeit zu wirken vermochte. Er faßte einen jeden Gegenstand, der ihm mitgeteilt wurde, auf eine tiefe und bedeutende Weise auf."

Diesem Zuge mitteilsamer Anregung entsprach Schlegels wissenschaftliche und poetische Tätigkeit; er konnte sich von einem ihn augenblicklich fesselnden Gedanken fortreißen lassen und ihm in verschiedene Entwicklungsgänge eine Lichtung bahnen, aber er war unfähig, einen einmal eingeschlagenen Weg bis zu seinem Endziele zu verfolgen. So erklärt es sich, daß seine Werke fast alle Fragmente geblieben sind, eine Erscheinung, die in der Geschichte der romantischen Schule zahlreiche Analogieen hat,

Nach dem Gesagten darf man Friedrich Schlegel als eine hervorragend aphoristische Natur bezeichnen.

In Wien bekleidete der streitbare Kritiker eine diplomatische Stellung. nämlich die eines Hofsekretärs; wie sehr man ihn schätzte, beweist der Umstand, daß er als Mitglied der Kriegskommission 1809 die Manifeste verfaßte, welche im Auftrage der leitenden Kriegsführung an das Heer erlassen wurden.

Treuliche Anhänglichkeit an die habsburgische Monarchie zeigte er auch dadurch an, daß er mit dem Privatsekretär des Fürsten Metternich, von Pilat, den „Österreichischen Beobachter" begründete, von dessen Schriftleitung er aber bald wieder zurücktrat, um sie ganz dem geistreichen Pilat zu überlassen.

Die treue Begleiterin Schlegels auf seinem verschlungenen Lebenswege war die schon erwähnte Dorothea, geborene Mendelssohn.[1])

Ein zeitgenössisches Zeugnis charakterisiert die merkwürdige Frau folgendermaßen: [2])

„Es war eine längst über alle Jugend und alle Schönheit — wenn je eine dagegen gewesen war — hinausgerückte Gestalt, von mittlerem, etwas starkem Wuchse mit geistreichem, aber beinahe männlichen Zügen, wie denn Manche, die ihren berühmten Vater gekannt, behaupteten, sie sähe ihm ganz ähnlich. Dennoch war in diesen nicht reizenden Formen ein solcher Ausdruck von Geist und höherer Natur, in diesen wirklich schönen schwarzen Augen so viel Leben, Feuer und Güte, in dieser ganzen

[1]) Dorothea Schlegel, geboren am 24. Oktober 1763 zu Berlin. Jung vermählte sie sich mit dem Bankier Simon Veit, dem sie zwei Söhne, Cornelius und Philipp, schenkte. 1798 von Veit geschieden, schloß sie sich Schlegel an, mit dem sie sich in Paris vermählte und mit dem sie konvertierte. Sie verfaßte den unvollendeten Roman „Florentin". (1799) Ihr Tod fällt in das Jahr 1839.

[2]) Caroline Pichler: Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. Wien. 1844. II, 133.

Persönlichkeit so viel echt weibliche Würde, sittsamer und feiner Anstand, daß es unmöglich war, auch nur einen Augenblick länger an jenes schlüpfrige, unsaubere Bild zu denken [1]) und daß man sich mit mächtigen Banden der Achtung und des Wohlwollens zu dieser merkwürdigen, geistvollen und doch so anspruchslosen, zu dieser vielbesprochenen, vielgeprüften und doch so einfachen Frau hingezogen fühlte."

Über das im Hause Schlegel herrschende Leben spricht dieselbe Quelle: [2])

„. . . ihr Haus ward ein Vereinigungspunkt für höher gebildete Menschen, interessante Fremde und Künstler. Sehr angenehm verflossen dann die Abende in diesem Kreise, und gerade die Beschränkung der Glücksumstände, welche der Familie keinen Aufwand, keine oft lästige Eleganz und prätentiöse Fashionabilität erlaubte, gab diesen Zusammenkünften einen eigentümlichen Reiz von hausväterlichem Ton und herzlichem Wohlwollen. Man fühlte, daß man wirklich willkommen war, und daß das einfache aber schmackhafte Gute uns mit aufrichtiger Wohlmeinung geboten wurde."

Zu dem oben erwähnten Kreise „höher gebildeter Menschen" gehörte zunächst Dorotheens Sohn aus erster Ehe, Philipp Veit, [3]) der späterhin als Maler sich einen geachteten Namen erwarb. Er war mit der Mutter konvertiert, ebenso wie sein Bruder Johannes, der den vorgeschobensten Posten der Romantik, Rom, als Mitglied der dort in der Casa Bartholdy wirkenden Künstlerschar mit der Hochburg in Wien verband.

Im Schlegelschen Kreise zeigte sich auch wohl der oben erwähnte Heinrich von Collin, [4]) der Verfasser des „Regulus" und der „Wehrmannslieder", ein Mann, von welchem man im Gegensatze zu dem heute über ihn umgehenden Urteil nicht weniger erwartete, als daß er der österreichische Schiller und Goethe in einer Person werden könne. Mit Eichendorff kann er schon deshalb nicht in näherem Verkehre gestanden haben, weil Collin bereits im Jahre 1811 aus dem Leben schied.

---

[1]) Das Friedrich in seiner „Lucinde" von ihr entworfen.

[2]) Caroline Pichler: a. a. O. II, 135.

[3]) Philipp Veit, geboren am 13. Februar 1793 in Berlin; er machte in Dresden seine Studien und setzte sie in Wien fort. Später schloß er sich den „Nazarenern" an und starb 1877 in Mainz, nachdem er in Frankfurt bis 1843 das Städelsche Institut geleitet hatte. Vgl. über ihn M. Spahn: Ph. Veit. Bielefeld und Leipzig. 1901.

[4]) Heinrich Joseph von Collin, geboren am 26. Dezember 1772 zu Wien, 1797 Concipist bei der Finanzhofstelle, 1809 Hofrat; er starb am 18. Juli 1811. Seine Dramen sind antikisierend, aber voll Rhetorik und eintönig.

Zu der Beurteilung Collins steht für unser Empfinden im schroffsten Gegensatze die geringe Wertschätzung, welche man Theodor Körner zu teil werden ließ. Er, dem des Vaters Freundschaft mit Schlegel — aus dessen Dresdener Zeit her — das angesehene Haus geöffnet hatte, der sich aber nur hin und wieder hier sehen ließ, galt in dem Urteile Dorotheens und mancher anderer Kritiker (als Dichter) überhaupt nichts.

Höheren Rang in diesem Sinne besaß der Maler Friedrich von Klinkowström,[1]) ein konvertierter Schwede, und dessen Gemahlin Ludovica von Mengershausen, deren Schwester Elisabeth mit dem Regierungsrate Anton von Pilat,[2]) dem erwähnten Redakteure des „österreichischen Beobachter", vermählt war.

Selbstverständlich war durch die bereits angeführte Verbindung Schlegels mit Pilat der letztere ebenfalls an das gastliche Haus des Romantikers gebunden.

Wir begegnen hier ferner Adam Müller,[3]) dem romantischen Interpreten der Staatswissenschaften.

„Beide (d. i. Schlegel und Müller) waren grundverschiedene Naturen, obwohl sie sich in den Ideen vielfach trafen. Adam Müller fand sich in der zweideutigen Lage, ausdrücklich gläubiger Katholik zu sein und die irreligiösen Lebemänner Gentz und Metternich als Freunde und Führer zu verehren, mit weit mehr Geschick und Anstand als der schwerere, ehrliche und gemütvolle Friedrich."[4])

Friedrich von Gentz,[5]) der glänzende Publizist, aber gewissenlose Mensch, zeigte sich weniger.

---

[1]) Fr. v. Klinkowström, geboren am 31. August 1778 in Ludwigsburg bei Stralsund. Er studierte in Greifswald, 1793—1802 war er Offizier, dann ward er Maler. In Dresden, Paris, 1810 in Rom, seit Sommer 1811 in Wien, wo er konvertierte. (1814). Er starb 1835.

[2]) Anton von Pilat, geboren am 20. Februar 1782 zu Augsburg; er studierte in Augsburg, Göttingen, trat 1801 in die Dienste Metternichs. Von 1810—48 Redakteur des „Österreichischen Beobachter". Er starb am 2. Mai 1865.

[3]) Adam Müller, geboren am 30. Juni 1779 zu Berlin; widmete sich in Göttingen dem Studium der Theologie und Rechtswissenschaft; trat in Wien 1805 zur katholischen Kirche über; 1806—09 in Dresden, von da begab er sich nach Berlin, darauf nach Wien. Er starb 1829.

[4]) Ricarda Huch: Ausbreitung und Verfall der Romantik. Leipzig. H. Haessel. 1902. S. 30.

[5]) Friedrich von Gentz, geboren am 2. Mai 1764 zu Breslau. Sein Studium der Rechte machte er in Frankfurt und Königsberg. Aus dem preußischen Dienste trat er 1802 in den österreichischen, wo er unter Metter-

Zu den „interessanten Fremden", die Caroline Pichler in ihrer Darstellung anführt, kann Johann Nepomuk Ringseis[1]) gerechnet werden, welcher 1812 nach einer glänzenden Promotion in Landshut ein Stipendiatenjahr in Wiens Mauern verbrachte.

Zum Schlusse seien noch die Brüder Passy erwähnt, von denen der eine, Anton,[2]) später in den Redemptoristenorden eintrat; ob sie irgend eine Rolle im Kreise der Schlegels gespielt haben, läßt sich nicht feststellen; es ist aber von vornherein unwahrscheinlich.

Über die vielleicht originellste Persönlichkeit in dieser Gesellschaftssphäre, den Redemptoristenpater Clemens Maria Hoffbauer, wird sogleich des weiteren die Rede sein.

Das Relief dieser doch immerhin mehr familiär gedachten Verbindungen nach außen hin gab die sogenannte „Rebhühner-Gesellschaft" ab, welche es sich nicht zur letzten Aufgabe machte, der „Strobelkopf-Gesellschaft" gegenüber ein Gegengewicht zu bilden; jene nämlich war in allen wichtigsten Fragen so ziemlich entgegengesetzter Meinung wie diese.

Schon der Mittelpunkt der „Strobelkopf-Gesellschaft", das Haus der schöngeistigen Caroline Pichler konnte den Hauptunterschied als einen religiösen erkennen lassen, nicht als ob sie konfessionell geschieden gewesen wären. Die Schranke bestand lediglich in der verschiedenen Intensität ihrer Auffassung vom Katholizismus, jene war treu christlich, diese zählte zu den „Aufgeklärten."[3])

Wer die innere Geschichte des österreichischen Kaiserstaates in dieser Epoche kennt, wird sich erinnern, daß der Josephinismus damals seine letzten

nichs Protektion eine nicht unwichtige Rolle spielte. In seinen Schriften eiferte er maßlos gegen den Korsen. Damals war er Hofrat; er beschloß sein Leben am 9. Juni 1832. Seine Tagebücher enthalten keine Erwähnung Eichendorffs.

[1]) Johann Nepomuk von Ringseis war gebürtig aus Schwarzhafen (Oberpfalz) (* 16. Mai 1785, † 22. Mai 1880 zu München) und ist in der Geschichte der Arzneikunde berühmt durch sein spezifisch christliches „System der Medizin". (1841).

[2]) Anton Passy, geboren am 31. März 1788 zu Wien, gestorben ebenda am 11. März 1847. Er hielt in hohen Gesellschaftshäusern Vorlesungen über Geschichte; der Umgang mit Hoffbauer machte ihn zum Mönch. S. über ihn: Wurzbach: Biographisches Lexikon Österreichs. 21, 327.

[3]) Vgl. Diel-Kreiten: Cl. Brentano, Freiburg 1878 I, 396 ff. Die Biographien Hoffbauers von Haringer, Seb. Brunner und Bauchinger an den betreffenden Stellen.

Schößlinge trieb; seine letzten, zu denen auch die „Strobelkopf-Gesellschaft“ gehörte, deshalb weil sich ein mutiger Gärtner gefunden, der diese verdorrten Äste am Baume der lebendigen Kirche beseitigen sollte. Dieser Mann war der berühmte Redemptoristenpater Clemens Maria Hoffbauer, eine der grandiosesten Erscheinungen im Schoße der katholischen Kirche des neunzehnten Jahrhunderts.[1])

Seit 1808 entfaltete Hoffbauer in der Kaiserstadt jene großartige seelsorgerische Tätigkeit, welche ihn nicht nur zum populärsten Manne im gewöhnlichen Sinne des Wortes machte, sondern ihm auch einen weit über die Masse des Volkes hinausgehenden Einfluß sicherte.

Dieses Ansehen genoß er sowohl im Schlegelschen Hause wie in der „Strobelkopf-Gesellschaft“, wobei der Umstand ihm günstig war, daß eine größere Anzahl der dort verkehrenden Persönlichkeiten auf seine Einwirkung hin das katholische Glaubensbekenntnis abgelegt hatten wie Klinkowström und seine Gemahlin sowie deren beide Schwestern, späterhin der Dichter und Übersetzer Friedrich Schlosser und seine Gemahlin Sophia du Fay; andere, die katholisch waren, wurden durch den frommen Ordensmann zu tieferem Eindringen in die Schönheit und Erhabenheit ihrer Religion veranlaßt wie Pilat.

So ist es nur eine Bestätigung des Gesagten, wenn Philipp Veit in einem Schreiben vom 1. Oktober 1865 sagt:[2])

„. . . in dieser Periode, namentlich zur Zeit des Wiener Kongresses, war unser Haus der Sammelplatz bedeutender Persönlichkeiten, sowohl Protestanten als Katholiken; alle aber waren in Gegenwart des P. Hoffbauer voll Ehrerbietung für seine Person, und zu einem eigentlichen Disput über Glaubenssachen kam es, wie mir erinnerlich ist, nie, wenn auch P. Hoffbauer die Gelegenheit nicht versäumte, als echter katholischer Priester ein ernstes Wort zu sprechen, bisweilen sogar in munterer humoristischer Weise, wie z. B.: „Nun wann werden Sie endlich einmal den schwarzen Strumpf ausziehen?“ oder dergleichen. Niemals aber

[1]) Cl. M. Hoffbauer stammte aus Taßwitz in Mähren, wo er am 26. Dezember 1751 das Licht der Welt erblickte. Als junger Bäckergeselle erlangte er die Gunst des Abtes von Bruck, der ihn studieren ließ. 1785 erhielt er die Priesterweihe. Kurz zuvor war er Redemptorist geworden; er führte die Kongregation in Warschau ein und verschaffte ihr großes Ansehen und Verbreitung. 1808 wurde die Niederlassung plötzlich aufgehoben und die Patres mit Hoffbauer nach Küstrin gefangen abgeführt. Nach der Freilassung kam Hoffbauer nach Wien.

[2]) Haringer: Cl. M. Hoffbauer. Regensburg 1880. S. 272.

vergaß er darin seine Würde, und ich möchte sagen, seine vornehme Haltung . . ."

Ergänzend möge auch Sebastian Brunners Charakteristik hier angefügt werden:[1])

„. . . ich nannte (Hoffbauer) apostolisch, und, wie ich glaube, mit Recht, denn sein ganzer Sinn und Trachten war die Glorie des Herrn, die Ausbreitung der Kirche, das Heil der Menschen. Wenn er außerdem noch etwas Besonderes anstrebte und eifrig zu fördern wünschte, so war es die Congregation des heiligsten Erlösers (des Redemptoristenordens), die diesseits der Alpen ihm anvertraut war.[2]) Seine barmherzige Liebe für alle Menschen war eine grenzenlose. Dabei benahm er sich schlicht, einfach, ohne Spur von Affektion. In seiner Rede zeigte sich nichts Gesuchtes, nichts sonderlich Rhetorisches, nichts Studirtes, wohl aber eine große Energie. Es war ihm etwas ganz natürliches, mitten in einer Predigt laut zu sagen: „a propos, mir fällt noch etwas ein." Und dieser Incidenzfall hatte in seinem Munde garnichts auffallendes. Versuchte er zuweilen, hochdeutsch zu reden, und etwa sogar, um den aufgeklärten Zeiten und Leuten gerecht zu werden, ein Bischen von rationellem Beigeschmack einzumischen, so geriet ihm das nicht am besten, es war gegen seine Art."

Noch ein letztes Wort über Hoffbauer aus dem Munde einer modernen Schriftstellerin:[3])

„. . . Von wissenschaftlicher Begründung des Glaubens wollte Hoffbauer nichts wissen; als Friedrich Schlegel ihm einmal sein neurologisches (oder mesmerisches) System des Katholizismus auseinandersetzte, rief er erst ablehnend, das sei nichts, gar nichts, dann, als Friedrich nicht nachließ, es ihm aufzudringen, umarmte er ihn und sagte: Du bist doch mein Friedrich! Gutherzig war er und hülfreich, daher im geselligen Verkehre behaglich."

Es war notwendig, dieses Getriebe im literarischen Wien des beginnenden neunzehnten Jahrhunderts näher ins Auge zu fassen und namentlich bei dieser letzten außerordentlichen Erscheinung länger und ausführlicher zu verweilen, weil sie die Kreise, in denen Eichendorff verkehren sollte, wesentlich influierte und ihnen ihren Stempel aufdrückte.

---

[1]) Seb. Brunner: Cl. M. Hoffbauer und seine Zeit. Wien 1858. S. 269.

[2]) Man muß Hoffbauer geradezu als denjenigen bezeichnen, der die Kongregation diesseits der Alpen eingeführt hat.

[3]) Ricarda Huch: a. a. O. S. 29.

Wie schon Eingangs bemerkt, suchten die Brüder Eichendorff Wien auf, um sich dort für die Staatslaufbahn vorzubereiten, die dann Wilhelm ja auch in der Folge tatsächlich eingeschlagen hat.

In der ersten Zeit des Wiener Aufenthaltes nahm sie das Studium vollständig in Anspruch und manche Nacht des Winters von 1810 auf 1811 hat die Brüder über Büchern und Pandekten brütend angetroffen.

Das Glück und wohl auch gute Freunde erwirkten, daß die Brüder von der Verpflichtung, eine österreichische Universität besucht zu haben, entbunden wurden und also geradenwegs durch die Spießrutengasse der Examina auf eine staatliche Anstellung losgehen durften. Als Berater stand ihnen jetzt wie auch späterhin der befreundete Graf Wilczek,[1]) der als Oberhofmarschall in den ersten Kreisen bekannt war und so die erforderlichen Bekanntschaften vermittelte, wacker zur Seite. Er räumte ihnen auch in seinem eigenen Hause eine Wohnung ein, und manche Einladung knüpfte das Band der Freundschaft noch fester.

Mit der Familie Schlegel war Eichendorff jedenfalls auch schon frühzeitig bekannt geworden, allein ein vertraulicheres Verhältnis bahnte sich erst an, als der ihm sehr sympathische Philipp Veit nach Wien kam.

Bis Juni 1811, wo das Tagebuchfragment einsetzt, hatten die eifrigen Brüder bereits drei Examina hinter sich und die Note „erste Klasse mit Auszeichnung“ durfte sie stolz auf ihre Leistung zurückblicken lassen und zugleich ermutigen, freudig vorwärts zu streben.

Dabei gab es doch Zerstreuung und Erholung in großer Mannigfaltigkeit, im Prater, im Kasperletheater, und in der näheren Umgebung von Wien: Baden und Schönbrunn zumal, ward die Qual des Sommerstudiums vergessen und der Natur ihr Recht zurückgegeben; auch fehlt es nicht an belebten Reflexen in den Bildern, die das Promemoria entwirft, mehrere geheimnisvolle Frauengestalten, deren Namen uns nicht bekannt sind,[2]) huschen hie und da über die Szene.

---

[1]) Johann Joseph Wilczek, geboren am 18. Juni 1738, gestorben zu Wien am 2. Februar 1819. Er trat 1759 in Staatsdienste, ward Gesandter in Toskana und in Neapel und stieg, nachdem er in anderen hohen Stellungen sich mit Glück bewegt hatte, am 7. Februar 1811 zum Oberhofmarschall auf. Er war vermählt mit einer Gräfin Hardegg-Glatz. Vergl. v. Wurzbach: a. a. O. 56, S. 115. Gleich am Anfange des Fragmentes wird der Graf erwähnt, wie er bei einem Festzuge „hinter dem Kaiser die Quasten des Baldachins trägt und heraufwinkt“.

[2]) Eine „Luise“ ist vielleicht identisch mit der gleichnamigen Tochter des Grafen Wilczek.

Mehr im Familienkreise fühlte man sich, als Verwandte zu einem längeren Aufenthalte in der Stadt eintrafen: Die „Schillersdorfer" brachten bis zum 22. Juli ihre Erholungszeit in Baden und Wien zu. Johann Friedrich, der Vetter von Eichendorffs Vater,[1] war das Haupt jenes in Schillersdorf residierenden Zweiglinie des schlesischen Geschlechtes; der „Onkel aus Troppau" (wo er sich im Winter aufzuhalten pflegte) stand in gutem Andenken bei seinen Neffen; in seiner Begleitung und auf seine Kosten wurde mancher Tag verlebt und bei seinem Abschiede schenkte er ihnen 600 fl., denen eine Kiste Ananas nachfolgte.

Solange die „Schillersdorfer" anwesend waren, galt es natürlich, sich als galanter Cicerone zu erweisen, man besuchte mit ihnen denn auch die Hofburg mit den „alten Raritäten (die verschiedenen kaiserl. Kronen. — Ein goldenes Ey, worin eine Henne, in der ein Ring mit einem Herzen ꝛc. ꝛc.)," mit den Audienzzimmern, worin „Pariser genähte Gobelins", und dem „neuen, schönen, heiteren Apartement der Kaiserin" (21. Juni); weiterhin verfehlte man nicht, die Verwandten in die Herrlichkeiten von Schönbrunn und seinem weltberühmten Parke einzuführen; der Park erinnerte den ehemaligen Heidelberger Studenten an den Schwetzinger Hofgarten, und in gewissem Sinne kann ja der kaiserliche Lustgarten mit dem prächtigen Schlosse, der Gloriette, den Wasserkünsten, der Menagerie („wo alles draußen in den Häfen"), der „altrömischen schönen Ruine im Sumpfe" und der „Grotte des Schönbrunnens" mit Schwetzingen verglichen werden.

Ein ähnlicher Genuß harrte des Dichters, als er drei Tage darauf (26. Juni) den Schwarzenbergischen Park in Begleitung Wilhelms und des Onkels durchstreifen konnte. Da träumte das stille Schloß in der Einsamkeit; Pomeranzenbäume, blühende Granatbäume und auch Oliven „mit dem traurigen Grün" stehen ringsum; man steigt die fünf oder sechs Terrassen hinauf und erlabt sich an der herrlichen Aussicht. Dann begiebt man sich durch „den alt-französischen öden Garten mit den abgebrochenen Sphinxen" ins Belvedere, der einstigen Wohnstätte des Prinzen Eugen, das nun die kostbare kaiserliche Bildergallerie in sich aufgenommen.[2])

---

[1]) Vergl. über ihn: A. Nowack: Lubowitzer Tagebuchblätter. Groß-Strehlitz 1907. S. 100.

[2]) Heute in dem großen historischen Hofmuseum.

Der Abend sieht sie dann, wie auch sonst häufig, auf der Bastei, Gefrorenes essend und den Anblick des „herrlichen Kreises der Vorstädte mit ihren Lichtern“ als ideales Beigericht mit genießend. (28. Juni).

Ein einförmiges Gepräge nahm das Leben dann wieder an, als das nächste Examen in Sicht kam; nur des Abends zogen die Kandidaten, die „Taschen mit Birnen gefüllt,“ zum Stubentor [1]) hinaus, und ergingen sich auf dem einsamen, aber aussichtsreichen Glacis oder auf der belebteren Landstraße; auf dem Rückwege erquickten sich beide „beim Lothringer“ an einem Glase Bier.

Der wiederholte Exkurs nach dem herrlich gelegenen Baden (so 14. und 15. Juli) und die treffliche Aufnahme bei dem verehrten Oheim stimmte die Saiten des Gemütes noch einmal etwas heller, dann brachte der 18. Juli das gefürchtete Examen aus dem Kriminalrechte bei Regierungsrat Egger; [2]) es endete erfolgreich und die Glücklichen (Joseph und Wilhelm) ernteten reichliche Lobsprüche von seiten des Examinators, mit dessen Familie sie übrigens auch sonst freundschaftlichen Verkehr pflogen.

Wie schon oben erwähnt, verließen die „Schillersdorfer“ am 22. Juli Österreichs Metropole; in Begleitung der „Wiener“ gelangte die Karawane mit dem vom Onkel geschenkten Papagei, der in „einem Kästchen in der Mitte“ saß, nach Stammersdorf; hier nahm man Abschied und die zurückbleibenden schauten ihren Verwandten nach, bis sie langsam „hinter den Bergen verschwanden“.

Nachdem das Examen bestanden, warf das nächste, welches in ungefähr zwei Monaten stattfinden sollte, seine Schlagschatten schon sogleich voraus, was wir daraus ersehen, daß der Monatsplan des Juli das Studinm der Statistik erwähnt und auch im folgenden Monate über viele Arbeit geklagt wird.

Nichtsdestoweniger verblieb beiden doch wie zuvor genug Zeit übrig, um das Theater zu besuchen und den zeitraubenden Verkehr mit dem sich vergrößenden Bekanntenkreise aufrecht zu erhalten. Der letztere erhielt

---

[1]) Das „Caffee zum Stubentor“ erinnert noch heute an die ehemalige Lage der Befestigung.

[2]) Franz Ritter von Egger, geboren 14. Juni 1765 zu Ort am Traunsee (Oberösterreich), gestorben nach 1835. Vom Studium der Theologie ging er zu dem der Jura über; 1789 wurde er Professor der Rechte an der Universität Graz, 1803 folgte er einem Rufe nach Wien; 1809 Regierungsrat, 1814 geadelt. Er war auch schriftstellerisch in seinem Fache tätig. Vergl. v. Wurzbach a. a. O. IV 1.

insofern einen merklichen Zuwachs, als Adam Müller und der Bruder des Grafen Loeben, letzterer als Adjutant bei dem Erzherzog Karl, in Wien sich einfanden, obendrein spann sich eben in diesem Augenblicke jene Freundschaft mit Philipp Veit an, die erst mit dem Tode sich lösen sollte.

Eichendorff traf ihn zum ersten Male, als er an einem heißen Augusttage — es war der 4. August — zu Friedrich Schlegel [1]) „in die erschreckliche Alsterstadt“ hinausging.

„Wir fanden ihn“ [Friedrich Schlegel], schreibt der Dichter in sein Tagebuch, „in einer Nanquin-Jake nebst seiner Frau, seinem liebenswürdigen Sohne Philipp, der aus Dresden gekommen, und noch einem Herrn neben dem Hause im Garten um einen Tisch sitzend“, da sich jedoch Philipp bald entfernte, konnte es zu einer sofortigen Annäherung nicht kommen.

Bei dieser Gelegenheit, da auch Caroline Pichler „auf eine Viertelstunde“ sich einstellte, erhielten sie die Kunde von Collins Tod, [2]) desgleichen die Nachricht von der Anwesenheit Adam Müllers in Wien. Gleich am folgenden Tage eilten die Brüder zu dem in Berlin gewonnenen Freunde, der sie „mit außerordentlicher Freude aufnahm,“ seiner Frau vorstellte und mit den Berliner Tagesneuigkeiten vertraut machte, mit „Brentanos Schrift über die Philister [3]) und seiner Ode „auf den Tod der Königin“ [4]) versehen, verließen sie den Freund.

Daß das alte Verhältnis nicht erkaltet war, verbürgt das häufige Zusammensein der Romantiker verschiedener Fakultät; man ist sogar berechtigt, aus den Quellen den Satz abzuleiten: Adam Müller stand den Brüdern als Freund und Berater ebenso nahe als Friedrich Schlegel oder irgend einer der um ihn sich gruppierenden Gestalten. Übrigens war das ganz in der natürlichen Lage der Dinge begründet; denn der Umgang mit einer einzelnen Persönlichkeit gestattete das Näherbringen der Gedanken und ihr Verarbeiten durch eine Aussprache Auge in Auge, wohingegen im Schlegelschen Kreise nur die Ideen als solche verbreitet

---

[1]) Er traf ihn schon am 15. Juli: „Im Rückwege von dort (den „Egerschen“) Schlegeln begegnet auf dem Bauernmarkte und mit ihm gesprochen“, man kann daher auf eine noch frühere Bekanntschaft schließen.

[2]) Heinrich Joseph von Collin starb am 28. Juli 1811.

[3]) Gemeint ist: „der Philister vor, in und nach der Geschichte,“ gedruckt Berlin 1811. Wittigsche Buchhandlung.

[4]) Cantate auf den Tod der Königin Luise von Preußen. Gedichtet von Cl. Brentano, komponiert von Reichardt.

wurden. Für die Rolle eines solchen besonderen Freundes machten Adam Müller nicht nur sein anziehender Charakter geeignet, sondern namentlich auch der Umstand, daß er der einzige war, welcher auf einen „vorwienerischen" Ursprung ihrer Freundschaft hinweisen konnte, und jede Freundschaft pflegt ja ihre Echtheit durch die Dauer zu beweisen.

Fürs erste drängte die Vorbereitung zum Examen derart, daß man davon absehen mußte, den Verkehr mit Müller reger zu gestalten; wir hören von nur zwei Besuchen (14. und 19. August). Überraschen kann diese Passivität von Seiten des Hofrates ebensowenig, weil er nämlich gerade damals an die Ausführung eines eifrig gehegten Planes dachte, an die Errichtung eines katholischen Institutes für adelige Knaben. Im Grunde ging die Anregung zu diesem Unternehmen von dem unermüdlichen Pater Hoffbauer aus; „dem Wunsche seines Freundes und geistlichen Vaters entsprechend, errichtete Müller auch wirklich ein solches Institut im Karoly-Garten auf der Wieden, der Diener Gottes versprach, durch drei Priester der Kongregation am Unterrichte sich zu beteiligen; auch Friedrich von Klinkowström wirkte als Zeichenlehrer mit." [1])

Damals jedoch war das Unternehmen erst im Stadium der Entwicklung, worauf Eichendorffs Notiz anspielt: „. . Abends gingen wir zu Adam Müller, der uns erzählte, wie der Erzherzog Maximilian ihm selber Logis (für die unterzubringenden Zöglinge) besorgen und bezahlen wollte" (19. August).

Ein unerwartete Überraschung war den Brüdern zwei Tage zuvor bereitet worden; während sie sich nämlich eifrig dem Studium der Statistik hingeben, tritt ein alter Lubowitzer Bekannter, Herr Hahmann,[2]) herein; als Dolmetsch halbvergessener heimatlicher Gefühle und Erinnerungen ist er freudig willkommen; man besucht ihn am folgenden Tage „in seinem Loche im goldenen Lämmchen in der Leopoldstadt"; erst am 11. September reist er wieder ab; noch ein anderer schlesischer Lands-

[1]) M. Haringer: a. a. O. S. 205. Da 1813 der Anstalt die staatliche Genehmigung versagt wurde, konnte sie erst 1818 durch Unterstützung des edlen Erzherzogs Maximilians von Este ins Leben treten. 1819 wurde sie nach der Alstervorstadt übertragen und bestand bis zum Tode des Gründers (1832), wo sie, da kein Nachfolger vorhanden, einging. Während ihres 11jährigen Bestehens haben 4 Fürsten, 59 Grafen und 23 Barone die Anstalt besucht. Vergl. darüber: M. Horinger: a. a. O. S. 266 ff.

[2]) Siehe über ihn A. Nowack: a. a. O. S. 127.

mann, der alte Graf Wilczek,[1]) spricht vor und lädt die jungen Barone zum Mittagessen ein (19. August). Auf den Adjutanten Graf Loebeu ist schon oben verwiesen worden; Eichendorff schildert ihn als „äußerst liebenswürdig" und bemerkt, daß er seinen Bruder „sehr charakteristisch beschreibe". (22. August; bei Gelegenheit des ersten Besuches von seiten Loebens.)

Das Moment des freundschaftlichen Verkehrs zwischen Eichendorff und Loebens Bruder Ferdinand war bisher so gut wie unbekannt und konnte deshalb auch noch in keiner Weise benutzt werden.

Das Verhältnis der beiden zu einander ist durch den Dichtergrafen eingefädelt worden.

Der Brief Loebens vom 27. Dezember 1810[2]), welcher das neunmonatliche Schweigen beendet, spricht dies bestimmt aus:

„. . . es ist noch stärker, daß Ihr den Bruder Eures besten Freundes noch nicht ein einzig Mal aufgesucht! Er wird sich gewiß recht freuen, Euch kennen zu lernen, und wird Euch mit der Freudigkeit seines redlichen Sinnes gern in allem dienen, was Ihr, in Wien Neulinge, wünschen und wollen möchtet. Er ist, ich sage es zur Charakteristik des Menschen, den Ihr kennen sollt, der beste Mensch, den man in der Welt finden kann, nicht geweiht in unsere Ansichten und überhaupt mehr durch sein gutes Herz berufen zur Religiosität, als religiös, aber dennoch so bieder und so brav, wenn auch in vielem Geistigen und mir Heiligen, im Widerspruch mit mir."

Durch diese neue Anknüpfung wurde die Freundschaft zwischen den einstigen Heidelberger Studiengenossen wieder rege. Eichendorff sandte nämlich zur Entgegnung einen Brief mit Gedichten. Man darf sagen, daß ohne dieses zufällige Zusammentreffen schon jetzt die Korrespondenz und damit der Verkehr zwischen Eichendorff und Loeben erloschen wäre mit beiderseitiger stiller Zustimmung.

Die Charybdis des folgenden Examens in Statistik bei Zizius (9. September) verschlang die Brüder ebensowenig wie das vorige, sondern spie sie recht munter wieder ans Land; Zizius „examinierte uns sehr wenig", sagt der Dichter, „meist sich bloß unterhaltend mit uns und fertigte uns sogleich unsere guten Testimonia aus."

---

[1]) Vermutlich ist durch diesen Zweig Eichendorffs Familie mit den österreichischen Wilczeks bekannt geworden.

[2]) Wilhelm Kosch: Briefe und Dichtungen. Köln. Bachem. 1906. S. 20.

Das strenge Arbeitsleben war verbunden mit einer überasketischen Lebensweise, welche durch das Bedürfnis nach Anschaffung von Büchern hervorgerufen war; sie bestand darin, daß man den Morgenimbiß gänzlich ausfallen ließ, als Mittagessen „bei verschloßener Thüre Brodt, Butter (im Rasierbeken), Saltz und 1 Seidel Wein zusammen" verzehrte; die Stelle des Desserts vertrat die Lektüre von Loebens Briefen und die des Lubowitzer Tagebuches, einer recht ironischen Zusammenstellung.

„Darauf immer wieder un girò,[1]" fährt der Autor in seinen Aufzeichnungen fort, „wobei Pflaumen und Bilderbesehn auf dem Michaelerplatze.[2]) Abends Brodt, Saltz und 3 Seidel Bier. Früh von 7 — 10 immer Jurisprudentz," heißt es sodann bei Erwähnung des Studienplanes weiter, „dann bis 2 Poesie. Nachmittags von 3 — 5 und später Jurispr., dann Poesie etc. Alle Sonntage zu Mittag splendide im Matschakerhofe," lautet etwas schalkhaft der Schluß dieser Enthüllungen (3. September).

Ihrem „standhaften abentheuerlichen Hungerleben" entriß sie eine freundliche Einladung des Grafen Wilczek, ihn auf seiner Besitzung Sebarn zu besuchen.

Mit Schöpp, dem unzertrennlichen Leibdiener, im Gefolge, wanderten sie zu Fuß nach dem herrlich gelegenen Schlosse, wo sie schon eine ziemlich erlauchte Gesellschaft in Gestalt einer Fürstin, der gräflichen Familie Siedtnitzky und der Familie des Professors Bissinger vorfanden.

Nun gab es wieder köstliche Mahlzeiten und sonstige Genüsse; da die Siedtnitzkys bereits am Tage noch der Ankunft der Brüder die Rückreise antraten, gab man ihnen bis nach Grußbach das Geleit, einem Gute in Mähren, diese Gelegenheit gleichzeitig zum Besuche der dortigen Verwandten — der Schloßherr Graf Hardegg war der Schwiegersohn der Gräfin Althan, einer geborenen Eichendorff — benutzend. Unterwegs besichtigte man die Ehrensburg, „die Residenz des Fürsten Sinzendorff;" um das seltsame Schloß, das verunziert durch eine „in mit sich selber uneinigen Geschmak" ausgeführte Vergrößerung wand sich ein romantischer

[1]) Ital. „Spaziergang". Eichendorff hatte in Heidelberg Italienisch gelernt und es finden sich daher bei ihm häufige Reminiszenzen.

[2]) am 22. August heißt es schon ähnlich: „Nach Tische uns in der Neglerstraße immer un girò, wobei wir allezeit Birnen und Pflaumen aßen und die alten Bilder bei der Baute auf dem Michaelisplatz betrachteten. Landschaften von Tunis ꝛc."

Garten, in dem zwischen Treibhäusern und ausländischen Bäumen Störche wie Schildwachen herumgingen.

Weiterhin fuhren sie durch das uralte Städtchen Laab an der Teyer „mit der alten Mauer mit Schießscharten, der Ruine eines Jungfernklosters und dem alten festen Schloße", welches die Erinnerung an den hier stattgefundenen Kampf zwischen Rudolf von Habsburg und Ottokar von Böhmen wachrief.

In Grußbach wurden die Gäste freundlich bewillkommnet; nachdem man „prächtig geschlafen", winkte man den Siedtnitzkys das letzte Lebewohl zu und besah dann noch in aller Eile den Schloßpark; leider war die Zeit zu kurz, um die reichbeladenen Obstbäume zu plündern, „die prächtige heimliche Insel mit der Myrthenlaube" zu umfahren oder in den „herrlichen Irrgängen im Eichenwalde" sich plaudernd zu ergehen; alle hörten vielmeher in der Schloßkapelle noch eine Messe, [1]) dann schüttelte man dem Gastgeber und seinen Lieben die Hände zum Abschied und kam erst gegen 7 Uhr „ganz mit Staub überdeckt in Sebarn an".

Die Sphinx Zeit sorgte dafür, daß das Schlaraffenleben in Sebarn die Brüder nicht verwöhnte, und so finden wir sie schon tags darauf wieder in ihren „geliebten hohen Stuben" (19. September).

Ein günstiger Zufall vergönnte Eichendorff, bei der Erwiderung von Loebens Besuch (vom 2. August) den gefeiertsten Mann Deutschlands, der Sieger von Eßling und Aspern, Erzherzog Karl, nicht nur von Angesicht zu Angesicht zu sehen, [2]) sondern auch seiner Unterhaltung gewürdigt zu werden. Er schildert ihn in der wertvollen Notiz als „ein kleines lebhaftes Männchen", und findet neben seinem „oesterreichischen Sprechen" das „durchaus freundschaftliche, ächtdeutsche herrliche Weesen" bemerkenswert [3]) (22. September).

Da Loeben an Reumatismus krank zu Bette lag, leisteten ihm die neuen Freunde bald wiederum Gesellschaft, vielleicht nicht ohne die geheime Nebenabsicht, abermals eine interessante Begegnung zu erleben. (27. September). Dies traf nun allerdings nicht ein, dafür machten sie

---

[1]) „Wobei die alte Gräfin Althau (nach Wilczek: schmackhaft schlesisch wie im Spital) laut vorbetet."

[2]) Eichendorff hatte ihn früher einmal (31. August 1802) in Troppau gesehen.

[3]) In Klammern: „Die Erzherzöge spielen Kegel, Saunikel ꝛc." und in einer Nachschrift: „Erzherzog Karl legt sich um 9 Uhr schlafen, steht um 4 Uhr auf."

noch an demselben Abende bei Adam Müller die Bekanntschaft des „dikken, erschrecklich galanten Ritters Gentz mit seinem Nordsternorden“.

Der „fürchterlichen Arbeit über der Statistik,“ bei deren Erwähnung dem Schreiber unwillkürlich ein „Gott helfe!“ entfährt, machte als erlösender Abschluß am 11. Oktober „das zweite und letzte Examen des 1ten Kurses bei Zizius“ ein Ende; der Examinator war auch diesmal gnädig und fertigte „wieder sogleich“ die Zeugnisse aus, was der Schreiber mit einem „Gott sey Dank“ begleitet.

Nun atmete man wieder freier und gestattete sich auch das lange entzogene tägliche Diner „beym Lothringer“ wieder. (16. Oktober).

Ein schöner Zug der Brüder soll hier nicht übergangen werden; als sie nämlich eines Abends nach Besuchen bei dem noch immer unpäßlichen Loeben, der in die Stadt gezogen,[1]) und den Eggerschen „auf dem Graben“ kommen, stoßen sie auf einen „ohnmächtigen alten Herrn“, den sie nach echter Samariterart aufheben und nach der nächsten Apotheke führen (13. Oktober).

Zur Herbstjagd in Sebarn scheint Eichendorff schon beim letzten Besuche eingeladen worden zu sein, Graf Wilczek wiederholte seinen Wunsch nach der Anwesenheit der Freunde dann noch einmal brieflich, und so rückten sie denn mit dem vom Grafen zur Verfügung gestellten Wagen nach dem lieblichen Landsitze aus (27. Oktober).

Dort verweilte man indessen nur bis nach Tisch und setzte sich darauf wieder in Bewegung nach dem kleinen Marktflecken Fellebrunn; Eichendorff war die Aufgabe zugefallen, „der Fürstin und Gräfin Margreth“ Gesellschaft zu leisten.

In „dem alten, im Viereck gebauten Schlößchen, mit der Gallerie in den Hof hinaus“ harrte der Ankömmlinge Fürst Pretzenheim „mit seiner niedlichen, gebildeten Tochter im blauen Reitkleide, seinem kleinen Sohne, (der) lebhaft und geistvoll, und einem guten Rathe aus Schwaben.“ Allmählich fanden sich noch mehrere Nimrode zusammen, darunter „der reiche Graf Hardegg aus Seefeld;“ der Abend verfloß in anregender Unterhaltung mit einem französischen Abbé.

Der folgende Morgen, geheiligt durch das Anhören einer hl. Messe in der Hauskapelle, bedeutete den Anfang der großen Treibjagd. Eichendorff pflückte keine Lorbeeren: vor einem herannahendem Sturme

---

[1]) „Herrliche parquettirte Stuben, gelbe Tapeten, prächtige Aussicht über die Dächer auf das Belvedere.“

„vollführte er eine Retirade mit dem Abbé in ein Bauernhaus“ und hatte zum Schlusse „mit Schöpp zugleich“ einen ganzen Hasen erlegt, wohingegen im ganzen 183 zur Strecke gebracht waren. Möglich, daß sie in der Vorratskammer des Bauern etwas Leckeres entdeckt und darüber des unsicheren Gewinnes vergessen hatten.

Am folgenden Tage muß das Jagdglück noch weniger dem Dichter günstig gewesen sein, ja, gegen Ende nahm das Vergnügen fast einen tragikomischen Ausgang: ein aus dem Walde plötzlich hervorbrechendes Reh rannte den Abbé beinahe um, während Graf Wilczek schon vorher ins Bein getroffen worden war.

Der letzte Oktobertag zerstreute die bunte Gesellschaft; Eichendorff verbrachte noch die Nacht in Sebarn, dann kehrte er zu den Wiener Freuden zurück (1. November).

Der Dichter hatte sich während dieser Tage der weiblichen Anwesenden wie gewöhnlich sehr eifrig angenommen; an den Abenden hatte er mit „der Prinzessin“ meist ein Spiel unternommen und auch sonst sich als Kavalier im vollendetsten Sinne des Wortes erwiesen. Das galante Interesse kann nicht wundernehmen, wenn man weiß, daß er schon früh in manchen harmlosen Liebesabenteuern seine Gefühle hatte sprechen lassen, wie namentlich in Lubowitz, wo ein „Philippinchen“ und eine Madame Hahmann es dem jugendlichen Schwärmer angetan hatten; und in Heidelberg, wofür uns aber nähere Angaben nur spärlich zu Gebote stehen. Sein Verhältnis zu den Frauen blieb stets rein und fleckenlos, und das ist ein sicherer Prüfstein für den Charakter des Menschen.

Zu den Freuden geselliger Art zählten die Redouten, welche damals trotz der schweren Zeitläufe stattfanden und von Hoch und Niedrig in gleicher Weise besucht wurden. Einen besonderen Glanz erhielten diese Veranstaltungen noch dadurch, daß auch der Kaiser Franz und seine Gemahlin durch ihr Erscheinen das Fest verschönten; Eichendorff selbst genoß das Schauspiel des innigen Verhältnisses zwischen Herrscher und Volk; er schreibt darüber: zuerst erschien „der Kaiser, die abscheuliche einäugige Prinzessin von Sachsen, der dikke spießbürgerliche Prinz Anton von Sachsen, die Kaiserin führend, hinterdrein alte Erzherzöge in langem Zuge,“ sie wandelten „durch die dichten grüßenden Spaliere“ und begaben sich sodann auf die Gallerie, um von dort aus den von maskierten Schauspielern ausgeführten Fandango anzuschauen — ein glänzendes Schauspiel (10. November).

Ein Wort über die eigentliche Seele der Redouten möge hier noch seinen Platz finden.

„(Franzens Gemahlin, Maria Therese von Sizilien"[1]) sonst einfach, sanften und häuslichen Sinnes, von Gemüt und Denkart durchaus eine Einheimische, schilderte der Geist der für Freud und Leid gleich empfänglichen Fürstin in lebhaftem Farbenschmelz des sizilischen Vaterlandes, wenn zu Maskenscherz und Karnevalstreiben sich Gelegenheit darbot, und diesem Umstande verdanken die Wiener Redouten ihr südliches Colorit und ihr Glück bei alten Ständen im Publikum. Kaum hatte sie hier an der Seite des Kaisers den Umgang in den vollgestopften Sälen gemacht, so war sie auch verschwunden, um als Linzerin, Pastetenbäckerin, Königin der Nacht, Fledermaus etc. zu erscheinen, und sobald sie sich erkannt glaubte, die Maske wiederholt zu wechseln. Sie gab sich so ganz in heiterer Sorglosigkeit der Diskretion eines gemischten Publikums hin, daß sie dabei manches Unangenehme mit in den Kauf nehmen mußte, bis endlich die absichtliche Sottise eines frechen Gesellen ihr dieses Vergnügen auf immer verleidete."[2])

Eigenartig berührt es, wenn Eichendorff von dem frommen Schlegelschen Kreise, der sein Vorhaben nicht lobt, — Dorothea hat „einen dégoût vor der Redoute," bemerkt der Dichter — unverzüglich zur Redoute eilt; allerdings begleitet ihn Adam Müller und Philipp Veit (24. November), später noch einmal Adam Müller (19. Januar).

Abgesehen von einer letzten Jagd in Sebarn bzh. in dem benachbarten Loebendorff, die bei sehr kaltem Wetter von statten ging, beschränkte sich das äußere Leben gegen Ende 1811 und Anfang 1812 auf den gesellschaftlichen Verkehr mit den schon vielgenannten Schlegels, Adam Müller und einigen anderen Familienfreunden, wie Graf Wilczek, Graf Buttler, den „Eggerschen" u. s. w. Graf Wilczek führte sie in weitere vornehme Kreise ein; so vernehmen wir von der Teilnahme an einem Balle bei dem Grafen Seiler, wo die Erzherzöge, Gesandten, Fürsten, Prinzen und Prinzessinnen, selbst der Erzbischof (von Ollmütz), nicht fehlten. (2. Februar 1812).

---

[1]) Sie starb bereits 1807, doch ihr Geist wirkte nach.

[2]) Traditionen zur Charakteristik Österreichs Leipzig 1844 anonym; (der Verfasser war Frhr. von Schönholz). Verlag von Hartknoch. I, 61 ff.

Zu Hause ward die spartanische Lebensweise beibehalten, das Studium hatte sich zum Objekt das römische Recht nehmen müssen; bei Dr. Zaas setzten sie die französischen Stunden fort.

Interessant ist es, zu beobachten, wie Eichendorff dem Kreise der Schlegel und dem Freunde Adam Müller gleichmäßig näher kam; zu dem ersten zog den Dichter zumeist die immer inniger werdende Freundschaft mit Philipp Veit, der zwar stets kurz, aber mit dem vielsagenden Attribute „liebenswürdig" oder „angenehm" erwähnt wird.

Eichendorff nahm ihn einige Male zur Redoute mit (24. November, 9. Februar), besuchte ihn auf seinem Zimmer, wo dieser dem Freunde „sein (Philipps) selbst gemahltes Porträt, im schwaren Wams, in einer herrlichen Gegend, zeigte," wogegen der junge Künstler ihm ein in Arbeit befindliches Frauenbildnis vorenthielt (13. Februar); vielleicht war dieses Bild das Porträt der Gräfin Julie Zichy, welche Veit gemalt hat; ob man an diese Vermutung aber die weitere Hypothese knüpfen darf, daß Eichendorff dadurch zur Porträtierung der Gräfin in seinem Romane „Ahnung und Gegenwart" veranlaßt worden sei, erscheint zum mindesten gewagt.[1])

An demselben Tage (13. Februar) feierte man noch Philipps Geburtstag, man sang, toastete und vergnügte sich; tags darauf stattete Philipp den Brüdern zur Erwiderung ebenfalls einen Besuch ab, es wurde wiederum gesungen, dann ging Philipp zu dem „ewig widersprechenden, spiköpfigten, heidnischen Minister (Wilhelm von) Humboldt."

Um in dem idealen Bunde der dritte zu sein — Eichendorffs Bruder Wilhelm trat weniger hervor —, hätte Theodor Körner[2]) nichts gefehlt, wenn er den Ideengängen seiner jungen Bekannten näher gestanden hätte. So verkehrte er zwar in dem Kreise, und mancher gewann ihn lieb, wie Friedrich Schlegel (das berichtet Eichendorff unter dem 26. Januar), allein für andere, darunter Eichendorff, war Dorotheens

---

[1]) So Konrad Weichberger im „Euphorion", 13, 4. (Gräfin Zichy im Romane „Ahnung und Gegenwart".) Kosch identifiziert nun ebenfalls (Euphorion 14, 2) die mehrere Male genannte „Julie" mit der Gräfin, obwohl nirgendwo eine Andeutung gemacht ist, daß gerade die Gräfin gemeint sei.

[2]) Theodor Körner kam am 21. August 1811 nach der Kaiserstadt; sein erster Besuch galt Humboldt, sein zweiter Friedrich Schlegel. s. Peschel und Wildenow: Theodor Körner und die Seinen. Lzg. 1898. Seemann. I. 290 ff.

Urteil ausschlaggebend, daß nämlich Körner als Dichter wie als Persönlichkeit überhaupt nicht hoch zu werten sei.

Mit derselben Geringschätzung wie Dorothea sah denn auch Eichendorff auf den patriotischen Sänger; hinter dem „jungen, noch kindisch genialen und burschikosen Dresdener Theodor Körner, Verfaßer der kleinen Stücke in der Burg,[1]) mit dem sächsischen Maule" (26. Januar) vermutete er keineswegs den zukünftigen Liebling des deutschen Volkes, wenn auch in der Wertung von Körners dramatischen Versuchen die Folgezeit den Wiener Kritikern im gewissen Sinne Recht gab.

Eichendorff mißfiel es auch, daß Körner „nichts machte als dichten," daß er stets bei den Proben im Theater war u. s. w.

Es muß darauf hingewiesen werden, daß diese Worte in Eichendorffs spezifischer Dichtungs- und Denkungsart wurzelten; in zahlreichen Stellen seiner Werke hat er über dem „Professionsdichter" den Stab gebrochen; so legte er in dem Romane „Dichter und ihre Gesellen" dem Dichter Dryander die Worte in den Mund: „Profession vom Dichten machen, das ist überhaupt lächerlich, als wenn einer beständig verliebt sein wollte, und noch obendrein auf öffentlicher Straße."[2])

Zu der erwähnten Geburtstagsfeier von Philipp Veit trug der Autor von „Leyer und Schwert" sein Scherflein durch Sang und Spiel bei: „Körner singt und spielt durch dikk und dünn Lieder aus des Knaben Plunderhorn und Burschenlieder (es wohnt ein Müller 2c.), die Schlegel durchaus geistreich findet," notierte satirisch der Zuhörer. Die Folge des unschuldigen Hervortretens war, daß Schlegel mit seiner Gemahlin in einen harmlosen Streit geriet, welcher darauf hinauskam, daß er nur deutsche Lieder singen lassen wollte, während sie auch welsche zum Vortrage zugelassen wünschte. Sie besiegte den Gatten dann durch ein altenglisches Lied von Tiek, das ihn zu Tränen rührte, worauf Körner den „himmlischen Cadixer Fandango spielte, wobei Schlegel, welcher schon vorher als nach dem Essen „wie gewöhnlich etwas illuminiert" bezeichnet worden, sich erhebend „viva l'Espagna" trank, „wozu alle anstießen". Auf dem Nachhausewege begleitete Eichendorff den deutschen Tyrtäus „bis auf die rothe Thurmstraße".

---

[1]) Es sind gemeint die beiden Stücke „Die Braut" und der „grüne Domino."

[2]) in den „sämtl. poetischen Werken" Leipzig. C. F. Amelang. 1883. Dritte Auflage. II, 168.

Poetischer Idealismus und poetische Begeisterung hielten eine gewisse Verbindung aufrecht, bis die Kriegsstürme Anfang 1813 sich erhoben, welche Körner in das ewige Vaterland entführen sollten.

Seine patriotische Gesinnung leuchtete zuvor noch einmal im hellsten Glanze auf, als er in „Zriny"[1]) den Untergang des todesmutigen, kaiser- und vaterlandstreuen Helden dramatisch verherrlichte; „Körner las (im Schlegelschen Hause) seinen eben entstandenen „Zriny" vor, entwarf auch einzelne seiner kleinen Bühnenstücke in Philipps Kammer."[2])

Den Erstlingseindruck von Pater Hoffbauer auf Eichendorff können wir anscheinend in der Tagebuchaufzeichnung vom 3. Februar 1812 erblicken, wo es heißt:

„.... Später kam Schlegels Beichtvater, ein Ordensgeneral, voll Feuer, lustig, polnisch sprechend 2c. mit einem noch anderen Pater.[3]) Er ließ heimlich hinstellend eine Torte zurück, die wir dann mit Wein verzehrten. Mad. Schlegel hatte ihm schon von uns erzählt."

Ihn sah Eichendorff seit dieser ersten Begegnung sicher häufiger, wohl meist durch Dorotheens Vermittlung, die sich der religiösen Ausbildung des jungen Freiherrn überhaupt sehr eifrig annahm; so zeigte sie ihm bei Gelegenheit „heimlich zwey Rosenblätter mit natürlichen Schlangen, die ihr Sohn[4]) von dem Grabe eines Heiligen aus der Gegend von Rom geschickt hatte" (26. Januar).

Die Darlegung des Verkehres zwischen Eichendorff und den Schlegels wie der Beziehungen zu Adam Müller wäre unvollständig, wenn nicht auf die übrigen dort gepflogenen Gespräche, welche außer den schon zitierten noch aus dem Tagebuche rekonstruierbar sind, eingegangen würde.

Wer die Eichendorffschen Tagebücher kennt, wird allerdings zugeben, daß ihre Skizzierung keine dankbare Aufgabe ist, weil der Schreiber oft mit Angaben von Stichworten sich begnügt, welche oft kaum in ursprünglichen Zusammenhang mehr zu bringen sind.

Bei Friedrich Schlegel dreht sich die Unterhaltung öfters um das Casperletheater; der feinsinnige Altmeister der Romantik urteilt über Sartory und Schuster, die berühmten Schauspieler; den letzteren findet er „Shakespearsch" (4. August 1811), ein anderes Mal springt das Gespräch von dem Casperletheater auf Napoleon über (3. November 1811).

[1]) Erstaufführung 30. Dezember 1813.

[2]) Martin Spahn: Philipp Veit. Bielefeld und Leipzig. 1901. S. 20.

[3]) Vielleicht der in Dorotheens Briefen öfters genannte Pater Stark.

[4]) Johannes; er lebte als Maler in Rom.

von dem ein Philister in der Gesellschaft behauptet, er sei „erschrecklich liederlich".

Sonst ist der Lieblingsgegenstand der Erörterungen Graf Loeben, der als enfant terrible des Parnasses immerfort verspottet wird. Bald meint Schlegel, Isidorus „sollte nicht alles drucken lassen" (24. November), bald findet er, „Loeben müße sie nicht für Landlente oder für zu spartanisch halten, daß er ihnen nicht sein Arkadien [1]) schikke" (26. Januar 1812), nach Empfang des Romanes aber äußert er sich, das Buch sei „Schafpoesie" und er rät Eichendorff, seinem Freunde zu schreiben: „sey doch nicht so talket!" [2]) (13. Februar 1812). Ein besonderer Umstand trug dazu bei, den armen Dichtergrafen noch lächerlicher zu machen; sein Gedicht: „Minne Mai" wurde nämlich allenthalben als Kuriosität betrachtet und machte seine Runde durch die ganze Stadt.

Daß diese Persiflage des einst so geschätzten Freundes auf Eichendorff nicht ohne Rückwirkung bleiben konnte, liegt auf der Hand; überraschend bleibt aber trotzdem die scharf satirische Notiz bei Lektüre eines Briefes von Loeben, worin es heißt, „der Brief sei wie eine Butterschnitte aufgeschmiert und voll hoher Redensarten". (26. Januar 1812).

Auch über andere originelle Charakterköpfe der romantischen Schule tauschte man seine Ansichten aus, wie über Klemens Brentano und Zacharias Werner; wie der junge Sänger aus Schlesien bemerkt, kritisierte man den Verfasser der „Weihe der Kraft" sehr beißend, und der Witz, „Werner werde in seiner 4 wöchentlichen Einsiedeley auf dem Vesuvius ein Wirtshaus anlegen", beweist zur Genüge, was man von ihm erwartete.

Günstiger lautete das Urteil über den „Mahler Teufels-Müller in Rom, der Göthes Zeitgenoße, sich capricionirt ein Mahler zu seyn, und in Versen herrlich und durchaus genialisch ist", wie der Schreiber sagt. (26. Januar 1812). Gemeint ist jene merkwürdige Persönlichkeit, welche als „Maler Müller" sowohl in der Poesie wie in der Malerei sich Bürgerrecht erworben, freilich mehr durch die ungegorenen Äußerungen seines Sturm- und Drangwesens als durch die innere Bedeutung seiner Schöpfungen Interesse beanspruchend.

Ganz im Sinne der romantischen Denkart war auch die Stellungnahme begründet, welche Schlegel zu Kleists Mord und Selbstmord [3]) ein-

[1]) Ein Schäferroman. Berlin 1811/12.

[2]) Ein wienerischer Dialektausdruck, der auch in „Ahnung und Gegenwart" einmal vorkommt, er bedeutet „töricht".

[3]) 21. November 1811.

nahm, er hegte eine „große Gesinnung über dieses Unsittliche“ (8. Dezember 1811). womit wohl gesagt sein soll, daß er aus dem Inneren des Unglücklichen heraus dessen Handlung zu verstehen suchte.

Daß auch politisiert wurde, bezeugt jene Stelle, wo Schlegel „über das Ehrenvolle der Preußen“ sich aussprach, „wenn sie mit Rußland hielten“. (8. Dezember).

In denselben Gedankenkreisen wie den eben angedeuteten bewegten sich vielfach auch die Gespräche mit Adam Müller; die Literatur steht im Mittelpunkte des Interesses; die Romantiker unterhalten sich über die neuesten literarischen Ereignisse, über „neue englische Journale, worin auch wie in (Schlegels) Athenäum das Altertümliche in der Poesie hervorgesucht wird“. Kleists Tod bewegt auch hier die Gemüter, am Ende bringt ein hinzukommender Baron das Gespräch auf Abraham a Santa Clara. (19. Januar 1812).

Mit Fouqué findet sich Adam Müller sehr schnell ab; er meint, daß der Verfasser der „Undine“ „kein Urteil, bloß Sprachglück besitze, womit er alte Dichtungen nachdichte“. (23. Februar 1812).

Fröhliche Erinnerungen an gemeinsam verlebte Zeiten führen sie im Geiste nach Berlin, dessen schöngeistige Zirkel ihnen manchen Unterhaltungsstoff gewähren. (5. August 1811).

An jenem Abende, da die ganze romantische Familie Schlegel, Müller und die Eichendorffs zusammen sind und auch Körner anwesend ist, macht man eine Reise durch die Tage des Universitätslebens, wobei dem ehemaligen Hallenser und Heidelberger Studenten auffällt, daß Müller „für die jesuitischen Seminarien“ eintritt. (6. Januar 1812).

Eine der eigenartigsten Domänen des romantischen Denkens beschreitet die Unterhaltung, wenn Adam Müller über den Magnetismus ein „herrliches Gespräch“ beginnt.

„Mann und Weib sind einzeln glebae adscripti d. h. dem allgemeinen Magnetismus der Sonne (Schlaf) unterworfen. Durchs Magnetisieren: Heraustreten aus dem allgem.: Magnet: in eine gesetzlose Freiheit, in den besonderen Magn:, wo man die Natur übersieht. Mann und Weib werden Eins, also ein gantz anderes Weesen. M: der Gewohnheit, zwischen alten Geräthen etc. denn Seele theilt Seele mit etc“. (19. Januar 1812). [1])

[1]) Vergl. das anfangs erwähnte Gespräch zwischen Schlegel und Hoffbauer.

Diese Ideen entstammen dem sogenannten „Mesmerismus", d. h. dem Systeme des mystischen Heilkünstlers Mesmer;[1]) dieser nahm einen Zusammenhang zwischen dem Laufe der Himmelskörper und dem menschlichen Nervensystem an und machte den willensstarken Magnetiseur, dem in seinem Aether die geheimnisvolle Kraft aus dem Weltall einströmt, und die reizbare Somnambule zu den Hauptvertretern der romantischen Psychologie.[2])

Eine frohe Nachricht ging Ende Februar den Brüdern zu; als sie nämlich eifrig, das Schreckgespenst des letzten Examens[3]) vor Augen, Kirchenrecht studierten, lief die Kunde einer Erbschaft von Baron Kloch[4]) ein. Sie sollte über 60000 Rtlr. betragen, und die Glücklichen waren sofort „voll von Plänen im Sonnenschein des Himmels und des Glückes". (26. Februar 1812). Leider blieb die Wolke der Enttäuschung nicht aus; zur größten Betrübnis beider stellte sich nämlich schon nach wenigen Tagen heraus, daß die Höhe der Erbschaft weit übertrieben und nur 11000 Rtlr. betrug. (29. Februar).

Während der kurzen Dauer dieses Glücksrausches versetzte ein neues, geistig hochbedeutendes Ereignis die Eichendorffs in frohes Entzücken. Friedrich von Schlegel begann am 27. Februar seine Vorlesungen „über Geschichte der alten und neuen Literatur". Schlegel „gantz schwartz, in Schuhen (?) auf einer Erhöhung hinter einem Tischchen ablesend", hielt in dem „mit wohlriechenden Holtze geheitzten Tanzsaale des röm. Kaisers" vor einem „großen Publikum", welches sich zum großen Teile aus den obersten Schichten der Gesellschaft zusammensetzte („vorn Kreiß von Damen, Fürstin Lichtenstein mit ihren Prinzessinnen, Lignovsky etc. 29 Fürsten"), seine Kollegien ab, sie entbehrten zeitgemäßer Anspielungen nicht, und daß Schlegel von seinem Publikum in der politischen Geheimsprache sehr wohl verstanden wurde, beweist die Notiz vom 5. März 1812,

[1]) Franz Anton Mesmer (1733—1815).

[2]) „Goethe sagte einmal, wenn das Weib seine übrigen Vorzüge durch Energie heben könne, so entstehe ein Wesen, das sich vollkommener nicht denken ließe. Ein solches hat man, wenn man sich Magnetiseur, ganz Wille, und Magnetisierte, ganz Reizbarkeit, als eine Person denkt. Tatsächlich aber bilden sie, wenn auch nicht einen materiellen Körper, doch einen „Ätherleib", einen Nervenmenschen. . ." R. Huch: a. a. O. S. 116.

[3]) Das vorletzte hatten Hofrat Fölsch und Professor Dobliner („wie ein Pfarrer") am 2. Februar abgehalten.

[4]) Es sei daran erinnert, daß Eichendorffs Großmutter eine geborene von Kloch war.

wonach in der Vorlesung über Tacitus „zu Ende unwillkührlich geklascht wurde“. [1])

Noch im Laufe desselben Tages beendeten die Unermüdlichen den zweiten und letzten Kurs durch ein abermaliges erfolgreiches Examen bei Hofrat Fölsch und Professor Dobliner. [2])

In der gewitterschwülen Weltlage bewegten sich die Menschen zwischen Hangen und Bangen durch die folgenden Zeiten dahin. Napoleon war im Mai 1812, von einem Riesenheere begleitet, nach Rußland gezogen, um dem Zaren den Fuß aufs Haupt zu setzen oder selbst eine Krösustäuschung zu erleben; . . . „über ganz Deutschland wogt' und blitzte es, bunt und in allen Sprachen schallend, wie eine soldatische Völkerwanderung; es war auf die Eroberung eines Weltteils abgesehen. — Doch Gott hatte es anders beschlossen. [3])

„ . . . . Gottes Hand griff allmählich ordnend durch die ziehenden Verhältnisse. Im Brande von Moskau leuchtete das blutige Morgenrot einer neuen Zeit mahnend herüber. Das große französische Heer, welches noch vor kurzem so übermütig durch Marienburg gezogen, wankte einzeln, in Lumpen, von Fiebern schauernd, der fernen Heimat zu und bettelte um die Barmherzigkeit seiner Feinde. Eine ungeheure Ahnung flog über ganz Deutschland.“ [4])

In der Tat: aus den Flammen der brennenden Zarenstadt trugen die unterjochten Völker flackernde Scheite als Sinnbilder der neu erwachten Freiheit mit sich fort.

In der Konvention von Tauroggen schlossen Tausende von patriotischen Deutschen stillschweigend den Bund mit den russischen Befreiern. Zu ihnen zählten so ziemlich alle die Wiener Bekannten, welche von dem großen Völkerdrama überhaupt kein Auge verwandt hatten. Namentlich mag der feurige Körner nichts versäumt haben, die Begeisterung immer von neuem in sich und in seinen Freunden zu entfachen.

---

[1]) Dorothea: „Die Versammlung war glänzend und zahlreich und die Zufriedenheit mit seinem Vortrage ganz allgemein.“ J. M. Raich: D. v. Schlegel. Mainz 1881. II, 66.

[2]) Mit dem 5. März endet das Tagebuchfragment und wir sind nun wiederum auf die gedruckten Quellen angewiesen.

[3]) „Wiederherstellung des Schlosses Marienburg“ von Eichendorff im „literar. Nachlasse“. Vermischte Schriften. Paderborn 1866. S. 84.

[4]) Ibid. S. 85.

Die Eichendorffs waren gegen Ende des ereignisvollen Jahres 1812 auf Adam Müllers Bitten zu ihm gezogen; dieser hatte, wie schon erwähnt, einen Teil des Besitztumes des Erzherzog Maximilian inne.[1]) Das Verhältnis zwischen den Brüdern und ihrem Protektor ward nun selbstverständlich ein sehr familiäres, und man kann es wohl verstehen, daß Wilhelm von Eichendorff sich dort so heimisch fühlte, daß er dem Bruder nicht in das Kriegsgetümmel folgte, zumal ihm eine Stelle als Dozent an der Erziehungsanstalt Müllers winkte, andrerseits muß Josephs Vaterlandsliebe um so höher eingeschätzt werden, als er alle diese Annehmlichkeiten und stillen Reize verließ, um in den „Morgen der freiheitstrunkenen Zukunft hineinzustürmen“.

Eine Skizze, von keinem geringeren als Klemens Brentano herrührend, mag die Wiener Zeit beschließen; zwar bezieht sie sich auf das Jahr 1813 (12. Juli), d. h. auf einen Zeitpunkt, da Joseph längst nicht mehr in Wiens Mauern weilte, allein die Aehnlichkeit der Situationen und die Lebendigkeit der Brentanoschen Schilderung mag diesen Anachronismus in etwa verzeihlich erscheinen lassen.

„Ich suchte“, schreibt Brentano (an Tieck) „Adam Müller[2]) auf; er bewohnt das gräflich Karolyische Schloß und Garten .... dem Theresianum gegenüber, ein äußerst reizendes, einsames, großartiges Lokal, wo er mit Unterstützung des Erzherzogs Maximilian eine Erziehungsanstalt gründen soll, gegen welche von der Unwissenheit und Pfafferei (den „Josephinisten“) viele Kämpfe eröffnet sind. Ich fand dort den Hofrat Fischer, den ich von Berlin kenne, als Partikulier wohnend, als Gehilfen der Anstalt aber einen sehr besonnenen Künstler und Freund Runge's, den Maler Klinkowström aus schwedisch Pommern, und einen alten Freund von mir, den jungen Eichendorff[3]) aus Schlesien, nebst drei Priestern aus dem von Warschau durch die Franzosen vertriebenen Orden der Redemptoristen. Alle aßen wir zusammen, und das Gemisch von nordischen Gelehrten und südlichen Priestern mit angenehmen Frauen und ihren kleinen Kindern in einem schönen Saal, unter einem Gespräch über die heutige Predigt, machte in meiner außerweltlichen Seele, die

---

[1]) Am 24. November 1811 suchte Eichendorff mit seinem Bruder den älteren Freund „im Erzherzoglich Maximilianschen Hause auf“, anscheinend zum ersten Male.

[2]) Er nennt ihn einmal den „einbärmigten“, wohl auf seine äußere Erscheinung anspielend.

[3]) Gemeint ist Wilhelm.

auch nicht gerade geistlich ist, ein seltsames Weltbild von heutzutage. Doch brachte ich einen reizenden Tag zu und war beinahe so neutral und vergnügt und gottlos, als die Vögel auf den Castanienbäumen vor dem Hause." [1])

Am 3. März 1813 erließ Preußens König Friedrich Wilhelm III. von Breslau aus seinen berühmten „Aufruf an mein Volk", dessen patriotische Worte im Wiener Kreise lauten Wiederhall fanden.

Namentlich Körner, Veit und Joseph von Eichendorff „wollten sich nicht von den meisten und besten deutschen Jünglingen absondern", (Veit an seinen Vater, 3. März) und Dorothea schreibt am 8. März, „daß der Aufruf so abgefaßt sei, daß man sich gar nicht davon ausschließen dürfe". [2])

Körner verließ die Freunde bereits am 15. März, nachdem er mit denselben im Schlegelschen Hause noch zu einem Abschiedsmahle sich eingefunden hatte. [3])

Am 6. April endlich schlug auch für Eichendorff und Veit die Abschiedsstunde; Wilhelm von Eichendorff, [4]) dem der Kriegsgott abhold gewesen, schloß sich nicht an, sondern blieb in Wien zurück, um später in der österreichischen Beamtenschaft eine geachtete Stellung einzunehmen. Zum Abschiede widmete ihm Joseph jenes tiefempfundene Gedicht, worin er der Hoffnung Ausdruck gab, daß sie, die gemeinsamen Schiffahrer auf dem Meere des Jugendlebens, dereinst „im ew'gen Meere" wieder zusammentreffen würden.

Nach dieser schmerzlichen Trennung überließ sich Eichendorff der kriegerischen Lust, welche ihn die heitere Residenz an dem Donaustrande bald vergessen machte.

Nach dem Buche von H. A. Krüger, [5]) welcher der bisher maßgebenden Eichendorffbiographie, von dessen Sohn Hermann geschrieben, [6]) Unstimmigkeiten nachwies, wie besonders die Haltlosigkeit der Behauptung

[1]) Diel-Kreiten: a. a. O. I, 392.

[2]) J. M. Raich: a. a. O. II, S. 176 ff.

[3]) M. Spahn: a. a. O. S. 23.

[4]) Er starb 1849 in Innsbruck, nachdem er bis 1848 Kreishauptmann in Trient gewesen. Siehe über ihn: A. Nowack: a. a. O. S. 89 ff.

[5]) Der junge Eichendorff. Oppeln. Maske. 1901.

[6]) In den „sämtl. Werken", Bd. IV in der dritten Auflage.

eines innigen Heidelberger Verkehres Eichendorffs mit Arnim und Brentano,[1]) war man berechtigt, auch gegen andere Behauptungen in der Darstellung von dem Leben des Dichters Zweifel zu hegen und nach den Quellen die einzelnen Angaben nachzuprüfen.

Mag man dagegen einwenden, der Sohn habe sicher auch persönliche Aeußerungen des Dichters bei der Abfassung seiner Lebensgeschichte benutzt: das eine steht fest, daß gleichzeitige Aufzeichnungen solchen Quellen an Wert nicht nachstehen, sie eher an Objektivität übertreffen.

Da ergibt sich nun für die Wiener Zeit, daß Collin, der gefeiertste Dichter des damaligen Oesterreich, als Eichendorff nahestehend kaum betrachtet werden kann; wenn man auch das argumentum silentio nicht allzu hoch einschätzen darf, so soll man es darum auch nicht zu niedrig anschlagen. Collins Tod ist alles, was der Tagebuchschreibrr von dem gefeierten Sänger zu sagen weiß; das ist denn schließlich doch nicht mehr, als man jeder Tagesneuigkeit an Wert beilegt. Obendrein widerspricht ein direkter Verkehr zwischen beiden der inneren Wahrscheinlichkeit: man denke sich auf der einen Seite den Beifall umrauschten Sänger, auf der anderen den unbekannten schlesischen Baron.

Ebensowenig ist aus den Quellen ersichtlich, daß der Verherrlicher des deutschen Waldes im Hause Wilhelm von Humboldts öfters Gastfreundschaft genossen hat.

Für den, welcher schärfer zusieht, ist die Angabe Hermann von Eichendorffs bereits mit einem Fragezeichen der Unsicherheit versehen; es heißt da, Eichendorff sei bei Humboldt „zu jener Zeit wohl ebenfalls ein öfterer Gast gewesen"; [2]) das beschränkende „wohl" wäre dem Schreiber sicher nicht in die Feder gekommen, wenn er klare Belege gehabt hätte.

Humboldt wird nur einmal an jener Stelle genannt, wo berichtet wird, daß Veit zu „dem ewig widersprechenden spiköpfigten, heidnischen Minister Humboldt" geht; darnach mag der Dichter den preußischen Gesandten gekannt haben, aber höchstens aus einer gesellschaftlichen Vorstellung, nicht aus persönlichem Umgang.

Dagegen muß der Verkehr mit Adam Müller und dem Schlegelschen Kreise stärker als bisher betont werden. Eine Begründung liefert die vorhergegangene Abhandlung.

---

[1]) Reinhold Steig trat gegen Krüger auf (Dtsch. Literaturztg. 20, S. 263/68); dafür wieder R. Pissin in seiner Loebenbiographie. W. Kosch (s. o.) stimmt Steig zu.

[2]) Sämtl. Werke: a. a. O. IV, 469.

Bei Betrachtung von Eichendorffs Lektüre mag Arnims „Wintergarten“ (20. Dezember 1811), welcher kurz vorher erschienen, als von Einfluß auf den Roman „Ahnung und Gegenwart“ hier erwähnt werden; daneben beherrscht noch Loeben mit seinen Produktionen weitaus an erster Stelle das Feld; dies war darauf zurückzuführen, daß Loeben seine Werke noch immer eigens übersandte: den „Hesperus“ (23. Oktober 1811) und „Arkadien“ (10. Februar 1812) und so, freilich unfreiwillig, das „Dessert“ zu den spartanischen Mahlzeiten des Bruderpaares lieferte.

Schlegels Arbeit „über die neuere Geschichte“ las Eichendorff wohl aus persönlicher Anteilnahme (3. September 1811). ebenso bestimmte ihn zur Lektüre von Körners Almanach[1]) ein solches Interesse (29. Februar 1812); er ließ nämlich mehrere seiner Gedichte dort drucken; so erschien 1812 in dieser Zeitschrift sein berühmtes Gedicht „in einem kühlen Grunde“.

Die Briefe, welche Loeben nach Wien schrieb, sind bis auf einen[2]) noch nicht ans Tageslicht gekommen; doch ist gerade dieser sehr bemerkenswert, weil er deutlich den Riß zeigt, welcher sich zwischen den Freunden aufgetan.

„Ich weiß und begreife es recht gut,“ sagt Loeben, „daß du eigentlichen großen, und sich in Enthusiasmus aussprechenden Geschmack an meinen bisherigen Dichtungen nicht gefunden und auch gerechterweise nicht finden konntest. Ohne das aber bleibt auch die Meinung über den Dichter schwankend, der Glaube an ihn ist nicht heilig genug begründet, man überblickt noch die Einzelheiten und findet die Gesamtfäden nicht. Wenn mein Arkadien[3]) dich nicht ganz befriedigt, so wird deine Neigung für mich nur immer durch deine Anhänglichkeit an meine Person bestimmt bleiben. Kraft deiner Natur kannst du ebensogut als ich selbst nur an einigen meiner Gedichte hängen. Ich hatte das Los oder die Grille, die Verblendung, bisher die besten und edelsten meiner Dichtungen ungedruckt im Pulte zu behalten.“[4])

Der Briefwechsel schleppte sich aber dennoch bis zum Jahre 1816 hin, wo die Dissonanzen so grell wurden, daß sie zu einer auflösenden Harmonie nicht mehr gelangen konnten.[5])

---

[1]) „Deutscher Dichterwald“.

[2]) W. Kosch: a. a. O. S. 19. Brief aus Wittenberg vom 27. Dez. 1810.

[3]) Der bereits erwähnte Schäferroman. 1811 gedruckt.

[4]) W. Kosch: a. a. O. S. 20.

[5]) Der ganze Briefwechsel bei W. Kosch.

Die Korrespondenz mit Fouqué, die am 28 Juli 1811 mit Übersendung eines Briefes mit Gedicht [1]) ihren Anfang nahm, leitete sich vielleicht aus einer Vermittlung Loebens her.

Sonst ging die Korrespondenz nicht über das gewöhnliche Maß hinaus; mit der Braut wurde selbstverständlich eine briefliche Verbindung aufrecht erhalten (20. September 1811, 6. Januar 1812); ihre Briefe bereiteten den Musensöhnen dadurch Freude, daß sie in ihnen „das wachsen ihrer Bildung“ verfolgen konnten (6. Januar 1812).

Ein Brief aus späterer Zeit spricht in demselben Sinne von ihr: „Ihr Hineinleben in mich, — sie schreibt z. B. ohne daß ich daran gedacht, jetzt eine Hand, die schon häufig mit der meinigen verwechselt wurde, — großer Kummer und das gewaltsame Herausreißen aus dem heimatlichen Boden und Sauerteig haben ihre frühere sinnlich reizende, mutwillig spielende Lebhaftigkeit in die Tiefe versenkt und in eine unendlich milde, stille, lebenskräftige Güte verwandelt. . . . Du kannst dir (der Brief ist an den Bruder gerichtet) wohl denken, daß ich sie gegen den sinnlosen, sich selbst nicht verstehenden Applaus oder gegen ein hoffärtig glänzendes Leben der Eitelkeit um Gottes willen nicht austauschen möchte. . . .“ [2])

Aus der Heimat meldete sich außerdem der „Herr Kaplan“ mit einem Briefe (16. November 1811), welcher jedenfalls in seiner Originalität als Autor den Mitverüber so manchen tollen Jugendstreiches erkennen ließ.[3])

---

[1]) Abgedruckt in Eichendorffs „sämtl. Werken“, IV, 472.

[2]) A. Nowack: a. a. O. S. 135.

[3]) Der Kaplan Paul Ciupke von Lubowitz, vgl. A. Nowack: a. a. O. S. 100.

Bedeutung des Wiener Aufenthaltes.

In zweifacher Hinsicht war der Wiener Aufenthalt für Eichendorff von entscheidendem Einflusse; zunächst in religiöser Hinsicht, wodurch der religiöse Entwicklungsgang des Romantikers seinen Abschluß findet.

Zwar könnte es befremdlich erscheinen, wenn man liest, wie Eichendorff in diesem Nachsommer alter Burschenherrlichkeit den idealen Zielen, welche im Schoße des Schlegelschen Kreises verfolgt wurden, seinen Aufzeichnungen zufolge, hie und da wenig Interesse entgegen zu-bringen scheint; oder klingt es nicht wie versteckter Spott, wenn wir über Dorothea die Worte lesen:

„Mad. Schlegel immer wüthend für die gute Sache und kampf-rüstig." (3. November 1811).

Allein das hatte seinen psychologisch leicht erklärbaren Grund darin, daß die Konvertitin nach Konvertitenart als Stein der Weisen behandelte, was dem als Katholiken geborenen Eichendorff ein Wiegengeschenk war.

Allmählich kam der Schützling aber doch in gleichen Schritt mit der geistreichen Frau; am besten ersieht man dieses daraus, daß Eichendorff seinen Erstlingsroman „Ahnung und Gegenwart" Dorotheens Kritik und Verbesserung unterwarf, und in diesem Romane erscheint Eichendorff als der gläubige und konsequente Katholik, der er zeitlebens geblieben ist.

Sein religiöses Ideal hat der Dichter in dem Helden des Romanes verkörpert, dem Grafen Friedrich, der nach unbefriedigtem Leben in der Welt in ein Kloster geht.

Diesem Dokumente von Eichendorffs religiöser Anschauung kommt darum eine besondere Bedeutung zu, weil der Poet mit diesem Geistes-kinde zum ersten Male die Stille seines Dichterheimes verließ und vor die Rampe des öffentlichen Lebens trat: der Roman erschien 1815 im Drucke.[1])

---

[1]) Bei Schrager in Nürnberg; bevorwortet war der Roman von Fouqué.

Eine bedeutsame Beeinflussung außer von der religiösen Seite empfing Eichendorff auch von der Seite literarhistorischer Betrachtung; zum Vermittler wurde Friedrich von Schlegel.

Es ist nicht die Aufgabe der vorliegenden Arbeit, diese Tatsache bis in alle Einzelheiten hinein zu beweisen; denn durch ein solches Vorgehen müßte man dazu kommen, den Rahmen der Abhandlung zu sprengen, d. h. man wäre gezwungen, die späteren Arbeiten Eichendorffs, nämlich die literarhistorischen Werke, aus den 50er Jahren, in den Bereich der Betrachtung zu ziehen.

Immerhin darf eine Lichtung auf das Endziel gebahnt werden.

Von Schlegel übernommen hat Eichendorff beispielsweise die Anschauung, daß das Epos „die früheste Dichtungsart sei",[1]) daß auf die epische Poesie die lyrische folge, „die Poesie der Gegenwart",[2]) und daß der Abschluß und zugleich der Gipfel der Entwicklung das Drama sei, „die Verbindung von Objektivem und Subjektivem."[3])

Beide, Schlegel und Eichendorff, beklagen den Mangel eines nationalen deutschen Dramas und schauen sehnsüchtig auf das Zeitalter eines Calderon in Spanien, wo Kunst und Volkspoesie in eins verschmolzen.[4])

Beide finden in der Philosophie des Mittelalters zwei Strömungen, die vom Altertume ausgehen: eine aristotelische und eine platonische; für die letztere hegen beide am meisten Sympathie, weil sie nicht „ohne christliche Ahnungen" war, wie Eichendoff sagt.[5])

Die Abhängigkeit Eichendorffs von Schlegel wird noch überzeugender, wenn wir eine Einzelheit herausgreifen.

„So gliedert er die deutsche Heldensage gleich diesem (Schlegel) nach drei Fabelkreisen und versetzt in den dritten die Sage vom König Arthus und seiner Tafelrunde, diejenige Sage, in der die religiöse Weltansicht ihren Kulminationspunkt besitzt."[6])

Es lieg im Sinne dieser Arbeit, daß der Umstand besonders betont wird, daß eine große Anzahl dieser Gedankengänge durch jene Vorlesungen

---

[1]) Gesch. der poet. Litt. Dtsch.'s. S. 47. Die Parallelstelle in „Studien des klass. Altertums". Schlegels „sämtl. Werke". III, 77.

[2]) Eichendorff: a. a. O. 72. Schlegel: a. a. O. III, 129.

[3]) Siehe: Eichendorff a. a. O. S. 165. Schlegel: a. a. O. V, 66.

[4]) Eichendorff: a. a. O. S. 20. Schl gel: a. a. O. II, 92.

[5]) Eichendorff: a. a. O. S. 8. Schlegel: a. a. O. II, 75.

[6]) W. Kosch in seiner Einleitung zu E.'s Literaturgeschichte. S. VIII.

Schlegels im Jahre 1812 vermittelt wurden, welche späterhin als „Geschichte der alten und neuen Literatur", dem Fürsten Metternich gewidmet, in Buchform der Öffentlichkeit übergeben wurden.[1]) Nimmt man hinzu, was in den oben skizzierten Gesprächen über Literatur dem Romantiker geboten wurde, so darf man nicht mit Unrecht sagen, daß Eichendorffs literarhistorische Betrachtungsweise im Wiener Aufenthalte ihre Wurzeln besitzt.

Die dichterische Produktion Eichendorffs in der Wiener Zeit, welche für seine lyrische Entwicklung von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist, bietet ein sehr erfreuliches Bild.

In Gedichten, im Romane und im Drama hat sich der schlesische Sänger gleichermaßen betätigt.

Wenden wir uns zunächst zu den Gedichten! Der warme Frühlingsregen pflegt ein rasches Aufsprießen der Blumen zur Folge zu haben, der Eintritt der Liebe im Dichterherzen einen Reichtum an lyrischen Ergüssen.

Zwar hatte sich ja Eichendorff nun schon in Lubowitz (1809) der Herrschaft des Liebesgottes unterworfen, indem er in Aloysia von Larisch[2]) eine Braut gewonnen, allein er wurde sich des Segens des neuen Ragimes erst bewußt, als er ihn entbehrte.

„Der verliebte Reisende"[3]) besang die wehmütige Trennungsstimmung in einem Zyklus von neun Gedichten, in welchen der Poet mit großem Glücke sich den wechselnden Winden des Gefühlslebens überließ.

Da fährt er zuerst „still im Wagen" und singt in sich, dann wird die Seele, von den Schönheiten der Natur berauscht, ihm plötzlich munter und er grüßt die ferne Geliebte „aus Herzensgrund".

In dem folgenden Gedichte „Andenken" schlägt diese Stimmung in tiefste Melancholie um:

„Da traten mitten im Scherze
Die Tränen ins Auge mir,
Ach! denn die mich lieben von Herzen,
Sind alle so weit von hier!"

Dann wieder trägt er dem Liede, das „mit Tränen halb geschrieben", auf, der Geliebten zu berichten, wie es um ihn stehe: wenn sie, „rot und lustig," solle es ihn „krank von Herzensgrund" melden; gesund, wenn

---

[1]) Wien. K. Schaumburg. 1815.

[2]) Vergl. über sie A. Nowack: a. a. O. S. 133.

[3]) Raimund Pissin: Jos. und Wilh. von Eichendorffs Jugendgedichte (in den Zobeltitzeschen Neudrucken). Berlin. Frensdorff. 1905. S. 92–98.

sie nachts weine und „still bei Tage sinne,“ und tot, wenn „vorbei ihr treues Lieben“, ein künstlerisch durchgebildeter und in die Form der Klimax glücklich gehüllter Einfall.

Angst beschleicht ihn, wenn er sich der Menschen erinnert, die da „voll Tückelauern“ und gern zerstören wollen

„auf Erden das schöne Fest“.

Zum Schlusse faßt er wieder Zuversicht: denn

„Treu' Liebe wird ewig bestehn“.

Einen balladenartigen Charakter, der das subjektive Erlebnis aus objektiver Perspektive betrachtet, nehmen die folgenden Glieder dieses Cyklus an; [1]) dem anmutigen „Frühlingslied“ [2]) folgen mehrere Gedichte, die stark tragisch angehaucht erscheinen; bald findet der Liebende, daß die Geliebte seiner „nicht mehr mit Schmerzen harre“, und so klagt er:

„ . . . mich tötet noch im Herzen
Dieser Schmerzen Zauberei.“

Bald kehrt er heim aus fernen Landen, es kennt ihn keiner mehr, und, während die Musikanten lustig aufspielen, fällt der Leidende draußen „hin im Feld“; ähnlich ist die Situation in dem „Jahrmarkt“; auch hier kennt keiner mehr den Zurückkehrenden; er ist ein Fremdling geworden im Heimischen, das Haus der Liebsten steht leer, und im Jahrmarktstrubel sieht er die Angebetete selbst mit fremden Zügen im Gesicht am Arme eines anderen.

Fast ganz aus der Reihe fällt das wunderbare Gedicht „auf einer Burg“, dessen Gedanken Robert Schumann ebenso unvergleichlich schön in Töne gesetzt hat.

In der Ausmalung des alten Ritters, der einsam mit eingewachsenem Bart und Haar und versteinerter Brust und Krause, „oben in der stillen Klause sitzt“ viele hundert Jahre lang, in ihrer Ausgestaltung ist der Dichter buchstäblich stecken geblieben, nur am Schlusse blitzt ein anderer Gedanke auf:

„Eine Hochzeit fährt da unten
Auf dem Rhein im Sonnenscheine,
Musikanten spielen munter,
Und die schöne Braut, die weinet.“

---

[1]) Deshalb durften sie in der Ausgabe in den „sämtl. Werken“ auch getrennt aufgeführt werden: Frühlingslied (I, 25), Rückkehr (I, 26), auf einer Burg (I, 28), Jahrmarkt (I, 27).

[2]) Welches später gekürzt wurde.

Von den wenigen übrigen Gedichten des Jahres 1811 ist noch das schöne „Andenken"[1]) der Geliebten gewidmet; „Morgen"[2]) „Mittagsruh"[3]) huldigen einer verschwommenen Naturanschauung; es sind Nachklänge aus der Heidelberger Zeit, wo Eichendorff bekanntlich Loebens Dichtungsweise nachahmte.

Eine Warnung vor falscher Liebe und Freundschaft enthält das geheimnisvolle „Zwielicht",[4]) das Schumann gleichfalls musikalisch interpretiert hat.

Zum Preise der Wanderlust schrieb Eichendorff die später unter „Sängerleben" zusammengefaßten Poeme, von denen der „Sänger"[5]) und die „Musikanten"[6]) dieser Zeit angehören. In dem letzteren kehren alle Züge der Eichendorffsten Naturbilder wieder, die typisch für ihn geworden sind: lustiges Reisen durch Morgenkühle und Feld und Wald; ein Tal tut sich auf:

„Tief unten da ist ein Garten,
Da wohnt eine schöne Frau,
Wir können nicht lange warten,
Durch's Gittertor wir schaun,
Wo die weißen Statuen stehn,
Da ist's so still und kühl,
Die Wasserkünste gehen.
Der Flieder duftet schwül.
Wir ziehen vorbei und singen
In der stillen Morgenzeit,
Sie hört's im Traume klingen,
Wir aber sind schon weit."

In der großen Menge von Gedichten aus der Zeit von 1812 bis zum Ausbruche des großen Völkerkampfes zeichnen die Lieder der Liebe ihre leuchtende Spur weiter fort.

Eine merkwürdige Wirkung brachte das „Flügelroß"[7]) hervor, worin er der Königin seines Herzens die Worte zuruft:

---

[1]) R. Pissin: a. a. O. S. 99. Sämtl. Werke S. 23.
[2]) R. P. S. 98. S. W. S. 29. — [3]) R. P. S. 99. S. W. S. 30.
[4]) R. P. S. 90. S. W. S. 5.
[5]) R. P. S. 90. S. W. S. 6 (als „der Musikant" II).
[6]) R. P. S. 91. S. W. S. 20 (als die „Spielleute").
[7]) R. P. S. 99 ff. S. W. 332.

„Mein Liebchen! wie so öde
Wird's oft in Stadt und Schloß,
Frisch auf, und sei nicht blöde,
Besteig' mit mir mein Roß!"

und ihr dann verspricht, vom Pegasus herab ihr all die Herrlichkeiten der Natur zu zeigen, sie fröhlich miteinander genießend.

Auf diesen poetischen Anruf gab die Braut mit überraschender Sicherheit die Parole; sie griff nämlich zur Feder, und in zierlich gesetzten Versen bedankte sie sich „für des Sitzes Teilen auf buntbeschwingtem Roß" und entschuldigte sich mit der Mutter Strenge, daß sie seinem Wunsche nicht nachkommen könne; Beseitigung dieses Hindernisses verspricht aber die Zukunft:

„So muß ich denn noch zagen,
Doch bin ich dir vereint,
Da muß das Roß mich tragen,
So weit der Himmel scheint!" [1])

Solches Entgegenkommen gab dem Dichter neuen Ansporn; bald begrüßt er sie am Abende zur Schlafenszeit, ihr versichernd, daß treue Liebe über sie wache („Liebeslust") [2]), bald lädt er sie ein, mit ihm das schwankende Schifflein zu besteigen, das sie zu der Insel der Seligen führen soll, dorthin, wo „der Garten Gottes steigt aus Morgenflammen". („Glückliche Fahrt.") [3])

„Zum Abschied" [4]) scheint Eichendorff gesungen zu haben, als er von Wien aus Eltern und Braut vielleicht einen Besuch abstattete oder mit ihnen an einem vereinbarten Treffpunkte zusammenkam; wenigstens trägt das Poem den Vermerk unter dem Titel „an L(uise) 1812". Die Anspielung auf „den ew'gen Winter auf den deutschen Auen" geht gewiß auf die politischen Verhältnisse des Vaterlandes. Wie in der oben angeführten Tagebuchnotiz freut sich der Dichter hier über der Braut geistige Fortbildung und „jauchzt ihr zu":

„ . . . es wird die Knospe springen,
Die deine Blüte neidisch hielt umschlossen."

Die Durtonart geht in Moll über bei den folgenden Produktionen; die „Herbstklage" [5]) entwirft das düstere Bild eines Herbsttages mit

---

[1]) Das ganze Gedicht in den S. W. IV, S. 413.

[2]) R. Pissin: a. a. O. S. 111. S. W. S. 228.

[3]) R. P. S. 102. S. W. S. 217. — [4]) R. P. S. 102. S. W. S. 225.

[5]) R. P. S. 103; fehlt in den S. W.

unfreundlicher Oktoberstimmung, am Weiher steht der Dichter und sinnt über seine Verlassenheit in dieser Welt, ein Reiher, welcher am Ufer steht, stürzt sich in das Wasser, und seufzend entringt sich die Klage der Dichterbrust:

„Ach! daß ich hier stehen muß!"

Darauf verwandelt der Dichter die Herbststimmung in die des Winters („Winter"), [1]) eine Szenerie, welche gerade Eichendorff am wenigsten sonst bevorzugt; in künstlerisch durchdachter Form spricht der Sänger den Gedanken aus, wie schön es eingerichtet, daß die Natur sich dem Tode des Winters so getrost überlassen könne, da sie jedesmal der Lenz in kurzer Frist wieder zur Auferstehung bringe, in wirksamstem Kontraste wenden dann die Schlußverse sich ins Persönliche:

„ . . . ein gebrochen Herz
Weckt kein Frühling wieder."

In milderer Form erhält sich das Motiv der unglücklichen Liebe in den letzten Liedern dieser Gruppe: „Es träumt ein jedes Herz", [2]) „Wehmut", [3]) „Laß das Trauern" [4]) und „Hüte dich"; [5]) von den letztgenannten Gedichten muß die „Wehmut" eigentlich in seinem organischen Zusammenhange mit der betreffenden Stelle in „Ahnung und Gegenwart" betrachtet werden, ebenso das etwas pessimistische „Hüte dich" mit seinem Refrain:

„Glaubt dem falschen Herzen nicht!"

Denn wenn auch im allgemeinen die in die Romane eingestreuten Lieder sich unbedenklich aus ihnen herausheben lassen, weil sie zumeist gar nicht in dem Flusse der Entwicklung des Werkes als Flußgold mitgeführt werden, sondern willkürlich in sie hineingeworfen sind, so gilt dies gemeinhin doch nicht von allen Gedichten.

Eng an diese Gruppe schließen sich an die romanzen- und balladenartigen Erzeugnisse dieser Periode; auch sie führen fast durchweg das Thema der Liebe als Leitmotiv mit sich.

An der Spitze steht das zum Volkslied gewordene „In einem kühlen Grunde", [6]) welches die Märe von dem Ringlein erzählt, das, dem Liebsten von der Müllerin mit dem Treuschwure gegeben, bei dem Bruche des Versprechens zerspringt. Da möchte nun der Betrogene als Spielmann die Länder durchziehen, als Reiter in der Schlacht kämpfen,

---

[1]) R. P. S. 104; in den S. W. nicht enthalten.
[2]) R. P. S. 104; in die S. W. nicht aufgenommen.
[3]) R. P. S. 104. S. W. S. 67. — [4]) R. P. S. 105. S. W. S. 68.
[5]) R. P. S. 117. S. W. S. 331. — [6]) R. P. S. 111. S. W. S. 333.

dann lockt ihn wieder das Rauschen des Mühlrades wie den Alpenbewohner das Alphorn, und traurig schließt er:

„Hör' ich das Mühlrad gehen,
Ich weiß nicht, was ich will,
Ich möcht' am liebsten sterben,
Da wär's auf einmal still."

Durch dieses „Müllerlied" ist Eichendorff in die Reihe der „Müllerliederdichter" getreten, unter denen Namen wie Goethe, Wilhelm Müller und Justinus Kerner glänzen.

Mit dem „Gefangenen" [1]) betritt Eichendorff das Gebiet der phantastischen Romantik; der Ritter, welcher im Walde einschlummert und sich im Schoße einer schönen Fee liegend wiederfindet, welche ihn durch Liebkosen berückt und am Ende in ihr kristallenes Schloß verzaubert, ist ein sehr naher Verwandter der Ritter bei Fouqué und geht in letzter Linie mit diesen auf die alten deutschen Sagenhelden zurück. Ähnliche Motive, mit einem düsteren Schimmer umkleidet, lassen sich in dem „Reitersmann" [2]) und der „Hochzeitsnacht" [3]) wahrnehmen.

In beiden Gedichten kommt der tote Liebhaber und fordert die Geliebte zurück, welche ihm einst angehört, dann aber treulos einem andern sich hingegeben.

Da muß sie nun dem Geliebten in den Tod folgen: hier erschießt sie der Reitersman, dort lädt sie der Liebhaber von der Hochzeit hinweg zu einer Rheinfahrt ein, von welcher sie nicht mehr zurückkehrt.

Eigenartige Nuancen erhalten die beiden Gedichte „Der verirrte Jäger" [4]) und „Lorelei" [5]) durch den Waldesduft und Hörnerklang, der sie durchweht, beidemal tritt uns als Held ein Jäger entgegen, welcher, der zauberischen Erscheinung einer Waldfee (Lorelei) folgend, im Walde sich verirrt und aus der Wirrnis sich nicht mehr herausfindet.

In der „Hochzeitsnacht" wie im „Reitersmann" wirken Goethes „Fischer" und Bürgers „Leonore" nach, in der „Lorelei" steht der Dichter im Banne Brentanos bezw. der Brentanoschen Lorelei-Ballade; [6]) die drei Motive sind Eichendorffs Lieblinge geblieben bis in seine dramatischen

---

[1]) N. P. S. 112—114. S. W. S. 331. — [2]) N. P. S. 114—116. S. W. I, S. 338. — [3]) N. P. S. 127—129. S. W. I, S. 368.
[4]) N. P. S. 117. S. W. I, S. 348. — [5]) N. P. S. 118. S. W. I, S. 329.
[6]) E. Höber: Eichendorffs Jugenddichtungen. Diss. Rostock. 1893. S. 29.

Produktionen hinein; so stürzt sich Gertrud im „Helden von Marienburg“ mit den Worten der Brentanoschen Ballade in den Abgrund.[1])

Der Stoff zu dem Gedichte „Die Lorelei“, dem schon Präludien im Mittelalter voraufgehen,[2]) entstammt, wie schon kurz erwähnt, Brentanos Poesien;[3]) doch ist es schon nicht mehr die ursprüngliche Form der von Brentano gestalteten Sage, welche im „Godwin oder das steinerne Bild der Mutter“[4]) sich findet; darnach bezaubert eine berückend schöne Jungfrau alle Männer durch ihren Anblick, sie liebt jedoch nur einen; allein dieser betrügt sie. Der Bischof lädt sie vor sein Gericht, er entgeht aber ebenfalls dem berückenden Zauber nur dadurch, daß er sie nach einem Kloster sendet. Unterwegs beredet sie die drei begleitenden Ritter, mit ihr den Rheinfelsen zu erklettern, um noch einmal das Schloß des Geliebten zu schauen. Oben angelangt, stürzt sie sich in den Rhein, die drei Reiter aber müssen elendiglich sterben, da sie den Rückweg nicht finden.

Die spätere Fassung der Sage, welche ebenfalls auf Brentano zurückgeht, stellt die Zauberin als eine Nixe dar und steht in den Kindermärchen des Dichters.

Ihre Entstehung fällt frühestens in das Jahr 1810, d. h. in die Zeit von Brentanos Berliner Aufenthalt.

Möglich ist nun sehr wohl, daß Eichendorff, der damals auch in Berlin sich aufhielt, aus Brentanos Mund Anregung zu dem Gedichte empfangen hat. Obendrein hat aber noch Loeben diesen Stoff behandelt, einmal in einem Gedichte, worin er, als unmittelbarer Vorgänger Heines, das Sirenenmotiv einflicht — Lorelei ist da eine „schöne Fey,“ welche den Fischern freundlich ist; nachts sitzt sie auf dem Felsen und singt. Ein Ritter verliebt sich in sie; sie rettet ihn aus dem Wasser ans Land,

[1]) J. Minor: Ztschr. f. d. Phil. 1889. S. 231.

[2]) Eine Liederhandschrift aus dem 13. Jahrhundert (in der Kgl. Bibliothek zu München befindlich) schreibt dem Berge Geister als Bewohner zu; Conrad Celtis, der berühmte Humanist, lobt in seinen Distichen das wunderbare Echo der Lorelei. G. Leithäuser: „Die Lorelei in Sage und Geschichte“. Belletristisch-Literarische Beilage der Hamburger Nachrichten. Nr. 36.

[3]) Vergl. zum folgenden: W. Hertz: „Über den Namen Lorelei“. Sitzungsberichte der kgl. bayr. Akademie der Wissenschaften zu München. Philos.-histor. Klasse 1886. S. 217 ff.; auch in den Gesammelten Abhandl. Stuttg. 1895. 478 ff.

[4]) „Ein verwilderter Roman von Maria.“ Bremen. 1802. II, 392.

wird aber von den Leuten des Ritters in den Tod getrieben, weil man sie für die Verderberin des Ritters hält.

Von beiden Fassungen der Sage hat Eichendorff gleich viel oder gleich wenig übernommen. An die Festlegung der Sage an den Rhein erinnert die Stelle, wo es heißt, daß ihr (d. h. der Lorelei) Schloß „tief in den Rhein schaue"; auch erfahren wir, daß, wie bei Brentanos erster Gestaltung, falsche Liebe ihr Herz gebrochen hat.

Im übrigen aber ist das Gedicht von dem ehemaligen Schauplatze der Handlung losgelöst und spielt im Walde. Auch sonst sind alle charakteristischen Züge der ersten Bearbeitung verschwunden, und so nimmt das Gedicht eine eigenartige Stellung ein in der poetischen Entwicklung des Loreleistoffes.

Eichendorffs „Lorelei" wirkt fast dramatisch durch die Dialogform, in welcher sie gehalten ist, und drängt kunstvoll in der Schlußstrophe verschiedenartige Stimmungen zusammen; da sagt die „Hexe" zu dem Jäger, welcher sie nach seiner Liebeswerbung entsetzt erkennt:

„Du kennst mich wohl — von hohem Stein —
Schaut still mein Schloß tief in den Rhein.
Es ist schon spät, es wird schon kalt,
Kommst nimmermehr aus diesem Wald."

An die Verherrlichung des Jägerberufes klingt der Schluß des seltsamen Gedichtes an „Der armen Schönheit Lebenslauf." [1])

Die arme Schönheit irrt auf Erden,
So lieblich Wetter draußen ist,
Möcht' gern recht viel gesehen werden,
Weil jeder sie so freundlich grüßt."

So beginnt das einer Allegorie gleichkommende Phantasiestück, welches den Segen und mehr noch den Fluch der Schönheit mit Anmut und Würde in Versen veranschaulicht.

Die einen fliehen die Schönheit wegen ihrer Armut, die anderen vermögen sie nicht zu fesseln, und als sie in Glanz und Reichtum sich darbietet, da nennt sie der Liebste „eine schöne Leiche"; denn sie prunkt mit der äußeren Schale des Leibes, der innere Kern der Seele aber ist verdorben. Schließlich überkommt sie die Reue:

---

[1]) R. Pissin: a. a. O. S. 125–127. S. W. I, S. 366.

„Da legt sie ab die goldnen Spangen,
Den falschen Putz und Ziererei,
Aus dem verstockten Herzen drangen
Die alten Tränen wieder frei."

Nun wird alles wieder gut; in das Herz, das frei von Sünden, zieht die Liebe ein und die Seele geht im Hafen ein".

„Der Liebste war ein Jäger worden,
Der Morgen schien so rosenrot,
Da blies er lustig auf dem Horne,
Blies immerfort in seiner Not."

Ebenso originell und geistvoll durchgearbeitet ist das Gedicht „Die wunderliche Prinzessin",[1]) das in seiner ungewöhnlichen Ausdehnung etwas episch anmutet.

Auf einem alten Schlosse regiert sie, die Prinzessin; ihr wundersamer Gesellschafter ist ein alter Zauberer, welcher sie mit ebenso wundersamem Spielzeug unterhält. Nachts im Mondenscheine packt er es aus seinem Mantel und siehe! die Figuren umtanzen ihn, indem sie plötzlich Leben gewinnen. Die Prinzessin verlangt aber nach wirklichem lebendigem Umgange, nach Wesen ihres gleichen; ihre Freier Heinrich der Löwe, Gottfried (von Bouillon?), Siegfried „Der Scharfe", König Alfred und Don Quixote schlafen versteinert im Schloßhofe, doch als neue Werber nun kommen: Jäger, Pilger, Schäfer und Ritter, da werden die einen der ankommenden Liebesfreibeuter von den erwachenden Recken erdrückt, die anderen werden von dem Alten unter sein Spielzeug verzaubert. Dann „legen sie die Maskerade ab" und

„Jäger sind wir nicht, noch Ritter,"
Hört man sie von fern noch summen,
„Spiel nur war das — wir sind Dichter! —"
So vertost der ganze Plunder,
Nüchtern liegt die Welt wie ehe,
Und die Zaubrin bei dem Alten
Spielt' die vor'gen Spiele wieder
Einsam wohl noch lange Jahre."

So entpuppt sich das ganze Stück zum Schlusse als ein Schattenspiel allegorischer Figuren; die Prinzessin ist die Phantasie, der die Werber als willenlose Puppen untertan sind: die Dichter. Einige werden

---

[1]) R. Pissin: a. a. O. S. 120—125. S. W. I, S. 353 ff.

erdrückt von ihren ersten Liebhabern: sie erliegen dem Banne einseitiger Geistesförderung, die Mehrzahl läßt sich eine Weile in die bunte Schar der Spielpuppen einreihen, wenn sie dem Verstande wieder gehorchen, kehren sie aus dem Mummenschanze dieser Welt in das Alltagsgetümmel des Lebens wieder zurück.

Die Auflösung der Allegorie hat Eichendorff nirgends klar ausgesprochen, obgleich er das Gedicht in dem Romane „Ahnung und Gegenwart" vortragen und von den Zuhörern besprechen läßt; allein „einige hielten die Prinzessin im Gedichte für die Venus, andere nannten sie die Schönheit, andere nannten sie die Poesie des Lebens". [1])

Charakteristisch für diese Epoche sind die „Zeitgedichte" dieser Jahre.

Ahnungsvoll deuten die „Zeichen" [2]) darauf hin, daß nach dem Strafgerichte über den Korsen

„Der Völker Herzen sind die Saiten,
Durch die jetzt Gottes Hauche gleiten."

Als die Morgendämmerung der Freiheit weiter fortschreitet, faßt den Sänger „Unmut", [3]) weil er

„ . . . muß in Sehnsuchts-Schauern
Hier ruhmlos untergehn!"

Allein der „Entschluß" [4]) entreißt ihn dem Gefühle des Unmutes; zwar lockt der Heimat idyllischer Friede wie immer, doch mächtiger ist der Zug zum Kampfe für das Vaterland:

„Mich faßt der Sturm, wild ringen Licht und Schatten,
Durch Wolkenriß bricht flammendes Entzücken —
Nur zu, mein Roß! wir finden noch zum Ziele!"

Nicht so sehr die politischen Verhältnisse als den Zeitgeist überhaupt nimmt sich Eichendorff in den drei Sonnetten an Fouqué [5]) zum Vorwurfe, gleichsam um durch die Schilderung ihrer düsteren Seiten ein Rembrandtsches Dunkel zu gewinnen, auf dem die Lichtgestalt des Gefeierten, dem auch Körner und Uhland ihre Verehrung bezeigt, reizvoll sich abhebt.

---

[1]) Vergl. darüber: E. Höber: a. a. O. S. 32.
[2]) R. Pissin: a. a O. S. 107. S. W. I, S. 127—128.
[3]) R. P. S. 107. S. W. I, S. 128.
[4]) R. P. S. 108. S. W. I, S. 128.
[5]) R. Pissin: a. a. O. S. 108—110. S. W. I, S. 129—130.

„Seh' ich des Tages wirrendes Beginnen,
Die bunten Bilder fliehn und sich vereinen,
Möcht ich das schöne Schattenspiel beweinen
Denn eitel ist, was jeder will gewinnen."

In diesen Wirrsalen wird der Sigurdsänger gefeiert als der stille Geist, der auf der Weltwarte stehend, der alten gottesfrohen Zeit sich erinnert, als der Harfner, der zu Gottes Lob aus Herzensgrunde singt, und zuletzt als derjenige, welcher noch getrost „der heill'gen Pforte" nahen darf; die Begeisterung für den Apostrophierten endet in einem wirkungsvollen Schwure, den die Gefolgsmannen ihrem Führer ablegen:

„ . . . hau klingend Luft dir, ritterlich Gemüte!
Wir wollen bei dir bleiben bis zum Tode."

Das religiöse Moment, das schon hier leise angeschlagen wird, klingt unmittelbar an unser Ohr in den beiden poetischen Ergüssen „Erhebung" [1]) und „Nachtlied";[2]) das letztere zeigt uns den Dichter, ähnlich wie Jean Paul in der Silvesternacht, in die Betrachtung der Nacht versunken, welche den Schleier über all das buntfarbige Weben des Tages geschlagen; es schauert den einsamen Wächter und gebetartig entringen sich die Worte seinem Munde:

„Wie weit die falsche Welt auch sei,
Bleibt mir doch einer nur getreu,
Der mit mir weint, der mit mir lacht.
Wenn ich nur recht an ihn gedacht.
Frisch auf denn, liebe Nachtigall,
Du Wasserfall mit hellem Schall!
Gott loben wollen wir vereint,
Bis daß der lichte Morgen scheint!"

Was schon von den Erzeugnissen der Zeit vor dem Wiener Aufenthalte gilt, daß sie nämlich zu den besten Schöpfungen Eichendorffs gehören, erhält hier erst seine volle Berechtigung: „In einem kühlen Grunde", „Vergangen ist der lichte Tag" (Nachtlied) und das Loreleilied sind ebenso glänzende Perlen im Eichendorffschen Musenschatze wie: „O Täler weit, o Höhen" und „Wer hat dich, du schöner Wald".

So besteht denn auch hier der Satz zu Recht: „Eichendorff hat in dieser Schaffensperiode (allerdings von 1808 angerechnet), als er wenig

---

[1]) R. P. S. 111. S. W. I, S. 285.
[2]) R. P. S. 112. S. W. I, S. 295.

über zwanzig Jahre alt war, die höchste Stufe seiner lyrischen Leistungen erreicht.“ [1])

Metrik und Versmaß verraten die weiseste Beschränkung, der der Reim ist fast durchweg glatt; nur wo der Dichter mit Absicht altertümeln will, läßt er auch fremdartige Reime zu („gesprungen“ — „klungen“ in dem „Gefangenen“, „Aue“ — „Fraue“ in demselben Gedichte, „Grunde“ — „geschwunden“ in dem „Zerbrochenen Ringlein“) oder er geht gerade zu so weit, den Vers holperig zu machen.

Das ist der Einfluß des Volksliedes; [2]) wie glücklich der schlesische Poet in diesen Ton sich gefunden, hat wohl stets der Umstand am besten bewiesen, daß das „Zerbrochene Ringlein“ lange für eine Äußerung des dichtenden Volksmundes gehalten wurde. [3])

Das hervorragendste Interesse aber verdient die Tatsache, daß Eichendorffs Technik im Liede in der ihm spezifischen Eigenart vollständig ausgeprägt vor uns liegt. Sie besteht darin, daß der Leser zuerst den Weg durch die romantischen Stimmungen geführt wird, dann aber plötzlich abseits zu einer Überraschung, sei dieselbe nun einer herrlichen Aussicht oder einem Blicke in eine furchtbare Schlucht vergleichbar.

Man beachte zur Beleuchtung dieses Satzes die Schlußverse der verschiedenen Gedichte: im „Zerbrochenen Ringlein“ der ergreifende Wunsch:

„Ich möcht' am liebsten sterben,
Da wär's auf einmal still,“

die schalkhafte Aufklärung in der „Wunderlichen Prinzessin,“ der seltsame Hinweis auf die weinende Braut in dem Poeme „Auf einer Burg,“ die etwas schaurige Eröffnung der Lorelei am Ende des Liedes u. s. f.

Diese Art des Wiederbelebens eines schon oft behandelten Stoffes hat der Eichendorffschen Muse stets viele Verehrer zugeführt.

Ein gut Teil der Romanzen und Balladen hat von diesem Zuge des Dichters wohltätige Wirkung erfahren; denn das Sprunghafte und Plötzliche liegt ganz im Sinne der volkstümlichen Balladen- und Romanzengestaltung.

---

[1]) E. Höber: a. a. O. S. 22.

[2]) Vgl. E. Höber: a. a. O. S. 36.

[3]) Darüber spricht sich der Dichter selbst in einem Briefe an den Erbprinzen von Koburg aus bei Übersendung des Gedichtes. 1838. Hoffmanns „Findlinge“. 236.

Heine hat sich von dieser Seite Eichendorffs mächtig angezogen gefühlt, hat diese Art dann aber oft genug in einer Weise verzerrt und entstellt, daß der Reiz sich in Ueberreiz verwandelt.[1])

Neben den Gedichten beschäftigte den Dichter vornehmlich sein Roman „Ahnung und Gegenwart."

Mit fast systematischer Gewißheit fand ihn der späte Abend, ja auch manchmal der frühe Morgen über der Arbeit, die flüchtigen Phantome der Phantasie in Worte zu bannen.

Vom Juni 1811 an bis zum Januar 1812 finden sich in allen Monatsübersichten Bemerkungen wie: „diesen Monat fleißig am Romane" oder „anfangs an meinem Romane."

Mit diesen Eröffnungen ist allerdings die Frage nach der Datierung[2]) des Romanes noch nicht gelöst, wenigstens nicht auf Grund von schriftlichen Selbstzeugnissen.

Krüger[3]) nahm ohne weiters an, daß das erste Buch, welches sich zu den folgenden „fast wie der Tag zur Nacht" verhalte, in Lubowitz zwischen dem Sommer 1808 und dem Herbste 1809 entstanden sei; den übrigen Teil des Romanes sollte Eichendorff dann in Wien geschrieben haben.

Weichberger[4]) machte dagegen geltend, daß Anklänge an Arnims 1810 erschienenen Roman von der Gräfin Dolores und ein ebenfalls erst 1810 entstandenes Märchen von Brentano eine solche Datierung unmöglich machten.

Trotzdem gibt er zu, daß einige Teile schon vor dem Wiener Aufenthalte existiert haben müssen, so die Jugendgeschichte Friedrichs und Rudolfs (Kapitel 5 und 23); er erklärt aber keineswegs, wie es kommt, daß diese Stücke sich nachher so ganz zufällig in dem Romane wiederfinden.

Wenn ich mir eine Vermutung erlauben darf — und um solche kann es sich hier nur handeln, — so waren diese Teile für einen biographischen Roman berechnet, welcher nur Fragment blieb und dessen wertvollere Überreste wir in diesen späteren Kunstbau vermauert wiederfinden.

Die Quellen geben weiterhin keinen Anhalt für Weichbergers Ansicht, daß der österreichische Staatsbankerott die Arbeit unterbrochen oder auf-

---

[1]) Vergl. S. Heller: Eichendorffs Einfluß auf Heines Lyrik-Programm. Lemberg. 1897.

[2]) Vergl. K. Weichberger: Untersuchungen zu Eichendorffs Roman „Ahnung und Gegenwart". Jena. 1901. S. 41.

[3]) H. A. Krüger: a. a. O. S. 140.

[4]) K. Weichberger: a. a. O. S. 41.

gehalten habe; vielmehr glaube ich, daß der ganze Roman in der Form, wie er uns vorliegt, in Wien entstanden und ein älteres, nicht erhaltenes Romanfragment darin aufgegangen ist; bei dieser Annahme ist es auch nicht schwer, das zweite Buch mit der Schilderung der Redouten, welche erst am 7. Januar begannen, einzuordnen; und ebenso bringt uns die Datierung des letzten Buches keineswegs ins Gedränge.

Vollendet war der Roman im Jahre 1812; das sagt Eichendorff selbst in einem unter dem 10. Oktober 1814 an Fouqué wegen der Herausgabe gerichteten Schreiben, daß er nämlich das Werk vollendet, „ehe die Franzosen in Moskau waren.“[1])

Dafür, daß Dorothea Schlegel, die Verfasserin des „Florentin,“ den Roman durchgelesen und Verbesserungen vorgeschlagen, bieten die Quellen keinen Aufschluß; doch ändert das an der von dem Sohne beglaubigten Tatsache nichts.

Es kann die Aufgabe dieser Arbeit nicht sein, das Werk kritisch zu analysieren, zumal über dieses Thema schon mehrere Einzelstudien vorhanden sind.[2]) Wohl aber müssen die auf Wien bezüglichen Stellen hier zur Betrachtung herangezogen werden.

Daß Eichendorff in dem Helden des Romanes und dessen Bemühungen um das Staatswohl sich selbst und seine Ideale gezeichnet hat, fortgebildet auf dem in Wien vorbereiteten Grundstocke, ist ohne weiteres ersichtlich. Eine interessante Fundgrube für die weitere Demaskierung der vorkommenden Personen bietet der Brief Loebens vom 20. Oktober 1814 an Eichendorff, den der Empfänger mit Randglossen versehen hat, worin seine ursprünglichen Gedanken sich widerspiegeln.[3])

Da stellt der Dichter nun in Abrede, daß Leontin mit Arnim oder einem seiner Helden irgend etwas gemein habe; „er selber . . . sieht dem Leontin gar wenig ähnlich.“

Der tolle Dichter Faber, den man nicht ohne Geschick mit Castelli parallelisieren wollte, „soll ein manierierter Kerl sein, und kein Ideal eines vollkommenen Mannes, was keiner ist, der bloß Dichter ist.“

Über die Gräfin Zichy als Romanmodell ist schon an einer anderen Stelle die Rede gewesen.

---

[1]) Briefe an Fr. Baron de la M. F. Berlin 1848. S. 74—86.

[2]) So von Höber, Krüger, Weichberger und Donner.

[3]) S. W. Kosch: a. a. O. S. 39. Das andere Material aus Weichberger.

Der Prinz und seine bürgerliche Geliebte entpuppen sich durch Eichendorffs Hinweis als „Egmont und Klärchen;“ dabei soll der Prinz „ein bloßer wirklicher Nachahmer des Erdichteten Gelesenen sein.“

Der Behauptung Loebens gegenüber, daß dem Dichter bei dem Entwurfe der Gestalt der Gräfin Romana „ein leibliches Wunderwesen gesessen“ und er „bestimmt die Idee dazu in irgend einem Abenteuer empfangen habe,“ sagt der Autor, daß er die Idee in sich selbst getragen habe; wie weit hier unbewußte Selbsttäuschung mitspielt, läßt sich natürlich nicht feststellen.

Dagegen gibt Eichendorff dem Kritiker Recht, wenn dieser sagt, daß der Dithyrambist in dem Werke eine Persiflage eines ihrer Freunde sei, der ihm sogar „näher stehe als der nächste Herzensfreund“ — also wohl Loeben selbst. Weich berührt durch diese für den ehemaligen Freund par excellence schmerzende Erkenntnis, schreibt Eichendorff: „ja, du hast recht, du guter, lieber Freund.“

Daß der Minister ebenfalls ein Porträt aus der Wiener Zeit, nämlich das des Ministers Metternich sei, hat Weichberger mit guten Gründen wahrscheinlich gemacht.

Für die in der Composition vorkommenden Maskenbälle sind die Redouten in Wien vorbildlich gewesen; diese Gleichung läßt sich sogar bis auf Einzelheiten durchführen.[1])

Auch für die ästhetische Teegesellschaft hat man Wiener Verhältnisse zu Grunde legen wollen; allein den Nachweis für die Richtigkeit dieser Festlegung kann man in vollem Umfange nicht erbringen.

Berlin war der eigentliche Sitz und Ausgangspunkt dieser gesellschaftlichen Veranstaltungen, welche von den Romantikern sehr scharf ironisiert wurden. Und Eichendorff hat in Berlin Beziehungen zu diesen Zirkeln gehabt; das geht aus einem Briefe Loebens hervor, worin dieser von der Sander, dem Mittelpunkte eines schöngeistigen Kränzchens, schreibt: „ sie ist wohl und gedenkt unser.“ Wenn unter dem letzten Worte nicht Eichendorff miteinbegriffen sein sollte, ist nicht einzusehen, was diese Mitteilung dem Adressaten für ein Interesse abgewinnen sollte.

Jedenfalls hat Loeben, welcher im Sanderschen Hause verkehrte, den Freund bei diesen Salonmenschen eingeführt.

Gleichwohl haben die Wiener Gesellschaftsabende zur Ausmalung dieser Szenerieen ebenfalls Farben geliehen. Wir wissen aus dem

---

[1]) K. Weichberger: a. a. O. S. 34.

Munde der Karoline Pichler,[1]) daß Hauskomödien „eine damals sehr, gewöhnliche Unterhaltung" bildeten, und Aufführungen in ihrem eigenen Hause wie in dem anderer, zum Teil hervorragender Persönlichkeiten, macht sie uns ebenfalls namhaft. So erfährt man, daß selbst Stücke wie „Minna von Barnhelm" nicht über ihre Kräfte gingen.

Von dem Leben des Hofadels dürften die „Altdeutschen", „Primitiven" u. s. w. eine Persiflage geben; sie haben zum Gegenstande der Verspottung die falschen „Steyrer", welche als falsche Vertreter eines volkstümlichen Zuges sich lächerlich machten und die Satire herausforderten; denn in ihrer nachgemachten Volkstracht „rochen sie nach Bisam und Moschus, glätteten fleißig mit dem Kämmchen die Bärte, beguckten sich im Handspiegel und hatten gar keine Waderl nit."[2])

Daß die reizenden Wilczekschen Besitzungen wie Grußbach und Sebarn mit den romantischen Zutaten von Burgen und Schlössern in mancher Staffage des Romanes nachgebildet sind, ist mehr annehmbar als beweisbar.

Hätten wir einen klaren Beleg dafür, daß Eichendorff einer der Theatervorstellungen in privatem Kreise beigewohnt, so würden wir der Mühe enthoben sein, nach anderen Anregungen zu suchen, welche den Dichter dramatisch beeinflußt haben. Allein diese Sache leitet uns alsobald an eine ähnliche Quelle: sie führt uns auf die Besuche Eichendorffs in den großen Theatern Wiens.

Von diesen war unstreitig das bedeutendste das Burgtheater, welches allerdings gerade damals bei der gedrückten Lage des Staates unter der Direktion des Grafen Pálffy schwere Krisen durchzumachen hatte.[3])

In den Fragmenten ist nur dreimal von Besuchen des Burgtheaters die Rede;[4]) und zwar erhellt aus der Bemerkung, er „habe nach undenklicher Zeit wieder einmal" dort sich eingefunden, daß ein häufiger Besuch auch vorher nicht zu verzeichnen ist. In „Not ohne Sorgen[5]) erwähnt der Zuschauer als hervorragend die zu

---

[1]) Karoline Pichler: Denkwürdigkeiten a. a. O. I, 126 ff.

[2]) Weichberger: a. a. O. S. 39. Das Zitat nach: E. Vehse: Geschichte des österreichischen Hofs und Adels und der österreichischen Diplomatie. Hamburg. 1852. 10, 125.

[3]) Vergl. darüber: Teuber: Die Theater Wiens, und E. Wlassak: Chronik des k. k. Hof-Burgtheaters. Wien 1876.

[4]) 29. September, 18. Oktober und 1. November 1811.

[5]) „Sorgen ohne Not und Not ohne Sorgen" von Kotzebue.

ihrer Zeit berühmten Schauspieler Karl Krüger [1]) und Ferdinand Ochsenheimer; [1]) er sah außerdem Schillers „Braut von Messina" (18. Oktober) und den „Macbeth" (1. November), welchen Lange, „der Stolz der Bühne" [2]) nach Eichendorffs Ansicht im Verein mit der wie Lange längere Zeit hier schon wirkenden Weißenthurn [3]) unerträglich verpfuschte.

Zweimal besuchte er das Kärtnertortheater (20. Juni und 25. Februar [4]) und das Theater „an der Wien" (20. September und 15. Oktober). Der Hauptanteil der nicht wenig zahlreichen Gänge in den Musentempel fiel auf die Theater „auf der Wieden" und das Leopoldstädter Theater, welches Eichendorff ständig als „Kasperle" bezeichnet.

Über den Gegensatz dieser Volksbelustigung zu den regulären Theateraufführungen schreibt ein berufener Kritiker: [5])

„Obgleich an der Burg (d. h. am Burgtheater) Hamlets Geist, Regulus, Phädra, Berlichingen, die Jäger und die beiden Klingsberge schon über die Bretter schritten und auf hohem Kothurne Schröder, Lange, Brokmann sich klassische Lorbeerkronen erlangen, so entschied im großen Publikum doch noch der alte Geschmack am Hanswurst und den circensischen Spielen. Bis in die neueste Zeit blieb jener am Ruder, erst Kasperl, denn jedesmal anders geheißen, aber immer Hanswurst. Hasenhuth war der Letzte dieses Schlages. Wer erinnert sich seiner Kastratenstimme und kindisch-possierlichen Komik im „Hans Klachel von Bryelauy" — „Vetter Damian" — und „Rochus Pumpernikel" nicht? Wie fade jene Späße auch waren, es wird jetzt noch Faderes belacht." [6])

In der Tat übte dann auch auf Eichendorff das dem Volkstümlichen näher stehende Leopoldstädter Theater seinen ganzen geheimnisvollen Zauber aus.

---

[1]) Wlassak: a. a. O. S. 107 und 110.

[2]) Wlassak: a. a. O. S. 105. — [3]) Wlassak: a. a. O. S. 72.

[4]) Es wurde gegeben: „Glücks-Iphigenie", das andere Mal „Michel-Angelo" nebst einem Ballett.

[5]) Traditionen zur Charakteristik Österreichs: a. a. O. I, 84.

[6]) Interessant ist Collins Vorschlag: „Der Verfasser dieser Blätter schlägt vor, die Schauspiele für die Zukunft in den drey Theatern so zu verteilen, daß auf dem Theater an der Wien täglich wechselweise komische und ernsthafte deutsche Opern mit Einwebung von Tänzen, dann große Ballette, auf dem Kärntnerthore die Italiniäsche komische Oper drey Mahl die Woche mit kleinen Divertissements, außer dem auch zu gewissen Jahreszeiten ernsthafte Italiänische Opern mit eingewebten Tänzen gegeben werden sollen: das Theater an der Burg aber den Deutschen als dem Hauptschauspiele, ausschließend vorbehalten

Hasenhut,[1]) der Schöpfer des „Thaddädl“ — für diese Rolle wurden eigens Stücke geschrieben — bildete hier mit Sartory,[2]) dem glücklichen Darsteller des humoristischen Alten, und dem „herrlichen“ Schuster,[3]) dessen Leibrolle der „Staberl“ ward, das glänzende Dreigestirn, dessen Strahlen das Wiener Publikum immer von neuem wieder entzückten.

Zu den Glanzleistungen des Theaters gehörten dann auch die auf Wien bezüglichen Lokalpossen wie Bäuerles: „Hans in Wien“ (Eichendorff notiert einen Besuch des Stückes am 3. Juli 1811) Stegmayers Posse: „Rochus Pumpernikel“, in denen gewisse Rollen den erwähnten drei Berühmtheiten sozusagen auf den Leib geschnitten waren.

Daneben brachte das Repertoire aber auch Stücke wie die „Zauberflöte“, „Don Juan“ und „Figaro“.

Die Nachwirkung der „Kasperlebesuche“ auf Eichendorffs dramatische Produktion könnte man in seinen späteren Werken wie dem Puppenspiele: „Das Inkognito“[4]) und etwa auch den Literaturkomödien: „Krieg den Philistern“ und „Meierbeths Glück und Ende“ suchen. Allein tritt man in die Untersuchung ein, so nimmt man alsbald wahr, daß die Personen und Situationen dieser Stücke ihre deutlich erkennbaren Vorbilder in den Tieckschen Komödien besitzen und daß die Tatsache anderer Vorbilder wohl als ausgeschlossen gelten darf.

Auch für die Wiener Zeit kann von einem Einflusse dieser Art gar keine Rede sein, nicht als ob der Dichter in Wien sich mit der dramatischen Muse überhaupt nicht beschäftigt, im Gegenteil, allein das Drama, welches in diese Zeit fällt, ist einmal ein Fragment, und zwar von so geringem Umfange, daß zu Vergleichen nur wenige Punkte sich ergeben, sodann aber ist die Wahl des Stoffes offensichtlich aus den Zeitverhältnissen zu erklären, es handelt sich um das Dramenfragment „Herrmann.“[5])

Am 9. Dezember 1811 begegnen wir zum erstenmale einer darauf bezüglichen Bemerkung; „ging ich,“ heißt es da, „so wie die folgenden

---

bleibe.“ Ideen zur Verbesserung der Wiener Bühne von Collin: sämtl. Werke. Wien. 1812. A. Strauß V, 327.

[1]) Vergl. über ihn: Allgem. deutsche Biographie, 50, 51 und Wurzbach: a. a. O. VIII, 24 ff.

[2]) Wurzbach: a. a. O. 28, 257. — [3]) Wurzbach: a. a. O. 32, 240 ff.

[4]) „Das Inkognito“, hrsg. von K. Weichberger. Oppeln 1901.

[5]) Veröffentlicht von Fr. Castelle: „Ungedruckte Dichtungen Eichendorff's“ Münster i. W. (Diss.) 1906. S. das weitere ebenda.

Tage, um 11 Uhr bis 12 auf die herrliche Bibliothek, wo ich aus Mascous Geschichte der Teutschen[1]) Herrmanns Historie abschrieb."

Am 20. desselben Monats ist der Plan jedoch zerronnen; „ich fing seit einigen Tagen an, am Herrmann zu schreiben, ließ es aber und setzte wieder meinen Roman fort," schreibt der angehende Dramatiker.

Daß außer der patriotischen Stimmung, welche durch den Aufenthalt in Berlin reichlich Nahrung erhalten hatte,[2]) vielleicht Kleists Herrmannsschlacht von Wirkung auf Eichendorff gewesen, macht Castelle mit achtenswerten Gründen annehmbar.

Das Manuskript Kleists war nämlich Collin am 1. Januar 1809 zugegangen; dieser konnte aber eine Aufführung nicht durchsetzen. Dann hatten jedoch umlaufende Abschriften die Kenntnis des Dramas weiter verbreitet, sodaß wohl unter dem Singel der Verschwiegenheit genug Leute um die Sache wußten.

Nimmt man einige Tagebuchnotizen hinzu, vom 27. September, da Adam Müller, „Kleists Genialität" rühmt, und vom 21. November, da die Nachricht von Kleists Mord und Selbstmord ein Gespräch über den unseligen Dichter veranlaßt, so wie obendrein die für sich selbst sprechende Tatsache, daß Eichendorff gleich tags darauf beginnt, den Mascou zu studieren, so darf wenigstens die Tatsache eines äußeren Anstoßes durch Kleist kaum in Zweifel gezogen werden.

Bis zum 20. Dezember lag die Skizze über die Charakteristik der Personen nebst Plänen, außerdem noch die ziemlich ausgearbeitete erste Szene vor.

Vor der Burg Segests, des mit den Römern verbündeten Germanenfürsten, so ist der Inhalt des Bruchstücks, sitzt Thusnelda zu abendlicher Stunde, von zwei „Fräuleins" umgeben: Plötzlich wird ihnen gegenüber Prinz Sesistacus auf den Felsen sichtbar und singt das Lied von der „deutschen Jungfrau";[3]) unter diesem Titel lebt es in den Gedichten fort.

Hoch auf der Zinne des brennenden väterlichen Schlosses steht die Heldenjungfrau und schaut auf die Feinde, welche unten Entsetzen verbreiten und die Brüder der Mutigen erschlagen haben. Ein feindlicher Ritter

[1]) „Geschichte der Teutschen bis zu Anfang der Fränkischen Monarchie in zehen Büchern, verfasset von D. J J Mascou. Leipzig 1726." Herrmanns „Historie". S. 77—102.

[2]) Eichendorff hatte dort den ergreifenden Einzug des Königspaares mit angesehen. Vgl. Sämtl. Werke. IV, 463.

[3]) R. Pissin: a. a O. S 119 ff. S. W. I, 352.

erspäht sie und in Liebe entbrennend bringt er in stürmischem Werben seine Gefühle zum Ausdrucke; doch als er sich ihr naht, stößt sie ihn und seine Getreuen in die Flammen, welche sie dann selbst verzehren.

Die kraftvolle Romanze[1]) vereint in sich ein Spiegelbild der vorgesehenen Handlung; Sesistacus und Thusnelda sind die Vertreter jener Vaterlandsliebe, welche an diesen halben Naturmenschen etwas dämonisch Wildes in sich birgt. — Segestes, der verräterische Vater Thusneldens, und die Römer erscheinen wie diese in ihrer Liebe nicht minder schrecklich in ihrem Hasse.

Zwischen diesen beiden Gruppen steht Herrmann, der durch Thusneldens Einwirkung aus einem unbewußten Verräter, unbewußt in sofern, als er durch seine römische Erziehung anfangs ganz römisch lebt und denkt, zum glühendsten Verteidiger des unterdrückten Vaterlandes wird; dies ist wenigstens der Grundriß des Stückes, wie das Fragment ihn ahnen läßt.

Der Dialog der vollendeten Szene deutet auf diese Entwicklung hin durch die Art und Weise, wie Thusnelda von Herrmann spricht; ihr erstes Zusammentreffen mit dem jugendlichen Fürstensohne, mit der Glut der romantischen Darstellungskunst geschildert, ist der Anfang ihrer Liebe; die dramatische Verwicklung wird dadurch hervorgerufen, daß er zu den Römern hält, während sie für das Vaterland eintritt.

Sie zieht sich zurück, als Herrmann unter den Legionen einherreitet; nichts will sie von dem Liede wissen, in dem sein römischer Ritterschlag gefeiert wird, und als ein Bote ihr die fern vorüberziehenden Truppen als Herrmanns Kriegerscharen ausweist, welche dem Varus zur Hülfe ziehen, da bricht ihr Leid aus in die Worte:

„Hätt' ich ein Roß und Schwert und Schild wie Männer
Dir, Herrmann, wollt' ich in der Schlacht begegnen!
Mit Schwertern haut sich Luft des Mannes Herz,
Doch wer ermißt des Weibes stillen Schmerz?"

Über diesen Anfang ist das Drama nie hinausgekommen, wenngleich auch später der Entwurf nicht ganz der Vergessenheit anheimfiel; so findet sich unter späteren dramatischen Plänen eine Notiz, die besagt, daß Eichendorff nicht abgeneigt war, das „Jugenddrama Herrmann und Thusnelda wieder aufzunehmen."[2])

---

[1]) Castelle, der die Urform mitteilt, erklärt diese mit Recht für markiger als die Umarbeitung.

[2]) Castelle: a. a. O. S. 33.

Wie dem aber auch sei, das Fragment verdient weniger der dichterischen Wertung wegen herangezogen zu werden, als vielmehr des Stoffes halber, der für den Patriotismus des Dichters so herrlich zeugt.

Ein Glück wenigstens, daß ein gleichgesinnter Herold der patriotischen Muse das Lied in ergreifenden Tönen zu Ende gespielt hat: Heinrich von Kleist in seiner „Herrmannsschlacht.“

In mancher Hinsicht ist der Wiener Aufenthalt für Eichendorff von Bedeutung gewesen: mit den Führern der Romantik trat er in freundschaftliche Beziehungen, und durch die in Wien entstehenden Werke, welche den drei Gebieten: der Lyrik, dem Romane und dem Drama angehören, erwarb er sich bei ihnen Gastrecht.

In anderer Beziehung findet man, daß die Wiener Epoche für den Romantiker dadurch sehr bedeutungsvoll wurde, daß sie ihn von der Bahn abdrängte, in welche sein Bruder Wilhelm einlenkte: um es kurz zu sagen, er wurde durch den kriegerischen Abschluß der Wiener Zeit statt eines österreichischen Beamten ein preußischer Beamter, statt eines österreichischen Goethe der stille preußische Eichendorff.

Es wäre kühn, behaupten zu wollen, daß Eichendorffs Entwicklung in Österreich denselben Verlauf genommen hätte wie in Preußen, darüber läßt sich überhaupt kein sicheres Urteil abgeben, wohl aber hat man die Berechtigung, zu sagen, daß der schlesische Sänger in Österreich viel fester gewurzelt hätte als im Norden; Verwandte und Bekannte, das Land an sich, seine Religion, seine Sitten, alles würde seinem Geist mehr zugesagt haben als die Position „so nahe der Schneelinie“, wie Eichendorff sagte, als er in Königsberg sich aufhielt.

Auf der anderen Seite wiederum kann man nicht verkennen, daß die Reaktion im Kaiserstaate an der Donau ihm vielleicht ebenso das Leben verbittert hätte wie einem Grillparzer.

Gleichwohl — wir lieben den „preußischen“ Eichendorff!

Merkwürdig könnte es erscheinen, daß der Aufenthalt in Wien bei Eichendorff kaum eine literarische Verewigung gefunden hat; nur der „Taugenichts“ atmet Wiener Luft, wenigstens im Eingange der Novelle. Die Kaiserstadt ist gekennzeichnet durch das Wahrzeichen Wiens, den Stephansturm.

Von den Gedichten erinnert nur das eine: „Auf der Feldwacht“ an die Residenz der Habsburger.

Ein Jahr war erst verflossen, seit der Dichter seinem geliebten Wien den Rücken gewandt; aber wie hatte die Zeit sich geändert: statt über

Pandekten zu brüten, stand er im Waffenrocke des preußischen Heeres auf Vorposten vor dem französischen Heere. Doch einmal lüftete der dichterische Genius noch den Vorhang der schönen Vergangenheit:

„Wolken da wie Türme prangen,
Als säh' ich im Duft mein Wien,
Und die Donau hell ergangen
Zwischen Burgen durch das Grün.
Doch wie fern sind Strom und Türme!
Wer da wohnt, denkt mein noch kaum,
Herbstlich rauschen schon die Stürme,
Und ich stehe wie im Traum."

Eichendorff im Befreiungskriege 1813.

Von den Dichtern der Freiheitskriege, welche an den Kämpfen selbst tätigen Anteil genommen, wird wohl am meisten Theodor Körner genannt, und mit Berechtigung stellt man ihn an die Spitze: in der Blüte der Jugend hat ihn die Walküre nach Walhalla entführt, und staunend und zitternd sehen die Zurückbleibenden ihm nach.

Neben ihm verschwinden die anderen Freiheitssänger und -kämpfer mehr oder minder, wie etwa Fouqué und Wilhelm Müller. Am wenigsten wird Eichendorff beachtet, und doch hat auch er zeitweise im Lützower Korps gestanden, an der Seite eines Körner und Jahn.

In Wien, wo der Romantiker seit 1810 weilte, um auf die Staatslaufbahn sich vorzubereiten, erreichte ihn seines Königs „Aufruf an mein Volk". Ohne sich lange zu besinnen, folgte er dem Beispiele Körners, den er in Wien kennen gelernt, und der sich zum sofortigen Eintritte in das preußische Heer entschloß, am 6. April verließen Eichendorff und sein Freund Philipp Veit die Kaiserstadt an der Donau; der Bruder des Romantikers, Wilhelm, blieb zurück: der Kriegsgott nahm ihn nicht unter seine Jünger auf. Auf der Reise nach Breslau nahm ihnen der Fürst Kurakin allenthalben die Pferde vorweg, sodaß sie erst am 10. April an dem Sammelplatz der preußischen Truppen, in Breslau, ankamen. Hier wimmelte es von Soldaten und Freiwilligen; unter anderen trafen sie hier Steffens, den verehrten Dozenten aus der Hallenser Studienzeit. Eichendorff wohnte bei der Familie Salice, die er noch von jenen Tagen her kannte, da er als Gymnasiast in Breslau weilte. In einer Nachschrift zu Veits Brief an seine Mutter sagt er: „es giebt unglaublich viel zu laufen".[1])

Statt einer Stelle im schwarzen Husarenregimente erwirkte ihnen der beim Generalstabschef tätige Bartholdy, ein Verwandter Veits, eine Unterkunft im Lützower Freikorps.

[1]) Die angeführten Stellen sämtlich aus: Raich: Dorothea von Schlegel. Mainz. Kirchheim. 1885.

Ihre Uniform schildert Veit in dem schon erwähnten Briefe vom 12. April an seine Mutter: „wir tragen eine Litefka, d. h. eine kurze Pikesche von schwarzem Tuche, weite schwarze Überziehhosen und Stiefel, einen Tschaco und schwarze Handschuhe, alles mit roten Schnüren besetzt. Unsere Waffen sind: eine Büchse oder Stutzen, ein kurzer Säbel an schwarzem Bandelier, eine Pistole und ein Dolch."

Am 19. April marschierten die Neulinge in der Kriegskunst zum Tore hinaus und machten die Reise nach Dresden, wo sie eingeübt werden sollten, trotz des entsetzlichen Wetters in zwei Tagen. In die „fortwährende Schießübung" (Brief Veits vom 25. April) brachte der Einzug der verbündeten Monarchen, des Kaisers von Rußland und des Königs von Preußen, eine wohltuende Unterbrechung. Am 29. April ward ihre Rekrutenzeit beendigt und, 40 Mann stark, rückte die kleine Kolonne aus, um zu den übrigen Waffenbrüdern zu stoßen. Infolge der für die Verbündeten unglücklichen Schlacht bei Lützen (2. Mai) mußten sie aber von ihrem Plane, sich zu Lützow in Dessau durchzuschlagen, abstehen und schlossen sich an das dritte Bataillon an, mit dem sie nach Meißen zurückgingen. Von dort aus wurden sie auf einen Streifzug nach Dresden entsandt, um dort alle „Schwarzen" zu sammeln und zurückzuführen.

Über Cottbus ging es von da nach Fürstenwalde. Als sie dort unter Jahns Führung anlangten, hatten die kriegführenden Mächte abermals ihr Kriegsglück versucht, und abermals hatte Napoleon bei Bautzen (20. und 21. Mai) die Karten der Viktoria gezogen. Man sah auf Seiten der Verbündeten ein, daß der korsische Löwe wohl noch die Kraft hatte, mit seinen Pranken die Gegner niederzuhalten, und zog sich nach Schlesien zurück, von wo man Unterhandlungen mit Napoleon anknüpfte. Eichendorff war indessen mit seinen Genossen eifrig bemüht, im Spreewald einen erfolgreichen Kleinkrieg zu führen; die kühnen Streiche und Überfälle waren ganz nach seinem Sinne und sie sind auch das Einzige, was er aus diesem Feldzuge stets in dankbarer Erinnerung behielt.[1]) Im Juni erhielt er den Befehl, auf Kommando nach Berlin zu gehen, wo er sicherlich nicht verfehlte, dem Vater seines Waffengefährten, dem Bankier Simon Veit, seine Aufwartung zu machen. Indessen war ein Waffenstillstand zu stande gekommen, welcher anfangs vom 4. Juni bis

---

[1]) Vergl. die Bemerkungen im „Bilderbuch aus meiner Jugend". A. Nowack: Lubowitzer Tagebuchblätter. Groß-Streblitz. 1907. S. 142.

zum 20. Juli dauern sollte, späterhin aber bis zum 10. August verlängert wurde.

Der Unmut Eichendorffs und Veits über die ausbleibenden Heldentaten, der sich schon in einem Briefe vom 23. Mai (Veit an seinen Vater) kundgibt in dem Satze, „daß er sich in Wien den Weg seines Feldzuges in Gedanken ganz anders vorgezeichnet habe", nahm indessen immer mehr zu, und die Trennung — Eichendorff kam nach Berlin, Veit blieb in Havelsberg — vermehrte diese Stimmung so, daß Veit am 17. Juli den Lützower Waffenrock an den Nagel hing, während Eichendorff „noch als Schwager mit der Post nach Breslau reiste, um von dort aus seine Anstellung besser bewirken zu können." (Veit an seine Mutter, 17. Juli). In einer Nachschrift desselben Briefes schreibt Eichendorff: „Ich teile auch künftig Philipps Schicksale, und wir versprechen uns beide noch tüchtige Arbeit und fröhlicheren Erfolg, als bis jetzt." Er benutzte die Zeit des Waffenstillstandes, um den Eltern und der geliebten Braut einen Besuch abzustatten, auf der Reise begleitete ihn Savigny.

Nach Ablauf des Waffenstillstandes, der den Anschluß Österreichs an die Verbündeten mit sich gebracht, eilten die Kriegskameraden nach Böhmen und traten dort in das reitende Jägerkorps des brandenburgischen Kürassierregimentes im Kleistschen Armeekorps ein; zu ihrer Freude stellte sich nach kurzer Zeit Fouqué mit seinen Reitern ein, unter dessen Kommando sie zuerst hatten treten wollen; die Nähe des Zusammenseins brachte Eichendorff in persönliche Beziehung zu dem ritterlichen Dichter. Endlich sollte sich nun auch der lang gehegte Wunsch, die Kriegsfurie aus nächster Nähe kennen zu lernen, für beide erfüllen. Am 26. und 27. August hatte Napoleon zum letzten Male in einer entscheidenden Schlacht seine Truppen zum Siege geführt: in der Schlacht bei Dresden; allein die Verfolger erlitten bei Kulm und Nollendorf empfindliche Schlappen; in der letzteren Schlacht erhielt auch das Freundespaar, nebeneinander kämpfend, die Feuertaufe, es ist die einzige größere Schlacht, in der Eichendorff sein Schwert gezogen. Kurz darnach trennte er sich von Veit, „trotz aller angewandten Mühe", ihn zum Bleiben zu bewegen (Veit an Fr. Schlegel und seine Mutter, 6. Sept.). und wandte sich nach Prag, um dort in österreichische Dienste zu treten, indessen den Freund die Kriegswogen von Sieg zu Sieg trugen. In Prag erfüllten sich seine Hoffnungen jedoch ebenfalls nicht, und so kehrte er in seine Heimat zurück. Den Grund für diese erfolglosen Irrfahrten deutet

Fr. Schlegel in einem Briefe vom 11. Sept. an: „in allem anderen ist er (Eichendorff) nicht zu tadeln, nur hätte er nicht darauf bestehen müssen, gleich Offizier werden zu wollen.“ Schon in demselben Schreiben aber berichtet Schlegel, „daß sie ihn von Hause gleich wieder fort zur Armee gestupft“; Eichendorff war in der Tat als Offizier dem 17., nachmals 2. schlesischen Landwehrregiment zugewiesen worden. Als er jedoch Mitte Oktober in Glatz, wo das Regiment lag, ankam, hieß es erst, das dritte Bataillon, dem er zugehörte, einexerzieren. Kurz vor Weihnachten erschien der erlösende Marschbefehl, aber nicht in die Front, sondern nach Torgau als Besatzung. Wie war er enttäuscht! Der Marsch vollzog sich in ungünstigster Weise; mußten doch die Soldaten stellenweise bis an die Brust im Wasser marschieren.[1]) In Torgau gab es neuen Grund zur Entmutigung und Enttäuschung. Das Innere der Festung, die eben vor Tauentzien kapituliert, bot einen grauenvollen Anblick, nicht sowohl durch die Wirkungen des Bombardements verursacht, als durch eine pestartige Seuche, von der uns zeitgenössische Berichte eine entsetzliche Schilderung geben.[2]) So stieg die Zahl der Toten von 80 bis 250 pro Tag, das Ganze glich einer Leichenhalle. Gewiß sind oftmals in diesen Schilderungen die Farben zu stark aufzutragen, aber das Bild der Wirklichkeit schimmert doch noch schrecklich genug hindurch.

Kein Wunder, wenn die Truppen, welche, wie um den Kontrast zu erhöhen, am 10. Januar unter Generalleutnant von Woebesen mit klingendem Spiele einrückten, sich nach den Außenwerken zurückzogen und den engeren Kreis der Stadt vermieden. Aber schließlich gebot Pflicht und Vorsicht, den unhaltbaren Zuständen ein Ende zu machen. Da die Offiziere den Mannschaften nicht müßig zusahen, entwickelte sich in der Bekämpfung der Seuche ein edler Wettstreit, welcher ihr in sechs Wochen endlich ein Ziel setzte. Freilich opferte mancher dabei sein Leben, aber man atmete nun neu auf. Der „Kampf ohne Büchse und Schwert“ hatte den Dichter in nähere Berührung mit den andern Offizierkorps gebracht und er errang sich sogleich allgemeine Beliebtheit; namentlich trat er zu dem Regimentsadjutanten Karl Schäffer[3]) in innigere Beziehungen, die er auch später unterhielt. Ihm ist das Lied: „In verhängnisschweren Stunden“ gewidmet.[4])

---

[1]) Vergl. Eichendorffs sämtl. Werke. Lzg. 1883. IV, 483. — [2]) ib.

[3]) Später Zeichenlehrer in Ratibor. Verg. Nowack: a. a. O. Erläuterungen. S. 138.

[4]) Sämtl. Werke, I, 143. Gedichtet 13. 12. 1814.

Die Bekämpfung der Seuche hatte immerhin noch Leben in den ruhigen Garnisondienst gebracht, mit ihrem Erlöschen empfand man die untätige Ruhe um so schlimmer, und draußen stürmten die Truppen von Sieg zu Sieg! Wie ein Notschrei klang es daher, als Eichendorff Anfang März in seinem eigenen Namen wie in dem seiner Kameraden die Bitte an den König richtete, sie ins Feld zu beordern; aber die Bittschrift ist wohl nie vor des Königs Antlitz gekommen. So blieb alles wie zuvor. Doch hatte der junge Offizier um diese Zeit einen Ehrenhandel auszufechten, der aber glücklicherweise unblutig verlief. Die mußereiche Zeit führte den Dichter wieder mehr zu seiner Neigung und Bestimmung zurück; er verfaßte mehrere Gedichte, so „Was zieht da für schreckliches Sausen", „An einen Offizier, der als Bräutigam starb", „Die ernsthafte Fastnacht" (auf die Erstürmung Wittenbergs), „Silbern' Ströme ziehn herunter".[1]) — Auf dem Kriegsschauplatze hatte Fortuna entschieden; der Kaiser der Franzosen mußte sich nach heldenmütigem Kampfe zu dem Pariser Frieden verstehen, wodurch seine Absetzung und die Wiederherstellung der früheren Verhältnisse vorgesehen ward.

Nach dieser Wendung der Dinge erbat Eichendorff seine Entlassung, und im Juni 1814 ward ihm dieselbe zu teil. Jetzt hielt ihn nichts mehr davon ab, in die Arme der Eltern und der Geliebten zu eilen: noch in demselben Monat reiste er von Torgau nach Lubowitz; Schäffer begleitete ihn und blieb einige Zeit sein Gast.[2]) Mit Eifer betrieb er dort die Vorbereitungen zur Vermählung und im Oktober 1814 führte er die Geliebte seines Herzens, Luise von Larisch, heim. Da aber die Vermögensverhältnisse den baldigen Zusammenbruch im väterlichen Hause ahnen ließen, begab er sich schon zu Anfang des neuen Jahres mit seiner jungen Gemahlin nach Berlin, um sich eine feste Stellung zu sichern. Anschluß fand er sogleich; denn mit Savigny, dem berühmten Rechtslehrer, und mit dem Bankier Simon Veit, dem Vater seines Freundes Philipp Veit, war er von früher her bekannt. Daß er sich trotzdem durchaus nicht wohl fühlte in der preußischen Residenz, bezeugt ein Brief vom 28. Januar 1815 an Philipp Veit:[3]) „. . . . ich kann mich hier in Berlin noch immer in nichts finden", heißt es da, „so sehr mich die unverdiente Güte und Freundschaft rührt, welche mir Ihr braver Vater

---

[1]) Sämtl. Werke I, 134 ff.
[2]) Nowack: a. a. O. S. 139.
[3]) Raich: a. a. O. S. 298.

und auch Madame Mendelssohn fortdauernd erweisen. Es ist und bleibt mir hier alles fremd: Religion, politische Gesinnung, ja selbst die allgemeine Fertigkeit über Kunst und Wissenschaft abzusprechen, erschreckt und stört mich mehr, als es mich freut, denn es scheint mir wenig Liebe darin zu sein. . . . Mein hiesiges Anstellungsgeschäft geht sehr langsam und trübselig." Der Brief gipfelt in der Sehnsucht nach Österreich und dem geliebten Wien; „ich habe seitdem nirgends einen Ersatz für jene glücklichen Abende gefunden (bei den Schlegels). Sollte Herr von Schlegel vielleicht bei dem jetzigen Zusammenfluß noch so geringe Anstellung in Wien für mich finden, so bitte ich ihn herzlich, mich nicht zu vergessen, und ich fliege mit unbeschreiblicher Freude in mein liebes, altes Österreich zurück".

Um den pekuniären Schwierigkeiten etwas abzuhelfen, bemühte sich Eichendorff jetzt sehr, seinen Roman „Ahnung und Gegenwart" zum Drucke zu bringen. Er wandte sich an Fouqué, es entspann sich ein Briefwechsel, der damit endete, daß der Sänger des „Sigurd" den Roman bei seinem eigenen Verleger Schrag zu Nürnberg in Druck gab und das Werk obendrein bevorwortete.[1]) Anfang 1815 trat der Roman an die Öffentlichkeit.

Allein ebensowenig wie das Publikum bei den inzwischen eingetretenen Verhältnissen Zeit hatte, dem Erstlingswerke des Romantikers seine Aufmerksamkeit zu schenken, hatte der Verfasser selbst auf den Erfolg warten können.

Am 1. Mai hatte der gestürzte Napoleon sein Reich Elba verlassen und war nach Frankreich zurückgekehrt, das ihn mit lautem Jubel wieder aufnahm. An einen gütlichen Ausgleich mit den Mächten, die ihn eben niedergerungen, war nicht zu denken; so riefen seine Drommeten wieder schmetternd zum Kampfe. Die kaum heimgekehrten Truppen marschierten von neuem ins Feld, und auch Eichendorff meldete sich wiederum zum Eintritte, wohl in der Hoffnung, die ihm früher entgangenen Lorbeeren nun einzuholen. Die Gattin in Berlin bei den Bekannten zurücklassend, trat er Ende April seine Reise nach dem Westen an. Am 4. Mai traf er in Lüttich ein, wo Blücher sein Hauptquartier hatte; der literarisch interessierte Generalstabschef Gneisenau nahm sich seiner besonders an, auch Benny Mendelssohn, dem Dichter durch Veit bekannt, trat in diesen Tagen in seinen näheren Gesichtskreis. Einer etwaigen

[1]) S. den ganzen Briefwechsel: Sämtl. Werke IV, 488 ff.

Musenidylle machte der Krieg ein rasches Ende, indem Eichendorff schon am 11. Mai nach Aachen detachiert wurde, um daselbst bei der Einübung der Landwehrtruppen tätig zu sein. Der Huldigungsfeier am 15. Mai wohnte er persönlich bei. Wenn ihm schon der Aufenthalt in der alten Krönungsstadt wegen ihrer großen Erinnerungen nicht ganz unerwünscht war, so steigerte sich seine Freude noch bedeutend, als er hier den geistesgewaltigen Redakteur des „Rheinischen Merkur", J. v. Görres, traf, mit dem er schon in Heidelberg bekannt geworden; Görres bekleidete damals in Aachen das Amt eines „Direktors des öffentlichen Unterrichts".[1])

Doch der Kriegsgott schien auch hier jedem Zusammensein von Jüngern der Muse und der Wissenschaft feindlich gesinnt: zum Führer der zweiten Kompagnie des zweiten rheinischen Landwehrregimentes ernannt, mußte Eichendorff sich in anstrengendster Weise der Ausbildung des neu gebildeten Regimentes widmen, wobei ihm der Dienst freilich Gelegenheit verschaffte, sich in den Städten des Niederrheins, wie Jülich, Düsseldorf, Neuß, Krefeld u. a. umzusehen. Endlich Mitte Juni winkten die Fahnen vor den ausrückenden Truppen; doch den eilends vorwärts Strebenden sollte es nicht mehr vergönnt sein, auf der großen Kriegsbühne aufzutreten. Am 18. Juni hatte das große Trauerspiel, dessen Held Napoleon war, bei Waterloo seinen Abschluß gefunden, und tags darauf langte Eichendorff mit seinen Kriegsgefährten auf dem Schlachtfelde an. Mit den siegreichen Truppen auf Paris losmarschierend hatten die Landwehrleute noch hie und da Gelegenheit, in Gefechten mit dem fliehenden Feind ihre Tüchtigkeit zu erproben, aber zu einer Hauptaktion sollte es nicht mehr kommen; am 30. Juni erblickte das jubelnde Heer die Türme der Seinestadt und am 7. Juli hielt es seinen Einzug in die Stadt, durch dessen Teilnahme auch Eichendorff Genugtuung ward. In Paris suchte er wohl jene Plätze auf, die ihm von dem Aufenthalte 1808 noch in der Erinnerung waren, zu einer Zeit, da Napoleon im Zenith seines Ruhmes stand. Jetzt gaben die Bivouaks auf dem Pont-Neuf Gelegenheit, über die Vergänglichkeit des Irdischen ernste Betrachtungen anzustellen.[2]) Vielleicht auf Gneisenaus persönlichen Wunsch ward der

---

[1]) Eine Anspielung darauf in dem Briefe E.'s an Görres. Görres. Gesamm. Schriften. Briefe. Bd. III S. 341.

[2]) Vergl. „Mein Bivouac auf dem „Pont-Neuf" in der Anlage zu dem „Bilderbuch aus meiner Jugend". Nowack: a. a. O. S. 142.

Dichteroffizier dem bewährten Schlachtendenker attachiert, was ihm noch um so mehr Freude bereitete, als Gneisenau schon ein gedrucktes Exemplar von „Ahnung und Gegenwart" durch Fouqué zugeschickt erhalten hatte.

Die „Freuden" des Garnisondienstes sollten auch diesen Feldzug beschließen; im August berief man ihn zu seinem Regiment zurück, mit dem er abwechselnd in Compiègne, Noyon und Ham Quartier beziehen mußte. Die neue Umgebung und das ungewohnte Leben in einem fremden Lande mochte eines interessanten Beigeschmackes nicht entbehren, auch war der Aufenthalt leidlich zu ertragen; denn „wenn man auch tüchtig exerzierte", wie er in einem Briefe an Philipp Veit sagt, „so aß und trank man doch tüchtig"; allein die Sehnsucht nach der Heimat regte sich ebenfalls, zumal ein Sohn am 30. Oktober das Licht der Welt erblickt hatte: Herrmann, der später der Biograph des Vaters wurde. In den Januartagen des Jahres 1816 kam endlich der sehnlich erwartete Befehl, den französischen Boden zu verlassen und in Krefeld die Kompagnie aufzulösen; nachdem der Weisung gemäß geschehen, erhielt Eichendorff den erbetenen Abschied und eilte nun mit Windeseile nach Lubowitz, wo eitel Wonne und Freude mit dem „Sieger" einzog.

Wenn die Sänger der Befreiungskriege wie Körner, Arndt u. a. prangende Rosen in das Beet der patriotischen Lyrik gestellt haben, so sind Eichendorffs Gaben dagegen nur bescheidene Veilchen. Als Abschiedslieder verfaßte er die beiden Gedichte: „Steig aufwärts, Morgenstunde!" (an seinen Bruder) und die „Abschieds-Tafel": „So rückt denn in die Runde!" Die eigentlichen Kriegslieder, meist während des Aufenthaltes im Spreewalde und in Torgau entstanden, können den romantischen Autor nicht verleugnen, es sind keine waffenklirrenden Kampflieder, sondern patriotisch-lyrische Stimmungsbilder; zu ihnen gehören außer den schon erwähnten „Ich hört' viel Dichter klagen" („die neuen Kameraden"), das wunderbare „Mein Gewehr im Arme steh' ich" („Auf der Feldwacht"), „Windsgleich kommt der wilde Krieg geritten" („Ruhe der Nacht") und „Schlaf ein, mein Liebchen, schlaf ein," („der Friedensbote").

So ist Eichendorff unter den Freiheitssängern zwar keine besonders hervorstechende Gestalt, in seiner Art hat er aber doch getan, was Pflicht und Vaterlandsliebe ihm gebot, und man soll ihm deshalb das gebührende Lob auch dafür zollen, daß er ein patriotischer Dichter in Wort und Tat gewesen ist.

Beiträge zur Würdigung des Dramatikers Eichendorff.

1) Die „Sizilianische Vesper".

(Auf Grund ungedruckter Quellen.)

Eichendorff ist als Dramatiker höchstens dem Literarhistoriker bekannt; dies hat seine verschiedensten Gründe: einmal erschwert das zerstreute Material die Vermittlung dieser Poesien, dann aber entzieht sich vieles durch Nichtveröffentlichung jeder Kenntnis. Jahr für Jahr treten noch bisher unbekannte Dichtungen des Romantikers ans Tageslicht; so bot Castelle in seiner Dissertation („Ungedruckte Dichtungen Eichendorffs. Ein Beitrag zur Würdigung des romantischen Dramatikers", Münster i. W. 1906) ein fast vollständig ausgearbeitetes Lustspiel „wider Willen" den erstaunten Eichendorffforschern dar.[1]) Ein fast noch gewichtigerer Grund aber für die Vernachlässigung des Dramatikers Eichendorffs ist in der lässigen Art der berufenen Literarhistoriker zu suchen, womit diese bisher einer tieferen Würdigung der dramatischen Dichtungen des schlesischen Poeten aus dem Wege gingen.

Auf Grund des Eichendorffschen Nachlasses in der Berliner Bibliothek soll nun in der vorliegenden Abhandlung ein Blick in das innere Wesen des dramatischen Geistes Eichendorffs eröffnet werden und zwar soll gewissermaßen die Vorgeschichte des „Ezelin von Romano", jenes 1828 erschienenen Trauerspieles, in einigen Strichen gezeichnet werden.

Ein erster Plan betitelt sich „die Sizilianische Vesper".

Ein ziemlich ausführlicher Auszug aus historischen Quellen, Giannones „Geschichte von Neapel" [2]) entnommen, leitet den Entwurf

---

[1]) Solche Überraschungen wird die geplante Gesamtausgabe der Werke Eichendorffs, welche Prof. Dr. Kosch (Freiburg i. U.) in Verbindung mit Prof. Becker (Wien) und Prof. Sauer (Prag) veranstalten wird, wohl künftighin unmöglich machen.

[2]) Pietro Giannones Storia civile del regno di Napoli erschien 1723 in 4 Bänden.

ein; daneben wird auf die französische Tragödie von der „Sizilianischen Vesper" verwiesen. Da findet sich nun zunächst eine Schilderung der politischen Lage in Unteritalien. Karl von Anjou residiert in Sizilien, hat aber wenig Sympathie in der Bevölkerung, mit dem Papste vermeidet er eine ernstliche Verwicklung, seinen Gegner glaubt er im byzantinischen Kaiser gefunden zu haben.

Eine eingehende Beschreibung des Ritterschlags kommt auf Konto des Dichterhistorikers.

Bis dahin verrät nichts, daß Eichendorff sein Suchen nach einem historischen Helden geglückt ist, da taucht mit einem Male eine markante Gestalt auf, Johannes von Procida. Die Schicksale dieses Abenteurers, der, aus seiner Heimat Sizilien vertrieben, in Spanien günstige Aufnahme fand und im Bunde mit Peter von Aragonien, dem Papste und selbst dem Paläologus den Ausbruch der Volkserhebung in Sizilien vorbereitete, werden unter Hinzuziehung sämtlicher Anekdoten aufgezeichnet.

Eine Überarbeitung des ursprünglichen Planes bringt Ergänzungen nach der Allgemeinen Welthistorie von J. F. le Bret. Namentlich schöpft der Dichter aus ihr Geschichten über die sittliche Verwilderung der fremden Eindringlinge.

Sodann kommen wir zu dem anfangs vorgesetzten Thema der „Sizilianischen Vesper". Der einen Quelle nach Giannone wird auch hier eine andere parallel gesetzt, Sismondis „Geschichte der italienischen Freistaaten"; [1]) jedenfalls zog die letztere den Poeten mehr an wegen der romantischer geschilderten Wallfahrt zur Vesper. Hier fing offenbar das Dichterherz an zu glühen, denn die Szenerie ist schon geheimnisvoll, wie unter einem Schleier, zu erkennen gegeben.

Einer Bemerkung am Raude zufolge, die freilich später gestrichen ist, sollte an dieser Stelle ein „Weltlustspiel, ganz kurz" folgen; als Personen fungieren „Philister und Kotzebuaner, Weltbürger, Kantianer, Umwälzer, Zerstörer, neumodische Philosophen, mystische Afterkatholiken, Sonettendichter" u. s. w, kurz, alte Typen aus der Rüstkammer der romantischen Komödie.

Daneben sind auch andere Episodenfiguren angemerkt, wie der von den Sizilianern verschonte edle Wilhelm von Porcelet, ferner ein Liebespaar, von dem der weibliche Part als Mitglied der verhaßten Eroberer getötet wird und „ein romantisches Spiel der Eifersucht" entzündet.

---

[1]) Erschien 1806—1808 in 16 Bänden.

Ebenso romantisch mutet die Erscheinung des „unbekannten Greises“ (Procida?) an, der „sich erhebt und, wie ein Gott erleuchtet, das Volk überredet, sich an König Peter zu wenden.“ Jedenfalls wäre bei näherer Fixierung des Stückes diese Person mit allen Reizen Eichendorffscher Darstellungskunst umkleidet worden. Die Ausbreitung der Revolution, die Krönung Peters von Aragonien als Beherrschers von Sizilien und die Verhängung des Bannes über ihn werden zum Schlusse notiert.

Dann sehen wir den eigentlichen Entwurf vor uns; ohne allen organischen Zusammenhang ist die Erwähnung eines Gefangenen, der „nicht Procida, sondern ein anderer Malcontenter sein kann.“ Von den Personen, die in der Handlung auftreten sollen, faßt der Dichter in zwei Gruppen zusammen „die Verräter Manfreds als Anhänger Karls“ (von Anjou) und die „Anhänger Manfreds und Konradins“, außerdem wird „Friedrich Graf Lancia“ noch eine besondere Rolle zugedacht.

Ein Stimmungsgemälde bildet die Introduktion des ersten Aktes: „Procidas Tochter in einem Garten am Meere bei Valencia“ tritt auf; ihr Leben löst sich auf in „Sehnsucht nach ihrer Insel“ — gemeint ist ihre Heimatinsel Procida — ganz im Gegensatze zu ihrem Vater, dem „in seinen strengen Entwürfen“ der Aufenthalt hier „zu enge“ wird. Unvermittelt daneben kommt die zusammenhängende Skizze des eigentlichen Verlaufes der Handlung. Vor seiner Abreise nach Sizilien nimmt Procida von Peter von Aragonien und seiner Gemahlin Konstantie Abschied, „wo er alles beiläufig erzählt und sich verschwört, die Konstantie als Königin von Sizilien zu begrüßen.“ Unmittelbar vor der Abfahrt tritt der kühne Parteigänger nochmals im Gespräche mit seinem Sohne auf.

Die Charakteristik des Dramatikers Eichendorff verrät sich an dieser Stelle durch die angelegentliche Sorgfalt, womit er dem Schauplatze dieser Szene Farben gibt, wenigstens im Umrisse, es ist am Meeresstrande, „blutrotes Abendrot wie die Rache“ flammt am Himmel auf. Ist dieser Gedanke nicht schon der Kern eines Gedichtes?

Ein Szenenwechsel versetzt uns nach Sizilien; Procida durchzieht als „verrückter Mönch“ die gärende Insel, überall das Feuer der Unzufriedenheit schürend; als feststehende Situation ist herausgegriffen ein Gastmahl bei Gesinnungsgenossen, bei dem der Verkappte ein „seltsames Lied“ singt. Unsere Aufmerksamkeit wird darnach dem oben erwähnten Friedrich Lancia zugewendet, er ist Korsar, „wild gewandt.“ Als

Sänger herumziehend kommt er in seine alte Heimat, die jetzt von den Franzosen besetzt gehalten wird.

Bezeichnenderweise ist hinter dem Worte „Heimat“ in Klammern „Lubowitz“ vermerkt. Dies beweist wieder, daß Eichendorff stets nach ihm vertrauten Vorbildern seine Schöpfungen ins Leben rief, eine Behauptung, welche sich durch zahlreiche Beispiele erhärten läßt.

Bei dem Besuche in der Heimat überkommt Lancia eine „seltsame Stimmung“, oft „steht er in Gedanken still“, ganz wie der Held so mancher Eichendorffschen Erzählung in ähnlichen Situationen.

Gott Amor spinnt endlich den Piraten in seine Netze.

Die Tochter des Franzosen (vielleicht des Gouverneurs) verliebt sich in ihn, und wir erblicken die Grundzüge zu einer Liebestragödie, wie sie fast unter denselben Voraussetzungen — wenn auch mutatis mutandis — sowohl im „Ezelin“ zwischen Ezelin und Violante als auch im „letzten Helden von Marienburg“ zwischen Georg von Wirsberg und Rominta, wiederkehrt.

Diese Liebe ist „heimlich, schauerlich“ und im eigentlichen Sinne tragisch, denn die Gegensätze, in welche die Liebenden gedrängt werden, schließen schon den Konflikt in sich. Zum Überflusse findet sich unter den Bemerkungen noch eine solche, welche den Gouverneur seiner inneren Anlage und seiner Handlungsweise nach charakterisiert.

Darnach ist er der „Typus des Ezelin“, und dieser wiederum der geistige Nachkomme des Macbeth.

Dieser Spur nachgehend darf man Ezelin überhaupt als ein Nachbild des Macbeth auffassen; nicht allein seine äußeren Schicksale, auch seine innere Metamorphose findet genaue Entsprechungen. Als Typus des Ezelin steht der Gouverneur nun nicht allein im Gegensatze zu seiner unschuldigen Tochter, die als eine „vollkommene weibliche Figur“ erscheinen soll, sondern auch dem Geliebten seiner Tochter gegenüber qualifiziert er sich als feindlicher Parteigänger. Mit dieser Verwicklung ist der tragische Knoten geschlungen; wie es den Anschein hat, sollte der Kontrast aber noch bedeutend verschärft werden.

Der Gouverneur nämlich sucht sich des Procida durch Mord zu entledigen, des Mannes also, den Friedrich Lancia als Haupt der Bewegung verehrt. Procida wird aber nur verwundet, flieht halb wahnsinnig vor dem Schrecklichen und wird schließlich ermordet, eine sicher nicht ernst zu nehmende Randglosse, wie auch die baldige Wiederaufnahme Procidas dartut.

Um auf die Haupthandlung zurückzukommen, so warnt der Korsar den Procida kurz vor der Revolution, sodann tritt er selbst als Held auf. Damit sollte der erste Akt schließen.

Von dem folgenden ist wenig ersichtlich; es ist die Rede von einem „Caserta“. Dieser stellt Procida nach und glaubt ihn auch getötet zu haben; da steht der Totgeglaubte vor ihm, „starr, er nimmt ein Schwert, senkt es als Kreuz in den Boden und betet furchtbar, so daß Caserta sich abwendet“, dann verschwindet er. Der vermeintliche Procida war der „Vogt“, der die Kleider des Gefürchteten trug. Später erscheint der Gouverneur, sieht die Leiche des Pseudo-Procida und sagt zu Caserta: „Wollen wir nicht lustig sein?“

Zum Schlusse notiert Eichendorff noch einige dichterische Gedanken, so von einem Sizilianer, der, Deutscher von Geburt, „wie Erzengel Michael“ den edlen Wilhelm von Procelet rettet; auch ein Wortwitz fällt dem Dichter ein: einer sagt, „es wurme ihn etwas“, worauf der andere erwidert, darum „sehe er auch so wurmstichig aus“.

Damit endet der dramatische Entwurf, wenn anders man ihn so nennen kann; ein krauses Chaos, an dem erst hie und da die Arbeit des Schöpfers sichtbar wird.

Als Held sollte unzweifelhaft Johannes von Procida auftreten, daneben Friedrich Lancia mit seiner Geliebten als Personen der Nebenhandlung, endlich der Gouverneur und andere nicht näher zu charakterisierende Gestalten; die ganze Handlung auf den blutigroten Hintergrund der sizilianischen Erhebung projiciert, die gegen Ende in das mildere Licht einer Regentenherrschaft wie die Peters von Aragonien übergeht.

Wie Procida zum tragischen Helden werden sollte, ist nicht zu bestimmen, ob die Überschreitung seines Ideales einer minder blutigen und minder grausamen Befreiung die tragische Schuld ergeben sollte? Jedenfalls ist der Entwurf interessant wegen der Art und Weise, womit der Dichter uns von seinem eigentlichen Schaffen Kenntnis gibt. Studium der historischen Quellen, verquickt mit eigenen dichterischen Zutaten, unter Bevorzugung des schon historisch Poetischen und steter Anknüpfung an das Selbsterlebte, sowie peinliche Beobachtung einer romantischen Szenerie — das sind die Hauptmerkmale Eichendorffs als Dramatiker.

---

2. Zur Analyse von Eichendorffs „Ezelin von Romano".

(Auf Grund ungedruckter Quellen.)

Eichendorff hat in seinem Entwurfe zu einer „Sizilianischen Vesper" die mittelalterliche Geschichte Italiens bereits in den Gesichtskreis seiner poetischen Betrachtungen gezogen. Es war in der Geschichte des „Ezelin von Romano" dies nur eine Vorstufe, auf der Höhe des dichterisch bestimmten Gedankens befinden wir uns erst da, wo die Exzerpte aus Raumers „Geschichte der Hohenstaufen" [1]) in den uns erhaltenen Manuskripten — in der Berliner königlichen Bibliothek — einsetzen. Leider kann man die Brücke von dem ersteren Stoffe zu dem letzteren nicht schlagen, da einige Pfeiler von dem Strome der Zeit hinweggerissen sind: um ohne Bild zu sprechen, der Plan zum „Ezelin" ist nur fragmentarisch, und zwar ohne den Anfang, erhalten, auch der Schluß fehlt.

Man darf vermuten, daß der Romantiker der Poesie, der den Romantiker der Geschichte von Breslau her persönlich kannte,[2]) durch ihn von der Betrachtung der sizilianischen „Bluthochzeit" zu der des kaiserlichen Gewaltherren veranlaßt worden ist.

Mit dem Siegeszuge der Paduaner — nach Raumer III, 741 — setzt die Zusammenstellung des Stoffes ein; die Paduaner sind von Ezelin abgefallen und wählen Azzo von Este zum Verfechter ihrer Sache; sechzehn der angesehensten Bürger werden zu einem Rate gewählt; unter ihnen befindet sich Jakob von Carrara, eine Figur des Dramas; Ezelin und Azzo erscheinen, wie im Drama, als Spieler und Gegenspieler.

Durch Verrat fällt Padua in die Hand des kaiserlichen Feldherrn, der drei Tage lang den Erfolg feiert; der Sieger entfernt den kaiserlichen Podestá und setzt eine seiner Kreaturen ein. Die unversöhnlichen Paduaner flüchten, ein Teil nach Montagnone; der Versuch Ezelins, dieses Refugium zu nehmen, scheitert; dafür rächt sich der Wüterich durch Konfiskationen und sonstige Gewaltakte.

Es folgt die Bestürmung Bonifacios durch Ezelin, seine Berufung vor den Kaiser zur Verantwortung gegenüber Azzos und Carraras Anklagen, die stürmische Szene vor dem Kaiser, wo es fast zum blutigen

---

[1]) Sie erschien 1823—1825 in 6 Bänden.

[2]) Von 1816—1821 befand sich Eichendorff in der schlesischen Hauptstadt; Raumer bekleidete an der Universität eine Professur.

Streite kommt, die Vermählung von Friedrichs II. unehelicher Tochter Silvaggia mit Ezelin und die gemeinsam durchgeführte Eroberung von Brescia.

Darnach erzählen die Auszüge die Verschwörung in Padua, bei der die Namen Guido von Lozzo und Philipp von Peraga als in dem Trauerspiel vorkommend bemerkenswert erscheinen; weiterhin erfahren wir von dem mißlungenen Versuch Azzos, Padua zu nehmen; der Markgraf zieht darnach von der Stadt ab, die zweite Szene des ersten Aktes hält diesen Moment fest.

Carrara, der gefangen worden und für tot galt, wird freigelassen, „jedermann erstaunte, als man den totgeglaubten Jakob wieder erblickte", — Eindrücke aus dieser Historie spieten bei der Episode von Magold in dem Stücke mit.

Bei dem folgenden Vernichtungszuge Ezelins gegen seinen alten Gegner Azzo hält sich Carrara wieder gegen den kaiserlichen Usurpator in der Festung seines Bruders.

Das Blatt wendet sich entschieden zu Azzos Ungunsten, als er vor dem Kaiser eine Entscheidung seines Zwistes mit Ezelin herbeiführen will; denn der letztere besticht die ausschlaggebenden Persönlichkeiten und setzt durch, daß der Markgraf von Este Geiseln stellen und auch sonstige Demütigungen über sich ergehen lassen muß.

Eine neue Person lernen wir in Ezelins Bruder Alberich kennen; dieser, Podestá von Padua, wendet sich gegen die Kaiserlichen und tritt auch dem großen Bündnisse gegen seinen Bruder, bestehend aus dem Papste, Azzo, Venedig, Mailand, Bologna u. s. w. bei. Azzo ist Befehlshaber der Truppen; durch Verrat bekommen die Verbündeten Ferrara in ihre Hände.

Der Verräter Hugo dei Bambertio erweckt des Dichters Aufmerksamkeit; er hält sich deshalb in einer Randglosse seine Geschichte fest. Ebenso wird der Tod Carraras mit einer Anekdote am Rande verziert. Eigentümlich ist, wie Eichendorff den Namen Zilie für die Geliebte Carraras gefunden, le Zilie hieß die Zwingburg in Padua, die ein Mann namens Zilie erbaute und gleichzeitig zuerst praktisch erprobte.

Bis dahin ist der Stoff in den Rahmen des Dramas nicht hereingezogen und nur einzelne Punkte des Zusammenhanges oder der Begründung wegen ausgebeutet worden.

Dann aber eröffnet der Dichter mit dem Abfall des Feldherrn von seinem Kaiser das Drama; Ansedisio tritt als Podestá von Padua in

unseren Gesichtskreis. Von einigen Abweichungen geringfügiger Natur abgesehen, geht nun der Verlauf des Dramas parallel der Zusammenstellung der historischen Ereignisse im Entwurfe.

Beiderseits fällt ein großes Gewicht auf die Charakterisiernng der Gegnerschaft der Kirche gegenüber Ezelin.

Eine überaus merkwürdige Entdeckung verdient es genannt zu werden, wenn „Antonio der Mönch" laut den Quellen sein Urbild in dem hl. Antonius von Padua zu suchen hat; er „ging überall herum predigen, ermahnte auch zu Verona den Ezelin, den Gr. von S. Bonifacio aus dem Gefängnis zu entlassen, aber vergeblich", so lautet die Beweisstelle.

Von den sonst noch vorkommenden Personen seien Markgraf Pelavicino und Boso von Doara namhaft gemacht — sie treten in Eichendorffs Werk in den entsprechenden Rollen auf.

Den Tod Ezelins enthält die Quellensammlung nicht, auch vermissen wir den weiteren Entwurf: Szeneneinteilung, Charakteristik der Personen u. s. w.[1])

Ein Blick in Raumers Geschichtswerk genügt aber, um zu zeigen, daß der Dichter weitere Exzerpte nach seiner Intention als überflüssig betrachten mußte. Der fünfte Akt schließt sich direkt an Raumer an.

Bei der fragmentarischen Erhaltung des vorliegenden Materials darf die Quellenfrage mit dieser Durchforschung nicht geschlossen werden, ein Anfang zur Weiterarbeit liegt uns vor. Otto Schiff hat in einer Spezialarbeit[2]) — der ersten über den Dramatiker Eichendorff — nachgewiesen, daß der schlesische Sänger auf die Originalquellen zu seiner Historie zurückgegangen ist. Auf der Lektüre des Chronisten Rolandin von Padua beruht die Szene vor Monza (Akt IV, Auftritt 6) und auch die Gestalt des Gorgia von Feltre ist ihr entnommen.

Die Szene, in welcher Antonio dem Tyrannen gegenübertritt, und ihn auf das Jenseits hinweist, entstammt Mussatos „Eccerinis"; bei dem eingehenderen Vergleiche lassen sich sogar gleiche Gedankengänge in den entsprechenden Szenen feststellen.

Danach unterliegt es keinem Zweifel, daß Eichendorff zu seinem Drama die tiefgehendsten Quellenstudien gemacht hat, eine Beobachtung,

---

[1]) Sonderbarerweise findet sich in dem Berliner Nachlaß ein Blatt aus dem Stücke selbst, aus IV, 5.

[2]) Otto Schiff: Zu den Quellen der Ezelintragödie Eichendorffs. Ztschr. f. vgl. Literaturgesch. XII, 317 ff.

welche wir schon bei der „Sizilianischen Vesper“ machen konnten; interessant ist es nun, festzustellen, welche Personen der Dichter beiseite geschoben, welche er bevorzugt hat.

Alberich, Ezelins Bruder, kommt in dem Stücke nicht vor; mit echt dramatischem Blicke sah Eichendorff, daß zwei Gestalten an der Spitze der einen Gruppe die Einheit erheblich stören würden.

Ugolino, der dramatisch gewordene Typus der Mignon, ist Eichendorffs Erfindung; der Name Ugolino (Testa) stammt aus Raumer.

Magold von Lavelongo, dem in dem Trauerspiele eine hervorragende Rolle zufällt, schreibt sich aus derselben Quelle her; seiner Natur wohnt etwas „Kleistisches“ inne, wie Keiter von dem Helden der Novelle „Schloß Dürande“ sagt; das ungestüme Suchen nach Recht, nach Rache erinnert in der Tat an Michael Kohlhaas.

Adolar, eine Art Max Piccolomini, sticht in den lieblichen Farbentönen, in denen er gehalten ist, wirkungsvoll gegen den düsteren Vater, Magold, ab.

Violante wurde bereits mit Rominta im „letzten Ritter von Marienburg“ und der Tochter des Gouverneurs in der „Sizilianischen Vesper“ in Parallele gesetzt.

Ginglio, der „tragische Taugenichts“, erinnert mit seiner aussichtslosen Liebe unwillkürlich an Franz im „Götz von Berlichingen“.

Zilie und Carrara spielen ein harmloses Lustspiel im ernsten Stücke; ihre Ahnen sind in Calderons und Shakespeares Werken zu suchen. Dasselbe bezüglich des letztgenannten gilt von Mercutio und Jakob; ihre Gefolgschaft würde Fallstaff unbedenklich annehmen.

Das Mißverständnis mit Bassano-Cassano könnte Reminiszenzen aus Kleists Hermannsschlacht [1]) wachrufen, wenn die ganze Weissagung nicht eher an den Macbeth denken ließe.

Den großen Einfluß Macbeths auf die Gestaltung des „Ezelin“ habe ich ebenfalls schon angedeutet; aber Raumer selbst zeichnet das Wesen des berüchtigten Tyrannen mit ähnlichen Worten: [2])

„Er (Ezelin) hegte einen löblichen Haß gegen Diebe, Räuber, liederliche Dirnen, überhaupt gegen Verbrecher aller Art; anstatt aber diesen Haß durch eigene Tugenden wahrhaft zu begründen und durch Demut zu heiligen, äußerte er mit einer an den heidnischen Dschingischan

[1]) Dort heißt die Verwechselung Pfiffikon statt Iffikon.

[2]) Fr. v. Raumer, a. a. O. IV, 252.

erinnernden Kühnheit: „Die Sünden der Völker erfordern eine strafende Hand, wir sind der Welt gegeben, um für die Verbrechen Rache zu üben.“ (Contusior. histor. 768). Und so kam er von dem anfangs tadelsfreien Vorsatz, das Böse zu strafen, bald dahin, alles für böse zu halten, was seinen willkürlichen Zwecken und seinen Leidenschaften widersprach, bis er mit Bewußtsein das Frevelhafte billigte und den Teufel austreiben wollte durch Beelzebub, den Obersten der Teufel.“

Man hat Eichendorff bei Beurteilung seiner dramatischen Arbeiten oft den Vorwurf gemacht, daß seine Darstellungsweise nicht plastisch genug sei; der Einwurf in dieser allgemeinen Form entkräftet sich selbst, wenn man die Hauptperson einmal näher untersucht. Die Entwicklung des Charakters ist vorzüglich gekennzeichnet, die Grundlinien gleich festgelegt; dabei setzt es in Erstaunen, wie leicht Eichendorff dem Fehler entgeht, das Gemälde in ein Stimmungsbild aufgehen zu lassen. Der Held wenigstens wird stets handelnd eingeführt, Ursache und Wirkung folgen sich Schlag auf Schlag. Als berechtigt muß man den Vorwurf anerkennen für die Episoden und episodenartigen Nebenspiele. Ezelin und Violante, Giuglio, Zilie und Carrara, Mercutio und Jakob, diese und andere noch spielen im Grunde ein Drama im Drama, und man schwebt jeden Augenblick in der Besorgnis, die Haupthandlung von den Nebenhandlungen überwuchert zu sehen.

Das ist die eigentliche Achillesverse des Dramatikers Eichendorff: seine Neigung zum Verweilen in den Episoden; als weiterer Hemmschuh kommt noch hinzu, daß er gerade hier die romantische Aussprache gern verwendet; die Szenen, wo Violante auftritt, sind beispielsweise vorwiegend lyrischer Natur und fördern die Haupthandlung keineswegs. Würden einige dieser Episoden fehlen, ja würde ein ganzes Nebenspiel fortfallen, es wäre viel gewonnen.

Gleichwohl, was nützt bei einem Drama ein Gefecht mit Worten? Auf der Bühne muß der Streit ausgetragen werden, ob Eichendorff dramatisches Talent besitzt oder nicht; oder kann man eine Erfindung für brauchbar oder unbrauchbar erklären, so lange sie nicht praktisch erprobt ist?

Darum hinauf auf die Bühne mit Eichendorff!

Nicht mehr als ein einziges Mal ist ein Eichendorff'sches Stück über die Bretter gegangen: es war der „letzte Held von Marienburg“; die Aufführung fand 1830 in Königsberg statt. Hermann von Eichendorff berichtet, daß das Drama Beifall gefunden habe; wie dem auch

sei, es ist kläglich, daß diese poetisch sicher glanzvollen Dramen nicht gespielt werden, und schon Schöll sagt in seiner geistvollen Analyse der Poesieen des letzten Romantikers,[1]) daß es von einer unglanblichen Selbstgenügsamkeit der Deutschen zeuge, daß sie auf diese Aufführungen verzichteten.

Man könnte versucht sein, eine Jeremiade über die heutigen Theaterverhältnisse anzufügen.

Allein die Zukunft gibt zu Hoffnungen Anlaß.

Bekanntlich hat der als Literarhistoriker hervorragende Franziskanerpater P. Expeditus Schmidt durch seine Initiative in München eine Calderongesellschaft gegründet, welche das erste „katholische Theater“ ins Leben rufen wird, über das ich in anderem Zusammenhange einmal zu referieren gedenke.

Aus dem eigenen Munde des kühnen Stifters nun kann ich mitteilen, daß das Repertoire dieser bereits ins Leben getretenen Institution auch Eichendorffs Dramen enthalten wird.[2])

Gedulden wir uns bis dahin! Der einmal wirklich aufgeführte Eichendorff wird das Urteil über seine dramatische Begabung in die richtige Bahn lenken.

3) Nachlese aus Eichendorffs ungedruckten Papieren.

Es müßte ebenso reizvoll wie interessant sein, wenn wir von einem Dichter Aufzeichnungen über die Gedankenketten und Einfälle besäßen, welche ihn tagsüber beschäftigen. Die Tagebücher entschädigen meist nicht ganz, weil sie eine gewisse Auswahl unter den Gedanken treffen und in der Mehrzahl der Fälle in der Intention verfaßt sind, daß sie später gedruckt werden; das Unmittelbare geht dabei natürlich verloren.

Am ehesten erhalten wir noch einen Einblick in solche flüchtige Gedanken bei dem Entwurfe des Dichters zu seinen Arbeiten; denn dabei werden kraft der Assoziationsgesetze alle dichterischen Möglichkeiten lebendig und fließen oft als Arabesken mit in die ersten Aufzeichnungen. So ist es wohl zu erklären, wenn man bei einem sonst so schweigsamen Dichter wie Eichendorff hie und da in den Entwürfen Anmerkungen über poetische

[1]) In den Wiener Jahrbüchern, Band 75 und 76.

[2]) Auch in Münster i. W. ist eine Aufführung von Eichendorffs „Freiern“ am 13. Januar 1908 in Szene gegangen, und zwar mit bestem Erfolge.

Stoffe findet, welche uns bei ihm durchaus fremdartig dünken, und in uns gleichzeitig den Zweifel hervorrufen, ob in ihnen mehr als Gedankenspiel zu suchen ist.

Außer den schon publizierten größeren Notizen dieser Art, welche namentlich Weichberger[1]) ans Licht gezogen hat, finden sich in den Berliner Manuskripten noch einige kleinere, welche, im Zusammenhange mit Eichendorffs Dichten betrachtet, Interesse finden dürften.

Zunächst entdeckt der Forscher eine kleine Notiz (Blatt 33) „Dramat. Plan. Dietrich v. Quitzow, als Trauerspiel in Prosa — es fängt mit dem Culminationspunkt seines Glücks und Übermutes an, wie er Herzöge gedemüthigt und selber Hertzog zu werden gedenkt. — Belagerung von Friesack und Dietrichs plötzlicher Sturtz." Einige Kartons dieses großen Gemäldes führen uns in die Idee des Bildes weiter ein; es heißt nämlich weiter: „wie einer lutherisch wird, dann aber furchtbare Reue fühlt und darüber entsetzlich untergeht. — Ein Kloster — der große Ferdinand."

Es erhebt sich zunächst die Frage, woher Eichendorff eine Anregung zu diesem Stoffe erhalten haben kann. Zweifellos ist ihm das Motiv aufgestoßen, als er sich mit dem Plane zu seinem Helden von Marienburg trug (1830); wenigstens bietet sich hier der erste Beleg dafür, daß Eichendorff mit der Geschichte Preußens sich eingehender befaßt hat. Und von der Geschichte Preußens zu der der benachbarten Mark ist nur ein kleiner Schritt. Die Fabel des Stückes ist dieselbe wie die des Ezelin von Romano: des Helden Glück und Ende. Friedrich I., eben mit der Mark Brandenburg belehnt, zog gegen die fast souverän herrschenden Brüder Dietrich und Hans von Quitzow zu Felde (1414), nahm Hans gefangen und verjagte Dietrich, welcher wenige Jahre darauf im Elende starb. Der Kontrast zwischen dem vormaligen Ansehen und der Machtfülle der Brüder und ihrer späteren Niederwerfung hat in der Tat etwas Dramatisches; bezeichnenderweise läßt Eichendorff nur einen der Brüder in seinem Plane auftreten, ähnlich wie im Ezelin, weil er sich richtig sagen mußte, daß zwei Hauptpersonen die Einheit der Handlung beeinträchtigen würden.

Der „große Ferdinand" hätte dazu dienen können, die Perspektive des Dramas in fördernder Weise zu vertiefen, wobei die katholische Ge-

[1]) In seinem Buche: J. v. Eichendorff: das Incognito. Oppeln. G. Maske. 1901.

sinnung des Autors in dem kaiserlichen Machthaber eine Figur besessen hätte, welche sie in ihrem Sinne hätte ausschmücken und feiern können.

Ein religiöses Moment liegt auch in der Notiz über „ein Kloster" und die Gestalt eines vom Katholizismus zum Protestantismus abfallenden Ritters. Die dämonische Erscheinung eines schon in sich zerrissenen Menschen ist bei Eichendorff und bei den romantischen Dichtern überhaupt ein fast ständiges Beiwerk; ins spezifisch Religiöse übertragen, wäre diese Persönlichkeit bei dem Romantiker neu gewesen.

Leichter zu erklären dem Ursprunge nach ist der Gedanke eines Lustspieles: „ein Lustspiel machen aus meiner entworfenen Novelle: den 30jährigen Krieg, keck, zierlich wie in Shakespeare, oder: eine ganz freie Tragikomödie wie Arnims Halle und Jerusalem (vgl. dort.)"

Unter der Novelle, von der hier als einer erst entworfenen die Rede ist, können nur die Glücksritter verstanden sein, jenes prächtige Phantasiestück aus dem europäischen Völkerkriege, welches die Kriegsfurie in eine tändelnde Amorette verwandelt, die den Bogen mehr zur Zier als zur Waffe gebraucht. Von einem Entwurfe in dramatischer Form ist nichts bekannt.

Ebenso illusorisch geblieben ist eine Wendung des Stoffes ins Tragische: „Ein Trauerspiel — in Prosa und ohne Nachahmung Shakespeares, keck und historisch — aus dem dreißigjährigen Kriege: die großen katholischen Gestalten grandios in dem wirren Treiben der lutherischen Pietisten und Unterjocher."

Außer der starken Akzentuierung des religiösen Momentes interessiert die abermalige Erwähnung des britischen Dichterheroen. Die bewußte Anlehnung an ihn geht aus diesen Worten für andere Fälle mit Sicherheit hervor, und wenn schon an anderer Stelle Gelegenheit war, Mercutio und Jakob im Ezelin beispielsweise als shakespearisch hinzustellen, so darf jetzt hinzugefügt werden, daß der Schöpfer um ihre Familienähnlichkeit wußte und ihnen sogar einen solchen Grad von Aehnlichkeit zu geben bemüht war.

Auch eine andere kleine Notiz dient dazu, frühere Thesen zu stützen; so beweist die Erwähnung von Ludwig dem Springer im Giebichenstein, daß der Dichter stets an ihm bekannte Örtlichkeiten anknüpfte, um daran seine dichterischen Gedanken zu verweben.

So tragen auch die Arabesken am Rande dazu bei, den Stift des Künstlers in seinen charakteristischen Linien verfolgen zu lassen; wie Paul Richter verläßt den Romantiker keinen Augenblick seine Eigenart, und

wo die Zeichnung fremdartig dünkt, genügt ein genaues Zusehen, um die alten vertrauten Konturen sofort wieder zu erkennen.

Man darf bedauern, daß Eichendorff so wenig Dramatisches geschaffen hat, allein es lag nun einmal in seinem Charakter, nur ernst und gewissenhaft durchgearbeitete Dichtungen der Öffentlichkeit zu übergeben, und zu solchen Arbeiten war eine Muße erforderlich, wie sie dem preußischen Beamten nicht zur Verfügung stand. Am Ende erinnerte er sich auch des Satzes, daß in der Beschränkung sich der Meister zeigt — und diese Beschränkung hat er in vorbildlicher Weise geübt, indem er fast nie den Kreis des ihm günstigen Stoffes überschritt.

Eichendorffs religiöser Entwicklungsgang.

Die Romantik, diese wildwuchernde, farbenprächtige, geheimnisvoll lockende Wildnis im Garten der Literatur, ist recht eigentlich ein Besitztum deutschen Geisteslebens.

Zwar hat auch England seinen Walter Scott, zwar darf auch Frankreich auf einen Viktor Hugo hinweisen, zwar ist auch Alessandro Manzoni in Italien Träger romantischer Ideen geworden, allein dies hindert nicht, daß Deutschland mit einer geschlossenen Phalanx von Rittern der Romantik das Feld behauptet. In der Tat ist die Übermacht des romantischen Geistes innerhalb der deutschen Grenzen so in die Augen springend, daß es nur dieses Hinweises bedarf, um die Behauptung beweiskräftig zu machen.

Mancherlei günstige Umstände und innere Voraussetzungen haben einem üppigen Gedeihen der deutschen Romantik den Boden bereitet; als der große Sämann, Friedrich von Schlegel, die Körner klassischer und darnach romantischer Gedanken ausstreute, konnte er nicht ahnen, daß daraus auch Früchte für das religiöse Leben entstehen sollten, und doch lag eine solche Entwicklung im Keime beschlossen.

Umgekehrt ist das religiöse Ideal eines Chateaubriand, der Ausgangspunkt der Romantik in Frankreich, an dem Unglauben seiner Nachfolger zertrümmert worden.

Der Gang dieser sich eigenartig vollziehenden Prozesse war sich diametral entgegengesetzt, aber er hatte dasselbe Ergebnis: Stillstand und damit Untergang der Romantik.

Georges Goyau hat das in Beziehung auf die religiöse Entwicklung Deutschlands sehr verständnisvoll empfunden; [1]) er weist darauf hin, daß die großen Romantiker, welche den Weg in die katholische Kirche fanden,

---

[1]) In seinem Buche: L'Allemagne réligieuse: le Catholicisme. Paris. Pérrin et Cie.

nach ihrer Konversion die beredtesten Anwälte ihrer neuen Schützerin wurden und bei weitem mehr ihre Kraft im Dienst der Kirche aufgehen ließen als in dem der Muse.

Er empfindet andererseits, daß die von Anfang an gläubigen Poeten nicht entfernt daran denken, sich diesen Bemühungen anzuschließen, hauptsächlich aus dem psychologisch leicht einleuchtenden Grunde, weil sie den Kontrast zweier sich zuwiderlaufenden Gefühlswelten nie in sich empfunden haben.

Als Beispiele für die letzte Beobachtung nennt der kundige französische Literarhistoriker Joseph von Eichendorff und Annette von Droste-Hülshoff.

Ohne Zweifel hat er darin Recht; denn das erwähnte Dichterpaar wurzelt fest in seinem Glauben und findet darin seine innere Zufriedenheit, fühlt sich aber deshalb ohne Veranlassung, mit aufdringlicher Tendenz und lebhafter Propaganda seine Erzeugnisse zu versehen. Und selbst, wo Eichendorff einmal mit größerem Nachdruck seinen religiösen Standpunkt vertritt, ist er noch viel maßvoller als etwa Zacharias Werner.

Eine solche gemäßigte Haltung war aber nicht mehr geeignet, neue Jünger zu werben, so wenig wie sie ernstliche Feinde mehr ins Feld locken konnte, und so verlief sich das Turnier oder vielmehr es kam gar nicht mehr zusammen: das aber war der Tod der Romantik, die auf Kampf und Eroberung gegründet war wie am Ende jede derartige Gemeinschaft.

Wenn nun einerseits mit Recht gesagt werden kann, daß manche Dichterkonvertiten nach ihrer inneren Umwandlung in eine poetische Stagnation fielen, so bleibt andrerseits wieder zu recht bestehen, daß andere Poeten, die diesen Standpunkt schon inne hatten, ohne ihn erkämpfen zu müssen, die religiösen Anschauungen recht wohl zu ungehinderter poetischer Harmonie zu verschmelzen wußten. Was bei jenen in des Herzens Stürmen verworren herausklang, gestaltete sich bei diesen in der Windstille eines zufriedenen Gemütes zu lauterem Einklang.

Man muß den religiösen Entwicklungsgedanken eines Eichendorff kennen, um die innige Verschlingung von Poesie und Religion in ihrer Entstehung gesehen zu haben, dann vermeidet man sicher den Fehler, durch künstliche Konstruktionen diese Verbindung in das spätere Leben des Romantikers hineinzutragen.

Joseph von Eichendorff erblickte am 10. März 1788 als zweiter Sohn Adolfs von Eichendorff und seiner Gemahlin, geborene von Kloch,

in Lubowitz das Licht der Welt. Der Vater wird uns als ein frommer und ehrenfester Mann geschildert; „als ein stiller, in sich gekehrter Mann" schwebte sein Bild der Mutter vor.[1]) Die Mutter wurde von den Kindern mit Liebe umfaßt, und man darf annehmen, daß ihr Inneres dem Charakter ihres Gemahls entsprach.

Im Alter von fünf Jahren erhielt der Knabe mit seinem Bruder Wilhelm einen Hofmeister in der Gestalt eines Priesters: Bernhard Heinke. Der Umgang mit dem geistlichen Mentor war überaus segensreich, und die jugendlichen Knospen erschlossen sich gern dem Lichte, das durch dieses Prisma fiel.

Die Erzählung Friedrichs in dem Romane „Ahnung und Gegenwart" läßt wohl am besten die religiöse Wendung in der Kindheit des einstigen Romantikers erkennen, denn sie stellt nach der allgemeinen und begründeten Annahme ein Selbstbekenntnis des Autors dar. „Mein Hofmeister fing . . . an," heißt es da, „mir alle Sonntage aus der Leidensgeschichte Jesu vorzulesen. Ich hörte sehr aufmerksam zu. Bald wurde mir das periodische, immer wieder abgebrochene Vorlesen zu langweilig. Ich nahm das Buch und las es für mich ganz aus. Ich kann es nicht mit Worten beschreiben, was ich dabei empfand. Ich weinte aus Herzensgrunde, daß ich schluchzte. Mein ganzes Wesen war davon erfüllt und durchdrungen, und ich begriff nicht, wie mein Hofmeister und alle Leute im Hause, die doch das alles schon lange wußten, nicht ebenso gerührt waren und auf ihre alte Weise so ruhig fortleben konnten."

Der sanfte Charakter Heinkes ging in die schillernden Farben eines noch fast jugendlichen Übermutes über bei dem zweiten Geistlichen, dessen Gestalt auf den Knaben einen dauernden Eindruck machte: dem Kaplan von Lubowitz, Paul Ciupke. Seine Gestalt ist das Urbild des tollen Theologen Viktor in dem schon oben erwähnten Romane. Ja, Eichendorff macht das Original sogar noch dadurch kenntlich, daß er es offen apostrophiert. „Und du, seltsamer, guter, geprüfter Freund," sagt er da, „ich brauche dich und mich nicht zu nennen, aber du wirst uns beide in tiefster Seele erkennen, wenn dir diese Blätter vielleicht einmal zufällig in die Hände kommen." Niemand wird leugnen, daß der Einfluß dieser Boten des Evangeliums nicht ohne Bedeutung sein mußte, zumal er in so gewinnender Form sich aussprach.

---

[1]) A. Nowack; a. a. O.

Im Oktober des Jahres 1801 bezogen die Brüder das katholische Gymnasium in Breslau; auch wurden sie Angehörige des damit verbundenen St. Josephkonviktes. Der Geist des neuen Lebens, das den Dichter umfing, war nicht so streng, daß er alle Freuden jugendlicher Ausgelassenheit verpönt hätte, aber er war stark genug, um die giftigen Dünste einer verderbten äußeren Einwirkung fern zu halten. Außerdem blieb ihnen auch der alte Mentor, Heinke, nahe, der als Zeremoniar am Dome seine geistliche Laufbahn weiter fortsetzte. Auch mit dem Weihbischofe von Schimonsky verkehrten sie, so daß die Bekannten außerhalb der Konviktsmauern die Anregungen christlicher Erziehung ebenfalls fördern halfen.

Wichtig für den Katholiken war natürlich die Pflege des inneren religiösen Lebens. Beichte und Kommunion ward von der Anstalt aus vorgeschrieben; merkwürdigerweise weiß das sonst so geschwätzige Tagebuch nichts von dem Freudentage der ersten hl. Kommunion. Mit Krüger[1]) aber aus den bloßen Notizen über die religiösen Übungen ein mangelndes Verständnis für dieselben herleiten wollen, heißt den Charakter von Eichendorffs Darstellungsart vollständig verkennen.

Eichendorff schildert als Knabe — und diese Weise ist ihm treu geblieben — rein objektiv, nie und nirgends knüpft er Reflexionen oder irgend welche persönliche Bemerkungen an das Gesagte, am allerwenigsten aber da, wo es sich um das Heiligste und Eigenste des Menschenherzens handelt.

Diese Objektivität ist auch daran Schuld, daß wir sowohl für diese Zeit wie auch für die Folgezeit außer Stande sind, die religiösen Anschauungen des Studenten irgendwie näher zu charakterisieren. Von der Philosophie jener Tage blieb wohl wenig in dem Gedächtnisse des Poeten zurück, nicht zuletzt, weil die Vertreter derselben — der Renegat Kayßler in Halle zumal — ihm die nicht leicht verdauliche Speise noch so unschmackhaft wie möglich machten. Was der geniale Naturphilosoph Henrik Steffens und Joseph Görres dem Musensohne von ihren Ideen über Lebensideal und Vollkommenheitspraxis mit auf den Weg zu geben gedachten, verlor sich wohl ebenfalls meistens, und nur das Ästhetische sowie das eigentlich Romantische drückte ihm sein Siegel auf.

Bei alledem wird man nicht den Fehler begehen dürfen, die religiösen Geistesgebilde des noch nicht Zwanzigjährigen zu fest umschreiben

[1]) A. Krüger: Der junge Eichendorff a. a. O. S. 40.

zu wollen, ganz und gar nicht nach abstrahiertem Schema. Das jugendliche Gemüt muß überhaupt erst den Regen und den Sonnenschein des Lebens über sich hinwegziehen sehen, ehe es seinen Leitsternen die richtige Bedeutung zumißt.

In der ahnungslosen Ruhe, die sich bei dieser Lage der Dinge leicht wie ein Zauberschlaf auf den Geist herabsenkte, drohte dem Sänger eine große Gefahr. Der Mystizismus, wie ihn die Romantik in einem wilden Schößling erzeugt hatte, suchte ihn mit einschmeichelnden Düften zu betäuben.

Graf Loeben oder Isidorus Orientalis, wie er sich als Dichter nannte, wurde in Heidelberg sein Freund, und mit ihm und einigen ähnlich gearteten Jünglingen, Strauß, dem späteren Oberhofprediger, und Budde, später Gymnasialprofessor in Düsseldorf, gründete er „die Winkelkirche", als deren Bekenner Eichendorff selbst sich später noch ironisiert. Der Kult, der hier gepflegt wurde, bestand zum Teil in der exzentrischsten Freundschaftsschwärmerei, zum Teil in den phantastischsten Hirngespinsten über Gott und Religion. Von den hier angebeteten Idealen gibt ein Brief von Loeben uns nähere Kenntnis: [1])

„. . . Tagelang," schreibt der Enthusiast, „verläßt mich manchmal das Sehnen nach dem einsamen oder priesterlichen Stande nicht, und es lodert so oft in mir die Hoffnung auf, ich werde die Annäherung der getrennten Christen erleben, und meinen Lippen wird Kraft verliehen sein, Friedensküsse dabei zu spenden. In diesem Betracht bin ich auch sehr ernstlich mit dem Studium der lutherischen Literatur beschäftigt, damit sich mir darin Reines und Unreines scheide; du weißt, daß mein Gemüt den Katholizismus seine Form nennt — und das will ich auch vor aller Welt bekennen. Mißbräuche und falsche Lehren gehören aber ebensowenig zum wahren Katholizismus, und wenn Luther sich gegen die antichristliche Hoffahrt und Politik des Papstes, wie er war, stemmte, so tat er das mit Gott, daß er aber so oft das Wesen, „wie es sein sollte," mit dem Unwesen, wie es war, zugleich ausschüttete, dazu riß ihn ein irdischer Eifer hin. Aber wollte Gott, die Protestanten glichen Luthern! Sie sind ein hohles, elendes Geschlecht."

[1]) Loeben an Eichendorff, 3. November 1812. W. Kosch: Briefe und Dichtungen a. a. O.

Von den hier angegebenen Richtlinien aus zu schließen, die zwar den Angaben eines zeitlich späteren Briefes entnommen sind, aber immerhin einen gewissen Anhalt geben, erstrebte Loeben eine Vereinigung der getrennten Christenheit, in erster Linie des Katholizismus mit dem Protestantismus; ein Überschwang der religiösen Ideen mußte den Boden für solche Geistesgebilde bereiten. Denn bei solchen Plänen verließ man in Verkennung der Wirklichkeit den festen Boden und begab sich in Sphären, wo die bestimmte religiöse Form wie Äther sich verflüchtigte. Wenn Loeben auch katholisierende Ideen mit sich herumtrug, so war das vielleicht noch gefährlicher für Eichendorff, als wenn dieser ihm offen gegenübergetreten wäre.

Glücklicherweise dauerte der Einfluß Loebens nur solange, als seine anziehende Persönlichkeit zur Geltung kommen konnte; dann wurden langsam die Bande der Freundschaft lockerer, der Briefwechsel zog sich noch bis zum Jahre 1816 hin:[1]) Eichendorff hatte den einstigen Vertrauten innerlich längst überwunden und dauerhaftere Kräfte hatten ihre Wirksamkeit begonnen. Loeben hatte in Heidelberg den aufstrebenden Dichter auch in seinem poetischen Schaffen sich untertänig gemacht, wir sehen in Eichendorffs Produktionen jenen verschwommenen Schimmer aufkommen, der das Leben, statt es zu poetisieren, mit einem Dunstschleier unklarer Gefühlsnebel umhüllt; an dieser Stelle interessieren uns vorab die Gedichte religiösen Inhaltes.

Darunter drücken die Poeme an den heiligen Joseph und an die Gottesmutter Maria ein anscheinend stark katholisches Empfinden aus; allein Eichendorff hat in einem Briefentwurfe an Loeben[2]) selbst die Analyse jenes gefeierten Ideales gegeben; „jenes süße Bild der Maria, es war keine Tendenz, es war eine Blume, die aus Frühling, Erinnerung und Hoffnung, kurz, aus allem, was mir wert und teuer war auf Erden, dem Himmelslichte entgegensproßte".

Wo nach dem eigenen Geständnisse so viele Empfindungen zusammenfließen, welche dazu noch auf keinen Fall alle überirdischer Natur sind, da fehlt die erste Voraussetzung zu einem wahren religiösen Gedichte: die gänzliche Hingabe an das Heilige und die mystische Versenkung in das Unsichtbare.

---

[1]) Die Briefe Loebens veröffentlicht bei Kosch: a. a. O.

[2]) Mitgeteilt bei Meisner: Jugendgedichte Eichendorffs. S. 62.

Von den Dozenten in Heidelberg hat wohl keiner den Sohn der schlesischen Erde religiös bestimmt. Joseph Görres, der damals Privatdozent in der Musenstadt am Neckar war und zu dessen begeisterten Hörern auch Eichendorff gehörte, hatte den inneren Läuterungsprozeß noch ebenso wenig vollendet wie sein Freund Klemens Brentano. Es ist daher ganz überflüssig, mit Krüger eigens zu betonen, daß der „einsiedlerische Zauberer, der Himmel und Erde, Vergangenheit und Zukunft mit seinen magischen Kreisen umschrieb“ (so Eichendorff in seinem „Erlebten“), die religiösen Ideeen seines Schülers nicht befruchtete.

Die folgenden Jahre, die, wie schon oben angedeutet, die Gestalt Loebens mehr und mehr zurücktreten sahen, brachten dem in die Heimat Lubowitz Zurückgekehrten das höchste Maß des irdischen Glückes: die Seligkeit der Liebe.

Aloysia von Larisch hieß die Königin seines Herzens; sie war im Pensionat der Magdalenerinnen zu Neisse erzogen worden und durfte also neben sonstigen Kenntnissen wohl auch auf ein gewisses Maß von religiöser Bildung hinweisen. Daß diese ihre Rückwirkung auf den Bräutigam verfehlt haben sollte, ist nicht wohl anzunehmen. Ist doch ein Dichter wie Allessandro Manzoni durch seine Gemahlin in seinen Religionsanschauungen gänzlich umgestimmt worden.

Der Aufenthalt in Berlin 1809—1810 vermittelte Eichendorff die Bekanntschaft der Dioskuren Arnim und Brentano sowie die mit Adam Müller, dem Konvertiten. Leider unterrichten uns keine Briefe über das Verhältnis der beiden Männer zueinander; jedoch darf nach dem in Wien wieder herzlich aufgenommenen Verkehr geschlossen werden, daß die beiden Naturen sich etwas zu geben hatten. Daß in ihrem Verkehr ein Hauptakzent auf religiöse Themen fiel, braucht bei Adam Müller kaum wunder zu nehmen, wenn man seine innere Umwandlung beachtet, auch kennt ihn Eichendorff in seiner Literaturgeschichte nur als den Herold des Christentums innerhalb des Gebietes der Staatswissenschaften.

Der Name Adam Müllers leitet uns hinüber zu der Wiener Epoche Eichendorffs, wo Eichendorffs religiöser Entwicklungsgang seinen Abschluß finden sollte. Er kam nämlich dort in den romantischen Kreis der Schlegelschen Familie, der den ausgesprochenen katholischen Tendenzen huldigte. Hier fand man die Konvertitenfamilie Schlegel: Friedrich, Dorothea und Philipp Veit, Dorotheens Sohn aus erster Ehe, den Maler Klinkowström, ebenfalls einen Konvertiten, den strenggläubigen Pilat u. a.

Alle diese Naturen standen aber unter dem Einflusse eines geistesgewaltigen Mannes, des berühmten Redemptoristenpaters Klemens Maria Hoffbauer. Von den Strahlen, welche von ihm ausgingen, empfing auch Eichendorff erwärmende Gnade und kräftigende Stärkung.

Ein Zeugnis ist es vor allem, das uns klar beweist, daß der Dichter auf dem Standpunkt angelangt war, den er sein Leben hindurch eingenommen, den Standpunkt eines kirchlich treuen Katholiken.

In Wien schrieb er nämlich seinen Erstlingsroman „Ahnung und Gegenwart“ (gedruckt 1815), worin der Autor seinen Helden am Ende des Romanes in ein Kloster gehen läßt, eine Tatsache, die um so schwerer wiegt, wenn man bedenkt, daß da der junge Dichter zum ersten Male vor der Öffentlichkeit sprach und gleichsam sein Programm darlegte. So darf man denn wohl behaupten, daß in Wien Eichendorffs religiöse Entwicklung ihr Ende findet.

Freilich ist dieselbe nicht so interessant wie die eines Brentano oder gar die eines Zacharias Werner, aber trotzdem entbehrt sie nicht eines gewissen Reizes und für den Eichendorff-Forscher ist ihre Kenntnis von grundlegender Bedeutung.

Eichendorff als Studentendichter.

Zwei Strömungen finden sich mehr oder minder ausgeprägt in jeder Epoche der Literatur und der Kunst: eine, welche von den volkstümlichen Elementen ausgeht, und eine andere, welche von den abstrahierten, mehr theoretischen Anschauungen sich bestimmen läßt; vollständig rein ausgeprägt kann keine dieser Richtungen Bestand haben.

Am natürlichsten ist darum der Zustand einer glücklichen Vereinigung beider; so ist, um ein Beispiel herauszugreifen, bei Richard Wagner eigentlich der Höhepunkt seines Schaffens in „Lohengrin“ und „Tannhäuser“ zu suchen, d. h. in jenen Stücken, wo das volkstümliche Element der Melodie sich mit dem bereits deutlich erkennbaren Charakteristikum des Leitmotivs vermählt.

Die ausschließliche Betonung des Volkstümlichen entfremdet die Gebildeten, die allzugroße Hervorhebung des rein Kunstmäßigen hält die breiteren Massen fern.

Durchblättert man auf die Richtigkeit dieser Bemerkungen unsere Volksliederbücher, unsere Kommersbücher, so wird man ganz überraschende Entdeckungen machen. Wie wenig von Schiller und Goethe ist in sie eingegangen! Wir haben nun einmal in unserem sogenannten Klassizismus keinen in lebendiger Verbindung mit dem Volke stehenden und arbeitenden Dichter und Schriftsteller.

Der Fehler wurde wohl erkannt und nach Kräften zu korrigieren gesucht: es waren die Romantiker, welche dieser Aufgabe sich unterzogen. Allein auch von ihnen haben wenige genug ihr Ziel erreicht; Brentano spendete einige Gaben, Arnim schaffte mit ihm alte Volksliederschätze im „Wunderhorn“ (1806) zu tage; die eigentliche lebendige Frucht reifte aber erst in dem Nachsommer der Romantik.

Uhland, Wilhelm Müller, Eichendorff — sie waren die Erben des romantischen Vermächtnisses. Namentlich der letztgenannte Dichter, Joseph Freiherr von Eichendorff, frischte die alten, halbverblichenen Buchstaben des Volksgesanges wieder auf und gab das Buch dann dem darob

verblüfften Volke zurück, welches nach einigem Buchstabieren den ihm geläufigen Text wieder lesen konnte und ihn las und — sang.

Was kümmerte es den Dichter, daß ihn die zunftmäßigen Literaten mißachteten und gar vollständig übersahen; er sah größere Garantie für ewiges Fortleben seiner Poesieen darin, daß sie vom Volksmunde gesungen wurden, als daß poesielose Literaten sie reichverziert in ihrem Bücherschranke verwahrten.

Auch einer anderen Klasse von Menschen, so allzeitig dauernd wie das Volk, hat der schlesische Sänger Lieder geschenkt, welche dem reinsten Verständnisse entsprangen: seine Lieder für den deutschen Studenten. Freilich, das Studentenleben von 1806 und 1807, wie es sich in Halle und Heidelberg[1]) in Eichendorffs Umgebung abspielte, war ein wesentlich anderes als heutzutage, und die Staffage zu seinen Liedern muß deshalb auch in vielen Punkten dem heutigen Empfinden fernstehen. Aber wir flüchten uns andererseits gerade mit innerem Vergnügen in jene goldene Zeit der alten Burschenherrlichkeit, die für immer entschwunden ist und die der Dichter nun wiederum uns vorzaubert.

In dem Gedicht „bei Halle" (gedichtet 1840)[2]) gedenkt er froh der Tage, da die Studenten „wie fahrende Ritter" ein jedes Haus mit einem schönen Fräulein als eine Ritterburg ansahen und die Ritter- und Minnesitten nachahmten. Nun sind die „Ritter" unter die Philister verschlagen worden, eine Wandlung, die in romantischem Sinne eine entehrende Veränderung ist. „Krieg den Philistern!" ist denn auch Eichendorffs Parole; der „verzweifelte Liebhaber" (gedruckt 1835)[3]), dem „Studieren nichts bringen will", wünscht, er wäre ein Gewappneter

„Und jagte alle Philister
Zur schönen Welt hinaus."

Dem Hasse gegen die Philister auf der einen Seite entspricht die Liebe zu dem schönen Geschlechte auf der anderen; die beliebteste Äußerung der Gefühle gegen das verehrte Wesen ist echt romantisch die Serenade. „Der Student"[4]) pflegt, wenn er müde vom Studieren, bei Mondenschein

„. . . . . . . zu musizieren
Vor der Allerschönsten Tür."

---

[1]) Er hat es in seinem autobiographischen Aufsatze „Halle und Heidelberg" (Vermischte Schriften. Paderborn 1866, Bd. II), anmutig geschildert.

[2]) Sämtl. Poet. Werke. 3. Aufl. Leipzig 1883, I, 163.

[3]) Ib. I, 204. — [4]) Ib. I, 11 (gedruckt 1834).

Und „in dem Ständchen“ [1]) ist die Situation ähnlich, nur tritt der Dichter aus seiner passiven Rolle heraus und mischt seine elegische Klage um die gestorbene Studentenliebe in das Lied. Viel kecker sind die Musensöhne in der „Studentenfahrt“; [2]) sie schweifen lustig durch die Welt, aber, bietet sich Gelegenheit, schleicht einer auch bei Nacht und Nebel zu „ihr“ und bittet:

„Riegl auf, riegl auf bei stiller Nacht,
Weil wir so jung beisammen sind!“

Daß das Wandern und die Freude an der Natur überhaupt allen Studenten bei Eichendorff eigentümlich ist, wenn es auch nicht überall ausgesprochen wird, versteht sich für einen Dichter vom Schlage des schlesischen Dichters eigentlich von selber. Am besten kommt die Wanderstimmung zum Ausdrucke in dem „Wanderliede der Prager Studenten“ [3]) mit seinem lateinischen Refrain. Das Lied ist eine Zierde unserer Kommersbücher, nicht nur wegen der duftigen Naturmalerei, sondern auch wegen seines individuellen Gehaltes; verherrlicht es doch eine Gruppe von Jüngern der Wissenschaft, welche in der östlichen Ecke Deutschlands am längsten das mittelalterliche Ideal fahrender Scholaren festhielten.[4])

Sie waren hervorragend musikalisch, diese Prager Studenten; sie zogen in kleinen Trupps durch das Land und konzertierten mit ihren Orchesterinstrumenten, worunter namentlich das Waldhorn eine Rolle spielte. So erscheinen auch die Urbilder der Prager Studenten bei Eichendorff, das Studentenkleeblatt im „Taugenichts“, mit Waldhorn, Klarinette und Oboe versehen. Sie tragen blaue, dunkle Mäntel, das Latein „fließt ihnen wie Wasser vom Munde“ und ihr Leben ist von ernsten Fährlichkeiten nicht bedroht. Im Semester essen sie um Gotteslohn bei den Kapuzinern; „dort finden wir unsern Tisch“, erzählt der eine, „und ist er auch nicht gedeckt, so steht doch für jeden ein voller Topf darauf, da fragen wir nicht viel danach und essen und perfektionieren uns dabei noch im Lateinischsprechen“. Und in der Vakanz „da wandern wir mit unseren Instrumenten unterm Mantel durch die Gassen zum Tor hinaus, und die ganze Welt steht uns offen“.

---

[1]) Jb. I, 216 (gedruckt 1833).

[2]) Jb. I, 195 (gedichtet 1809, gedruckt 1815).

[3]) Jb. I, 42 (gedruckt 1826).

[4]) Vergl. den Aufsatz über das Lied im „Münsterischen Anzeiger“, Nr. 441, 2.

Der individuelle Gehalt des Gedichtes hat es mit sich gebracht, daß es auch unter Eichendorffs Studentengedichten überhaupt einen besonderen Platz einnimmt. Auf dieses allein hat der sangesfrohe Mund akademischer Bürger eine Melodie erfunden, die noch bis heute erklingt. In diesen Versen lebt auch wirklich studentischer Sinn, während in den anderen Poemen der Student doch mehr oder minder eine Figur bleibt, welche nur zufällig diesen Namen trägt.

Oder sind nicht alle diejenigen Personen Lieblingsgestalten des Dichters, welche Liebe zur Natur, Freude am Gesang und an der Musik und Sinn für das Poetische besitzen? Eines fällt namentlich bei den Eichendorffischen Studenten auf, sie trinken verzweifelt wenig; der Student nimmt zwar zurzeiten

„einen Mund voll Rebensaft,“

aber was ist das für ein unbedeutendes Quantum! und zumal für den klassischen Vertreter des Durstes!

Kommt in den eigentlichen Studentenliedern das Studentische nun zwar wenig zum Ausdruck, so gibt es dennoch eine große Anzahl von Liedern Eichendorffs, welche dem Sinne nach ebensogut Eigentum der deutschen Musensöhne sind wie des deutschen Volkes überhaupt. Einen Sang wie „Wer hat dich, du schöner Wald“, oder „O Täler weit, o Höhen“ und „Wem Gott will rechte Gunst erweisen“ möchten wir ungern in unsern Kommersbüchern wie in unsern Volksliederbüchern missen.

Studenten hat Eichendorff auch sonst in seine Dichtungen, wie besonders in seine Romane und Novellen, mit Geschick eingeführt.

In dem Romane „Dichter und ihre Gesellen“ vertritt der Student Otto jene Gattung von Dichtern, welche die Poesie mit der Prosa des Lebens nicht in der richtigen Weise zu vereinigen wissen; so kommt er in Zwiespalt mit der Welt und mit sich selbst und endet im Elend.

Von der Tragik nichts mitbekommen hat der Hallenser Student Suzzius in der Novelle „die Glücksritter“. Es ist ergötzlich zu lesen, wie dieser Student aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges mit den Häschern umspringt, sie mit seinem „Bleistift“, d. i. eine lange Stange, durcheinanderwirbelt, am besten aber ist ein Besuch bei dem Bruder Studio auf seinem „Bau“; „ein ausgetrocknetes Tintenfaß, leere Bierflaschen, die als Leuchter gedient, Rappiere und ein alter Stiefel daneben, da hatt' er seine Wäsche drin“. Er selbst paßt wie geschaffen zu dieser Wirtschaft, „große, weitherausstehende Augen, eine lederne

Kappe auf dem zerzausten Kopfe, einen Strick um den Leib und lauter Bart, wie ein Eremit", das ist das Äußere dieses für unsere Begriffe vorsintflutlichen Musensohnes. Eichendorff ist zur Schilderung dieses Studentenidylls also auch in die Vorzeit geflüchtet, ein Zeichen, daß für ihn die Vergangenheit ebenfalls noch wenigstens vermeintliche Vorzüge besaß, die seiner Zeit fehlten.

Berichtigungen.

S. 7. Johannes statt Cornelius Veit.
S. 8. Collin starb am 28. Juli 1811.
S. 24. schwarzen statt schwaren.
S. 33. argumentum e silentio statt argumentum silentio.
S. 40. Eichendorffschen statt Eichendorffsten.

